
Der Salon für Literatur, Kunst
und Gesellschaft
Digitized by Google


CHARLES H. HACKLEY



Was sich liebt, das neckt sich!

Nach einem Originalgemälde von Hans Dahl.

Der Salon

für Literatur, Kunst und Gesellschaft.

Herausgegeben

von

A. H. Payne.

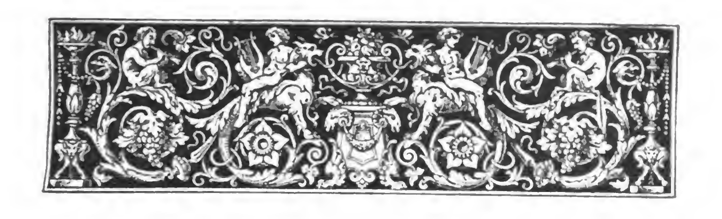
Band II. 1888.

Reudnitz bei Leipzig,
Verlag von A. H. Payne.
1888.

Inhalt des zweiten Bandes.

Kunstblätter.





Mein Freund Johannes.

Eine Ferien-Plauderei von **Georg Oertel.**

So war ich denn endlich dem trüben Dunste und dem betäubenden Lärm der Großstadt entflohen, hinaus in das stille Dorf, das weltverloren, abseits von der großen Heerstraße, fast versteckt im Tannenwalde liegt. Wie that den müden Augen das satte Grün so wohl, wie erquickend wehte die Luft vom Walde her! Ein Gefühl der Gesundung und Verjüngung überkam mich; und auf meines lieben Kindes blassen Wangen zeigte sich das erste leise Roth. —

Wie ist doch ein Sonntag auf dem Lande so viel feierlicher, als in der reichen, friedearmen Stadt, wo man vor dem Rollen der Räder kaum den Glockenklang zu hören vermag!

Die sauber gefegte Dorfgasse ist friedlich still, auf dem Acker draußen ruht die Arbeit; ein Gottesgrüßen geht durch das Land, ein Schauer der Ewigkeit durch die Herzen.

Wir saßen am Sonntag Nachmittage in der Geißblattlaube am Hause. Die Mücken spielten in der warmen Sommerluft, manchmal flog eine Taube mit trägem Flügelschlage vom Dach herab, sonst war's ganz still.

Mein Kind wollte die Sonnenstrahlen fangen, die durch die luftbewegten Blätter huschten. Wie oft wirst du noch nach flüchtigen Sonnenstrahlen greifen, du, mein liebes Kind! Und wie wir so saßen, erklang vom Dorfanger herüber die Weise einer Harmonika. Die Burschen kamen da zusammen am Feiertage und lauschten den Liedern, sangen wohl auch eins von den drei Burschen, die über den Rhein zogen, oder von Straßburg, der wunderschönen Stadt. Ich höre die alten Volksweisen so gern, wenn sie auch lange nicht mehr modisch sind. Der Spieler spielte sein einfaches Instrument mit Geschick und, was noch mehr sagen will, mit Verständniß. Wie wenige kennen heute das Lied noch, das wir einst so oft und gern sangen: „Was hab' ich denn meinem Feinsliebchen gethan?“ Wehmüthige Erinnerungen knüpfen sich an die einfache Weise; wenn ich sie höre, taucht vor meinem geistigen

Auge manch' Bild empor aus ferner, fröhlicher und trauriger Zeit. Als nun vom Anger her die Melodie ertönte, überkam mich's wie Träumen; Erinnerungen zogen an meiner Seele vorüber, und alle diese Erinnerungen ließen ein Bild lebendig werden in mir, das Bild meines Freundes Johannes. Ich lebte so ganz in meinen Träumen, daß ich eine Zeit lang nichts um mich sah und beachtete; erst als mein herziges Weib den Arm um meinen Hals schlang und mich zärtlich fragte: „Was träumst Du, mein Männchen? Woran denkst Du so?“ erwachte ich aus meinen Erinnerungen und antwortete ihr:

„Wenn ich die Melodie: Was hab' ich denn meinem Feinsliebchen gethan? höre, muß ich immer meines armen Freundes Johannes gedenken.“

„Armen Freundes?“ unterbrach mich mein Weib. „Weßhalb nennst Du ihn arm? Du hast den Namen schon so oft genannt und mir doch noch gar nichts von Deinem Freunde erzählt. Heute hast Du Zeit. Bitte, erzähle mir von ihm und sage mir, warum Du ihn arm genannt!“

Ich schlug die Bitte nicht ab; die Gestalten waren so lebendig vor meine Seele getreten, daß ich froh war, von ihnen erzählen zu können. Und während mein Kind am Boden mit den Sonnenstrahlen spielte, während die Klänge, durch die Entfernung gedämpft und verschönt, herüberzogen, begann ich:

Ich lernte meinen Freund Johannes in der Prima des Gymnasiums kennen. Er war von einer fremden Schule zu uns gekommen. Vater und Mutter hatte er verloren, ehe er sie noch recht gekannt. Sein Vormund hatte redlich seine Pflicht gethan, indem er sein Vermögen ehrlich und sorgfältig verwaltete; daß es noch andere Pflichten eines Vormundes gab, wußte der brave Mann nicht.

So war denn Johannes aus einer Pension in die andere, aus einer Stadt in die andere gekommen; was ein Heim, ein Vaterhaus sei, hatte er nicht erfahren. Freundlich war er wohl fast allerorten aufgenommen und behandelt worden, da er nicht arm war und sein Vormund pünktlich Geld sandte; aber Liebe hat er nimmer gefunden. Er war auch wenig fähig, Liebe zu erwecken. Still und verschlossen ging er seines Weges; er sprach nur, was nöthig war; von dem, was in seinem Innern vorging, erfuhr niemand etwas. Dazu war er ungeschickt und linkisch; kein Wunder, daß er bald die Zielscheibe des Spottes seiner Kameraden wurde. Den Spott trug er ruhig, entweder lächelte er oder schien ihn gar nicht zu merken; nur einmal, als ein vorlauter Judenjüngling ihn unaufhörlich peinigte, sah ich, daß sein Gesicht todtenbleich ward und ein Blick den Spötter traf, der ihn verstummen machte. Dieser Spott war auch die Ursache, daß wir einander näher traten.

Ich habe es nie ansehen können, wenn die große Masse feig und schadenfroh über einen einzelnen herfiel, auch auf der Schule nicht, wo es gerade am häufigsten vorkommt. Als er sah, daß ich mich seiner annahm, schloß er sich mir näher an, nicht als ob er sein Inneres mir erschlossen hätte, aber er ging mit mir aus der Schule nach Hause, besuchte mich dann und wann und lud mich dann und wann zu einem Sonntags-Spaziergange ein. —

Im Unterrichte gehörte er zu jenen Schülern, die übersehen und falsch beurtheilt zu werden pflegen, weil sie sich nach keiner Seite hin auszeichnen. Er that seine Pflicht und arbeitete still vor sich hin. Nur die Mathematik war ihm ein Buch mit sieben Siegeln. Wie oft schüttelte der alte Mathematikus den Kopf über den Primaner, der sich mit dem besten Willen nicht in den Logarithmen zurecht finden konnte, dem in der Algebra x und y trotz aller Lösungs-Versuche stets unbekannte Größen blieben; wie oft hielt er dem armen Johannes vor, daß er in mathematicis noch auf vorpythagoräischem Standpunkte stehe. Es half alles nichts. Ich versuchte manchmal, ihn in die Geheimnisse der freien Kunst einzuführen, aber ich gab die Versuche bald genug auf, da sie regelmäßig mißlangen. Dagegen hielt der Religionslehrer, ein alter, würdiger Herr, große Stücke auf ihn, nicht nur, weil er der einzige in der Klasse war, welcher Theologie studiren wollte, sondern auch weil er sich in den Religionsstunden thatsächlich auszeichnete.

Ich vergesse die Worte nicht, die der alte Herr an ihn richtete, als wir beide nach abgelegter Maturitäts-Prüfung von ihm Abschied nahmen. Er legte die zitternde Hand auf die Schulter meines Freundes und sagte: „Sie müssen erst noch lernen die Augen aufzuthun, aber lassen Sie sich dann nicht blenden von dem grellen Lichte! Sie müssen noch geschliffen werden. Und das Herz wird Ihnen noch oft weh thun. Aber mir scheint, als wüßten Sie schon etwas von dem wahren Lichte und von der rechten Schleifmühle.“ —

Weihnachten kam und wir Schüler rüsteten uns zur Heimreise. Als ich Johannes fragte, wo er das Fest feiern würde, lächelte er wehmüthig und antwortete: „Wo soll ich es feiern? Zu Hause, in meiner Stube.“ Und als ich weiter fragte, ob er nicht in seines Wirthes Familie den heiligen Abend zubringen werde, erzählte er mir, daß er dies wohl in früheren Jahren gethan, aber gar bald bemerkt habe, daß er gerade an solchem Abende als Fremdling angesehen werde, seitdem sei er in seinem Stübchen geblieben, und nur die erleuchteten Fenster und die abendlichen Glockenklänge hätten ihn an das Fest gemahnt. Ich empfand tiefes Mitleid mit meinem armen Freunde und bat ihn, mit mir zu reisen und mit mir in der Stille meines ländlichen Vaterhauses das Fest zu feiern. Wie ein Sonnenblick ging es über sein Gesicht, freudig sagte er zu; und als der ersehnte Tag des Schulschlusses gekommen, eilten wir selbander dem Bahnhofe zu.

Das Dorf, in dem mein seliger Vater Pfarrer war, liegt im Gebirge, zwei Stunden von der Bahnstation entfernt. Da gab es noch rechte Winter, nicht solche, wie in der Stadt drinnen, wo der Schnee sich so schnell in Schmutz verwandelt und der Schlitten mühsam über das Pflaster keucht. Ein herrlicher Wintertag war's. Inspektors Schlitten erwartete uns am Bahnhofe, und pfeilschnell flogen wir auf spiegelglatter Bahn der Heimat zu. Auf dem Felde glitzerten tausend und abertausend Diamanten, geheimnißvoll und still lag der winterliche Wald, von den Bäumen, deren Aeste sich beugten unter des Schnees kühler Last, ging ein eigenthümliches Flüstern durch das Land, selten nur huschte ein einsamer Vogel durch das Gezweig. Da habe ich meinen Freund zum ersten Male wahrhaft heiter gesehen. Er lachte

mit mir und scherzte mit dem alten Kutscher, der uns die wenigen Neuigkeiten aus dem Dorfe eifrig berichtete; man merkte es ihm an, daß er sich glücklich fühlte.

Wir feierten ein frohes Fest. Auch Johannes hatte seinen Platz unter dem Christbaume; die Mutter ließ es sich nicht nehmen, ihm, wie uns Kindern, Stollen und Pfefferkuchen zu bescheeren. Dem fröhlichen Feste folgten Tage heiterer Geselligkeit. Wir waren ein lustiges Völkchen, meine Schwestern, die Scholaren vom Rittergute, — die ja wenig Arbeit hatten, während der Frost in der Erde und der Schnee auf dem Felde war, und vor allem Inspektors Lieschen, die unser aller Liebling war. Sie war ein zartes, liebliches Mädchen, noch halb Kind. Wie oft habe ich die zarte Röthe ihrer fast durchsichtigen Wangen, wie oft die seltsam großen Augen bewundert, in die man so tief, so tief hineinschauen konnte! Ich wußte noch nicht, daß diese Röthe, daß diese unergründlich tiefen Augen des frühen Todes sichere Boten waren. Wir liebten sie alle; in ihrem Wesen war etwas inniges, etwas anziehendes, dem niemand widerstehen konnte, auch mein Freund Johannes nicht. Wenn wir abends im Inspektorate oder bei uns daheim allerhand spielten, wußte er es immer einzurichten, daß er neben Lieschen zu sitzen kam. Dann überraschte ich ihn gar oft, wenn er, alles um sich vergessend, auf seine liebliche Nachbarin blickte. Lieschen wehrte die stille Huldigung nicht ab, sie hatte Mitleid mit ihm, von dessen einsamer, liebeleerer Jugend ich ihr erzählt hatte. Dann und wann musizirten wir, wir sangen freilich nicht die langweiligen Duette und die Bravourstückchen, auf welche die modernen höheren Töchter dressirt werden, einfache Volkslieder waren's, die wir einzeln oder gemeinsam zum Klavier sangen. Mein Freund hatte wenig Sinn für Musik, wenn aber Lieschen eines jener anspruchslosen Lieder sang, da war er ganz Ohr, da schien es, als wolle er jeden Ton in sich aufnehmen. Von all den Liedern, die sie mit ihrer milden Stimme sang, mochte er: „Was hab' ich denn meinem Feinsliebchen gethan?" am liebsten hören. Ich konnte seinen Geschmack nicht recht begreifen, aber er behauptete, nie etwas schöneres gehört zu haben. —

Wie schnell doch solche Tage vergehen! Wie im Fluge eilten sie dahin. Und wenn's ans Abschiednehmen geht, da will's uns schier dünken, als hätten wir eben erst zum Grüßgott die Hand gereicht. Johannes klagte über die Flüchtigkeit der Zeit, er versicherte, daß ihm die beiden Ferienwochen schneller vergangen seien, als eine einzige Mathematik-Stunde. Wir mußten zur Abreise rüsten. Am letzten Abende waren wir alle noch beisammen. Wir sangen: „Morgen muß ich fort von hier!" und „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus." Recht lustig waren wir alle nicht, am wenigsten aber mein Freund Johannes; ja, als Lieschen noch einmal seine Lieblingsweise sang:

„Die hohen, hohen Berge, das tiefe, tiefe Thal!
Jetzt seh' ich mein Feinsliebchen zum allerletzten Mal."

da ging er leise hinaus. Ich sah es ihm an, daß er geweint hatte, als er wieder ins Zimmer trat. Dann kam das Abschiednehmen.

„Auf Wiedersehen, im Frühling!" rief Lieschen noch zur Thür hinein. —

Johannes sprach selten mit mir von meinem Vaterhause, aber er versäumte es nie, am Sonnabend zu mir zu kommen, wußte er doch, daß ich an diesem Tage regelmäßig aus der Heimat Nachrichten bekam. Dann konnte ich ihm die Grüße übermitteln, die die Meinen und Inspektors Lieschen ihm zu senden pflegten.

Als der Schnee schmolz und der Vorfrühling seine ersten Boten ins Land schickte, kam die Nachricht, daß Lieschen infolge einer Erkältung erkrankt sei. Meine Schwester schrieb ruhig darüber, man hatte ihr wohl die Gefahr verheimlicht. Ich sagte Johannes nichts davon, weil ich selbst nur an vorübergehendes Unwohlsein glaubte. Einer der nächsten Briefe enthielt zwei Schneeglöckchen, das eine von Lieschen für meinen Freund gepflückt. Ich habe nie erfahren können, wo er dies Blümchen geborgen, aber ich weiß, daß er es noch nach Jahren besessen hat. —

Die bangen, langen Wochen vor Ostern waren endlich vergangen und wieder ging's heim. Ich brauchte Johannes nicht erst einzuladen, es verstand sich von selbst, daß er mit mir ging. Ein trüber Aprilabend war's, als wir wieder dem heimischen Dorfe zufuhren. Wie viel schöner war doch der sonnige Wintertag gewesen! Zerrissene Wolken jagten am Himmel, sie gingen so tief, als wollten sie sich auf die Erde senken; der Frühlingssturm zerzauste die Bäume und fegte dumpf heulend über das ängstlich bangende Land. Wir sprachen wenig, auch Friedrich auf dem Bocke war heute stiller, als sonst. Endlich fragte ich ihn, wie es im Dorfe ginge. Er wußte wenig zu berichten. Plötzlich drehte er sich um und sagte:

„Von Inspektors Lieschen, das wissen Sie wohl?"

„Was meinen Sie denn?" fragte ich wieder.

„Nun, daß sie krank ist!" gab er zur Antwort.

„Ja, das weiß ich", sagte ich, „aber es ist doch nicht gefährlich?"

Der alte Kutscher schüttelte den Kopf und antwortete: „Das haben sie auch alle geglaubt, bis vor acht Tagen. Da hat sie sich gelegt; ein Doktor kam und noch einer, zuletzt gar ein Professor, aber sie haben alle die Achseln gezuckt und sind wieder gegangen. Es wird die galoppirende Schwindsucht sein. Der Inspektor ist ganz außer sich, er geht nicht von ihrem Bette weg und hat ihre Hand immer in der seinen."

Friedrich schwieg, das alte treue Auge war feucht. Und Johannes? Als er das schreckliche Wort vernommen, schüttelte es ihn, wie Frost, sein ohnehin blasses Gesicht ward erdfahl. Ich sprach mit ihm, aber er antwortete nicht. —

Als wir daheim ankamen, erfuhren wir bald genug, daß Friedrich uns die volle Wahrheit gesagt. Das liebe, herzige Mädchen lag auf dem Sterbebette. Mein Vater war bei ihr gewesen; er erzählte, wie ruhig sie sei, wie ergeben sie dem Tode ins Auge sehe, welch innige Frömmigkeit er in dem brechenden Herzen gefunden. Als wir hinüber gingen in das Inspektorat, hörten wir, daß es besser, viel besser gehe. Wir erzählten, was wir gehört, fröhlich daheim. Aber meine Mutter schüttelte traurig den Kopf, sie wußte, daß dies das letzte Aufleuchten war vor der langen, langen Nacht. —

Am Ostersonntage ward sie begraben. Bei uns daheim ist es

Sitte, daß der Sarg noch einmal geöffnet wird, ehe man ihn ins Grab senkt. So haben wir sie denn noch einmal gesehen. Wie ein Engel lag sie da, unter Blumen gebettet. In den kleinen, bleichen Händchen hielt sie einen Schneeglöckchenstrauß, die Wangen schienen rosig angehaucht, in den Zügen waren keine Schmerzensspuren; „sie liegt da, als ob sie schliefe“, sagten die Leute.

Was mein Vater am Grabe gesprochen, weiß ich nicht, ich mußte auf Johannes blicken, der thränenlos, aber krampfhaft zitternd neben mir stand. Seine Augen blickten in das Leere hinaus, als suchten sie etwas, das sie doch nicht finden konnten. Als die Träger den Sarg in die Gruft gleiten ließen, brach die Ostersonne siegreich durch die Wolken. Dumpf fiel die Erde auf den Sarg, die wir als letzte Spende hinunterwarfen; Johannes zuckte zusammen, als er den Ton hörte, dann weinte er bitterlich. Es fiel keinem auf, es weinten ja alle, die das Mädchen gekannt. —

Ich hielt inne. Aus meines Weibes Augen tropften die Thränen. Die Sonne war hinter dem Hause verschwunden, und da mein Kind nun keine Strahlen mehr hatte, die es fangen konnte, war es zur Mutter gekommen und hatte das Köpfchen in den Schoß gelegt. Als wir hinblickten, merkten wir, daß die sonnenmüden Aeuglein zugefallen waren.

„Ich will den Kleinen in sein Bettchen bringen“, sagte mein Weib. „Wenn ich wiederkomme, erzählst Du mir weiter! Nicht wahr?“

* * *

Die Dämmerung war heraufgezogen. Am graublauen Himmel leuchtete hier und da ein Sternlein auf, zuerst kaum sichtbar und wieder verschwindend, dann heller und glänzender; und während die Schatten der Nacht sich tiefer und dunkler auf das tagesmüde Land senkten, waren sie alle heraufgezogen, die leuchtenden Lichter der Nacht. Vertraulich blitzten und blickten sie herein in die Geißblattlaube, in der es nun dunkel, tiefdunkel geworden.

Draußen war es ganz still; selten huschte mit lautlosem Flügel ein Nachtvogel vorüber; nur der nimmermüden Heimchen Gesang klang vom nahen Felde. Ich hatte gehört, wie mein Kind drinnen sein Abendgebet sprach, wie es seinem Mütterlein ein „Behüt Dich Gott!“ nachrief. Dann kam mein Weib zu mir heraus. Das Windlicht, das sie mitgebracht, löschten wir wieder aus. Mein Weib lehnte sich an meine Schulter. Ich fragte, ob es ihr kühl sei; sie antwortete:

„Nein, aber wenn ich mich so fest an Dich schmiege, überkommt mich ein süßes Gefühl der Sicherheit und des Daheimseins!“

Ich legte meinen Arm um sie und drückte ihr einen leisen Kuß auf die Stirn.

„Nun aber erzähle mir weiter!“ bat sie dann. „Wie ist es Deinem armen Freunde denn gegangen? Hat er den Schmerz überwinden können? Hatte er das todte Liebchen wirklich geliebt?“

„Du fragst mich viel, mein liebes Weib“, antwortete ich. „Ob er sie wirklich geliebt hat, weiß ich nicht. Darf man das erste im Herzen des werdenden Jünglings aufwallende Gefühl Liebe nennen? Sie war

das erste Mädchen, das ihm freundlich entgegen kam, gerade in einer Zeit entgegen kam, in welcher das Gefühl für weiblichen Liebreiz zu erwachen pflegt. Wie oft verwechselt man in jener Zeit ein flüchtiges Interesse, einen vorübergehenden Wunsch mit Liebe? Eines weiß ich, daß er sie, so lange ich ihn kannte, nicht ganz vergessen hatte; ich weiß aber auch, daß ihr Bild nach nicht zu langer Zeit von einem anderen in den Hintergrund gedrängt wurde.

Die Zeit ist die beste Trösterin; — wenn sie auch manchen Schmerz nicht zu heilen vermag, so lindert und mildert sie ihn doch. Das erfuhr auch mein Freund Johannes.

Wir traten in das letzte Jahr unserer Gymnasialzeit ein; die Maturitäts-Prüfung stand unmittelbar bevor. Da gab es viel zu denken und zu arbeiten, und bald war für jene Erinnerungen keine Zeit mehr übrig. Wir arbeiteten viel gemeinschaftlich und unterstützten uns gegenseitig. Für die Sommerferien hatte ich Johannes wieder eingeladen, aber er hatte abgelehnt. Er hatte zwar keinen Grund angegeben, aber ich merkte ihm an, daß er sich vor den Erinnerungen fürchtete und drang nicht in ihn. Als ich schon in das Coupé eingestiegen war, kam er in großer Hast auf den Perron geeilt und übergab mir einen herrlichen Kranz von weißen Rosen für Lieschens Grab. Ich habe ihn auf den Hügel gelegt, den des Vaters Liebe zu einem Blumenbeete umgewandelt hatte.

Der Winter kam. Wir konnten an nichts anderes denken, als an unser Examen. Merkten wir doch von Tag zu Tag mehr, wie viel uns noch fehlte, wie unermeßlich groß das Wissensgebiet sei, in dem wir zu Hause sein sollten. Noch heute ist es mir schier unbegreiflich, wie die vielen Zahlen und Formeln, die lateinischen Redeblumen und die griechischen Verbalformen alle im Gedächtnisse haften konnten. Während wir anderen aus unseren mannigfachen Befürchtungen kein Hehl machten, sondern tagtäglich das sokratische: „Ich weiß allein, daß ich nichts weiß!“ wiederholten, war Johannes still und sah, wie es schien, den bangen Tagen mit großer Ruhe entgegen. Und doch ließen seine mathematischen Kenntnisse, oder vielmehr das Nichtvorhandensein derselben, das Schlimmste befürchten.

Die Zeit des Hangens und Bangens ging vorüber, die Marterwoche der schriftlichen Prüfung lag hinter uns, wir waren sämmtlich zum mündlichen Examen zugelassen worden. Nun kam der ersehnte und gefürchtete Tag. Wir zogen zum ersten Male den schwarzen Frack an und traten zitternd und bebend in den Schulsaal ein, in dem nicht nur das ganze Lehrer-Kollegium, sondern auch der Schulrath aus dem Ministerium unserer harrte.

Ich will Dir nun nicht die Einzelheiten des Examens erzählen, die Dich ja wenig interessiren würden. Von Stunde zu Stunde nahm unsere Befangenheit ab, wir wurden zuversichtlicher und waren in der Frühstückspause alle darüber einig, daß wir uns die ganze Sache viel schlimmer vorgestellt hätten. Mein Freund Johannes zeichnete sich vor allen aus, seine Antworten waren sicher und treffend, wie wir es nie von ihm erwartet hatten. Der gefürchtete Tag nahm ein fröhliches Ende. Die hohe Prüfungs-Kommission hatte uns alle für reif erklärt. Das Hochgefühl, welches die Brust eines Schülers an solchem Abende

schwellt, kannst Du nicht recht ermessen; man muß selbst lange Jahre hindurch auf der Schulbank gesessen haben, um die Wonne mit empfinden zu können, die das Wort maturus in sich schließt.

Nun lag die ganze, weite, sonnige Welt, das lockende Leben vor uns. Wir dünkten uns frei, wie der Vogel in der Luft zu sein. Keine Schulglocke rief uns mehr ins dumpfige Zimmer, kein langweiliges Exerzitium bannte uns mehr an den Schreibtisch; nahe, ganz nahe winkte sie schon, die heißersehnte, frohbegrüßte akademische Freiheit. Und wenn auch unser Hoffen überschwenglich war und ihm manche Täuschung folgen mußte, es war doch eine selige Zeit. Johannes schien diese Freude weniger, beinahe gar nicht zu empfinden, in seinem Wesen war keine Aenderung bemerkbar, er blieb still und in sich gekehrt nach wie vor. Das gab zu mancherlei Scherzworten Veranlassung. Die Kameraden erzählten, er sei am Tage nach dem Examen wieder ruhig zur Schule gewandert und habe erst an dem leeren Klassenzimmer gemerkt, daß er nicht mehr hinein gehöre. Ich gewann selbst die Ueberzeugung, daß er ein Sonderling sei. —

Wir wollten beide die ersten Semester in Jena studiren. Ich ging hin, um den Zaubertrank studentischer Lust dort in der lieblichen Saalstadt in vollen Zügen zu schlürfen, Johannes, weil ich hin ging. Die Saalbahn war noch nicht ganz vollendet; wir wanderten selbander von Großheringen das Saalthal hinauf. O, wie geht das Herz mir auf, wenn ich an die Dornburg denke, von der Goethe so gern ins lachende Land geschaut, von der ich zum ersten Male die lieblichen Ufer des Zauberflusses, die walddunklen Berge mit ihren Burgen, die blühenden Städte im Thale begrüßte! Der lateinische Segenswunsch am Burgthor, den Goethe verdeutscht:

„Kommst Du als Wand'rer vorbei, segne die Pfade Dir Gott!"

schien eigens für uns bestimmt.

Das war ein herrlicher Sommer in Jena. Jeder Tag bot neue Reize. Wie im Traume lebte ich dahin. Alle Sorgen, alle Erinnerungen und Befürchtungen hatte der lustige Wind verjagt, der die Saale herauf weht. Nur das sonnige Heute lud zum Genusse, an das Gestern und Morgen wurde nimmer gedacht. Ich war Mitglied der Burschenschaft geworden und hätte es gern gesehen, wenn Johannes mir gefolgt wäre, weil ich glaubte, daß das Verbindungsleben ihn abschleifen und aus einem Sonderlinge zu einem normalen Menschen machen würde.

Mit vieler Mühe nur konnte ich ihn dazu bewegen, einem Kneipabende beizuwohnen. Auf dem Heimwege aber sagte er zu mir mit einer ihm sonst fremden Sicherheit:

„Zu solchen Dingen tauge ich nicht!"

Vielleicht hatte er ganz recht. So kam es denn, daß wir uns weniger oft begegneten, daß unsere Wege etwas auseinander gingen. Am Sonnabend aber stellte sich Johannes regelmäßig bei mir ein, wie er es vom Gymnasium her gewöhnt war. Dann wanderten wir den Strom hinauf und hinunter, nach dem Fuchsthurme und dem Hausberge, nach den poesieumwobenen Dörfern in der Nähe und zogen abends, uns mit Fackeln den Pfad beleuchtend, heim.

Wie im Fluge war das Semester verschwunden. Johannes wollte eine größere Reise nach dem westlichen Thüringen und nach dem Fichtelgebirge unternehmen und dann mich besuchen; ich hatte mich entschlossen ihm bis Orlamünde das Geleit zu geben und von da meine Heimfahrt anzutreten.

Es war ein sonniger Augustmorgen, als wir aus den alten Mauern hinaus, flußaufwärts nach Kahla zu, wanderten. Die ganze Welt war in Licht und Sonnenschein gebadet, in den Gärten leuchteten die Rosen in üppiger Fülle; aber schon kündeten die gemäheten Garben, daß das Jahr seinen Höhepunkt überschritten.

Wir rasteten in dem freundlichen Städtchen, dessen eng aneinander gebaute Häuser, mit den leuchtenden rothen Dächern, sich um das Kirchlein schmiegen, wie Schutz suchende Kinder um die Mutter. Wir stiegen die Leuchtenburg hinan und blickten vom hohen Luginsland hinab in den prächtigen Gottesgarten. Tief unten schlängelte sich die fröhliche Saale durch die sattgrünen Wiesen, an den in Bäumen fast versteckten Dörfern vorbei, im Osten dehnten sich die herrlichen, dunklen Wälder, aus denen der Thurm des Schlosses, das sein Gründer „fröhliche Wiederkunft“ nannte, nur wenig emporragt, und auf der anderen Seite drüben grüßte vom Berge herab die Kemenate, der letzte armselige Rest des prächtigen Schlosses der Grafen von Orlamünde.

Wie mächtig predigt doch dieses schmucklose Gebäude die Nichtigkeit und Vergänglichkeit aller irdischen Größe!

Orlamünde, das thüringische Bethlehem war unser Wanderziel. Die Stadt hat einen eigenen Zauber; sie kommt mir vor, als sei das Welttreiben von ihr fern geblieben, als sei sie noch eine letzte Erinnerung an märchenhafte Vorzeit.

Es wollte schon dunkel werden, als wir die Straße hinauf gingen, am Himmel glühte das letzte Abendroth. Die Kinder spielten noch auf den Gassen, an den Hausthüren saßen die Alten und schauten ihnen zu. Wir wurden freundlich gegrüßt, als wären wir daheim. An einem Wirthshause an der Straße blieb Johannes plötzlich stehen und hielt mich am Arme zurück. Ich konnte dem Hause nichts besonderes ansehen, es war ein bescheidenes, kleinstädtisches Schänkhaus. Bald aber hörte ich, weßhalb mein Freund stehen geblieben. Aus dem Garten, der neben und hinter dem Hause war, erklang eine liebliche Mädchenstimme, und was sie sang, — wir täuschten uns nicht, — es war das alte Lied: „Was hab' ich denn meinem Feinsliebchen gethan?“ Johannes lauschte und als der Gesang geendet, fragte er mich:

„Wollen wir nicht einmal hinein gehen?“

Ich hatte nichts dagegen; wir schritten durch das leere Haus in den Garten. Auch hier war niemand zu sehen, außer der Sängerin, die eben ihre Näharbeit zusammengerafft hatte, um in das Haus zu gehen. Sie begrüßte uns mit der den Thüringern eigenen anheimelnden Freundlichkeit, brachte uns ein Windlicht hinaus und was wir sonst gewünscht. Dann setzte sie sich zu uns, fragte nach Reiseziel und nach der Heimat und plauderte mit uns über dies und das. Es kamen noch einige Gäste, Bürger aus dem Städtchen, die sich in eine geschützte Laube setzten; Marianne — wir hatten ihren Namen schnell erfahren, — war mit allen gleich freundlich, mir wollte es freilich nicht

recht gefallen, daß manche der jüngeren Gäste allzu vertraulich mit ihr waren und sie diese Vertraulichkeit nicht im mindesten abwehrte. Wir erfuhren auch bald, daß ihr Vater längst gestorben sei, daß sie mit ihrer Mutter allein wirthschafte, daß die letztere heute nach Rudolstadt gefahren sei und erst spät wiederkomme. Sie sagte alles so naiv, daß ich mich selbst darüber wunderte, wie ich darauf kam, in ihren Worten etwas verfängliches zu finden. Johannes bat sie, noch einmal das Lied zu singen, das wir gehört. Sie sträubte sich nicht lange. Ich konnte mich selbst dem Zauber nicht entziehen, es klang so weich und so neckisch:

„Die tiefen, tiefen Wasser, die haben keinen Grund
Laß ab von der Liebe! Sie ist Dir nicht gesund."

Meinem Freunde sah ich's nur zu deutlich an, daß Lied und Sängerin ihn zauberhaft umstrickt hielten. Er bat sich die letzte Strophe noch einmal aus. Gerade als sie die Worte sang: „Jetzt seh' ich mein Feinsliebchen zum allerletzten Mal!" erlosch das Licht. Ein frühwelkes Blatt war vom Baume gefallen und hatte das Licht getödtet. Es war spät geworden, wir ließen uns vom Hausknecht in unser Zimmer geleiten; beim Abschiede gab sie freundlich jedem die Hand. Meines Freundes Hand hielt sie einen Augenblick fest, als wollte sie ihm etwas sagen. Oben fragte mich Johannes:

„Wie hat Dir Marianne gefallen?"

Ich merkte, welchen Eindruck sie auf ihn gemacht und antwortete: „Sie ist ganz entschieden ein hübsches Mädchen!"

„Das meine ich nicht", antwortete er, „ich möchte wissen, wie Dir ihr Wesen gefallen hat."

Als ich mit der Antwort zögerte, fügte er hinzu:

„Mir ist sie so vorgekommen, als habe sie in ihrem Wesen viel Aehnlichkeit mit Lieschen."

Ich mußte lächeln. Welch ein Unterschied zwischen dem zarten, fast überzarten blassen Mädchen und der kerngesunden Thüringerin, auf deren schwellenden Lippen das Lächeln wohl nie erstarb! Das Lied war es gewesen, das diese Erinnerung wach gerufen. Ich machte kein Hehl aus meinen Gedanken; Johannes sagte nichts mehr. Von unten herauf klang es noch einmal: „Sie hat einen anderen viel lieber noch als mich!" Ob sie es uns, ob sie es den späten Gästen gesungen, ich weiß es nicht. —

Am Morgen trennten sich unsere Wege, ich wandte mich heimatwärts, Johannes wollte weiter stromauf nach Rudolstadt und Schwarza ins Thüringer Land hinein. In spätestens vier Wochen wollte er seine Reise beenden und bei mir sein. Als aber vier Wochen vergangen waren, kam ein Brief von ihm aus Jena, in dem er mir mittheilte, daß er seine Reise abgekürzt habe und wieder in die Universitätsstadt zurückgekehrt sei, er könne mich nicht besuchen, da er durchaus nicht in der Stimmung sei, und ich müsse ja wissen, wie er ein trauriger Sklave seiner Stimmungen sei. Das wußte ich freilich, aber ich las zwischen den Zeilen noch etwas anderes; ich hatte eine bestimmte Ahnung, daß seine frühe Rückkehr nach Jena erfolgt sei, weil Orlamünde nahe war. Meine Ahnung hatte mich nicht betrogen. Als ich

nach Jena kam, sagte er mir offen, daß er noch ein paar Tage in Orlamünde geblieben und bald wieder dahin gekommen sei. Ich legte vertraulich die Hand auf seine Schulter und fragte ihn warm und innig: „Lieber Hans, sage mir offen, liebst Du denn Marianne?“ Er schlug die Augen nieder, aber antwortete fest und ruhig:

„Ich kann ja eigentlich an solche Dinge noch nicht denken, aber ich glaube, ich liebe sie.“

Wir sprachen selten von ihr; ich weiß nicht, wie es kam, das Gefühl, welches ich für meinen Freund empfand, war eher Mitleid als Mitfreude. Ich wanderte einmal allein nach Orlamünde hinauf, um sie zu beobachten. Sie war freundlich und zutraulich, wie damals, sie sprach viel von meinem Freunde, aber es schien mir so, als mache sie sich lustig über ihn. Dann wieder glaubte ich ihr unrecht zu thun und meinte, daß ihr neckisches Wesen in mir den Verdacht erregt hätte.

Es war November geworden. So lange ich wieder in Jena war, war Johannes selten nach Orlamünde gekommen. Da ich vermuthete, daß er meinetwegen weniger oft dorthin gegangen war, wollte ich ihm einmal einen Gefallen thun und holte ihn selbst zu einer Fahrt nach dem Städtchen ab. Warum mußte ich gerade an jenem Tage auf den unseligen Gedanken kommen? Rauh wehte der Novembersturm, als wir den Berg hinauf stiegen. Graue Wolken jagte er vor sich her, wie der Wolf die Heerde.

„Wenn der Sturm nachläßt, bekommen wir Schnee“, meinte der alte Holzsammler, mit dem wir nach der Stadt gingen.

Wir traten ins Haus, die Thür der Gaststube war angelehnt, diese selbst leer, aber aus dem Nebenzimmer klang fröhliches Lachen und Gläserklingen. Wir lauschten. War das nicht Mariannes Stimme?

„Singen Sie uns etwas!“ rief eine männliche Stimme, und: „Singen, singen!“ wiederholte ein lärmender Chorus.

Dann wurde es einen Augenblick still, aber nur einen Augenblick, dann hörten wir neckisch und lieblich, wie damals, Mariannes Stimme:

„Was hab' ich denn meinem Feinsliebchen gethan?“

Ich blickte nach meinem Freunde Johannes, der saß und lauschte mit verhaltenem Athem, dann flüsterte er mir gepreßt und hastig zu:

„Das ist Marianne!“

Nach dem zweiten Verse verstummte das Lied, ein vielstimmiges Profit erschallte.

„Komm!“ rief mir mein Freund zu.

Ich suchte ihn vergebens zurück zu halten. Er ging auf die Thür zu und öffnete sie schnell. Um eine dampfende Bowle saßen Jenenser Korpsstudenten, mitten unter ihnen Marianne. Sie hatten ihr künstliche Blumen ins Haar gewunden, der eine der Studenten hatte den Arm um sie gelegt, wir sahen deutlich, daß sie sich gegen diese und andere Zärtlichkeiten nicht gesträubt. Wie sie so dasaß, geröthet vom Weine, den funkelnden Becher in der Hand, — o sie war schön, aber schön wie die Bacchantinnen, unheimlich, widerlich. Als sie uns gesehen, stand sie auf und hüpfte lächelnd auf uns zu, als wäre nichts geschehen. Ein Korpsstudent setzte Johannes wegen des eigenmächtigen Oeffnens der Thür zur Rede, sie tauschten die Karten. Ich hatte noch nie gesehen, daß mein Freund so ruhig und sicher auftrat, wie an

jenem Tage. Er hat sich auch brav geschlagen, draußen in Zwätzen, und seinem Gegner einen tüchtigen Denkzettel gelassen an Orlamünde und die schöne Marianne. Noch mehr wunderte ich mich darüber, daß er ruhig mit dem Mädchen sprach. Er bestellte eine Flasche Wein und trank sie hastig aus. Dann bat er mich, mit fort zu gehen, da ihm der Boden unter den Füßen brenne. Als wir hinaus traten, hörte ich noch, wie eine Mädchenstimme meines Freundes Namen rief. Es war Mariannes Stimme. Ob er den Ruf nicht gehört, ob er ihn nicht hören wollte, ich weiß es nicht. Wir gingen schweigend thalwärts. Des Sturmes Todtensang war verstummt und aus den grauen Wolken, die sich zusammengeballt zu einer schweren, bleiernen Decke, fiel leise der erste, kalte Schnee — —

Ein seltsames Geräusch störte mich. War es der Nachtwind, der durch die Blätter ging? War es ein scheuer Nachtvogel, der durch das Gezweig huschte? Vom Thurme schlug die Uhr. Es mußte bald Mitternacht sein. Mein Weib schlang die Arme um mich und flüsterte:

„Komm, laß uns hinein gehen! Es wird so kühl hier, mich schauert!“ —

* *
*

Der Nachmittag des folgenden Tages war trübe und regnerisch. Wir saßen an dem Fenster unseres niedrigen Stübchens und schauten in die Dorfgasse, über welche selten nur und eilig ein lebendes Wesen huschte. Kein Lüftchen regte sich draußen, leise, ganz leise ging der Regen nieder, leise klopfte und rauschte es in den Blättern, leise rieselte und tropfte es aus den Rinnen. Die Melodie des leise fallenden Regens hat etwas eigen wehmüthiges. Ich dachte dessen, davon ich gestern erzählt, und ohne daß ich's recht wußte und wollte, summte ich die Weise vor mich hin, die mir gestern die Erinnerung an meinen Freund herauf gezaubert hatte. Mein Weib horchte auf und fragte mich dann:

„Aber sage mir doch, wie es denn kommen konnte, daß Dein Freund nicht früher bemerkt hatte, daß das Mädchen seiner unwürdig sei?“

„Ich sehe“, antwortete ich, „daß ich Dir Johannes recht schlecht geschildert habe. Seine Augen waren noch nicht geöffnet, er war in der Welt überhaupt noch nicht recht daheim. Das Lied hatte es ihm angethan, liebe Erinnerungen waren in ihm geweckt worden und das Mädchen, das sie in ihm geweckt, hatte einen eigenen Reiz, vor dem auch Klügere und Weltgewandtere vielleicht nicht sicher gewesen wären.“

„Warum hast Du ihn nicht gewarnt?“ unterbrach mich mein Weib.

Ich lächelte und sagte: „Weißt Du denn selbst nicht, wie Verliebte sind? Sie ignoriren Thatsachen, die ihnen nicht passen, sie schlagen die vernünftigsten Gründe in den Wind. Was hatte ich denn vorzubringen? Nichts als unbegründete Empfindungen! Konnte nicht ebensogut mein leiser, gegenstandsloser Verdacht die Folge einer persönlichen Voreingenommenheit, einer augenblicklichen Stimmung sein? Daß ich im stillen nicht mit seinen Fahrten nach Orlamünde einverstanden war, das merkte er, auch ohne daß ich es ihm sagte.“

„Nun sage mir das eine noch“, unterbrach mich wieder mein Weib, „wie er diesen neuen Schmerz ertragen hat.“

„Wie er ihn ertragen, weiß ich nicht!“ antwortete ich. „Er hat nie wieder ein Wort von Marianne gesprochen, aber verschlossener und menschenscheuer ward er von Tag zu Tage. Sein Studium war das einzige, wofür er noch Interesse zeigte; so oft ich zu ihm kam, traf ich ihn bei den Büchern, und es fiel mir schwer genug, ihn von Zeit zu Zeit aus seinen Arbeiten heraus zu reißen. Ich fürchtete für seine Gesundheit, schmalbrüstig und bleich war er von jeher gewesen, und beides schien mir mehr zu als ab zu nehmen. Als im Vorfrühlinge die Dorfkinder mit den ersten Schneeglöckchen hausiren gingen, schmückte er jeden Winkel seines Zimmers mit Schneeglöckchensträußen, und als ich mich über die frühen Kinder des Lenzes freute, nahm er ein Buch aus seinem Schreibtische und zeigte mir ein getrocknetes Schneeglöckchen mit den Worten:

„Sieh 'mal, wie hübsch sich das gehalten hat!“

Es war das Blümchen, das ihm vor zwei Jahren Inspektors Lieschen gesendet hatte. Wir kamen bald darauf ganz auseinander und sind seitdem nie wieder auf längere Zeit zusammen gekommen. Er machte sein Examen später als ich; ich erfuhr aus einem seiner spärlichen Briefe, daß er es glänzend bestanden hatte und als Hauslehrer in eine gräfliche Familie nach Rußland gehen wollte. Zwar suchte ich ihn von der Verwirklichung dieses Planes abzuhalten, da meiner Meinung nach mein armer, menschenscheuer, linkischer Freund am wenigsten zur Uebernahme solcher Stellung geeignet war, aber er ließ sich nicht davon abbringen. „Es wird Zeit, daß ich mich in der Welt zurecht finde“, schrieb er mir wieder. Als er mir dann kurz darauf von Rußland aus zu meiner Verlobung gratulirte, schrieb er mir freilich, daß er doch lieber mir hätte folgen sollen, aber er hat die zwei Jahre, zu denen er sich verpflichtet hatte, redlich ausgehalten.

Dann traf ich noch einmal mit ihm zusammen — es sind nun zwei Jahre her — als ich eine Ferienreise nach Thüringen machte. Weißt Du noch? Unser Kind war noch zu klein, ich wollte nicht allein gehen, aber Du redetest mir so freundlich zu, daß ich noch einmal den Staub des Katheders und der Schreibstube von der Lunge und dem Herzen abschütteln sollte. Als ich damals vor der Zeise auf dem alten Jenenser Markte saß und noch einmal die schöne Studentenzeit an meiner Seele vorüberziehen ließ, da kam auf einmal Johannes den Markt herauf. Er hatte eben sein zweites Examen hinter sich und war nun Predigtamts-Kandidat. Wir plauderten ein paar Stunden miteinander, das heißt, ich fragte vieles und er antwortete wenig. Wie es ihm in Rußland ergangen sei, konnte ich nicht erfahren. „Ich danke Gott, daß ich fort bin“, war sein ganzer Bericht. Und als ich ihn um Einzelheiten bat, sagte er bittend:

„Laß mich, mein guter Freund, selbst die Erinnerung ist mir schrecklich!“

Mir schien es, als sei er in der Fremde noch scheuer und stiller, auch blässer und kränklicher geworden. Ich fragte ihn, ob er schon Aussicht auf ein Pfarramt habe. Da erzählte er mir denn, daß der Konsistorialrath, dem er nach bestandenem Examen einen Besuch gemacht,

ihn veranlaßt habe, sich um eine erledigte Pfarrstelle in der Rhön zu bewerben. „Aber, guter Johannes, was willst Du, Studir-Stubenpflanze, in der rauhen Rhön?“ fragte ich dazwischen.

„Dieselbe Frage richtete ich auch an mich“, antwortete er, „und in etwas anderer Form an den Konsistorialrath, der aber sagte lächelnd, daß er glaube, gerade diese Stelle sei für mich passend und umgekehrt. Nun habe ich angehalten und habe sie auch bekommen, ohne Probepredigt, ich war nämlich der einzige gewesen, der sich dazu gemeldet hatte.“ —

„Fühlst Du Dich denn auch kräftig genug, Hans?“ fragte ich weiter. „Soviel ich weiß, stellen die Pfarrämter da oben auch große Anforderungen an die physische Kraft.“

„Auch das habe ich erwogen“, sagte er, „und zu größerer Sicherheit einen Arzt konsultirt. Dieser untersuchte mich genau und meinte dann lächelnd, er müsse auch von seinem Standpunkte aus dem Herrn Konsistorialrath vollkommen recht geben. Und so will ich denn morgen früh hinauf in die Berge, die nun meine Heimat sein sollen.“

Ich wünschte ihm reichen Segen auf seinen Weg in das unbekannte Land und bat ihn, mir öfter zu schreiben, als er bisher gethan. Aber lächelnd sagte er:

„Ich kann Dir's nicht versprechen, ich kann keine Briefe schreiben. Was ich schreiben möchte, kommt mir nicht in die Feder, und was ich geschrieben habe, möchte ich am liebsten sofort wieder ausstreichen.“

Mein Freund Johannes war doch ein Sonderling geblieben. —

„Seitdem hast Du nie wieder von ihm gehört?“ unterbrach mich mein Weib.

Ich antwortete: „Nein! Ich kann nicht einmal sagen, ob er noch in der Rhön ist, ob er überhaupt noch lebt.“

„Da weißt Du auch nicht, ob er verheiratet ist?“

Ich mußte lächeln. Mein Freund Johannes ein Ehemann, der Gedanke war komisch!

„Warum lachst Du denn?“ fragte mein Weib. „Vielleicht würde ihn gerade eine rechte Frau vernünftig und glücklich machen.“

Ich war eben im Begriffe mit einem auf unsere Ehe bezüglichen Scherzworte zu antworten, als meine Aufmerksamkeit durch eine Erscheinung auf der Dorfgasse in Anspruch genommen wurde. Ein Fremder war in dem stillen, versteckten Dorfe etwas ungewöhnliches, wohin mochte er wollen? Er schien unbekannt zu sein, er beschaute sich die Häuser, als wollte er sie daraufhin prüfen, ob der darin wohnen könne, den er suchte. Endlich traf er auf ein lebendes Wesen. Ich sah, wie er sich mit dem Dorfwächter unterhielt und wie dieser bei der Antwort auf das Haus, in dem ich wohnte, ja, wie mir's schien, sogar auf das Fenster, an dem ich saß, deutete. Mir wurde es etwas ungemüthlich zu Muthe. Sollte etwa ein Besuch mich verfolgen in die Stille, in welche ich mich nach langer Mühe gerettet hatte? Es konnte kaum anders sein, der Fremde, dessen Gesicht noch vom Regenschirm verdeckt war, der aber nach seiner ganzen äußeren Erscheinung ein Oekonom sein mußte, ging direkt auf unser Haus zu. Ich zerbrach mir den Kopf, wer der Besuch sein könne, fand aber in meinem Bekanntenkreise nicht eine einzige ähnliche Persönlichkeit und gab mich damit

zufrieden, daß der Besuch doch auch meinem Wirthe gelten könne. Bald aber merkte ich, daß ich mich in dieser Hoffnung getäuscht hatte, denn nach kurzem Zwiegespräche mit meinem Wirthe tappte der Unbekannte die Holzstiege herauf. Als die Thür sich aufthat und der Fremde mit einem „Grüß Gott!“ in das Zimmer trat, da durchzuckte mich zuerst ein Schrecken, als sähe ich eine Erscheinung, dann aber sprang ich auf, lief dem Manne entgegen und rief ihm zu: „Hans, alter, guter Freund, bist Du's denn wirklich?“

Und Hans kam mir entgegen und rief mit zitternder Stimme:

„Nun, wer denn sonst? Du kennst mich wohl nicht mehr?“

Nun, ein Wunder war es nicht, daß ich meinen alten Freund nicht auf den ersten Blick erkannt hatte. War das denn der alte, bleiche, engbrüstige Johannes noch? Die Züge waren dieselben, aber wie ganz anders war der Ausdruck geworden. Die Augen, die sonst so fremd in der Welt herum schauten, waren klar und frisch geworden, ein Ausdruck männlicher Festigkeit und voller Genesung lag auf dem gebräunten, rothwangigen Gesichte. Und wie kam die Stimme so voll, so frisch aus der breiten, gewölbten Brust! Ich konnte ihm nicht genug meine Verwunderung über die Veränderung ausdrücken, die mit ihm vorgegangen. Er hörte lächelnd zu und sagte:

„Das macht die gute Luft auf unsern Bergen und die gute Pflege in meinem Hause!“

„In Deinem Hause?“ fragte ich. „Wer pflegt Dich denn da so gut? Etwa der Pfarrknecht, den ihr da oben habt?“

„Wer soll mich denn pflegen?“ fragte Johannes wieder. „Wer pflegt Dich denn?“

Da stand ich auf und legte meinem alten Genossen die Hand auf die Schulter: „Du bist doch nicht etwa verheiratet?“

Und Johannes stand auch auf und stellte sich mir entgegen und fragte: „Du hast doch nichts gegen die Sache einzuwenden?“

„Nein, nein, alter Freund!“ sagte ich: „Nun erklärt sich ja Deine Veränderung.“

Mein Weibchen aber lächelte und sagte triumphirend: „Siehst Du, Mann, daß ich immer recht habe!“

* * *

Johannes war bald heimisch bei uns geworden, selbst mein Junge, der sich zuerst vor dem fremden Onkel scheu hinter Mamas Schürze geflüchtet, ward zutraulich, als ihm der Onkel die Schachtel gab, die er vorsichtiger Weise mitgebracht hatte. Bald spielte er sogar mit seinem Hute und ließ sich die Uhr ans Ohr halten, die natürlich viel schöner tickte, als die seines Papas.

„Sei mir nicht böse“, sagte mein Freund, „daß ich Dich hierher in Dein Tibur verfolgt habe. Aber ich mußte zu Dir, eine wichtige Angelegenheit führte mich her, derentwegen ich Dich bis ans Ende der Welt verfolgt hätte.“

„Und welches ist diese Angelegenheit?“ fragte ich.

„Das kann ich Dir erst sagen, wenn ich alles erzählt habe“, war die Antwort.

Da bat ich ihn denn zu erzählen, und er sträubte sich nicht lange, besonders da mein Weib ihre Bitten mit den meinen vereinte:

„Am Morgen nach dem Tage, als wir uns vor zwei Jahren in Jena trafen, begann ich meine Bergfahrt in die hohe Rhön. Das Pfarrdorf, welches mir nun Heimat sein sollte, liegt drei Stunden von der Bahnstation entfernt, ich hatte deßhalb meine Ankunft dem Dorfschulzen gemeldet und fürchtete nun schon einen Empfang mit Schulkindern, Gemeinderäthen, wohl gar mit Festjungfrauen. Gott sei Dank, meine Besorgniß war unnöthig. Als ich ausstieg, kam mir ein alter Bauer entgegen, zog die Mütze und fragte:

„Sein's der neue Pfarr' von Höhnstädt?“

Und als ich die Frage bejaht, fügte er, mir die Hand schüttelnd, hinzu: „Nun, dann sein's von Herz'n willkomm'n, ich bin der Schulz daher!“

Er nahm mir meinen Koffer ab und fragte mich, wo die übrigen Gepäckstücke seien. Ich sagte ihm, daß die Bücher nachkämen.

„Und die Möbel?“ fragte er.

Ja, die Möbel, an die hatte ich nicht im mindesten gedacht. Bisher waren meine Zimmer stets möblirt gewesen, der Gedanke, daß ein vollständig leeres Haus meiner warte, war mir gar nicht gekommen. Ich machte dem Schulzen gegenüber kein Hehl aus meiner Verlegenheit und der gute Mann wußte Rath. Wir gingen zu einem Tischler im Städtchen. Unterwegs fragte ich, wie viel das Pfarrhaus Zimmer habe, damit ich mich mit meinen Bestellungen danach richten könne. Der Schulz sah mich fragend an und sagte:

„Wollen's denn in alle Stub'n Möbel machen lassen? A Wohnstub' und a Schlafstub', mein' ich, wär'n genug. Lassen's das übrige, wenn a Frau Pfarr'in einzieht!“

Nun, ich machte meine Bestellungen, es war ein Glück, daß der Schulze dabei war, denn ich hatte über den Schränken und Kästen das Bett vergessen. Auf einem Breschwagen, wie ihn hierorts die Fleischer haben, fuhren wir nach Höhnstädt hinauf. Ich ward arg zusammengerüttelt, denn der Wagen hatte keine Federn und der Sitz hing nur zwischen den Wagenstangen. Aber eine heilsame Folge hatte die Bergfahrt. Der Braten, den mir die Frau Schulzin zum Einzugsschmause bereitet, mundete mir viel, viel besser, als die Delikatessen, vor denen ich manchmal draußen in Rußland saß.

Der Schulze nannte mir zuerst die Leute, bei denen ich Besuch machen müßte. Du wunderst Dich? Mag das Dorf auch noch so klein sein, seine Rangliste hat es doch. Dann erzählte er mir von den eingepfarrten Dörfern, und ich erschrak nicht wenig, als ich erfuhr daß das eine „zwa Stund'“, das andere „noch a Viertelstund' drüber“, entfernt sei. Wie sollte ich Schwächling das aushalten? Nun der Arzt mußte es wissen, ihn traf die Verantwortung. Auch die Frage wurde erörtert, ob ich die Felder, die zu dem Pfarrgute gehörten, selbst bewirthschaften oder verpachten wollte. Der frühere Pfarrer hatte das erstere gethan, und der Schulze rieth mir auch dazu:

„Wenn's verpachten, kriegen's nimmer a Geld, d'Leut sein arm und meinen, der Pfarr' brauch's am wenigsten. Wenn's aber wirthschaften woll'n, können's zwa Kühe halten, auch wohl drei. Da

nehmen's wohl den Pfarrknecht wieder, der versteht sein' Sach' und, was seine Frau ist, die kann die Weibsleute-Arbeit machen, bis die Frau Pfarr'in einzieht."

Was nur der Mann mit seiner Frau Pfarrerin hatte! Bis auf diese Anspielungen mußte ich dem Manne recht geben. Vorläufig hatte ich noch nichts damit zu thun, die anstehende Ernte war auf dem Halme versteigert worden und bis zum Beginne der Arbeit für das nächste Jahr dauerte es noch geraume Zeit. Die erste Woche verging mir langsam genug. Ich machte die Besuche, die mir der Schulze vorgeschrieben hatte, das heißt, ich ging zu den Bauern, sagte, wer ich sei, setzte mich, sah den Bauer an, der Bauer sah mich an, und nach einigem beiderseitigen Hüsteln und Räuspern empfahl ich mich wieder. Nach und nach ward ich ganz muthlos, was sollte ich mit den Leuten reden, die mich ebensowenig verstanden, wie ich sie? Ich bin niemals in meinem Leben unzufriedener gewesen, als mit meiner ersten Predigt in Höhnstädt, obwohl ich so lange daran gearbeitet hatte, wie kaum an einer anderen. Ich sah es den Leuten an, daß sie mich nicht verstanden, und wenn auch der Schulze mir versicherte, daß ich „grausam schön" gepredigt hätte, ich wußte, daß er mich auch nicht verstanden hatte und es vielleicht gerade deßhalb sagte. Was half mir nun all meine Gelehrsamkeit? Ich sah, daß ich hier nicht nur vieles lernen, sondern auch vieles vergessen mußte. Da dachte ich daran, daß der Konsistorialrath mir gesagt hatte, ich solle mich, wenn ich irgend Rath und Hilfe bedürfe, an meinen Amtsnachbar, den Pfarrer in Lindenbruch, wenden.

Es war ein herrlicher Septembertag, als ich mich dahin aufmachte. So sonnige Tage, wie wir auf unseren Bergen haben, kennt ihr im Niederlande gar nicht. Da ist alles in Licht getaucht, über die Höhen und durch die Thäler flutet es golden, und selbst der dunkle Wald ist von glänzendem Schimmer umwoben. Fröhlich wanderte ich bergauf und bergab, je länger ich ging, desto weiter ward mir das Herz, und bald sang ich alter, grießgrämiger Patron das einzige Lied, das ich kannte und singen konnte. Du kennst es noch, nicht wahr?

Bei meinem Amtsnachbar fand ich, was ich suchte. Wenn ich ihn auf der Straße gesehen hätte, ich würde ihn eher für alles andere als für meinen Amtsbruder gehalten haben. Weder ein schwarzer Rock noch eine weiße Binde erinnerte an sein Amt. Aber sein offenes, vertrauenerweckendes Wesen, die milde Freundlichkeit und biedere Herzlichkeit, mit welcher er mich empfing, bewirkten bald, daß ich zu ihm wie zu einem Bruder, wie einst zu Dir, sprach. Ich klagte ihm offen meine Sorge, daß ich fürchtete, von den Leuten nicht verstanden zu werden, und er rieth mir, daß ich viel unter die Leute gehen, sie nicht nur des Sonntags in der Stube, sondern auch auf dem Acker und in der Scheune aufsuchen sollte, daß ich bei den Geringeren in der Gemeinde noch mehr lernen könne, als bei den Honoratioren, die mir der Schulze genannt. Das Wort, das er mir zuletzt sagte, enthält eine Fülle homiletischer und pastoraler Weisheit:

„Sie müssen den Leuten zeigen, daß Sie ein Herz für sie haben, dann werden sie auch ein Herz haben für das, was Sie ihnen sagen und bringen!"

Wir sprachen auch von der Bewirthschaftung des Pfarrgutes und Pfarrer Scheuner war ganz der Meinung des Schulzen.

„Freilich, Lehrgeld wird's kosten!" meinte er lächelnd. „Aber Sie haben einen tüchtigen Pfarrknecht, der Ihnen manches beibringen wird. Und wenn Sie sonst nicht recht weiter wissen, da kommen Sie zu mir!"

Während unseres Gespräches war des Amtsnachbars Tochter Therese in das Zimmer getreten, ein hohes, schmuckes Mädchen mit einfachen, aber edlen Zügen. Die klare Stirn kündete scharfen Verstand, aus den schönen, großen Augen sprach warmes, tiefes Gefühl; an dem ruhigen, sicheren Auftreten merkte man, daß sie, schon früh der Mutter beraubt, auf sich selbst angewiesen war. Obgleich alles an ihr darauf hindeutete, daß die Arbeit ihr Lebenselement war, war doch über ihrem ganzen Wesen eine wahre Vornehmheit ausgebreitet. Sie begrüßte mich mit unbefangener Freundlichkeit und betheiligte sich an dem wirthschaftlichen Gespräche. Ich mußte ihre Klugheit und ihr richtiges Urtheil bewundern; gern hätte ich auch über etwas anderes mit ihr gesprochen, aber es gelang mir nicht, ein Gespräch zu beginnen. Als ich Abschied nahm, kam es mir schon vor, als gehörte ich zu dem Hause; das Gefühl des Verlassenseins war mit einem Male geschwunden.

Ich begann nun, meines Amtsnachbars Rath zu befolgen und ging in den Dörfern meines Kirchspiels von Haus zu Haus. Ich fragte, wie es den Leuten ginge, sprach über Ernte und Viehstand, dann über Kinderzucht und Eheleben, und die Leute, die mir erst so verschlossen gegenüber gestanden hatten, brachten mir bald ihr volles Vertrauen entgegen. Ich fand, daß viel Unmittelbarkeit, viel Mutterwitz und Gutmüthigkeit bei ihnen war, und daß sie auch empfänglich waren für das, was ich ihnen bringen sollte. Wie viel Noth und Elend fand ich auf den kahlen Bergen! In mancher Hütte fehlte schon längst das Salz zu der alten, ungesunden Kartoffel, manches Kind saß fast nackt auf dem bereiften Anger vor dem Hause. O, wie freute ich mich, daß ich manche Noth lindern konnte! Ich nahm mir vor, mit meinem geringen Gehalte und dem Ertrage meiner Wirthschaft auszukommen, damit ich, was ich sonst besaß, den Armen und Elenden meiner Gemeinde geben könne. Diesen meinen Entschluß theilte ich bei einem meiner Besuche meinem Amtsbruder mit, der lächelte dazu und sagte:

„Junger Freund, da müssen Sie allerdings tüchtig rechnen!"

Ich nahm mir vor, dies zu thun, und als ich mit meinem guten Pfarrknechte Hans am nächsten Markttage nach Hause kam, brachte ich mir ein paar große, dicke Kontobücher mit. Ich sehe, daß Du lächelst. Nicht wahr, Du erinnerst Dich meiner Schwäche in der Mathematik? Das Rechnen kam mir auch erst schwer an und ich machte manches dumme Zeug. Einmal stimmte meine Milchrechnung nicht, ich sann nach und konnte den Fehler nicht entdecken, bis mir endlich Hans sagte, daß ich die im Hause verbrauchte Milch nicht mit gerechnet hätte. Meinen Hans ließ ich wirthschaften, wie er wollte, oder vielmehr er wirthschaftete selbst, wie er wollte. Zuerst fragte er mich: „Was thu' ich heut?" Dann änderte er seine Frage um: „Möcht' ich heut' nit dies oder das thun?" Später begnügte er sich damit, zu sagen, was er thun wolle; endlich hielt er auch dies für unnöthig.

Er hatte auch eine Fertigkeit, mich zu kleinen Arbeiten zu verwenden, freilich hat er es oft genug bitter bereut, denn ich machte selten etwas zu seiner Zufriedenheit. Zu tadeln wagte er mich nicht, aber er schüttelte den Kopf, wenn er sah, was ich angerichtet hatte. Ich hatte in der Regel wöchentlich einmal etwas in Lindenbruch zu fragen; es gab ja so viel neues im Amte und in der Wirthschaft, und wenn es nichts gab, so wurde etwas gesucht; kurz, mir fehlte etwas, wenn ich nicht in Lindenbruch gewesen war. Traf ich den Herrn Amtsbruder nicht an, was nicht selten geschah, so plauderte ich mit Fräulein Therese. Je mehr ich mit dem Mädchen verkehrte, desto mehr schwand meine schülerhafte Befangenheit; sie ist, ohne es zu wissen und zu wollen, meine Lehrmeisterin geworden.

Der Winter, der rauhe, unheimliche Berggast, wollte nimmer weichen. Wie einsam war mir's in meinem stillen Hause an den langen, langen Abenden! Nichts hörte ich stundenlang als das Knistern im Ofen und das Heulen des Windes in der Esse, manchmal mußte Hans des Abends bei mir bleiben, es war doch ein lebendes Wesen, aber der gute Knecht schlief bald ein und ich hatte nichts erreicht, als daß sein Schnarchen als dritter Ton zu dem Knistern und Windesheulen hinzu kam. Die Bücher halfen auch nichts, sie kamen mir hier oben in meinem Gebirgsdorfe recht schal und leer vor.

Endlich, endlich schmolz der Schnee auf den Höhen und das Eis ging auf den Bächen; die grünen Spitzen des Wintergetreides schimmerten durch die dünne, weiße Decke. Keinen Winter mehr wollte ich allein in meinem Hause zubringen, das hatte ich mir fest vorgenommen. Aber wer sollte mir im nächsten Winter Gesellschaft leisten?

Am ersten sonnigen Frühlingstage war's, die Sonne schien so warm schon, so hell, als sei nun der Winter überwunden. Ich war so dankbar für diesen ersten Lenzesgruß. Die Lerchen jubelten in der Luft, mir war's, als sollte ich mit einstimmen in ihr Sieges- und Hoffnungslied. Pfarrer Scheuner hatte mich noch nicht besucht, er hatte gemeint, daß ein Besuch erst dann angenehm sei, wenn man im neuen Heim vollständig zu Hause geworden sei. Für den ersten Frühlingstag hatte er mir auf mein inständiges Bitten endlich seinen Besuch versprochen. „Ob sie wohl kommen werden?“ fragte ich mich selbst und schaute wohl hundert Mal aus dem Hofthore hinaus nach der Straße, die von Lindenbruch führt. Meine Hoffnung hatte mich nicht getrogen, sie kamen, der Pfarrer und sein Töchterlein. Sie merkten es wohl meinem Empfange an, wie herzlich ich mich ihres Kommens freute. Therese schaute sich im Zimmer um und auf meine Frage, wie es ihr gefiele, sagte sie ruhig:

„Es kommt mir noch ein bißchen öd' vor in Ihrem Pfarrhause!“

Und der Vater fügte hinzu:

„Man sieht, daß die weibliche Hand fehlt.“

Das Wort war ohne jede Absicht gesprochen, aber ich ward roth wie ein Schulbube, als hätte ich selbst etwas unpassendes gesagt. Die beiden lieben Leute blieben lange bei mir, da sie sahen, wie gern ich sie bei mir hatte. Als sie dann gingen, begleitete ich sie bis an die Grenze meines Kirchspiels. Der Mond war aufgegangen; es war der Vollmond vor Ostern.

Wir gingen still nebeneinander; die Mondnacht in unserem Gebirge hat eine eigene Hoheit, daß der Mensch in ihrem Anschauen verstummen muß. Beim Abschiede reichte mir Therese die Hand und sagte:

„Sie kommen doch nach dem Feste herüber?"

Es war das erste Mal, daß sie mich einlud, und ich war stolz darauf. Daheim merkte ich erst, wie recht sie gehabt, mein Zimmer war mir nie so öde vorgekommen wie heute. Der Entschluß ward fest in mir: Therese solle mein Weib werden. Wird sie mich alten, ungeschickten, häßlichen Burschen haben wollen? Wird der Vater sein Kind, seines Hauses Glanz, dem wildfremden Menschen dahin geben? Solche Fragen bewegten mich während des Festes, und ich mußte alle Selbstbeherrschung anwenden, um nicht in meinen Predigten von anderen Bildern und Gedanken gestört zu werden.

Am Abende des zweiten Feiertags machte ich mich auf den Weg. Es war ein rechter Osterabend, ein Abend zu einem Emmausgange. Die Welt lag so weit, so friedvoll vor mir; die Höhen waren umzogen von blauem Duft, aus den Thälern kamen geheimnißvoll die Nebel heraufgezogen und vom Walde her rief das erste heimgekommene Vöglein.

Therese empfing mich allein, den Vater hatte eine Amtspflicht noch einmal hinausgerufen. Was ich sonst mit Freuden begrüßt hätte, heute war mir's nicht gerade recht. Ich hatte mir die Rede, die ich an meinen Amtsnachbar halten wollte, so schön einstudirt und wußte nun nicht, was ich Therese sagen sollte. Sie fing von dem und jenem an, aber das Gespräch stockte, ich konnte es nicht fortsetzen. Endlich löste sich das Wort von meinem Herzen: „Ich habe jetzt recht empfunden, wie öde mein einsames Haus ist. Therese, wollen Sie, — willst Du, meine liebe Therese, die Oede aus meinem Hause bannen, willst Du mit mir hinauf gehen nach Höhnstädt und mein herziges Weib werden?" Und Therese versteckte ihr Köpfchen an meiner Brust und flüsterte, indem sie mit ihren großen, klaren Augen zu mir emporschaute:

„Wie gern, wie unendlich gern will ich's, mein Johannes!"

Was wir dann noch gesagt, das brauche ich nicht zu erzählen, Du weißt es ja selbst, mein lieber, alter Freund! Und so ist's denn gekommen, daß noch vor der Heuernte das Höhnstädter Pfarrhaus die Pfarrfrau bekam, die der Schulz prophezeit hatte."

Johannes schwieg. „Was ist denn nun aber die wichtige Angelegenheit, derentwegen Du hier bist?" fragte ich ihn.

„Das hätte ich beinahe vergessen!" antwortete er. „Das Pfarrhaus Höhnstädt hat nämlich seit ungefähr zwei Monaten einen dritten Bewohner bekommen. Da wird es denn Zeit, daß ich diesen neuen Bewohner taufen lasse, sonst muß ich mir selbst den Mahnzettel zuschicken. Du weißt ja, lieber, alter Freund, daß ich mutterseelenallein in der Welt gestanden habe, bis ich mein Weib bekam. Du bist der einzige, der mir wie ein Bruder gewesen ist. Willst Du meinem lieben Kleinen Taufzeuge sein?"

Und als ich es fröhlich bejaht, fügte er hinzu:

„Da aber ein gehorsamer, guter Ehemann nicht ohne seine Frau

reist, so ist die werthe Frau Gemalin auch hierdurch feierlichst in das Höhnstädter Pfarrhaus geladen."

Mein Kind hatte aufmerksam zugehört und wandte sich mit der vorwurfsvollen Frage an die Mama:

„Und wer bleibt bei mir?"

Onkel Johannes aber nahm den Kleinen in die Höhe und sagte:

„Nun, Du gehst natürlich auch mit!"

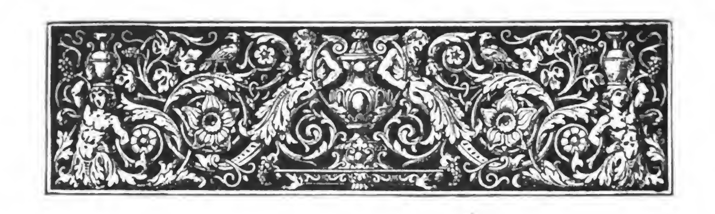
„Fahren wir da mit der Eisenbahn?" fragte er weiter.

„O, nicht nur mit einer, mit vielen, vielen Eisenbahnen!" sagte der Onkel.

Da jubelte das Kind vor Freude und hüpfte in dem Zimmer umher. — —

Draußen hatte der Regen aufgehört. Strahlend ging die Sonne unter, den Wolkensaum mit rosigem Schimmer umkleidend; die Blumen dufteten frisch, fröhlich des wiedergeschenkten Sonnenlichtes, sangen die Vögel in den Zweigen. Auf der Dorfgasse zogen die Burschen mit der Harmonika und die Straße herauf klang die Weise des Liedes: „Was hab' ich denn meinem Feinsliebchen gethan?" —





Joseph Freiherr von Eichendorff.

Zu seinem hundertjährigen Geburtstage von **Richard George.**

Die Zeit, in welcher wir leben, ist, wenn wir sie uns genau betrachten, eine derb-realistische. Der Realismus zieht sich wie ein rother Faden durch die gesammten Erscheinungen des modernen Kulturlebens; er tritt uns entgegen, wohin wir blicken: die sozialen Verhältnisse werden durch ihn bestimmt und bedingt; der Kampf um das Dasein macht den einzelnen zum rücksichtslosen Feinde der Gesammtheit; überall sind die materiellen Interessen die maßgebenden; die große Masse hat keinen Sinn für das Ideale, Schöne; Freundschaft, Liebe, Uneigennützigkeit, selbstlose Hingabe sind nur selten zu finden, und auch die moderne Kunst, vor allem die moderne Literatur ist in den Dienst des Materiellen getreten.

In einer solchen Zeit darf es uns nicht wundern, wenn ein Dichter wie Eichendorff, ein Hauptvertreter der Romantik, nicht die gebührende Anerkennung findet, da der Gegenwart in der Mehrzahl ihrer Vertreter das Verständniß für seine dichterische Eigenart fehlt. Wir leben im Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität, des religiösen Skeptizismus und des nüchternen Materialismus. Die kritisch-zersetzende Thätigkeit der Naturwissenschaften hat in den Gemüthern den Sinn für die Romantik getödtet; die modernen Menschen lachen in ihrer Mehrzahl über Hamlets Ausspruch: „There are more things in heaven and earth than are dreamt of in your philosophy", und gerade dieser macht das Wesen der Romantik aus, wie sie in der Eichendorffschen Muse zum Durchbruch kommt.

Eichendorffs dichterisches Streben ist auf das Phantastische, Wunderbare, das Uebernatürlichscheinende gerichtet, das hier und da mit einer leichten Mischung des Schauerlichen auftritt. Ein Grundzug seiner vorwiegend lyrischen Natur ist die harmonische Uebereinstimmung des Grundgedankens seiner Poesien, mit der sie umgebenden Außenwelt. Neben den Bildern an sich, die Eichendorff durch seine Gedichte in der Gefühlswelt des Lesers und Hörers hervorzaubert, liegt ihr Reiz gerade in diesem Einklange mit der Natur. Wir werden unver-

sehens in den ganzen Zauber einer träumerischen Sternennacht versetzt, hören das Bächlein rauschen, nehmen die süßen Geheimnisse, die Wald und Gebirge für ein zartbesaitetes Gemüth in sich tragen, in uns auf und folgen dem Dichter in seine Traum- und Zauberwelt.

Die sprachlichen Mittel, deren sich Eichendorff in seinen Gedichten bedient, sind die denkbar einfachsten; er springt vielfach willkürlich mit dem Rhythmus um, vermeidet Härten und Reimfehler nicht ängstlich, überall sprudelt jedoch seine Poesie leicht und fließend, ein schönes Abbild seiner unverwüstlichen Jugendnatur; er hat stets „so recht aus voller Brust und Lust gesungen“, und wir können uns nicht versagen, einige seiner Lieder für sich selbst sprechen zu lassen:

„Wohin ich geh' und schaue,
In Feld und Wald und Thal,
Vom Berg' hinab in die Aue:
Viel schöne, hohe Fraue,
Grüß' ich Dich tausendmal.

In meinem Garten find' ich
Viel Blumen, schön und fein,
Viel Kränze wohl draus wind' ich,
Und tausend Gedanken bind' ich,
Und Grüße mit darein.

Ihr darf ich keinen reichen,
Sie ist zu hoch und schön,
Die müssen alle verbleichen,
Die Liebe nur ohne Gleichen,
Bleibt ewig im Herzen steh'n.

Ich schein' wohl froher Dinge
Und schaffe auf und ab,
Und ob das Herz zerspringe,
Ich grabe fort und singe,
Und grab' mir bald mein Grab.“

Welche Tiefe des Gemüthes, welche harmlose Naturfreude spricht sich nicht in dem herrlichen Morgengruße Eichendorffs aus:

„Fliegt der erste Morgenstrahl
Durch das stille Nebelthal,
Rauscht erwachend Wald und Hügel,
Wer da fliegen kann, nimmt Flügel!

Und sein Hütlein in die Luft
Wirft der Mensch vor Lust und ruft:
Hat Gesang doch auch noch Schwingen,
Nun, so will ich fröhlich singen!“

Um ein derartiges Gedicht in der rechten Weise zu genießen, muß man freilich ein gefühlvolles Herz besitzen und sich in der rechten Stimmung befinden, denn die meisten Eichendorffschen Gedichte durchzieht ein eigenthümlicher Zug, der wie gesagt im allgemeinen mit dem modernen Zeitgeiste nicht harmonirt; es liegt in ihnen harmlose Naturfreude, inniges Empfinden, tiefe Wehmuth, allen ist Zartheit, Weichheit gemein, und diese charakteristischen Eigenschaften erscheinen dem

nüchternen Sinne der Modernen als verwerfliche Süßlichkeit. Sie sind jedoch in der Literatur vollständig existenzberechtigt, da sie in der menschlichen Empfindungs-Tonleiter vorkommen und mehr oder minder jeder Mensch Stimmungen hat, die den in Eichendorffschen Gedichten enthaltenen entsprechen. Die letzteren werden namentlich auf denjenigen einen unwiderstehlichen Reiz ausüben, welcher vor der leeren Hohlheit und blasirten Abgeschmacktheit des modernen Gesellschaftslebens Ekel empfindet und welcher Sehnsucht nach der Natur in sich fühlt, zu deren Einfachheit und Reinheit sich die Muse unseres Dichters flüchtet.

Die so überreich entwickelte Gefühlswelt Eichendorffs in ihrer träumerischen Weichheit, welche seinem Munde als Lyriker nicht eisenkräftige Lieder im Genre eines Schenkendorf, Körner oder Arndt entströmen ließ, welche ihm Lieder von der antiken Ruhe und der Erhabenheit der Gedanken, wie sie Platen, Rückert und unsere ersten Meister sangen, versagte, ist auch die Klippe, an welcher er als Epiker und Dramatiker gescheitert ist. Als Erzähler ist er namentlich durch seine Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts“ bekannt, die dem Jahre 1826 entstammt; sie ist eine Verherrlichung des heiteren, poesievollen Vagabundenlebens, erfüllt mit tief lyrischer Stimmung und ungemein anmuthigem Vortrage. Das vergnügte, zwecklose Umhertreiben des Helden wird stets auf die Phantasie jugendlicher Gesinnungsgenossen eine tiefe Wirkung ausüben, der gereifte Leser hingegen wird nur an den eingestreuten Liedern Wohlgefallen finden, da die allzu harmlose Erzählung keine Kritik verträgt.

Aehnlich verhält es sich auch mit Eichendorffs Romanen „Ahnung und Gegenwart“ (1811 vollendet, herausgegeben von de la Motte Fouqué 1815) und „Die Dichter und ihre Gesellen“ (1834). Beide Romane, von denen der letztere in gewissem Sinne Anklänge an Goethes „Wilhelm Meister“ enthält, leiden an der Häufung der Personen, dem Uebermaße der Abenteuer und der daraus sich naturgemäß ergebenden Verschwommenheit der Erzählung; die Personen besitzen alle viel Herz und Gemüth, doch fehlt es ihnen an Geist und Witz, und die Gefühlswelt Eichendorffs, welche sich in die Prosa nicht hineinzwängen läßt, drängt sich dem Leser als dunkles Empfindungsleben auf, das sich nicht in Thaten äußert und als passive Schwärmerei abstößt.

Die dichterische Eigenart Eichendorffs läßt es fast als selbstverständlich erscheinen, daß er auch auf dem Gebiete des Dramas nur schwache Leistungen aufzuweisen hat; poetische Kraft, kühne, gewaltige Konzeption, sind Eigenschaften, die wir ihm absprechen müssen; er kannte das Menschenherz nur von seiner weichen Seite und konnte die gewaltigen Leidenschaften, die dasselbe durchtoben, die es aufs tiefste erschüttern, nicht wiedergeben, während doch gerade die Darstellung der höchsten inneren Kämpfe, der stärksten Leidenschaften, Aufgabe des Dramas ist; daher überwiegt auch in seinen Trauerspielen „Ezzelin von Romano“ (1828) und „Der letzte Held von Marienburg“ (1838), die Lyrik und die Reflexion, was einem Drama stets den Todesstoß versetzen wird. In dem Lustspiele: „Die Freier“ (1838), das an sich gar nicht übel ist, hat der Dichter zu dem sehr bedenklichen Motiv der Verkleidungen gegriffen; unbedeutend ist auch das dramatische Märchen:

„Krieg den Philistern“ (1824); in „Meierbeths Glück und Ende“, Tragödie mit Gesang und Tanz“, haben wir eine Parodie auf den Kultus zu sehen, welcher damals von der gebildeten Welt mit Walter Scott, „dem großen Unbekannten“, getrieben wurde. In diesen Werken liegt die ganze dramatische Thätigkeit Eichendorffs vor uns, die heute nur noch das Interesse des Literarhistorikers zu erregen vermag.

Die Werke eines bedeutenden Mannes werden uns nur dann voll und ganz verständlich, wenn wir seinen Lebensgang kennen, da dieser die Basis seines Schaffens bildet und letzteres mit dem ersteren in innigster Wechselbeziehung steht.

Joseph Freiherr von Eichendorff erblickte das Licht der Welt am 10. März 1788 auf Schloß Lubowitz bei Ratibor. Sein Vater, der einem alten Adelsgeschlechte entstammte, besaß in Oberschlesien ausgedehnte Güter. Joseph erhielt bis zum Jahre 1801 im Vaterhause eine sehr sorgfältige, aber streng katholische Erziehung, bei der sich namentlich der Einfluß seiner schönen und geistreichen Mutter in segensreicher Weise geltend machte. Schon als Knabe schweifte er mit Vorliebe in der schönen Natur umher, verweilte sehr gern in einem alten, im mittelalterlichen Stile gehaltenen Schlosse seiner Eltern, und las leidenschaftlich alte Rittergeschichten, Sagen, Volksbücher, aber auch die Bibel; am meisten erhielt sein Geist durch die Lektüre des „Wandsbecker Boten“ Anregung. Im Herbste des Jahres 1801 wurde Eichendorff auf dem Magdalenen-Gymnasium zu Breslau eingeschult, das er bis 1804 besuchte. Im nächsten Jahre ging er nach Halle und widmete sich dort dem Studium der Jurisprudenz; von nachhaltigem Eindruck waren namentlich die Vorlesungen, die er bei Wolf, Schleiermacher und Steffens hörte. Die politischen Verhältnisse ließen ihn jedoch nicht lange in der Saale-Stadt weilen und nach vorübergehendem Aufenthalte in der Heimat finden wir ihn im Frühjahr 1807 in Heidelberg.

Hier traf er mit einem Kreise von Männern zusammen, deren Empfinden und Fühlen aufs innigste mit dem seinigen harmonirte. Weilten doch damals die Hauptvertreter der romantischen Kunstrichtung in der Universitätsstadt: Clemens Brentano, Achim von Arnim, Creuzer, Görres, Otto von Loeben; sie alle waren Jünger Fr. Schlegels, der die Abkehr von der Wirklichkeit predigte und als Grundsatz der Poesie aufstellte: „Das ist der Anfang aller Poesie, den Gang und die Gesetze der vernünftig denkenden Vernunft wieder aufzuheben und uns wieder in die schöne Verirrung der Phantasie, in das ursprüngliche Chaos der menschlichen Natur, zu versetzen.“

Diesem Kreise hatte Eichendorff die Weckung seines poetischen Talentes zu verdanken; er veröffentlichte seine ersten Gedichte unter dem Pseudonym Florens in Asts „Zeitschrift für Kunst und Wissenschaft“. Ostern 1808 begab er sich, nach einem vorübergehenden Aufenthalte in Paris, über Regensburg und Wien nach Lubowitz; er hatte die Absicht, seinen Vater in der Bewirthschaftung der Güter zu unterstützen, die er jedoch bald wieder aufgab. Im Herbste des Jahres 1809 finden wir ihn in Berlin, wo er Fichtes Vorlesungen hörte. In dieses Jahr fällt auch seine Verlobung mit Anna Viktoria von Larisch, einem schönen, geistreichen und dichterisch begabten Mädchen, mit welchem er jedoch erst nach sechs Jahren den Bund für das Leben schließen konnte.

Der lebhafte Wunsch, in den Staatsdienst zu treten, wozu in dem damals aufs tiefste gedemüthigten Preußen keine Aussicht vorhanden war, führte ihn nach Wien, und schon hatte er daselbst die erforderlichen Examina mit Glanz bestanden, als ihn der Aufruf Friedrich Wilhelms III. nach Preußen im Jahre 1813 zurückführte. Er trat mit dem Maler Ph. Veit in das Lützowsche Freicorps, fand jedoch, obwohl er den glühendsten Patriotismus und den glühendsten Haß der Fremdherrschaft mitbrachte, nicht Gelegenheit, dem Vaterlande in der rechten Weise zu dienen. Das Lützowsche Freicorps verließ er während des Waffenstillstandes und trat in das 17. Landwehr-Regiment, wo ihm die traurige Aufgabe zutheil wurde, das durch eine Epidemie entsetzlich verödete Torgau besetzen zu helfen.

So nahm denn unser Dichter nach Abschluß des ersten Pariser Friedens seinen Abschied und vermälte sich am 14. April 1814, worauf sich das junge Paar nach Berlin begab. Das Eheglück war ihm jedoch nicht lange beschieden, denn als Napoleon Elba verlassen, litt es Eichendorff nicht, in Unthätigkeit zu verharren; er eilte abermals zu den Fahnen, nahm an dem Einzuge in Paris Theil und blieb bis zum Ende des Jahres im Lande des Erbfeindes.

Im Jahre 1816 trat Eichendorff in den preußischen Staatsdienst und zwar wurde er als Referendar bei der Regierung in Breslau angestellt, wo er mit dem Geschichtschreiber F. von Raumer und dem Dichter K. von Holtei freundschaftliche Beziehungen anknüpfte. Der Tod seines Vaters (1818) brachte ihm und seinen Brüdern gleichzeitig den Verlust der schlesischen Güter, da dieselben stark verschuldet waren. Eichendorff konnte jedoch für die Zukunft auf die eigene Kraft vertrauen; 1819 bestand er in Berlin die große Staatsprüfung, wurde Hilfsarbeiter im Kultus-Ministerium, 1820 katholischer Schulrath in Danzig, ein Jahr später Regierungsrath daselbst. Die mannigfachen Verdienste, welche er sich in katholischen Schul- und Kirchensachen erwarb, veranlaßten die Regierung, ihn 1824 zum Ober-Präsidialrath in Königsberg zu ernennen; 1831 wurde er als Rath der katholischen Abtheilung in das Kultus-Ministerium berufen. Als jedoch der Minister K. von Raumer ans Ruder kam, stellten sich während der Kölner Wirren Differenzen zwischen ihm und Eichendorff ein, und der letztere forderte seinen Abschied. Die Regierung wollte jedoch ihren Staatsdiener, von dessen Treue und unerschütterlicher Anhänglichkeit sie überzeugt war, so leicht nicht missen und ertheilte ihm zunächst den Auftrag, eine Geschichte der Wiederherstellung des Ordenshauses zu Marienburg zu schreiben. Zu diesem Behufe mußte sich Eichendorff nach Danzig begeben; er mochte Berlin ungern verlassen, da er daselbst in einem Kreise geistreicher Männer, wie Savigny, Chamisso, Franz Kugler, Mendelssohn, verkehrt hatte.

Den dringend erbetenen Abschied aus dem Staatsdienste erhielt Eichendorff 1845; er blieb zunächst in Danzig, ging dann nach Wien, wo ihn die Revolution des Jahres 1848 vertrieb, vor der er nach Köthen und Dresden floh. Die letzten Jahre seines Lebens füllten ernste literarhistorische Arbeiten aus; so übertrug er in meisterhafter Vollendung das mittelalterliche spanische Volksbuch Don Manuels „Graf Lucanor (1843) und Calderons „Autos sacramentales“ („Geist-

liche Schauspiele", 1846—53). Vor allem war es ihm jedoch darum zu thun, die bisher vom einseitig protestantischen Standpunkte dargestellte heimische Literaturgeschichte im katholischen Sinne zu beleuchten, woselbst bei allen Fehlern, die sein Standpunkt, welcher der des frommen Kirchenglaubens war, mit sich brachte, seine tiefe, ehrenwerthe Natur ihn doch vor jeder blinden Parteiwuth bewahrte. Diesem Streben entsprangen die Werke: „Ueber die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland" (1847), „Der deutsche Roman des 18. Jahrhunderts in seinem Verhältniß zum Christenthum" (1851), „Zur Geschichte des Dramas" (1854) und „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands" (1857). Auch in seinen späteren Dichtungen konnte Eichendorff seinen katholischen Standpunkt nicht in dem Maße verleugnen, wie dies in seinen heiteren, unbefangenen Jugendpoesien der Fall ist; so hat der Romanzen-Cyklus „Julian" (1853) ein fast tendenziöses Gepräge und dasselbe tritt auch in „Robert und Guiscard" (1855), wo er gegen die Prinzipien der französischen Revolution Front macht, hervor.

Dies alles ist jedoch nicht geeignet, den Gesammtwerth einer so liebenswürdigen Dichtergestalt, wie die Eichendorffs, abzuschwächen; er ist der größte Lyriker der Romantiker, der uns eine Reihe herrlicher Lieder geschenkt, in welchen sich ein kindlich heiteres Gemüth, ein unerschütterliches Gottvertrauen wiederspiegelt. Meister, wie Mendelssohn, Schubert, R. Franz, haben die volksliederähnlichen Dichtungen komponirt und ihnen durch ihre Kompositionen die weiteste Verbreitung in den Kreisen verschafft, die für die zarten, weichen Eichendorffschen Weisen empfänglich sind; und jene Kreise waren es auch, die vom tiefsten Schmerze durchzuckt wurden, als sie die Kunde erhielten, Eichendorff sei am 26. November 1857 zu Neisse verschieden an den Folgen einer Erkältung. Und jene Kreise sind es auch, die zu Eichendorffs hundertjährigem Geburtstage mit Liebe des Dichters gedenken werden, der einst so kindlich-naiv sang:

„Den lieben Gott laß ich nur walten;
Der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
Und Erd' und Himmel thut erhalten,
Hat auch mein' Sach' aufs best' bestellt!"





Gefährdet.

Die Liebe zog in Deine Seele ein
Im reinsten Glanze und in höchster Macht;
Doch wehe, armes Kind, sie kam allein,
Nicht Glück noch Hoffnung hat sie mitgebracht.

Wenn also heimlich eine Fürstin kommt,
Das deutet Sorge, Bangigkeit und Gram;
Es hat noch keinem Hause je gefrommt,
Wo sie verborgen stete Wohnung nahm.

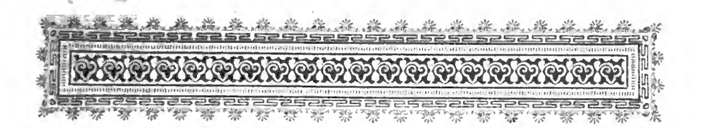
Noch bist Du reich; es leuchtet noch das Land
Vor Deinem Blick im frischen Blütenschnee,
Noch drückst Du lächelnd Deine zarte Hand
Aufs wunde Herz und sprichst: Es thut nicht weh!

Verheißung birgt Dir noch der Rosenstrauch,
Des Windes Rauschen und der Vögel Flug.
Ein flüchtig Wort, ein Blick, des Traumes Hauch
Ist Seelentrost, ist Märchenglück genug.

Doch schwerer wird die Bürde Jahr um Jahr,
Vom frohen Leben scheidet Dich Dein Gast;
Du fühlst, daß Du mit tödtlicher Gefahr
Die Uebermächtige geborgen hast.

A. v. Reichenau.





Von der russischen Heeresmacht.

Von Herrmann Vogt.

Vor kurzem las ich in einem französischen Blatte, das Betrachtungen über die Stärke und Zusammensetzung der großmächtlichen Heere anstellte, den auf die russische Armee bezüglichen Satz: Quelle puissance militaire, à défier l'Europe coalisée, se constituera le jour où la volonté de l'empereur étendra à tout le système de recrutement de l'Allemagne. Ce jour-là, un signe du Czar fera marcher dix-huit millions d'hommes. Achtzehn Millionen Soldaten! Ist das nicht zum graulen? Glücklicherweise hält die Zahl nicht Stand, wenn man der Sache auf den Grund geht. Die Franzosen suchen einen Bundesgenossen gegen Deutschland und ihre Presse, die den Freund im Zarenreiche gefunden zu haben wähnt, nimmt den Mund oft recht voll mit Schmeicheleien und Lobeserhebungen. Von solchen Uebertreibungen hat man hier eine Probe vor sich. Es würde sich kaum der Mühe lohnen, die Millionenziffer auf ihren thatsächlichen Werth zu untersuchen, wenn nicht gerade in jüngster Zeit Anzeichen hervorgetreten wären, nach denen die russisch-deutsche Freundschaft nicht über allen Schwankungen erhaben ist. Man hat sich im deutschen Reiche seit Jahrzehnten an den Glauben gewöhnt, daß Rußland lediglich Freundschaftsgefühle gegen uns hege, aber die neuesten Erscheinungen lassen kaum einen Zweifel darüber bestehen, daß bei aller verwandtschaftlichen Zuneigung, welche den Kaiser von Deutschland und das Hohenzollerngeschlecht mit dem Hause der Romanows verbindet, die Masse des russischen Volkes dem Deutschthum feindlich und mißtrauisch gegenüber steht. War die Kenntniß von der Stärke und dem inneren Wesen der russischen Armee schon von hohem Interesse, als man mit Recht in ihr den natürlichen, zweifellosen Bundesgenossen erblickte, so gewinnt alles, was mit dem Heerwesen unseres westlichen Nachbars in Verbindung steht, naturgemäß an Bedeutung, wenn man der Anschauung Rechnung tragen muß, daß aus dem bisherigen Verbündeten über Nacht ein erbitterter Gegner werden kann.

Die oben angezogene Behauptung des französischen Verfassers weicht nicht nur in hohem Grade von der Wahrheit ab mit Bezug auf die Stärke der russischen Heere, sie irrt auch in der Annahme, als ob in einem erheblichen Bruchtheile des weitgedehnten Reiches die allgemeine Wehrpflicht noch nicht bestände. Thatsächlich ist die letztere seit dem Beginn des Jahres 1874 für das ganze Reich und das Königreich Polen eingeführt. Nur die Bewohner der Kasakengebiete, Transkaukasiens, Turkestans, mehrere Distrikte in Sibirien und die Mitglieder einiger Stämme des nördlichen Rußlands sind von der persönlichen Ableistung ihrer Dienstpflicht im stehenden Heere entbunden. Diese Länder stellen darum aber nicht minder ein beträchtliches Kontingent der gesammten russischen Heeresmacht auf. Die Wehrpflicht des einzelnen Mannes erstreckt sich, mit dem zwanzigsten Lebensjahre beginnend, über zwanzig Jahre, doch gelangen von den alljährlich in das wehrpflichtige Alter tretenden etwa 800,000 Russen im Durchschnitt kaum 235,000 Mann zur Einstellung in die Reihen des Heeres. Ueber die Heranziehung zum Dienste entscheidet zunächst die militärische Tüchtigkeit und unter den Brauchbaren das Loos. Die aktive Dienstzeit soll sechs, in Asien sogar sieben Jahre dauern. Dann treten die Soldaten auf neun, beziehungsweise drei Jahre zur Reserve über und gehören für den Rest ihrer Pflichtzeit der Reichswehr oder Opoltschenie an. Dieser letzteren werden auch sämmtliche wehrfähigen jungen Männer überwiesen, die nicht zum stehenden Heere einberufen werden. Eine Einrichtung, welche der deutschen Landwehr zu vergleichen wäre, kennt das russische Heer nicht. Die Opoltschenie, die etwa dem deutschen Landsturm entspricht, umfaßt, wie dies aus dem Vorhergehenden leicht erkennbar wird, ein ungeheures Menschenmaterial, das aber der überwiegenden Mehrheit nach ohne jede kriegerische Schulung ist.

Die aktive Dienstzeit wird nun wohl nur von dem geringsten Theile der ausgehobenen Mannschaften innegehalten. Es bestehen weitgehende Begünstigungen auf Grund von Familien-Verhältnissen; je nach dem Grade der durch Bildungs-Certifikate dargethanen, auf Schulen oder Universitäten erlangten allgemeinen Bildung findet eine Verkürzung der gesammten Dienstverpflichtung statt, und während man annehmen darf, daß die Mannschaften der Infanterie und Fußartillerie im Durchschnitt höchstens fünf Jahre ihrem bürgerlichen Berufe entzogen werden, befindet sich unter der Zahl der jährlichen Rekruten eine starke Quote, die in neun Monaten nur eine ganz oberflächliche militärische Ausbildung erhält.

Es ist schwer, wenn nicht gar unmöglich, über russische Heeres-Verhältnisse genaue Angaben zu bringen. Vonseiten des Kriegsministeriums, das über achthundert Offiziere und Beamte zählt, und in dessen zwölf Haupt-Abtheilungen alle Fäden der Befehlsführung und der Verwaltung zusammenlaufen, wird nur das bekannt gemacht, von dem man wünscht, daß es in die Oeffentlichkeit dringe, und wer könnte entscheiden, ob die zahlreichen Ukase und Prikase in allen Provinzen des Reiches auch nur annähernd zur Ausführung gelangen. Selbst die Berichte der Militär-Bevollmächtigten werden vermuthlich nicht alles im richtigen Lichte zu schildern vermögen. Bei den Reisen im Gefolge des Kaisers zeigt man ihnen, was sie eben sehen sollen, und

im übrigen wird — die Traditionen Potemkins sind gewiß noch nicht ausgestorben — auch dem Zaren wahrscheinlich oft genug Sand in die Augen gestreut. Nach zahlreichen, übereinstimmenden Berichten aber ist die russische Beamtenwelt im allgemeinen sehr darauf bedacht, aus dem Staatssäckel nach Möglichkeit den eigenen Beutel zu füllen. Die Intendantur soll mit den Armee-Lieferanten unter einer Decke stecken, und selbst hohe Generale mögen zuweilen nicht frei von Schuld sein, wenn sie bei betrügerischen Manipulationen durch die Finger sehen, infolge deren der Soldat schlecht gekleidet und schlecht ernährt wird. Im letzten Türkenkriege war das Verpflegungswesen unglaublich schlecht organisirt. Während der Belagerung von Plewna kamen die Lebensmittel oft völlig verdorben und ungenießbar an, oder blieben wochenlang ganz aus. Tausende von Pferden fielen und die Erbitterung der Soldaten soll so groß gewesen sein, daß mehrere Offiziere vor der Front von ihren eigenen Leuten getödtet sein sollen. Mit der Disziplin des russischen Heeres scheint es, als eine natürliche Folge des auch im Offizierkorps eine täglich wachsende Zahl von Anhängern findenden Nihilismus, überhaupt bergab zu gehen. Als Beweis für diese Behauptung erzählt man sich beispielsweise, wie fünf aufeinander folgende kaiserliche Befehle es nicht haben erzwingen können, daß die Offiziere außerdienstlich ihre Vorgesetzten grüßen.

Es bestehen im Frieden neunzehn Armeekorps, deren jedes aus zwei oder drei Divisionen Infanterie und einer Kavallerie-Division zusammengesetzt ist. Die Infanterie-Division zerfällt in zwei Infanterie-Brigaden zu zwei Regimentern, deren jedes vier Bataillone zählt, und eine Fußartillerie-Brigade zu vier oder sechs Batterien. Die Kavallerie-Division gliedert sich gleichfalls zu zwei Brigaden von je zwei Regimentern; ihr sind zwei reitende Batterien zugetheilt.

Die reguläre russische Armee weist vier ihrer Bestimmungen noch völlig voneinander verschiedene Bestandtheile auf. Dahin gehören zunächst die formirten Feldtruppen, welche in 192 Regimentern oder 768 Bataillonen Infanterie, 56 Schützen-Bataillonen, 56 Regimentern und einer Division oder 330 Schwadronen Kavallerie, 50 Fußartillerie-Brigaden mit 303 Batterien und außerdem 30 reitenden Batterien, in zahlreichen Genie-Truppen, als da sind Sappeur-Bataillone, Pontonier-Bataillone, Eisenbahn-Bataillone, Telegraphen-Parks und Belagerungs-Parks, im ganzen eine Friedensstärke von 19,808 Offizieren, 535,788 Mann, 74,631 Pferden mit 1418 Feldgeschützen erreichen. Für den Krieg schwillt diese Armee erster Linie auf 24,270 Offiziere, 990,445 Mann, darunter 45,621 Nichtkombattanten und 155,755 Pferde mit 2608 Kanonen an.

Zur Besetzung der Festungen und zur Verstärkung der Feldarmee sollen die nach dem letzten türkischen Kriege geschaffenen Reservetruppen dienen, die zur Friedenszeit nur aus Infanterie und Artillerie in der Stärke von 3487 Offizieren, 63,876 Mann, 2467 Pferden und 120 Geschützen bestehen. Im Mobilmachungsfalle werden sechs Schwadronen und 34 Sappeur-Kompagnien aufgestellt an weiteren Reservetruppen und diese sollen dann insgesammt den Stand von 9485 Offizieren, 565,578 Mann, 20,875 Pferde und 640 Geschützen erreichen.

Um der Feldarmee den nöthigen Nachschub an Mannschaften und

Pferden zuführen zu können, bestehen bei allen Waffen bereits im Frieden die Kadres zu Ersatz-Truppentheilen, 351 Offizieren, 11,864 Mann, 5544 Pferde stark. Während des Krieges beziffern sich die sämmtlichen Ersatztruppen des Heeres auf 2544 Offiziere, 79,088 Mann, 27,760 Pferde mit 212 Geschützen.

Die Lokaltruppen schließen die Organisation der regulären Armee ab. Sie zerfallen wieder in solche, welche noch Gefechtszwecken dienen, ohne doch die Bezeichnung als Feldtruppen zu verdienen, und solche, die lediglich für den Garnison- und Wachdienst im Innern des Reiches bestimmt sind. Zu ersteren zählt außer 32 in Turkestan und Sibirien befindlichen Linien-Bataillonen die Festungs-Artillerie, deren 48 Bataillone auf die festen Plätze des Landes vertheilt sind. Zahlreiche, die zweite Kategorie bildenden Lokal-Bataillone, Kompagnien und Kommandos führen die Bezeichnung nach ihrem Garnisonort und sind über das ganze Reich zerstreut. Man wird nicht zu hoch greifen, wenn man die Stärke der Lokaltruppen im Frieden zu 1625 Offizieren, 59,625 Mann und 2410 Pferden; im Kriege zu 1983 Offizieren, 99,067 Mann und 3146 Pferden annimmt.

Darnach würde, unter Hinzurechnung verschiedener kleinerer Formationen, dem Friedensstande der formirten Feldtruppen von 25,330 Offizieren, 672,285 Mann, 85,553 Pferden mit 1538 bespannten Geschützen eine Kriegsstärke von 38,288 Offizieren, 1,734,473 Mann, 207,540 Pferden mit 3460 Feldgeschützen gegenüberstehen.

Dieser Truppenmacht treten die Kasaken und die irregulären Truppen der Fremdvölker hinzu. Beide sind der russischen Armee eigenthümliche Erscheinungen, namentlich aber die ersteren, die zum Theil jetzt in die Kavallerie-Divisionen der formirten Feldtruppen eingereiht werden und damit den vermittelnden Uebergang zu den regulären Heereskörpern bilden.

Der jedesmalige Großfürst-Thronfolger ist Ataman aller Kasaken. Dieser Umstand kennzeichnet die Bedeutung, die man in Rußland diesem Gliede der Heeresmacht beilegt, so gut wie das Bestehen eines Garde-Kasaken-Regiments und zweier Schwadronen Kasaken des kaiserlichen Konvois, denen die Bewachung der Majestät obliegt. Die Kasaken der verschiedenen Gebiete bilden eigene Heere oder Woißkos, die zum Theil bei einem europäischen Kriege gar nicht in Betracht kommen können. Das numerisch stärkste und dasjenige, bei welchem die eigenthümliche Organisation am vollständigsten durchgeführt wurde, ist das Woißko der donischen Kasaken. Jeder junge dienstfähige Kasak ist auch dienstpflichtig und tritt mit dem achtzehnten Lebensjahre in die Kategorie der Vorbereitung, während welcher er durch besondere Instruktoren in allen militärischen Dienstzweigen ausgebildet wird. Er beschafft sich die gesammte vorgeschriebene Ausrüstung mit Einschluß des Pferdes, aber ausschließlich des vom Staate gelieferten Gewehrs, aus eigenen Mitteln und hält sie für die weitere Dienstzeit im brauchbaren Stande. Mit einundzwanzig Jahren wird der Kasak zur Frontkategorie herangezogen, in welcher er zwölf Jahre bleibt. Während dieser Zeit dient er meist nicht fortwährend aktiv, denn durchschnittlich genügen die vier jüngsten Jahrgänge, um die bei den Kavallerie-Divisionen befindlichen Kasaken-Ssotnien vollzählig zu erhalten. Die übrigen Mannschaften



Rettungsboot.

werden in die Heimat beurlaubt. Die vier nächsten jüngsten Jahrgänge bilden die Regimenter zweiter Kategorie und müssen, um auf der Stelle jedem Rufe folgen zu können, ihre Gesammtausrüstung, auch ein kriegsbrauchbares Pferd, stets bereit halten. Die letzten vier Jahrgänge der Frontkategorie sind zur Formation von Regimentern und Batterien dritter Kategorie bestimmt; sie brauchen das Pferd erst im Bedarfsfalle zu schaffen. Nach zwölf Jahren tritt der Kasak aus der Frontkategorie in die Reservekategorie über, der er weitere fünf Jahre angehört. Auf diese Weise sind diese Kasaken imstande, das Dreifache der Truppen erster Kategorie, die im Frieden auf 1984 Offiziere, 49,962 Mann, 38,707 Pferde und 94 Geschütze, im Kriege auf 3356 Offiziere, 141,969 Mann, 138,036 Pferde, 212 Geschütze veranschlagt werden, ohne langen Verzug in das Feld zu führen. Aber die Ausdehnungsfähigkeit der neun Kasakenheere ist noch bedeutend größer, und wenn der Ausspruch eines russischen Militärschriftstellers, nach welchem allein das Don-Kasaken-Woißko statt der bestehenden 16 Regimenter deren 100 aufbringen könnte, auch nicht buchstäblich zu nehmen ist, so beweist er doch, daß in den heimatlichen Stanitzen Ueberfluß an kriegstüchtigen und im Waffengebrauch geübten Männern vorhanden ist.

Die Kriegs- und Friedensstärke der irregulären Truppen ist nicht wesentlich voneinander unterschieden. Sie mag etwa 140 Offiziere, 6000 Mann, 5000 Pferde betragen.

Mit Einschluß der Kasaken und der fremden Völker zählt die russische Armee auf dem Papiere in Friedenszeiten: 27,553 Offiziere, 727,884 Mann, 129,587 Pferde mit 1736 bespannten Geschützen; und nach vollendeter Mobilmachung 41,787 Offiziere, 1,882,630 Mann, 350,958 Pferde mit 3876 Feldgeschützen.

Die Opoltschenie, welche in den vier jüngsten Jahrgängen ihrer „Ratniks“ den Schöpfbrunnen abgiebt, aus dem die Verluste bei der Feldarmee gedeckt werden können, soll im übrigen lediglich der Vertheidigung des eigenen Landes dienen. Ihr gehören sämmtliche waffenfähige Männer vom zwanzigsten bis vierzigsten Lebensjahre an, gleichgiltig, ob sie in der Armee gedient haben oder nicht, und sie soll nach der Kriegslage in drei Aufgeboten von je 200,000 Mann zu den Waffen gerufen werden. Jedes der Aufgebote wird 150 Fußdruschinen und 24 reitende Sjotnien bilden, für deren Formation aber im Frieden keine Vorbereitungen getroffen werden. Dagegen soll namentlich im Westen des Reiches die Ausrüstung für wenigstens 200 Druschinen vorhanden sein. Sie ist bestimmungsmäßig von den Semstwos oder Landschaften zu beschaffen.

Das sind große Ziffern und aus ihrer Zusammenstellung erhellt, daß das Zarenreich dem deutschen Reiche unter allen Umständen ein werthvoller Bundesgenosse ist, andererseits aber zu einem gefährlichen Feinde werden kann. Dazu kommt, daß Rußland der eigenthümlichen klimatischen und topographischen Verhältnisse des Landes wegen von einer Invasion wenig zu fürchten hat, und daß die Schlachten gegen russische Soldaten stets zu den blutigsten gehört haben. Doch soll man auch der von Osten drohenden Gefahr bei uns furchtlos in das Auge sehen, denn glücklicherweise ist dafür gesorgt, daß die Bäume

nicht in den Himmel wachsen und so giebt es auch für den russischen Koloß eine Grenze seiner militärischen Leistungsfähigkeit.

Zunächst fehlt jeder thatsächliche Anhalt dafür, wie weit die Organisation wirklich vorgeschritten ist, wie viele Truppentheile und in welcher Stärke sie aufgestellt sind, und ob namentlich die Bewaffnung mit dem Berdangewehr überall durchgeführt ist. Für die Opoltschenie vor allen Dingen sind wahrscheinlich erst wenige Gewehre vorhanden und, nach unbefangenen russischen Darstellungen zu urtheilen, dürfte eine verhältnißmäßig große Anzahl von Truppen auch nur auf dem Papiere bestehen. Das Reich ist groß und der Zar ist weit. Aber selbst wenn man annehmen wollte, daß das Heer in seiner ganzen Sollstärke mobil gemacht werden könnte, so sind all die Hunderttausende nicht ohne weiteres über die Westgrenze des Landes zu führen. Ein erheblicher Bruchtheil ist zur Bewachung anderer Grenzen, zur Besetzung von Festungen und zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung im Innern nöthig.

Um sich ein einigermaßen richtiges Bild von den Gefahren zu machen, die eine Kriegserklärung seitens Rußlands im Gefolge haben würde, muß man sich ferner vor allen Dingen vergegenwärtigen, daß ein nicht zu unterschätzendes Hinderniß für die Kriegsführung mit sehr großen Heeren in der Masse selbst liegt. Mit den Zifferstärken eines Heeres steigen die mit seiner Bewegung und Ernährung verbundenen rein technischen Schwierigkeiten, ja die bloße Befehlsführung in ungeahnter Weise. Dabei ist die Thatsache nicht außer Acht zu lassen, daß keineswegs jeder schneidige Offizier, ja nicht einmal jeder tüchtige Kommandant eines Armeekorps den klaren Blick, die überlegene Ruhe und alle die übrigen nothwendigen Eigenschaften entwickelt, wenn er vor höhere kriegerische Aufgaben gestellt wird. Im letzten Türkenkriege trug das Oberkommando einen großen Theil der Schuld an den anfänglichen Mißerfolgen. Und wenn der damalige Thronfolger, der jetzige Kaiser Alexander III., mit dem Oberbefehlshaber, seinem Oheim, zu sprechen sich weigerte, weil er dessen Anordnungen mißbilligte, so wirft der an den Fürsten Karl von Rumänien nach der ersten Niederlage von Plewna gerichtete Nothschrei ein doppelt eigenthümliches Licht auf die russische Kriegsführung. „**Venez à notre secours**“, so lautete das Telegramm des Großfürsten Nikolaus. „**Passez le Danube où vous voulez, comme vous voulez, sous quelles conditions que vous voulez, mais venez à notre secours au plus vite. Les Turcs nous abîment, la cause chrétienne est perdue.**“ Und der ursprünglichen verächtlichen Beiseiteschiebung vergessend, eilte der ritterliche Hohenzoller mit seinen 40,000 Rumänen zur Rettung der Küsten herbei. Ob sich das Königreich Rumänien wohl zum zweiten Male für das Väterchen in Petersburg schlagen wird?

Der Aufmarsch der russischen Heere hat von jeher einen großen Zeitaufwand erfordert und dürfte auch vor der Hand noch großen Schwierigkeiten begegnen. Sebastopol fiel, weil der tapferen in seinen Mauern eingeschlossenen Armee nicht der genügende Nachschub zugeführt werden konnte und ein Theil der nach dem Südende des Reiches gesandten Verstärkungen ging auf dem Marsche durch die Steppenwüste an dem Mangel oder der schlechten Beschaffenheit der Verkehrs-

wege elend zugrunde. Auch im letzten russisch-türkischen Kriege war die geringe Leistungsfähigkeit der russischen Eisenbahnen in die Augen springend. Inzwischen ist der Bau sogenannter strategischer Bahnen mit aller Thatkraft gefördert, und auch die schon früher bestandenen Schienenwege sind durch Legung zweiter Geleise und anderer Verbesserungen einer erhöhten Brauchbarkeit entgegen geführt. Ob aber die Leistungen dem Zwecke voll und ganz entsprechen werden, kann als zweifelhaft gelten.

Mit dem Nachführen der unentbehrlichsten Heeresbedürfnisse ist es bei dem gänzlichen Mangel einer besonderen Traintruppe übel bestellt. „Es fehlt“, wie Drygalski erzählte, „vor allen Dingen nicht so sehr an Fortschaffungsmitteln, als an der zur Fortbewegung des, an Ausdehnung wahrhaft ungeheuerlichen und zu den größten Unordnungen Veranlassung gebenden, Trains erforderlichen einheitlichen Direktion und militärischen Organisation. Als beglaubigtes Beispiel für die vorgekommenen Unzuträglichkeiten führen wir an, daß im Kriege 1877—78 allein der Troß des Hauptquartiers des Großfürsten Nikolaus aus mindestens 500 Wagen mit 1500 Pferden bestand und nur in vier Echelons fortgeschafft werden konnte. Dabei blieb selbst bei dem vorletzten Echelon, bei dem sich stets der Großfürst befand, ein großer Theil der Wagen ein bis zwei Tagemärsche zurück, so daß er, wenn das Echelon ins Nachtquartier einrückte, am Nothwendigsten Mangel litt und mitunter sogar nichts zu essen hatte.“ Bei den Truppen, so fügt der genaue Kenner russischer Heeres-Verhältnisse hinzu, sah es selbstverständlich noch viel schlimmer aus, und — so darf man annehmen — viel besser wird es in der Zwischenzeit in dieser Beziehung nicht geworden sein.

Die Verhältnisse im russischen Staatsdienste sind höchst eigenthümlicher Natur. Sie weichen in ihren Grundanschauungen von denen anderer Länder ab und sind deßhalb dem Ausländer schwer verständlich. Ein kompetenter Beobachter schreibt in dieser Beziehung aus der russischen Hauptstadt: „Den hier weilenden fremden Offizieren fällt immer der große Unterschied auf zwischen den russischen Offizieren der Garde oder der höheren Stäbe, auf deren Verkehr sie der Hauptsache nach angewiesen sind, und denen der Linie, mit welchen sie hier und da zufällig zusammentreffen. Sie können es nicht recht verstehen, daß die russischen Offiziere ganz verschiedenen Gesellschaftsklassen angehören, und dennoch ist das der Fall; ja, es sind sogar ganz andere Menschen mit durchaus verschiedenen Lebensauffassungen und Ansichten. Nirgends zeigen sich wohl so schroffe Unterschiede in den gebildeten Gesellschaftsklassen wie hier, denn nirgends anderswo giebt es eine so bevorzugte Kaste, der schon von frühester Jugend an die Wege geebnet sind. In Deutschland erhält der Sohn des Generals etwa die gleiche Erziehung wie der des Regierungsrathes, nur daß ersterer vielleicht in das Kadettenkorps, letzterer aufs Gymnasium kommt. Beide aber haben in der Laufbahn, welche sie einschlagen, die gleichen Lebensaussichten. Sie müssen anfänglich mühevoll ihren Weg gehen, müssen ernstlich arbeiten, und nur wenn sie etwas tüchtiges leisten, werden sie emporkommen. Es giebt ja wohl Ausnahmen, in denen der Vater dem Sohne die Laufbahn ebnet, aber diese sind doch in verschwindender

Minderheit. Anders ist es hier. Persönlichkeiten, welche gewissen Gesellschaftskreisen und Rangklassen angehören, haben das Vorrecht, ihre Söhne in bevorzugte Anstalten, namentlich in das Pagenkorps und in die Rechtsschule zu schicken und dann ist der Grundstein zu deren glatter Laufbahn gelegt. Sie kommen, sobald sie jene Schulen beendet haben, in die angenehmsten Verhältnisse, sei es als Offizier in vornehme Garde-Regimenter, sei es als Hilfsarbeiter in Ministerien, aus denen sie als Diplomaten, als höhere Verwaltungsbeamte oder dergleichen hervorgehen. Eignen sie sich als Offiziere den gewandten Hofton an, so sind ihnen mit der Zeit Stellungen in der Adjutantur oder im Hofdienste sicher, oder sie verlassen etwa bis zum Divisions-Commandeur die Garde nicht. Sie bleiben jedenfalls immer an der Quelle des Einflusses und werden später General-Gouverneur oder Minister. Solche im bürgerlichen Staatsdienste erhalten wohl auch bevorzugte Stellungen in den Provinzen, die sie jedoch nur als kurze Stufen auf der Leiter zu höherem betrachten; sie lassen andere für sich arbeiten und gelangen so zu hohem Rang und Ansehen. Es giebt ja natürlich auch unter diesen Leuten tüchtige Arbeiter und geistvolle Köpfe, aber im allgemeinen bilden sich nur selten wahre Charakter unter ihnen heraus, solche sind ja auch mehr eine Folge mühsamen und beschwerlichen Lebens. Die panslavistische Presse wirft den russischen Diplomaten und höheren Staatsbeamten vor, sie kennten Rußland nicht und dächten nicht russisch. Diese Behauptung entbehrt der Begründung nicht. Gar mancher hohe Beamte hat eine Laufbahn zurückgelegt, in der er unmöglich genügende Sachkenntniß erwerben konnte, wie folgender Fall beweist."

„Ein junger Mann kam, nachdem er einmal in der Prüfung durchgefallen war, als Offizier in eines der hiesigen Garde-Regimenter, in dem er nach einigen Jahren Regiments-Adjutant wurde. Kaiser Alexander II. machte ihn zum Flügel-Adjutanten. Doch da ihm der Truppendienst nicht behagte, bat er um Aufnahme in die kaiserliche Suite, die einen solchen nicht verrichtet und wurde, kaum zehn Jahre Offizier, Oberstlieutenant. Darauf arbeitete er, jedoch nur der Form nach, im Ministerium des Innern und wurde nach einem Jahre Vize-Gouverneur eines im Innern des Reiches gelegenen Gouvernements, das etwa dreimal so groß ist, als die Provinz Schlesien. Was kann der Betreffende nun vom Leben im Innern des großen Reiches und von seiner eigentlichen Thätigkeit verstehen?"

„Wenn man der russischen Diplomatie oftmals nicht genügende Energie vorwirft, so liegt das an der mangelhaften Erziehung und Ausbildung ihrer Mitglieder. Allen diesen Generalen und anderen hohen Beamten ist es in ihrer Jugend zu gut gegangen. Das Leben ist ihnen zu glatt verlaufen, sie scheuen energische Schritte, die Unbequemlichkeiten zur Folge haben könnten; der Krieg ist den Meisten von ihnen ein Greuel. Brechen sich auch einmal zu anderen Klassen gehörende Persönlichkeiten Bahn und gelangen zu hohen Stellungen, so finden sie doch bei jenen niemals rechte Aufnahme; jedenfalls gelangen sie nicht in die vertrauten Kreise der „ersten" Gesellschaft."

„Dieser eben geschilderten Gesellschaftsklasse stehen schroff andere gegenüber. In dieser findet man Persönlichkeiten, die viel gelernt, viel

gearbeitet, viel entbehrt haben und die doch nur mühsam emporklimmen, indem sie für andere in der bevorzugten Klasse arbeiten. Manche, ohne Fürsprache, scheitern ganz in ihrer staatlichen Laufbahn; andere, des ewigen Ringens um kärglichen Gewinnst müde, greifen zu unredlichen Mitteln, um Vermögen zu erwerben. Aus jenen bilden sich alle die verschiedentlichen Abstufungen unzufriedener Elemente, welche in den Nihilisten ihre am schärfsten ausgeprägte Verkörperung finden."

An der Glaubwürdigkeit solcher und ähnlicher Schilderungen darf nicht gezweifelt werden. Aus diesen Zuständen heraus läßt sich auch, zum Theil wenigstens, die bedenkliche Thatsache erklären, daß weite Kreise der Armee vom Nihilismus angesteckt zu sein scheinen. Daß dieser Umstand die Aktionsfreiheit einer russischen Armee bedeutend einschränken muß, liegt auf der Hand.

Wenn alle diese Gründe dazu beitragen müssen, das Schreckgespenst eines russischen Krieges nicht zu ungeheuerliche Verhältnisse annehmen zu lassen, so bleibt dagegen neben der wirklichen Tüchtigkeit des russischen Soldaten die unangenehme Wirklichkeit bestehen, daß die russische Kriegsleitung in den westlichen und südwestlichen Provinzen eine starke, mit Reiterei und Artillerie überreichlich versehene Truppenmacht fortwährend in Bereitschaft hält. „Der größte Theil des russischen Heeres hat Front gegen Deutschland und Oesterreich; was gegen die Türkei steht, ist verhältnißmäßig wenig. Das müssen wir uns klar machen." Bei der Vorsicht und Ueberlegung indeß, die alle militärischen Maßregeln im deutschen Reiche kennzeichnet, bei der Wachsamkeit, mit der das Heerwesen unserer Nachbarn beobachtet wird, ist trotz alledem ein überraschender Angriff im großen vonseiten der Russen ausgeschlossen. Wohl könnten Schwärme ihrer Reiterei in den Grenzgebieten einfallen, und dort steht ihr Besuch noch vonzeiten der Freiheitskriege her keineswegs in besonders gutem Andenken. Aber die Dislokation des deutschen Reichsheeres gestattet es, daß schon nach kurzer Frist den Eindringlingen sich Truppen entgegenstellen würden, und dem geschlossenen Angriffe unserer Kavallerie gegenüber wird die russische Reiterei trotz ihrer überlegenen Zahl das Feld schwer behaupten können. In der Friedens-Ausbildung der letzteren wird zu viel Werth auf weite angestrengte Ritte und auf das Gefecht zu Fuß mit der Feuerwaffe gelegt, als daß nicht der echte Reitergeist darunter leiden sollte. Und was die Kasaken anbetrifft, so sind die Meinungen über deren kriegerische Leistungsfähigkeit in der eigenen Armee sehr getheilt.





Im Czechenlande.

Aufzeichnungen aus neuester Zeit von **Ewald Paul.**

Die Böhmen sind lustige Leute, aber das Land ist so traurig, ach so traurig. Ich bin schon oft in Böhmen gewesen und jedesmal habe ich diese Beobachtung gemacht. Schon vor fünf Jahren machte ich einmal den Versuch, das Böhmerland lieb zu gewinnen, aber ich habe es nicht fertig gebracht. Selbst Prag, das goldene Prag, wie es die Landesherren, die Czechen, nennen, hat mich nur vorübergehend zu fesseln vermocht.

Und nun erst die böhmischen Kleinstädte! Das Schicksal warf mich zu Anfang des Sommers nach Eger. Dort langweilte ich mich erschrecklich und floh nach einigen Tagen. Dann ging ich in die Bädergegend, da ist es wohl schön, aber das ist schon das echte Böhmen nicht mehr, nein, das ist das modernisirte Böhmen. Das echte Böhmen liegt anderswo. Man braucht nicht weit zu gehen, um es kennen zu lernen. Schon in Pilsen erreicht man das Czechenthum. Man kann fast sagen, man sei mitten inne. Ich fuhr im Herbst aus der Schweiz nach Oesterreich und ich entschloß mich, wieder einige Zeit im Czechenlande zuzubringen. Nun wollte ich nicht in die Großstadt, denn man kann in der Kleinstadt besser beobachten. Hier herrscht weniger Schminke. Dafür schien mir Pilsen der geeignete Ort. Pilsen hat wenigstens noch den Vorzug, etwas Handelsregsamkeit zu besitzen. Und dann trifft man da ein gutes, weitberühmtes Bier. Ich hatte die Stadt noch von früher her, da auch ich an der Quelle saß, in der Erinnerung. Jedoch Pilsen ist nicht mehr ganz das alte. Damals schien es mir eine deutsche Stadt zu sein. Die Jahre haben es verändert: heute ist es ein Czechensitz.

Das geht schnell im Böhmerlande, schneller als wir es daheim denken. Es soll mich verwundern, wie weit die Dinge noch treiben werden.

Pilsen ist — das läßt sich von vornherein behaupten — durchaus nicht schön. Andere würden sagen: nichts weniger als schön, aber das ist eine jener unsinnigen Redewendungen, an denen unsere Sprache

nicht arm ist und welche gerade das Gegentheil von dem sagen, was wir sagen wollen. Was weniger als schön ist, neigt sich also dem Häßlichen zu, was aber nichts weniger als schön ist, bleibt eben schön. Und Pilsen ist keineswegs schön. Eher kann man es häßlich nennen, mindestens aber trübe und düster im Eindruck.

Schon der Bahnhof zeigt sich czechisch. Auf der einen Seite eine relative Sauberkeit, auf der andern eine erstaunliche Unordnung, großer Schmutz und ein Leben, das sich höchst primitiv abspielt. In dem großen Wartesaal lungern auf simplen Bänken dürftige Gestalten, schmutzige Männer und noch schmutzigere Weiber. Hier und da dazwischen zeigt sich ein etwas civilisirter Czeche, vielleicht ein besserer Handwerker, der Zeit, Geld und Lust hat, etwas auf seine Außenseite zu verwenden. Nebenan sitzt eine elegantere Gesellschaft. Da fühlt man sich noch einigermaßen wohl, aber man muß einmal ein paar Nachtstunden unter niederem czechischen Volke zubringen, um dieses Volk richtig beurtheilen zu können. Man muß weiter die Mittelstände in Betracht ziehen, also das eigentliche Volk, denn die paar hochgebildeten Czechen verschwinden darunter.

Die Czechen sind im allgemeinen nicht so dumm, als man bei uns wohl annimmt; aber sie sind vor allen Dingen schmutzig, furchtbar schmutzig. Im wahren Böhmen kommt einem der üble Geruch nicht aus der Nase. Ueberall riecht es schlecht, auch in Pilsen. Pilsen ist sogar berüchtigt durch seinen Schmutz. Und doch ist es eine Mittelstadt von dreißig und etlichen tausend Einwohnern.

Aber diese Unordnung und echte Ländlichkeit! Man geht vom Bahnhof aus durch ein Thor, über welchem eine Brücke liegt. Zur Seite liegt ein großes, schönes Gebäude, das ganz neu und elegant aussieht und schloßartig gebaut ist. Es könnte zu einer Universität passen. In Wirklichkeit ist es nur die czechische Schule. Man bekommt ordentlich Hochachtung vor den Leuten, wenn man das hört.

Vielleicht haben diese den Palast auch mit Absicht auf den Hügel am Bahnhof hinausgestellt, damit man nämlich eine gute Meinung von ihnen und ihrer Stadt bekomme.

Ich kenne die czechischen Schulen und Schüler. Die Mädchen lernen nicht viel, die Buben schon etwas mehr. Es giebt darunter genug, welche eine ziemliche Begabung entfalten und leicht begreifen, was man ihnen erklären will. Aber die Czechen vergessen auch ebenso leicht wieder. Es scheint mir, daß sie auch ihre und unsere Geschichte und die Lehren daraus nicht recht verstehen. Jedenfalls sind sie jetzt oben auf und triumphiren im guten Glauben, daß ihnen die Zukunft gehöre.

Uns Deutschen sind sie natürlich nicht grün. Es giebt verständige Czechen, welche unsere Vorzüge anerkennen, aber dessen ungeachtet mögen sie uns doch nicht leiden und die große Menge haßt uns als böse Feinde.

Ueberall wird man czechisch angeredet. Auch die Deutschen in Pilsen reden den Fremden zunächst czechisch an, im guten Glauben, daß er ein Czeche sei oder doch czechisch rede. Das ist bezeichnend für die Zustände und läßt das momentane Uebergewicht der Czechen

erkennen. Viele, um nicht zu sagen die meisten Czechen sprechen auch deutsch, aber sie geben sich nicht die Mühe, sich mit uns zu verständigen.

Das Leben auf den Straßen ist nicht anziehend. Ueberall ist die Luft mit üblen Gerüchen verpestet, Mist und Pfützen wechseln auf vielen Straßen ab. Die Fleischer- und Bäckerläden sehen zu dreivierteln unappetitlich für unsereinen aus. Ochsengespanne trifft man oft, schmutzige Burschen laufen nebenher. In den Schnapsausschänken geht es rege zu und die Bierlokale werden von den Czechen ebenso fleißig besucht als von den Deutschen. Das Pilsener Bier läßt sich auch trinken, es ist billig und schmeckt nicht schlecht. Jedenfalls ist es recht leicht und macht Lustigkeit und Appetit, wohingegen das bayerische Bier sättigt und müde macht.

Die Lustigkeit liebt der Böhme. Orgelkästen und Harmonikas ertönen alle Tage auf den Straßen und in den Häusern, am frühen Morgen wie am späten Abend. In vielen Gasthäusern wird Klavier gespielt und immer fleißig gesungen. Natürlich nur böhmisch. Viel gutes scheint nicht darunter zu sein. Ich hörte in einem ziemlich anständigen Lokal, wo bessere Bürgersleute mit ihren Frauen verkehrten, zwei Lieder, die so gemein waren, daß ich sie selbst in den Kreisen meiner Freunde nicht wiedergeben möchte, und die dennoch mit allgemeinem Bravo beklatscht wurden. Ueberhaupt ist das Leben in Böhmen liederlich. Die Demimonde treibt sich auf allen Gassen und in den meisten Wirthshäusern herum und ist um wenige Groschen zu haben. Das Land ist nachgerade anrüchig geworden durch seine Dirnen. Das kleinste Nest ist voll davon. Pilsen zählt ein paar Hundert. Abends auf der Promenade ist es am schlimmsten. Um 7 Uhr trifft man da die anständige Welt, um neun herum die unanständige, die dem Fremden leicht lästig wird.

Die Spaziergänge an sich sind dürftig, aber man kann viele hübsche Damen in hübschen Toiletten da treffen, mehr, als man anfänglich in der schmutzigen Stadt vermuthet hätte. Der Marktplatz ist geräumig und von vielen Läden umgeben, denn Pilsen ist eine Kaufmannsstadt durch und durch. Darum wird auch das Schönheitsbedürfniß so hintenan gesetzt. Eine alte, ziemlich große Kirche steht auf dem Platze und viel Schmutz liegt ringsum. Breite Trottoirs giebt es an vielen Stellen, aber auf diesen breiten Trottoirs begegnet man ungezogenen Buben, die einem Reifen zwischen die Beine treiben, verkommenen Weibern, Mädchen vom Lande und Arbeiterinnen in erstaunlich kurzen und grellfarbenen Röcken, grellfarbenen Kopftüchern und mit nackten Beinen und Füßen. Das ist die Mehrzahl. Zwischenein mischt sich die Hautevolée und das Mittelpublikum, Offiziere, Kaufleute, Beamte und wer weiß, was noch.

Wohlthuend berührt den Neuling die anheimelnde Gemüthlichkeit und Sauberkeit in den deutschen Lokalen. Und auch das deutsche Theater macht einen besseren Eindruck als das czechische. Nicht, daß es größer und schöner wäre, durchaus nicht! Aber das Menschengetreibe ist da anmuthender, die Zusammensetzung des Publikums eine bessere. Man kann übrigens das Deutschthum nur an wenigen Orten beobachten, eben im Theater, im Kasino und in noch einem oder zwei

anderen geselligen Lokalen, aber überall wo anders fügten sich die Deutschen der czechischen Mehrzahl.

Wenn man übrigens die Charaktereigenschaften der Czechen ansieht, so erscheint es fast als eine Schmach, daß sich die Deutschen von jenen hier und da überrumpeln ließen. Natürlich kann man es den slavischen Böhmen nicht verargen, daß sie pro domo kämpfen. Jeder sieht zu, wie er sein Heim und sein Loos verbessert und seine Interessen am ausgiebigsten vertritt. Aber der Czeche ist doch im allgemeinen, vom obersten bis zum niederen Stande genommen, nicht allzu energisch. Sein Sinn richtet sich mehr auf das Heitere, den flüchtigen Lebensgenuß, er muß das, was er gern haben will, nicht unter allzuvielen Hindernissen erringen können, sonst erlahmt er und verzichtet lieber darauf. In der Politik hat er freilich in den letzten Jahren einige Energie entfaltet, aber das war auch oder schien ihm doch eine Lebensfrage und darum hatte er alle Kräfte angespannt. Die Sache war auch gar nicht so schwer für ihn, als sie geschildert wird, denn erstens hat er die Geistlichkeit auf seiner Seite und zweitens den Adel, der in Böhmen mehr czechisch als deutsch ist. Das sind zwei mächtige Faktoren, die in einem Lande mit halbgebildeter Bevölkerung immer eine Rolle spielen, so in Spanien, so in Rußland und so auch in Böhmen.

Was ich gesagt habe, ich halte es aufrecht: dem großen Volke der Czechen fehlt die Energie zur Erreichung hoher Ziele. Diese steckt nur in den Führern der Parteien, in den Schürern des Nationalhasses, in den paar Dutzend Chauvinisten, die das thörichte, leichtsinnige Volk aus Rand und Band zu bringen sich bemühen und leider Gottes nur viel zu viel Köpfe in den unteren Schichten verdrehen. Aber der czechische Arbeiter und Bauer, die nacktbeinige, kurzröckige Arbeiterin und Bäuerin, die uns eben noch scheel ansehen, weil wir Deutsche sind, die uns unfreundlich oder doch kühl empfangen, wenn wir ihre Schwelle betreten oder Worte an sie richten, sie weichen freundlichen Worten, einem andauernden freundlichen Entgegenkommen und noch mehr einer freundlichen Gabe. Hat man erst einmal bewiesen, daß man keine feindliche Absicht hegt, daß man ihnen nicht böse will und es ehrlich meint, dann sind die Klippen umschifft und der Czeche, der eben noch als Feind sich geberdete, ist dann Freund und zwar ein Freund, der Treue und Anhänglichkeit zu beweisen versteht.

Wer das Volk — nicht bloß die Schaar der Gebildeten und Hochstehenden, sondern die unteren und mittleren Klassen kennen gelernt hat, wird uns beistimmen: im czechischen Volke steckt Gutmüthigkeit, Heiterkeit, Lebensfreude. Verführer sind es, die es zum Hasse und zur Unduldsamkeit anleiten. Ueber die Zukunft der Rasse hat der welterfahrene und einsichtige Politiker ein scharfes Urtheil und das ist das, daß sie auf dem heute eingeschlagenen Wege niemals Bedeutsames leisten wird. Wahren Fortschritt erzielt man in dieser Weise nicht und Rasseneigenthümlichkeiten lassen sich nicht so ohne weiteres abwerfen, wie etwa eine alte Schabracke. Der Czeche von heute ist oben wie in den unteren Ständen leichtsinnig, leichtlebig. Der Reiche läßt Gulden nach Tausenden draufgehen, der Bauer kommt nach der Stadt

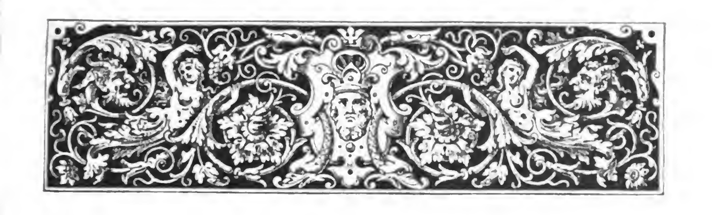
und wirft einen großen Posten des für seine Produkte erzielten Geldes an einem Abende und vielleicht, wie man nicht selten beobachten kann, an wildfremde Menschen aus und der Arbeiter jagt sein Verdienst einer Woche oft in wenigen Stunden durch die Kehle. Musik, Weiber, Vergnügungen, Getränke aller Art locken das Geld aus der Tasche und — der Czeche giebt, wenn er in der Stimmung ist, willig. Darum machen auch die Krämer und Hausirer und zumal die jüdischen drüben gute Geschäfte. Er verthut das Geld wie der Südländer, spielend also. Er legt es in Getränken an oder in Weibern und oft auch in Leckerbissen, ja selbst Süßigkeiten. Aber an seinem Aeußeren, an der Ausstattung seiner Wohnung und dergleichen spart er, er kennt kein Interesse für Kunst, wenn diese nicht mit Heiligenbildern oder anderen kirchlichen Geräthen und Schmuckgegenständen in Verbindung steht, ist gering und sein wissenschaftliches Leben ist ebenfalls herzlich unbedeutend. Seine Literatur aber ist erst im Erwachen.

Was bleibt?

Den Bach entlang, den Wald hinab,
Wo Blumen blüh'n ohn' Maßen,
Da liegt ein eingesunk'nes Grab,
Verschollen und verlassen.
Ein Kreuzbild steht an seinem Rand,
Von einem Kranz umwunden,
Den spielend eine Kinderhand
Gedankenlos gebunden — — —
Wenn Leid auf Leid das Schicksal gab,
Was bleibt dem Hoffnungslosen?
Ein stilles Kreuz — ein stilles Grab,
Ein Kranz von welken Rosen!

Hermance Potier.





Der Fuß.

Eine physiognomische Skizze von L. Redenhall.

Ein schöner Fuß ist eines der kostbarsten Schönheitsgeschenke der Natur, das durch die Dauerhaftigkeit und das Unveränderliche in der Form einen noch besonderen Werth erhält. Aber nicht nur die Nothwendigkeit des Vorhandenseins, um dem vollständigen Begriffe von Schönheit zu genügen, wollen wir erwähnen, sondern auch unseren Lesern die Bedeutung vorführen, welche diese Gliedmaßen, durch welche der Mensch steht und geht, als symbolische Zeichen für sein Wesen haben. In ihnen ist namentlich der Begriff der „Gestalt" enthalten, denn Gestalt kommt von „stellen", das heißt aufrecht hinstellen, womit der ins Deutsche übergegangene lateinische Ausdruck „statura", Statur, von „stare", stehen, vollkommen übereinstimmt. Mehr aber, als man glaubt, ist der ganze Begriff des äußeren Menschen in seinem „Stehen" gegeben, denn damit, daß er steht, hängt die eigenthümliche Stellung seines Hauptes zusammen und dadurch ist er **anthropos**, der aufwärts Schauende. Kein Thier steht in diesem Sinne, denn die, welche noch am meisten menschenähnlich zu stehen scheinen, die Vögel, halten dabei keineswegs das Rückgrat parallel der perpendikulären Mittellinie der Beine, sondern tragen den mittleren Rückentheil vorwärts geneigt und nur den Hals aufrecht gerichtet, während die Säugethiere mehr oder weniger nur wagerechten Leibes auf vier Gliedmaßen stehen und ihr Aufrechtstehen auf den zwei Hintergliedern nur eine Karikatur des menschlichen Stehens genannt werden kann. Wie also davon, daß der Mensch aufrecht steht, nebst seiner Kopfbildung und deren Wendung, auch der Gebrauch all seiner Sinne, sein freieres Athmen, seine Stimme und der höhere Gebrauch seiner Arme und Hände abhängt, so muß nun auch begreiflicherweise in der Art, wie er steht, ein großes physiognomisches Moment seines Wesens und in der Bildung der Gliedmaßen, durch welche er steht, ein wichtiges symbolisches Zeichen seiner ganzen Art enthalten sein. Es liegt hierin eine unendliche Charakteristik, denn wie bezeichnend ist beispielsweise für den Mächtigen und Starken die Art seines Stehens in seiner wie aus Erz gegossenen Haltung! Wie steht

im vollen Gegensatze hierzu die Stellung und der dieselbe bedingende Bau von Schenkeln und Füßen bei dem Schwachen, Geistesarmen oder Kranken! Schon die Sprache hat diese Verhältnisse mehr oder weniger in sich aufgenommen, sie benennt die eigenthümliche Einordnung eines Menschen in die Umgebung seiner Welt mit dem Worte „Stand" oder „Stellung" und bezeichnet seinen intellektuellen, moralischen, ökonomischen oder politischen Ruin nur mit dem Worte seines „Falles". Es ist recht eigenthümlich, daß man mit dem Worte der „Lage" eines Menschen sinnbildlich etwas ganz anderes bezeichnet, als mit dem ebenso gebrauchten Worte seiner „Stellung". Lage nämlich, ist dasjenige Verhältniß, in welches der Mensch mehr unbewußter Weise durch die Strömung der Weltzustände und deren Beziehung zu seinen eigenen gebracht wird, während Stellung entschieden immer auf dasjenige deutet, welches er selbst durch bewußte Thätigkeit sich geschaffen hat und behauptet. Alles bisher angeführte macht sonach die Gliedmaßen, durch welche der Mensch steht und geht, zu sehr merkwürdigen symbolischen Zeichen seines Wesens und wir gehen nun zur näheren Betrachtung des Fußes über.

Bei demselben sind in Betreff der wesentlichen individuellen Verschiedenheiten vier Klassen aufzuführen und zwar die des Alters, des Geschlechtes, des Volksstammes und die der Persönlichkeiten. Was zunächst die Verschiedenheit des Alters betrifft, so entwickelt sich der Kinderfuß so, daß zuerst Mittelfuß und Zehen kürzer, die Ferse weniger nach unten vorragend und die Formen im ganzen rundlicher erscheinen. Nach und nach tritt dann die Gestalt bestimmter hervor, die Länge im ganzen nimmt zu und zwar zuerst auf Kosten der Breite, so daß beim heranwachsenden Kinde der Fuß sich etwas schmäler zeigt, als nach beendetem Wachsthum. Die Wölbung des Fußrückens und die Höhlung der Fußsohle hingegen sind erst die Zeichen vollendeter Reife des Organs, stellen aber dann eine Bildung her, welche weit länger in vollkommener Integrität ausdauert, als die meisten Außengebilde des Körpers, namentlich Hand, Antlitz und Haupthaar, selbst den Rücken, dessen lange Erhaltung einer jugendlichen Form vorherrschend ist, hierin noch überbietet. Nur das sehr hohe Alter drückt dem Fuße, durch Verhärtung und Runzeligwerden der Haut, eine verkümmerte Physiognomie auf. Erhält nun die kindlich stumpfe Form des Fußes sich lange und bleibt bei dem Erwachsenen noch immer etwas von dieser Eigenthümlichkeit, oder treten schon sehr früh die bestimmteren Formen hervor, und erinnert der Fuß des gereiften Menschen gar nicht mehr an jene unreife Gestalt, so liegt stets etwas bedeutsames für die Individualität des Einzelnen darin und das erstere wird ebenso gewiß auf unbestimmtere, stumpfere Geistes-Eigenthümlichkeit hinweisen, als das letztere einen entschiedenen Charakter ankündigt, während auch in dieser Gliedmaße das Greisenhafte, wenn es dem mittleren Alter oder bereits den jungen Jahren aufgedrückt erscheint, mit Recht auf eine tiefkranke oder in sich verkümmerte trockene und im Gemüth verhärtete Individualität hindeutet.

Sehr wichtig ist ferner die große Verschiedenheit des Fußes nach dem Geschlecht. Vielmehr als bei der Hand weichen hier die Glieder in ihren Formen voneinander ab, der Fuß der Frau ist stets entschieden

schmäler, als der des Mannes, bei welchem eben darin der eigentlich menschliche Charakter stärker ausgeprägt erscheint. Natürlich geht auch aus dieser Verschiedenheit die Regel für die Symbolik der Individuen hervor, daß, sobald der breite, starke Fuß bei der Frau vorkommt, er einen ihr ungemäßen, mannweiblichen Charakter anzeigt, während umgekehrt der kleine und schmale Fuß am Manne immer einen Mangel an Ausdruck der Entschiedenheit und Kraft kennzeichnen wird.

Den Unterschieden des Fußes nach den vier großen Menschenstämmen ist ebenfalls die größte Wichtigkeit beizulegen. Er ist am auffallendsten und am bekanntesten in der Gegenüberstellung der Tag- und Nacht-Völker. Der Neger unterscheidet sich durch einen schmalen, flach auftretenden Fuß und thierähnlich hinten austretenden Hacken von dem Kaukasier. Was die Dämmerungs-Völker betrifft, so scheinen die westlichen, die Amerikaner, durch die Schmalheit ihrer Füße sich mehr dem Negertypus zu nähern und nur durch beträchtliche Größe derselben sich von der erstgenannten Rasse zu unterscheiden, während die östlichen, die Mongolen, bei denen überall die Dimension der Breite vorwiegt, sich durch einen breiteren, jedoch im ganzen kleineren Fuß auszeichnen.

Dadurch, daß alle diese Verschiedenheiten nun auch als individuelle Fußbildungen in einem und demselben, dem vollkommensten Menschenstamme der Tagvölker, sich einzeln zeigen, ist uns ein Anhalt gegeben, um die ungeheure Mannigfaltigkeit, welche auch hinsichtlich des Fußes unter uns vorhanden ist, in gewisse Abtheilungen zu bringen und unterscheiden wir darin zunächst den elementaren Fuß, welcher eigentlich der in der feineren Form, trotz der gewonnenen Größe und Masse, zurückgebliebene Kindesfuß ist. Er unterscheidet sich im allgemeinen daher nun, da Umfang und Gestalt nicht mehr wie beim thatsächlichen Kindesfüßchen sich entsprechen, durch eine rohe, plumpe Form. Das Volk selbst nennt einen derartigen Fuß charakteristisch einen Trampel-Fuß, er wird auch wegen der mangelnden Wölbung als Plattfuß bezeichnet. Es versteht sich nun eigentlich von selbst, daß nach der symbolischen Bedeutung Füße dieser Art nur bei geringerer geistiger Begabung und einer minder feineren Sensibilität vorkommen. Der elementare Fuß findet sich gewöhnlich bei unseren Landleuten und Handarbeitern und zwar bei beiden Geschlechtern, nur bei den Frauen etwas schmäler vor und wird durch die dicke, schwere Fußbekleidung meist noch breiter und schwerfälliger gemacht. Er zeigt sich außerdem im mongolischen und semitischen Stamme am häufigsten.

Außer diesem unterscheiden wir den motorisch-sensiblen Fuß, welcher eigentlich der Fuß der Frau ist, aber auch bei fein gebauten männlichen Gestalten vorkommt, denen er in seiner vollen Ausbildung leicht einen schwächlichen, weibischen Ausdruck geben kann, wenn er nicht durch eine im ganzen sehr harmonische, leichte, von einem günstigen Kopfbau gehobene Organisation veredelt wird, wodurch er dann den Ausdruck großer elastischer Kraft und energischer Schnelligkeit gewährt und den Charakter einer pneumatisch-sensiblen Konstitution und des sanguinischen Temperaments entschieden vervollständigt. Im Alterthume sehen wir den Merkur mit solchen Füßen gebildet. Ohne jene günstigeren Momente allgemeiner Organisation wird der motorisch-

sensible Fuß leicht in den affenartig langgestreckten Fuß übergehen, welcher den Nacht-Völkern angemessen war und vielleicht unter den europäischen Stämmen nur noch bei den Ungarn, Polen und Kelten vorkommt. Es ist nicht zu verkennen, daß der motorisch-sensible Fuß namentlich der ist, welcher die höhere rhythmische Bewegung der Unterglieder, hauptsächlich den Tanz, begünstigt, gewissermaßen sogar bedingt und wie daher den Negern die Lust am Tanz gleichsam angeboren scheint und oftmals allein imstande ist, ihnen die Leiden der Sklaverei zu versüßen, so sind deßhalb auch Ungarn, Polen und die keltischen Stämme Europas die besten und leidenschaftlichsten Tänzer.

Was diese Fußform bei den Frauen betrifft, denen sie, wie schon bemerkt, insbesondere zu eigen, so variirt sie auch da noch mannigfaltig und läßt dadurch ebenfalls wieder auf die verschiedenen Konstitutionen schließen. Als Ideal dieses Fußes gilt derjenige der Venus von Medicis und überall, wo wir eine Bildung dieser Art wahrnehmen, wird die Schönheit und der echt weibliche Charakter auch der gesammten übrigen Organisation, sowie der psychischen Eigenthümlichkeit ausgeprägt erscheinen. An einigen Minerven-Statuen des Alterthums sieht man den Typus dieses Fußes mit einer gewissen Schärfe, Einfachheit und Großartigkeit dargestellt, so daß man einem solchen Fuße, wenn irgend einem, selbst den Namen eines psychischen, analog der psychischen Hand, zulegen könnte.

Nun kommen wir zu dem rein motorischen Fuße, welcher die mittlere Form des wohlausgebildeten Fußes überhaupt und namentlich des männlichen ist. Der Fuß, welcher ohne die stumpfe Unbeholfenheit der elementaren Fußform sich weder zu der schlanken Zierlichkeit des motorisch-sensiblen, noch zu der großen Muskelstärke des motorisch-athletischen, auf den wir dann zu sprechen kommen, erhebt, ist mit diesem Namen zu bezeichnen. Er wird bei der Frau etwas schmäler und weniger muskulös wie bei dem Manne sein, bei beiden aber nur einfach seine Bestimmung, dem Gewichte des Körpers eine wohlgeformte und kräftige Basis zu bieten, erfüllen und mehr durch die Art, wie er bei jedem Menschen in irgend etwas anderer Weise diese Funktion, in Verbindung mit der Muskulatur des ganzen Beines, vollbringt, als durch viel auszeichnendes in der Form die Individualität verrathen.

Endlich unterscheiden wir noch den schon erwähnten motorisch-athletischen Fuß, der nur beim Manne vorkommt, und durch seine beträchtliche Größe, sowie durch seinen kräftigen Knochenbau und seine ausgezeichnete Muskulatur unverkennbar ist. Auffallend trägt diesen Typus der Fuß des farnesischen Herkules und immer wird eine solche Bildung das Zeichen einer mächtigen athletischen Konstitution sein, zugleich aber auch bekunden, daß der Schwerpunkt des Daseins hier nicht auf die psychische, sondern vollständig auf die physische Seite des Menschen gefallen ist und daß man bei diesem Heftigkeit und Unbeugsamkeit des Willens, nicht aber das tiefere Schauen der Vernunft, das feinere Unterscheiden des Verstandes oder eine rege Phantasie vermuthen kann.

Natürlich liegen nun auch zwischen diesen vier Hauptformen mancherlei Uebergänge, man wird Füße, welche zwischen der elementaren

und motorischen Form schwanken, finden, andere die den Zweifel, ob man dieselben zu der rein motorischen oder athletisch-motorischen Form rechnen kann, erregen u. s. w., immer aber wird das über die Bedeutung jedes einzelnen Bemerkte, ausreichen, die Erklärung für derartige Uebergangsbildungen zu bestimmen.

Groß sind auch die Einwirkungen, welche der Fuß durch die Lebensführung erfährt und zwar um so mehr, da er unter civilisirten Nationen überall, schon von Kindheit auf, in eine mehr oder weniger fest anliegende und starke Bekleidung, Schuhe oder Stiefel, eingezwängt wird. Es ist gar keine Frage, daß auch diese Gliedmaßen einer gewissen höheren geistigen Entwickelung fähig sein würden, fänden sie sich nicht durch ihre tägliche und stündliche Aufgabe, das Gewicht des ganzen Körpers zu tragen, sowie durch den Druck ihres steten Bekleidetseins, für höhere Zwecke ungeschickt gemacht. Es kommen jedoch Fälle vor, wo bei dem angeborenen Mangel der Arme dem Fuße eine weitere Ausbildung gegönnt wird und daß beispielsweise die Handhabung von Messer und Gabel, Blattumwenden und dergleichen von einem wohlgebildeten Fuße vollkommen gut ausgeführt werden kann.

Schließlich möchten wir noch einen Blick auf die Haltung und Bewegung des Fußes, sowie des ganzen Beines, im Gange und in der Stellung des Menschen werfen. Der plumpe, ungeschlachtete Gang zeigt ebenso sicher eine gemeine Natur an, als der zierliche und graziöse den feinen, gebildeten Mann, die liebenswürdige Frau. Der Stolz, der Hochmuth, die Anmaßung verrathen sich durch die Art des Auftretens und des Gehens, ebenso läßt sich dadurch Sanftmuth und Bescheidenheit erkennen. Wie entschieden wird Muth und Entschlossenheit durch das feste, männliche Auftreten verkündet, während Feigheit und Zaghaftigkeit in demselben Grade durch den unsicheren, schlotternden Gang kenntlich ist.

Aller Seelenadel, alle geistige Verkommenheit ist im Fuße sichtbar, vorzugsweise jene herausfordernde Frechheit, welche den Uebergang von der Höhe zur Tiefe der menschlichen Seelenzustände bildet. Wie keine Erscheinung an einer ganzen, abgeschlossenen Persönlichkeit außer Beziehung bleibt, so auch nicht ihr Gang. Er ist als die alltäglichste, häufigste und immer wiederholte Verrichtung gerade dasjenige, bei welchem der Charakter des Gehenden am häufigsten berührt wird und deßhalb sich am deutlichsten ausspricht. Das Gehen aber ist die Thätigkeit des Fußes und nur das Schreiten Thätigkeit des Beines. Wir heben und senken unseren Körper auf dem Fuße, indem wir gehen, und bedienen uns seiner, als des wichtigsten Mittels, die Bewegung zu vollenden. Darum wird er der entschiedenste Ausdruck unserer Bewegung und mithin ein Stück unserer ganzen Art, eine bestimmte Form des Ausdruckes unserer ganzen Persönlichkeit und unseres Charakters sein. Der Fuß repräsentirt also auch darin den Menschen am ersten und besten, er ist sein wesentlichstes Kennzeichen und eben deßhalb ein so wichtiger Gegenstand für die Beobachtung.

Die höchste und mannigfaltigste Symbolik der Bewegung entwickelt endlich der Fuß in der Tanzkunst. Hierbei kommt er so eigentlich recht zur Geltung und es ist interessant zu beobachten, wie der gröbere oder feinere Bau des Fußes und seine rohere oder feinere

Entwickelung, die Verschiedenheit der Art der Tänze bestimmt, die im höchsten Grade symbolisch für die Eigenthümlichkeit des gesammten Menschen sein muß und in welcher sich eigentlich, wie schon zum Theil im Gange, die Symbolik des Menschen erst wahrhaft vollendet. Welcher Unterschied ist zwischen dem leidenschaftlichen Tanze der Spanier, dem leichten, flüchtigen Tanze der Franzosen und dem derben tiroler Schützentanze. Man achte bei Bällen darauf, wie grotesk oft die Individualität der Tänzer auch bei den gewöhnlichsten Tänzen die allgemeine Dressur durchbricht und man wird sich hierbei ein reiches Feld für physiognomische Studien schaffen.

Naturandacht.

Laß wie ein Kind mich fromm die Hände falten
Und beten zu der Schönheit der Natur;
So süß Geheimniß nie mein Herz erfuhr!
Das trunk'ne Aug', kaum wagt es festzuhalten
Des Daseins herrlich-goldene Sonnenspur . . .
Hier athmet alles Glück und Frieden nur:
Ich darf Dich, holdes Lieb, am Busen halten,
Darf künden meine tiefste Sehnsucht Dir,
Dein Blick giebt selige Erfüllung mir;
Du fühlst, wie ich, die himmlischen Gewalten!

Wilhelm Arent.





Tantalus.

Roman eines Stubengelehrten von Paul Devisoff.

I.

In Anfang September des Jahres 1857 befand ich mich an der Isar und studirte in den Münchener Archiven. Die Vormittage verbrachte ich bei der Arbeit und die Nachmittage meist in den schattigen Laubgängen des Nymphenburger Schloßparkes, wohin mich eine täglich um vier Uhr mit seltener Pünktlichkeit vor meiner Wohnung eintreffende Droschke brachte. Den Rückweg machte ich dann stets zu Fuß. Mit dem Schlage sieben Uhr tauchte am Ende der schattigen Allee der ausdrucksvolle Kopf Liebigs aus der lustwandelnden Schaar auf, bei dessen Anblick jeder Gebildete ehrfurchtsvoll den Hut zog. Gerade damals waren die königlichen Empfangsabende in Blüte, bei welchen alles, was Kunst, Literatur und Wissenschaft neues bot, verhandelt wurde, und Liebig war einer der Höchstgeehrten in dem Kreise. Immer kehrte ich erquickt am Abende zurück.

Bei dem Eintreffen in Nymphenburg war ich meist noch vertieft in die Arbeiten des Vormittags und überließ mich vollständig der Führung meiner Beine. Meine Schritte glichen denen eines Automaten mit aufgezogenem Uhrwerke. Erst ging ich quer über den Vorhof, dann durch das Hauptthor dem schattigen Theile des Parterres zu. Es hätte gewiß meine Aufmerksamkeit erregt, wenn ich eine andere Richtung eingeschlagen hätte. Instinktiv trieb es mich, nach längerem Umherirren in den Gängen, sobald ich Müdigkeit fühlte, zu einer und derselben Bank, nicht ferne der Gartenfaçade des Mitteltraktes, vor den grünen Mauern der rechtsseitigen Anlagen. Man sah von dort bis zu den Wasserkünsten; ich konnte, allmählich von meinen ernsten Gedanken erwachend, die heimkehrenden Münchener betrachten, vielleicht auch um ihren Frohsinn beneiden, und ich hatte an jener Stelle mir gegenüber, auf ziemlich hohem Sockel, inmitten von Blumenbeeten, die Statue der Diana.

Hier pflegte ich bis nach Sonnenuntergang zu weilen und allerlei Ideen freien Lauf zu lassen. Diese klärten sich in der frischen Luft,

die, gekühlt durch die springenden Wasser, als Abendhauch von der weiten Ebene vorüberstreichend, meine perlende Stirne trocknete. Ich ließ mich gerne an Sonntagen auch schon zu früher Stunde durch das frohe Völklein in die Gegenwart versetzen, lebte ich doch während der Woche genug in längstvergangenen Zeiten. Aber bei solchen Zwischenpausen in den Gedankenreihen fiel mein Blick auch regelmäßig auf die unstreitig schönste Statue des Gartens und es war mir dann, als ob ich, in angeborenem Schönheitssinne, mich wieder hier niederlassen müßte: Es war mir zum Bedürfnisse geworden, mich an dem lieblichen Antlitze, den zarten Armen und den niedlichen Füßen des Steinbildes zu ergötzen und mir zu sagen: „O, Du schöne Götterwelt! Wärst Du noch auf Erden! Es ist alles nur Karikatur des Menschenbildes, was heute vor uns wandelt."

Wer den Keim zum Bücherwurme und zum Pedanten in sich trägt, ist verloren für die Freuden dieser Welt. Binnen wenigen Wochen war ich verknöcherter, als meine vielverspotteten Professoren, und kleinlicher, als der ausgesprochenste Federfuchs geworden. Jetzt freilich erkenne ich das, damals aber hielt ich mich für berufen, großes zu erforschen, die Welt zu erschüttern mit meinen auf Pergamentfascikeln und vergilbten Papiere unternommenen Entdeckungsreisen, und für fähig, der Archäologie ein neues System aufzuzwingen, welches zu „nie erträumten Resultaten der Forschung" führen sollte, — „zum Heile der Menschheit, des Staates und seiner denkenden Bürger", — wie ich nie unterließ, halblaut hinzuzufügen. Ich befand mich eben in den Flegeljahren der Gelehrsamkeit und ich denke mit Schrecken an sie zurück.

Heute muß ich selbst darüber lächeln, daß ich es für einen „Zeitverlust" erklären konnte, wenn — es mochte zwei bis dreimal vorgekommen sein — „meine" Bank besetzt war. Ich kehrte dann, heftig erzürnt, ohne nur zu überlegen, um, holte noch meinen sich für die Heimfahrt stärkenden Kutscher bei dem „Kontrolor" ein und erfreute ihn mit einer zweiten Gabe, indem ich direkt zur Stadt zurückfuhr, um meine fruchtlose Gedankenarbeit in der Stube fortzusetzen, anstatt mich zu erholen.

Am nächsten Tage saß ich aber dann sicher wiederum vor dem Dianabilde, ergötzte mich an dem lieblichen Antlitze, den zarten Armen und den niedlichen Füßen und murmelte mein tägliches Nachmittagsgebet: „O, Du schöne Götterwelt! Wärest Du noch auf Erden! Es ist alles nur Karikatur des Menschenbildes, was heute vor uns wandelt."

Kein unreiner Gedanke hatte je diese Betrachtungen mythologischer Schönheit durchkreuzt; im Gegentheile, ich gewöhnte mich an das Gesicht und die keuschen Formen der Jagd- und Mondgöttin dermaßen, daß mir wie festgestellt schien: Nur, wenn sich ein Mädchen fände, welches in Zügen und Gestalt meiner Diana gliche, würde ich eine Annäherung anstreben. Mein Ideal hatte ich im Steine gesehen. Nie und nimmer würde mir ein Weib gefallen können, welches diesem Bilde unähnlich wäre.

Warum bin ich nicht Karthäuser geworden? Ich war damals auf dem besten Wege dazu. Warum?

Einmal theilte ich in schwermüthiger Stunde, hinter dem Bierglase, einem Freunde — Hugo Schneller — von dieser eigenthümlichen psychologischen Erscheinung mit. Der lachte mich, als hoffnungsvollen Karthäuser, recht tüchtig aus, klopfte mir dabei so heftig auf die rechte Schulter, daß ich zehn Minuten mit der linken Hand reiben mußte, um den Schmerz zu stillen, und schrie mich dann laut an:

„Du bist auf einem Irrwege, Kollega! Kennst Du die Geschichte von der schönen Galathea? Wenn die „Richtige" kommen wird, braucht sie Deiner „Marmorbraut" gar nicht zu gleichen; Deine Diana wird versinken neben Fleisch und Blut, wie die ganze griechische Götterwelt. Merke Dir's!"

„Ist sie versunken?" entgegnete ich trotzig.

„Lieber Freund! Keine wird sich neben Deine Diana stellen, vielleicht gar noch im feuchten, antiken Gewande, um in so indezenter, die Formen ausprägender Kleidung, Dein Urtheil zu vernehmen. Am wenigsten wollen sie ein Hausrath werden, in der Liste unter die Bücher gestellt sein, die Weiber. Sie wollen um ihrer selbst willen geliebt werden." —

Ich wollte erwidern, aber er hielt mir den Mund zu.

„Unterbrich mich nicht! Die Frauen sind verwöhnt durch galante Lügen; bei einem Gelehrten müßte eine ein Herz von Stahl haben, um ihre Stellung nicht zu fühlen. Heirate nicht, Bester!"

„Habe auch nie die Absicht gehabt; aber, wenn schon, dann müßte sie meinem Ideale gleichen, darauf bestehe ich." — —

„Ueberhaupt", fuhr mein Tischgenosse fort, „möchte ich Dir eine Lebensregel mittheilen, welche mir ein erfahrener Mann gab, und die lautet: Deine Haltung in der menschlichen Gesellschaft sei keine theoretisch-schroffe, sondern eine praktisch-schmiegsame. Niemand braucht seine Ansichten abzustreifen, welche ihm als Schutzwehren gegen Versuchungen auf den Lebensweg mitgegeben wurden. Aber die puritanische Einfachheit Deiner Eltern hat Dir die Gelegenheit genommen, so früh, wie Deine Altersgenossen, das Leben kennen zu lernen, und Du hast Dir eine künstliche Welt aufgebaut, Du spielst noch mit der Schule und die keusche Diana, aus unserem Bilder-Atlas zur Kunstgeschichte, hat Dich von dem lebendigen Ideale, das nur der Zufall bringt, abgelenkt. Habe ich den Nagel auf den Kopf getroffen, oder nicht? Sage selbst! Heiße ich Hugo Schneller und bin ich Dein Freund?" —

Er hatte den Nagel auf den Kopf getroffen, aber dennoch schüttelte ich das Haupt: Wie er sagte, war es; die steinerne Göttin hatte mir die Lust geraubt, unter den Lebenden zu suchen. In meinem Alter ohne Liebe! —

„Und sie lügt", fuhr er fort; „Luna mentitur! Unbewußt hast Du Dir Dein Ideal bei der trügerischen Luna gesucht. Merke Dir, jedes Weib lügt, wenn es nicht uns belügt, belügt es sich selbst; darum, weil es wechselt, wie der Mond, welcher abnimmt, wenn er sein Anwachsen mit einem ☾ an den Himmel schreibt — — und es belügt sich, weil es diesen Wechsel leugnet. Nur in dem Wechsel ist ihm wohl. Ich habe den Wunsch, Du mögest niemals die Erfahrung machen!" —

„Aber, warum zieht uns Diana mehr an, als Venus?“ unterbrach ich ihn. —

„Weil wir, ohne uns davon Rechenschaft zu geben, nichts anderes in dem Weibe suchen, als das wechselnde Element, als die Sünde unter der Hülle der keuschen Schönheit; darum lockt uns die Feindin der Männer mehr, als Venus, welche uns zuruft: „Ich habe keine Hülle, ich bin die Lust, ich bin die Welt!“ Warum reizt uns der „Mundus muliebris“ einer Kokette, die kleine Welt, aus welcher sie als Solitär hervorstechen will, mehr, als die Schöpferin dieser Miniaturwelt? Die gefährlichsten sind und bleiben die Scheinheiligen, welche Prüderie und Tugend üben, doch verdorbener sind als die geschminkten Salonpuppen mit ihrer unersättlichen Gier nach Schmeicheleien. Die gewaltige Umwandlung, wenn die Jungfrau zum Weibe wird, geht an keiner spurlos vorüber! In keinem Mädchen erkennst Du was aus Liebe, was aus Gefallsucht oder anerzogener Berechnung entspringt, oder gar, was in kindlichem Spielen mit uns großen Puppen, — denn, sie sind alle großgewordene Kinder, mögen sie fünfzig oder sechzehn Jahre alt sein. Es ist stets dasselbe: Versteckenspiel, Tanzen, Blindekuh, Ballschlagen mit den Gefühlen, „König Verdruß“ und „Errathenlassen“; das können sie aus dem ff, und sind dabei die ewige Negation und halten aber auch die kleinste Aeußerung, über die unscheinbarste Sache, welche sie betrifft, für welterschütternd wichtig, während sie an den großartigsten Problemen blind vorübergehen. O, das Weib ist ein Kind! Beherzige diese Worte, mein Freund, Du wirst es nie bereuen.“

„Ich bin dreiundzwanzig Jahre alt und kann urtheilen“, versuchte ich in verletztem Tone zu entgegnen.

„Frauen gegenüber also auch ein Kind? Wer die Frauen nicht kennt, lebt in Ideen, welche ihm jedes Urtheil über dieselben unmöglich machen.“

„Aber, die Heirat mit dem ideal-geliebten Wesen, die soll das höchste Glück sein!“ warf ich ein.

„Bester Freund! Unverheiratete nennt man meist Egoisten. Ich möchte heiraten, aber nur ein Wesen, das meinem Ideale gleicht.“

„Du hast auch eines?“ rief ich erstaunt.

„Warum nicht? Aber ich bin ein Egoist der Ueberlegung, ich dulde nur das, wovon ich durch die Thatsachen überzeugt werde. Doktor Lange theilt das Leben der Frau in Stufen ein. Die Lichtseiten: 1) In das sinnige, fromme Lied oder die Märchenwelt; 2) die fürsorgliche Gehilfin der Mutter oder geborene Gouvernante der Geschwister; 3) die Helden-Jungfrau, mit religiösen Opfern, sittlichen Thaten und politischem Heroismus; 4) die treue Gattin und liebende Mutter, des Hauses Seele und Zierde; und 5) die greise Matrone mit ihrer ahnungsvollen Umsicht und liebenden Fürsorge, und mit ihren goldenen Sprüchen der Weisheit, eine wahre Ahnfrau. Gäb' es eine, welche alle Stufen des Lebens so beträte, ich hätte mein Ideal; aber, wie oft schlägt die Nachtseite herein. Da ist: 1) Die lüsterne Zierpuppe; 2) der wilde Backfisch, zur Anstifterei angelegt; und 3) die gereifte Treibhauspflanze der Städte; dann 4) die spezifisch böse Frau; und 5) die fanatische Frömmlerin, oder „alte Hexe“ im modernen Sinne des Wortes. Und die „böse Frau“, was ist sie? Ein Weib, welches

fühlt, mit geistigen Mitteln dem Manne nicht folgen zu können, aber nicht die Demuth besitzt, Griseldis zu sein. Sie beginnt zu intriguiren und Hausteufel zu machen, so hat jeder Sokrates seine Xantippe. Je größer der Sokrates, desto größer seine Xantippe." Wir Egoisten? Wir?" — —

„Du vergaßest die Haustyrannen."

„Gute Frauen leben in sich, wir nach außen. Ihre Gefühle sind gesammelter, als die unseren, sie sind beschränkter in ihrem Wirkungskreise, sie sind imstande, die Schwelle tagelang nicht zu verlassen, ohne es zu fühlen. — Der Mann wirkt aktuell, das Weib träumt. Alle Beweggründe sind nur Gefühle. Wer sich von ihnen umgarnen läßt, ist verloren. Dann aber klagen sie ihn an, weil er einmal schwach war, weil er sein Leben nicht opferte — für einen brennenden Kuß? Das Weib ist und bleibt Egoist seiner Gefühle, es berechnet im Genusse und vergißt, daß Eva den Apfel gab. Immer trägt es die Schuld und keine andere, als Hebe kredenzte den Pokal der Liebe. Und in was sind wir die Egoisten? Nur in der Eitelkeit: Wenn wir das besitzen, was nach unserer Vorstellung „das Schönste" ist, so sind wir glücklich und darum müßte Deine Frau — von Stein sein. Gott bewahre Dich davor."

„Die Scherze beiseite. Was hältst Du für besser, junge oder reife Ehen?" fragte ich. Ich hielt ja selbst bei dem steinernen Ideale auf des Freundes Urtheil. —

„Zu junge Ehen machen altern. Die kindergesegnete Ehe ist die höchste Erfüllung menschlicher Bestimmung, und unwillkürlich wird der jung in die Ehe getretene Mann früh apathisch und ziellos. Er vernachlässigt sich, weil er nicht zu gefallen gelernt hat. Mir machten manche Ehen den Eindruck, als ob die Leute auf etwas warteten und suchten, die Zeit bis dahin gut oder schlecht zu verbringen: Kein Streben, kein Interesse mehr, keine Sucht zu glänzen, kein Versuch der verblühten Frau, dem Manne zu gefallen, Greise sind die Gatten mit dreißig Jahren. Nein, die Ehe würde mich nur demoralisiren, anstatt mich sittlich zu heben. Daß nicht wir, sondern die Frauen Egoisten sind, das zeigt ihre Vertheidigung der Institution der Ehe: Der Mann soll sein Lebenlang dasselbe Weib liebenswerth, jugendlich, reizend finden, wenn es längst zum Drachen geworden ist; die Frauen verlangen von den Männern, sie sollen mit ihrem Lebensglücke, ihrer Zukunft die Existenz eines anderen Wesens erkaufen? Als ob wir dieses Opfer den Frauen schuldig wären, als ob es ein Verbrechen wäre, sich nicht zu fesseln? Ich bleibe ledig und — Menschenfreund!"

„Bedenke, Du stößest den sittlichen Aufbau der menschlichen Gesellschaft über den Haufen!" rief ich. „Die Ehe ist der Triumph der sittlichen Ordnung."

„Ah bah, Ordnung! Das Weib meint, nur um seinetwillen sei die Welt erschaffen und vergißt, daß es die Schuld an dem Verluste des Paradieses trägt. Es vergißt, daß es lockt, nur um sich zu versorgen, weil es allein keinen Halt in der Welt hat. Da liegt der Hund begraben."

„Das ist", fuhr ich auf, „wieder eine jener Aeußerungen, die ihresgleichen in der Welt nicht haben: Du thust gerade so, als ob das

Weib nur um der Liebe willen geschaffen wäre. Du leugnest alles, was der natürliche Verstand vermag, der, nicht eingeengt von Theorien, wie der des Mannes, die Herzensbildung fördert. Frauen giebt es ja, in deren Zirkeln das geistige Leben sich abspiegelt. Du bist ungerecht! Du kennst sie auch nicht."

„Da hab' ich Dich in der Falle, mein Bester!" jubelte er. „Ich war überzeugt, daß Du mir mit diesen Erinnerungen aus erster Hochschulzeit kommen würdest. So wisse denn, ich bin der Ansicht, daß die Gesellschaft der „geistreichen Frauen" unsere Geisteskraft entmanne. Sie haben kein natürlich-gesundes Gefühl. Alles ist bei ihnen erkünstelt, gesucht. Ein stetes Haschen und Suchen, ein Drehen dorthin, wo sie eben bewandert sind. Keine kompakte Bildung, stückweise, mosaikartig aneinandergereihte, unverdaute Begriffe. — Durch diese unnatürlichen Versuche, dort zu glänzen, wo sie nur Dilettantinnen sind, ist ihr Geschmack wie in ein Mieder gepreßt: Nur mit den „weisen Frauen", den „Velleda" der modernen Salons bleib' mir vom Leibe. Nur mit denen!" —

„Du bist heute schon in der Opposition!" entgegnete ich, ärgerlich, wieder um eine Illusion ärmer zu sein.

„Sie schmeicheln und bethören Dich mit ihren Schlafmitteln, sie übertünchen ihre Ohnmacht mit Phrasen und Citaten und zuletzt glaubst Du selbst, die Form sei die Hauptsache und nicht der Inhalt. Am Ende beginnt man selbst jenes egoistische Traumleben; — wehe dem, welcher das für Wahrheit hält, was er erkannt hat, wehe dem, der widerspricht, er wird desavouirt, zerrissen. Nur eine Natur, welche jenes glatte Parkett sozusagen mit Steigeisen und Nagelschuhen betritt, bleibt aufrecht, denn alles, was wir an den Frauen bewundern, ist nicht selbsterworbenes, sondern liegt in der Natur des Weibes, ja, widerspricht gar oft dem Erlernten. — Das liebreizendste Weib aber ist gerade jenes, dessen Eigenschaften unbewußter Gefallsucht entspringen. Und, nur das Weib, das liebt, zeigt sich, wie es ist."

„Du magst recht haben", sagte ich nachdenklich. „Vieles ist wahr. — Ich werde es überdenken."

Bewegt trennten wir uns. Ich hatte ihn stets für einen Sonderling gehalten, heute war er mir näher, denn je. Dennoch, und ich bedauere es tief, sahen wir uns von da ab seltener. Alles wäre anders geworden, wenn ich ihn zur Seite gehabt hätte.

Hugo Schneller aber schien mich aufgegeben zu haben.

II.

Am folgenden Tage war ich wieder in Nymphenburg und wollte meine Promenade, bei der Bank vor dem Dianabilde beenden. Die Worte meines Freundes beschäftigten mich mehr, als die Studien in den Vormittagsstunden. Es war schon spät, als ich mich dem Platze näherte. Siehe da, wieder besetzt: Ein alter Mann und eine Dame befanden sich auf meinem Lieblingsplätzchen. Ich machte rasch eine heftige Wendung. Es schien, als ob den Leuten meine Ungeduld nicht entgangen wäre, denn als ich einen Augenblick Dianas Gestalt betrachtete, hörte ich den Alten rufen:

„Bitte, lassen Sie sich nicht stören, mein Herr; es ist noch Platz!" — —

Ich wendete mich und rückte den Hut.

„Es ist noch Platz", setzte der Mann hinzu, offenbar der Großvater des Fräuleins. „Sie sind vielleicht gewöhnt hier zu lesen?" Sie rückten beide einander näher.

Jetzt erst musterte ich die Dame. Es war wie ein warmer Strom, der sich in meine Brust ergoß, als ich in zwei braune Augen blickte, die so verwundert groß mich ansahen, zwei schwellende, wie zum Kusse geschaffene, rothe Lippen sich leicht öffneten und eine Elfenbeinreihe tadelloser Zähne durchscheinen ließen.

Ich sagte, diese Bank sei zwar nicht mein Eigenthum, aber soviel wie das: ich hätte sie täglich in Besitz genommen und, wie die Juristen sagen, thatsächlich schon durch häufigen Gebrauch „ersessen". Ich glaubte einen sehr guten Scherz gemacht zu haben.

Sie lachte und schaute mir dabei so kindlich fröhlich in die Augen, daß ich mich unwillkürlich an die Worte meines Freundes erinnerte: Das liebreizendste Weib ist jenes, dessen Eigenschaften unbewußter Gefallsucht entspringen. Diese kleine Koketterie war unbewußt. Und ist das Weib für uns nicht das, was wir aus ihm machen? Jeder sieht das Weib anders an, sieht ein anderes Weib, wie jedes Auge den eigenen Regenbogen hat. Zu meiner Freude bemerkte ich eine auffallende Aehnlichkeit des Kopfes mit dem der Diana. Je öfter ich hinsah, desto klarer wurde mir das, oder war es Täuschung, weil ich diese Aehnlichkeit suchte? —

Nach einigen artigen Worten erhoben sie sich und gingen, nicht ohne auffallend freundlich zu grüßen. Ich blieb sitzen, zerstreut, ohne auch nur einen Blick ihnen nachzuwerfen, um die Richtung zu erforschen, welche sie gewählt hatten; bei mir drehte sich jetzt alles um die Frage: Gleicht sie der Diana? Ich stellte diese ein dutzendmal, blieb mir aber stets die Antwort schuldig.

Ich beschloß, zu meinem Freunde Hugo zu gehen, ihn zu fragen, ob er sich das Mädchen ansehen wolle, nur wegen der Aehnlichkeit, aber ich gab den Gedanken wieder auf. Aus welchem Grunde? Ich bin mir heute noch nicht klar. Bah, Eifersucht! Lächerlich, ich liebte ja nicht. Auch sah ich ihn immer seltener. War es, weil er mich noch nicht ganz überzeugt hatte, oder ahnte ich, daß ich gegebenen Falles seinen Rathschlägen nicht folgen würde? Ich sinne oft über jene Stunde nach.

Mein altes Leben begann wiederum. Ich vergaß seine Lehren, aber auch das Antlitz der jungen Dame und vertiefte mich ganz und gar in das bemalte Pergament eines „Missale" ältester Gattung.

Eine leichte Uebermüdung meiner von Natur nicht kräftigen Augen zwang mich bald darauf, einige Tage zu feiern und so schlenderte ich über die Felder gegen Pasing, dann durch den Thiergarten und, als ich die Umzäunung hinter mir hatte, war ich wieder auf dem besten Wege zum „Haine der Diana", wie ich den Wiesenfleck, dessen Vorderseite die Statue schmückte, gerne benannte.

Es war schon Ende Oktober und bitter kalt.

Trotzdem war, als ich hinzu kam, meine Bank besetzt: Zwei

Frauen nahmen diesmal den Ruheplatz ein. Als ich mich näherte, erkannte ich in der einen meine schöne Unbekannte. Diesmal saß die Mutter neben ihr, ein dickes Frauenzimmer, in dessen Zügen nichts zu lesen war. Ich wollte vorüber gehen, annehmend, sie hätte mich nicht erkannt, aber ein leises Nicken, wie der Anfang zu einem Gruße, fiel mir auf und ein erkennender Blick verlangsamte meinen Schritt. Ich grüßte, sie lächelte nun, dankte und schien der Mutter etwas mitzutheilen. Auch diese sah mich freundlich an. Meine Verwirrung stieg, ich fühlte mich als Neuling unbeholfen; ich wußte nicht, was das Nächste sein würde, ob ich die richtigen Antworten zur Hand hatte, ob ich die Konversation beginnen solle, oder ob es sich schicke, zu warten? Ah bah, das thut man nur bei den Kaisern und Königen. Ich rede.

Alles das durchkreuzte meinen armen Kopf. Endlich erröthete ich wie ein Mädchen und machte ein tiefes Kompliment nach dem anderen. Ich mußte das sehr drollig gemacht haben, denn die Junge lachte mich so schelmisch an. Es kann doch nichts anderes gewesen sein, dachte ich, immer noch nach einem Ausdrucke meiner Freude über die Begegnung ringend. Ich mußte mich beherrschen, um nicht aufzuspringen und weg zu laufen. Endlich brach sie das Eis und sagte mit vollendeter Grazie:

„Guten Morgen, ein letzter schöner Tag, dann ist der Winter da.“

„Ja, mein Fräulein!“ jubelte ich begeistert, mehr über die Entdeckung eines zwar nicht mehr ungewöhnlichen, jedoch vollständig neutralen Gesprächsstoffes. „Ja, mein Fräulein! Ja, gnädige Frau! Ich bin selig, daß Sie meinen Garten, mein Lieblingsplätzchen so schön finden. Ich bin wirklich ganz entschieden entzückt!“

Jetzt war aber meine Kraft auch zu Ende. Ich mußte tief aufathmen und warten, bis sie das Wort ergreifen würde, dabei sah ich sie genau an.

Heute glich sie noch mehr meiner Diana, und auf dem braunrothen Hintergrunde des dürren Herbstlaubes trat ihre Gestalt, in hellgelbem Gewande, fast wie belebter Stein hervor, leibhaftig wie die wandelnde Schwester meiner vielbewunderten Göttin. Das war kein Zufall mehr. —

Taktvoll sprachen die Damen nur drei Worte über die letzte Begegnung: „Großväterchen“, hieß es, „sei krank, er werde aber im Frühjahre wiederkommen“; — dann mußte ich sie ein Stück, bis zum Schwanenteiche, geleiten. Dort nahmen sie Abschied. Das Mädchen schien zu frösteln. Als ich mich umwendete, bogen sie gerade in eine der breiten Haupt-Alleen ein. Ich sah, wie sie, mit dem Schirme auf den Boden gestützt, sich auf den Fußspitzen erhob und einen Zweig abriß. Es war wohl nur, um zu sehen, ob ich denselben Weg einschlage, denn ihr Blick traf mich, selbst auf die große Entfernung, noch leuchtend, wie ein Dolch. Ich athmete tief auf, als wäre mir eine Last vom Herzen genommen. — Alles hatte ich vergessen: die Reihengräber der Alemannen, die Kriegsbeile der Chatten, Fébulen und Lagerstätten, Initialen und Meßbücher; — nur ein Gedanke bewegte mich: „Ihr nach!“

Athemlos lief ich in einer Seiten-Allee, es dunkelte fast, in der

Richtung eines der kleineren Portale, ohne zu bedenken, daß die Baumpartien im Spätherbste durchsichtig seien. Einige im Abendscheine daherfliegende „Altweiber-Sommerfäden" schmiegten sich um Brust und Arme. Verwundert schauten mir die letzten Spaziergänger nach. Was kümmerte mich das? Ich mußte sie noch sehen. —

Gerade vor der Pangruppe, mit dem sprudelnden Quell, hielten sie die Schritte an. Als ich, nur getrennt durch eine kleine Wiese, vorbei eilte, sah mich die Mutter. Sie faßte das Mädchen am Arme und zog es ins Dunkel. Ich langte im Vorhofe an, man schloß eben das Thor.

Ich wartete, an eine Ecke gelehnt, mit pochendem Herzen. Niemand kam. Man schloß das zweite, das dritte Thor. — Ich zögerte noch. Wo waren sie hingekommen? — Wie ein Rasender lief ich durch die breite Allee, in der Richtung gegen München. Kein Wagen war weit und breit zu sehen. Ich wußte nun wenigstens eines, sie gehörten zu den Schloßbewohnern, vielleicht war der Alte Verwalter, Obergärtner? — Ich mußte es erfahren. Noch heute! Aber von wem? Wo?

Meine Studien waren vergessen. Schon am nächsten Morgen war ich wieder draußen, erkundigte mich diskret um die Damen, konnte aber keine Auskunft erhalten. Also wohnten sie dennoch nicht im Schlosse? Aber von einem Hinterpförtchen erfuhr ich, zu welchem einige Personen den Schlüssel hatten; ich beschloß, dort zu warten.

Ich verweilte in der Nähe dieser Thür, zunächst der Orangerie, bis ich den Gärtnern auffiel. Ich schritt langsam gegen das Parterre und als ich zu meiner Bank kam, erblickte ich weit und breit keine Menschenseele.

Ein schneidiger Wind wehte aus West, dunkle Wolken stiegen auf. Ich mußte meinen Rückzug antreten. Wie schwer wurde mir das! — Nur noch einen Blick wollte ich auf die Göttin werfen; das stereotype Gebet wagte ich nicht mehr zu murmeln. Wie vorwurfsvoll schaute das Marmorbild auf mich, als wollte es sagen: „Irdischer! Du wagst es, ein Weib zu lieben und eine Göttin zu vergessen?"

Ich trat näher. Ich hatte das Gefühl, als müßte ich Abbitte leisten, und als ich nur noch einige Schuh von dem Sockel entfernt war, flatterte im Winde ein Blatt Papier vor die Bank. Ich sah es und beachtete es kaum, doch es trieb mir vor den Füßen hin, da haschte ich es. Es war beschrieben. Ich hob es auf und las: „Morgen um Mittag am Schwanenteiche, nächst dem Pavillon".

„Morgen Mittag?" War es von ihr? Gab es nicht zahlreiche Liebende, welche den Garten besuchten? Dennoch war es mir, als müßte die Schrift von ihrer Hand herrühren. Ich besah die Bank und trat nochmals zum Sockel. Da las ich mit Blei geschrieben: „25. Oktober". Diese Schrift war ganz frisch, obwohl es nachts geregnet hatte, ja, das Datum paßte auf diesen Tag, sie hatte die Zahl heute geschrieben.

Mit diesem Bewußtsein trat ich den Heimweg an; ich blieb wach, ich wälzte mich auf dem Lager; es trieb mich aus den Federn lange vor Morgengrauen. — — —

Fünf Uhr. Sieben lange Stunden! Was thun bis Mittag, was?

Jede Sekunde eine Ewigkeit. Da stand es schwarz auf weiß auf dem Zettel, den ich bewahrt hatte: „Morgen Mittag". —

Draußen stürmte es, Flocken fielen vom Himmel, immer dichter wurde das Schneegestöber; aber „Morgen Mittag" tönte es mir im Ohre nach, als spräche sie die Worte.

Ich eilte; es war erst zehn Uhr vormittags. Schon aus der Ferne sah ich, daß die Thore geschlossen waren. Ich eilte hin, rüttelte wie ein in die Falle gerathener Tiger an den Stäben des Gitters. Umsonst! Niemand öffnete.

Es schlug zwölf Uhr. Ich wartete. Es schlug eins und zwei, kein menschliches Wesen war zu sehen. Nur die Raben sangen ihren häßlichen Chor in den entlaubten Bäumen.

Endlich verließ mich die Energie. Ich liebte wie ein Knabe, sinnlos, thöricht, ohne Hoffnung. Der erste Schneefall schloß mir die Pforten, durch welche ich in das Paradies geschaut, für einen ganzen Winter. „Ob der Frühling sie wiederbringt?" dachte ich mit Schrecken, als ich traurig heimging. —

Drei- oder viermal setzte ich mich noch der Gefahr aus, übersprang die Mauer und den Graben bei Pasing, wankte um den Teich und betrachtete des griechischen Tempels unbewegliches Spiegelbild in der träumerischen Flut. Tiefe Wehmuth ergriff mich dann. Die Schwäne zogen unbekümmert ab und zu. Ich wagte mich noch bis zur Diana-Statue. Ich sah nichts, als jene Aufschrift „25. Oktober", doch halb verlöscht. Die Bank war schon entfernt worden und damit schien eine Episode meines Lebens ausgestrichen. —

Es war unabänderlich: Für einen Winter, für fünf Monate! Es zog eisig durch mein Herz; nie hatte ich den Liebesschmerz durchgekostet mit allen seinen Bitterkeiten. O, unglückliche Liebe ist Sterben bei lebendigem Leibe! — Nicht einmal einen Blick warf ich mehr auf meine Lieblings-Göttin von einst. Sie war ja von Stein!

III.

Auch der Frühling war kein Freudenbringer für mich. Meine Studien hatte ich in München wieder aufgenommen und langsam fortgeführt; mein ganzes Wesen verändert. Ich wandelte wie ein Kranker durch das Leben. Zwar öffneten sich die Thore wieder, zwar las ich stundenlang auf meiner Bank und blickte, wie im Oktober, auf die Göttin, wie auf ein ungelöstes Räthsel, aber jenes Mädchenbild, dessen holde Züge mich binnen wenigen Minuten zum Treubruche an meinen ästhetischen Grundsätzen verleitet, jenes göttliche Menschen-Antlitz, jene herrliche Gestalt war dahin, auf Nimmerwiedersehen!

Ich hatte während der rauhen Jahreszeit meinem Kollegen kaum drei Besuche in der Kneipe abgestattet und er hatte mich einmal abgeholt. Unsere Gespräche drehten sich um meine Arbeiten. Er sprach von den Frauen nicht wieder und ich vermied es sorgfältig, ihn an das zu erinnern, was er mir gesagt hatte. — —

War es, daß des Frühlings Erwachen mir die Brust dennoch schwellte, war es überhaupt ein Trieb zur Versöhnung mit mir und der Welt? Ich entschloß mich eines Tages, ihm alles zu erzählen, die

Last durch Mittheilung zu erleichtern. Vielleicht, dachte ich auch, wird der Erfahrenere aus den Anzeichen vorausschließen: Wer in dem Gewebe der Liebesfäden kundig ist, muß ja auch ihren Weg kennen. „Augur deute!“ Es war nicht nöthig zu bitten, Hugo errieth:

„Du hast etwas auf dem Herzen! Frauen-Geschichten?“ fragte er in einem Tone, mit welchem ein Quacksalber seine Wunderkur einleitet.

„Ja, höre!“ Ich beichtete alles, wie es mir geblieben war.

Erst spielte ein häßlicher Zug um seine Mundwinkel: Das war Schadenfreude. Dann runzelte er die Stirn und begann im Predigertone:

„Du hast das Anrecht auf meine Rathschläge verloren. Du hast selbstständig gehandelt und nicht bedacht, was Dir die Göttin sagen wollte. Jetzt trage nur das selbstgeschaffene Leid!“ — —

Ich bat, wie ein hungriger Bettler, um einen Bissen Brot: „Nur einen Funken Trost! Nur ein Heilmittel giebt es, Wiedersehen!“

„Wenn es nur keine derbe Kur ist!“ versetzte er lächelnd. „Gut, ich will Dir helfen. Eine Bedingung aber stelle ich: Folge meinen Rathschlägen fortan. Dein Wort! — „Clara pacta, boni amici“ — war stets mein Wahlspruch.“

„Mein Wort!“ Ich legte meine Hand in die seine, der Pakt war geschlossen. —

„Verstehst Du meine Beweggründe? Soll ich Dich heilen, Dich retten, Dich ihr zuführen, oder von ihr entfernen, so folge blindlings. Ich will Dein Bestes. So höre: Wenn Frauen streitbar werden, ist es ein Zeichen ihres Selbstvertrauens, dann wissen sie uns in ihren Fesseln und prüfen unsere Standhaftigkeit. Also Muth, ehe es zu spät ist. Die Schönheit wartet nicht, sie beglückt, wo sie kann. Aber rasch, ohne Zögern!“

Ich starrte ihn an. „Du kennst sie?“ rief ich entsetzt. „Wo ist sie?“ —

Er schüttelte mit dem Kopfe. „Diana?“ fragte er. „Hieß Deine Göttin nicht Aphrodite? Sie sind nicht alle gleich und dennoch, kennt man eine, kennt man sie alle. Ja alle, alle!“ —

Er war ganz bleich geworden, ich sah es im Spiegel, als ich aufstand.

„Freund!“ rief ich und streckte ihm die Hände entgegen. „Kein Mißton, keine Feindschaft. Ich bin vielleicht vermessen? O, ich weiß es, Du kennst sie!“

Die Zähne schlugen ihm zusammen, wie im Fieber, der gewaltige Körper erzitterte unter der Last eines furchtbaren Kampfes. Das Blut schoß ihm wieder empor bis an die Schläfen. Stumm griff er nach dem Hute und ging ohne Gruß zur Thür hinaus.

Jetzt wußte ich alles und nichts. Kannte er sie? Oder liebte er eine andere und erinnerte ihn meine Lage an die eigene? Und, was das Schlimmste war, unser Freundschaftsbund, konnte er fortbestehen nach diesem Auftritte?

Aber, wenn er sie kannte, mußte er sie nicht lieben, mußte nicht jeder hinfällig werden vor dieser Zauberei? War seine Liebe erwidert? Und dennoch, vielleicht war alles nur ein Hirngespinnst meiner erregten Phantasie?

Ich grübelte, ich kombinirte, ich brachte mir alle Phasen unseres Verkehres vor Augen, nichts lenkte mich auf die richtige Spur. Ich war zuletzt überzeugt, daß er sie nicht kannte.

Ich kämpfte die halbe Nacht mit mir.

Als meine Lampe verlöschte, es war gegen Morgen, hatte ich beschlossen zu verzichten. Die Ferien waren nahe. Eine kleine Reise sollte mich zerstreuen und auf andere Gedanken bringen. —

Mir war bang geworden um ihn. Ich wollte ihm den Entschluß mittheilen, das Geheimniß tragen helfen, zur Mitreise ihn bewegen.

Ich fragte vergeblich nach ihm. Er war und blieb aus München verschwunden.

„Eine Reise", hieß es, „im Auftrage" habe er gesagt. Das war alles. In wessen Auftrage?

Schon zu Pfingsten trieb es mich fort in die Berge.

IV.

Ich weiß nicht, was mich aus dem Postwagen trieb, als ich mich dem Gebirge näherte. Ich ließ mir mein Felleisen herunter werfen, drückte dem blauen Postillon einen Gulden in die Hand und wanderte, ohne Rücksicht auf Weg und Steg, querfeldein.

Nach kurzer Zeit betrat ich die Schwelle eines Wald-Wirthshauses. Dort bot man mir einen Einspänner an. Ich nahm ihn und rollte bald im Schatten einer riesigen Felsen-Pyramide einem von der Abendsonne in rosigen Duft gehüllten Marktflecken zu.

Es war ein kleiner, aufblühender Badeort. Man sagte ihm wegen der Heilkraft seiner Quellen eine große Zukunft voraus.

Vorläufig verlangte ich nur Ruhe und die fand ich ja hier in vollstem Maße, besonders in den nahen Waldungen, ja selbst auf der Terrasse des großen Gasthauses im schattigen Garten, welcher den stolzen Namen „Kurgarten" trug und dennoch kaum besucht war.

Hier, dachte ich, läßt sich ruhen und träumen, hier alles vergessen und neues Leben schlürfen, neue Kraft.

Auf meinen einsamen Spaziergängen, wenn das Sonnenlicht so schief zwischen den Stämmen durchleuchtete, ich im Moose lag und die Tannen, wie riesige Mastbäume auf hoher See, wankten, wenn es in den Zweigen lispelte und rauschte, der ferne Ruf eines Sperbers oder das fröhliche Gezwitscher eines Singvogels die Stille unterbrach, da sagte ich mir tausend- und tausendmal vor: „Du bist ein Narr!" Und ebenso oft hörte ich aus meinem Herzen das Echo: „Du bist ein Narr, aber du mußt sie wiedersehen, sobald du in München bist."

Ich weilte schon zwei Wochen in dem Badeorte, von welchem ich mich nicht zu trennen vermochte.

Eines Tages näherte ich mich einer gedeckten Brücke, welche über einen Wildbach führte, um zu einer der schönsten Felspartien, mit wundervoller Aussicht, zu gelangen, als ich den knarrenden Ton der Räder eines Rollwägelchens vernahm. In der Mitte der Brücke war es vollständig dunkel. Ich konnte kaum entsprechend ausweichen und drückte mich an einen der Balken, um den schmalen Fußsteig aus Brettern frei zu lassen, denn von der anderen Seite fuhr eben zum

Ueberflusse noch ein hochbeladener Heuwagen ein, welcher mir den letzten Lichtstrahl raubte. Ich sah also nicht, wer im Rollwagen saß.

In dem Augenblicke, als das schwere Fuhrwerk polternd einfuhr, wurde das Wägelchen auf das hölzerne Trottoir gehoben und die Begleiter des Kranken zogen es vor, sich hinter einem Vorsprunge des Gebälkes zu decken. Ich beugte mich vor, konnte aber nur Umrisse erkennen.

Als der Wagen endlich draußen anlangte, fiel wieder Licht ein und die anderen verließen ihren Schlupfwinkel. Ich trat von dem Trottoir auf die kothige Fahrbahn, um den Frauen den besseren Weg einzuräumen. So gelangten sie bis dicht an mich heran.

Im Rollwagen, welchen ein Diener schob, saß vorgebeugt ein alter Mann, an der Seite schritt eine ältere Dame. Eine zweite Dame blickte dem großen Wagen nach und wendete sich dann rasch, um nachzufolgen. In diesem Bestreben stieß sie fast an mich. Jetzt freilich sah ich deutlich. Nur mit Anstrengung konnte ich einen Schrei unterdrücken: Es war die Doppelgängerin meiner Diana im Nymphenburger Parke, mein lebendiges Ideal. —

Mir war zu Muthe, als schlüge eine Blutwelle an die innere Wand meiner Schläfen. Ich blieb stehen und sie, — ich sah es trotz des Halbdunkels, — erröthete, aber nur einen Augenblick. Meine Geistesgegenwart war zurückgekehrt, ich faßte ihre Hand, zog jenen Zettel: „Morgen Mittag", den ich immer bei mir trug, aus der Tasche und wies darauf mit einem fragenden Blicke: „Haben Sie das geschrieben?"

„Stella! Stella!" tönte es aus dem Dunkel. „Wo bleibst Du, Mädchen? Komme doch!"

„Nur ein Wort von Ihnen!" flehte ich leise.

„Ja, von mir!" antwortete sie ohne Zögern. „Warum sind Sie nicht gekommen?"

„Ich war dort, ich war dort!" lispelte ich in ihr Ohr. Ich fühlte ihren Hauch.

Sie wendete den Kopf und blickte mich forschend an. „Ich hätte geglaubt, das Interesse so gelehrter Herren für ein Mädchen schwinde bald." —

Mir war zu Muthe wie einem, welcher eine schwere Last zu heben glaubt und plötzlich ein federleichtes Ding zwischen den Fingern hält. Ich hätte laut aufjubeln mögen vor Seligkeit, ihr nahe zu sein.

„Stella! Stella! Wo bist Du?" Jetzt waren jene stehen geblieben und bestrebten sich, mit den Augen das Dunkel zu durchdringen.

„Morgen zehn Uhr im Walde, Bank drei, Höhenweg. Gemerkt?" sagte sie halblaut. „Ein Plauderstündchen über die — — Diana!" Sie lachte.

Habe ich geantwortet? Habe ich gegrüßt? Ich weiß es nicht, ich weiß nur, daß ich mir fortwährend die Worte „zehn Uhr im Walde, Bank drei, Höhenweg" wiederholte, bis ich endlich mein Notizbuch aus der Tasche nahm und dicht unter ein Citat aus Livius oder neben einige Verse von Horaz, ich weiß es nicht mehr genau, schrieb: „Bank drei, Höhenweg, zehn Uhr morgens". Dreimal unterstrichen das „morgens".

Es gab ja so viele abschreckende Beispiele von Gelehrten-Zerstreuung. Einer versäumte den Leichenzug seines Freundes und sagte zur Entschuldigung: „Ich gehe prinzipiell nicht mit Leichen jener, welche mit meiner Leiche nicht gehen!“ Ein anderer erkannte sein Töchterlein nur an der Stimme der Gouvernante, ein dritter ging gar selbst in ein Haus, ließ den Hausherrn rufen, bei welchem er geladen war und entschuldigte sich, wegen Unwohlseins nicht annehmen zu können. Ein Kanzelredner betonte drohend, daß „erbliche Kinderlosigkeit“ alle jene treffen werde, welche gegen die Sittlichkeit sich versündigen. Der bedenklichste Fall jedoch war zweifellos jenes knopfförmige Zeichen im Taschentuche, um welches befragt, der Urheber desselben gestand: „Na, damit ich nicht vergesse, ich soll mich morgen verheiraten!“

Ich sehe ganz klar, was mich damals zu dieser Notiz bewog. Ich fürchtete nicht gerade zu vergessen, o nein, ich fürchtete nur die Zahlen zu verwechseln, kurz, ich fühlte mich beruhigt durch die Notiz.

Hatte sie sich verändert? Es war zu dunkel gewesen, dies zu unterscheiden. Aber der Jubel hatte mich verändert. Ich war froh wie ein Kind, ich war übermüthig, wie ein Füllen.

In den saftig-grünen Zweigen spielte der Abendwind, die Aeste neigten sich vor mir, als wollten sie mir huldigen. War ich stolz? Und wenn ich es nicht glauben konnte, da stand es schwarz auf weiß: Bank drei, Höhenweg, zehn Uhr morgens. Darum hatte ich es ja aufgeschrieben, damit ich es nicht für einen Traum halte.

V.

O, über die „Muster-Frauen“! Sie gleichen sonnigen Landschaften, in denen man vergeblich den Schatten sucht. Gehörte meine Hausfrau in Bad Hallreichs Hauptstraße, Nummer 69, bei welcher ich ein nettes Zimmer bewohnte, auch zu Hugo Schnellers Idealen? Sie kam des Morgens, weckte mich und fragte, heute besonders, ganz besorgt:

„Hatten der Herr Doktor Fieber? Sie sprachen so laut im Traume.“

„Ja, diese Muster-Frauen“, dachte ich, „immer zur Hand, immer lästig, wie die Sonne im Hochsommer, schattenlos, zum verschmachten.“

„Danke bestens, aber Sie hätten mich schlafen lassen sollen. Ich habe noch fünf Stunden!“ rief ich, schlaftrunken auf die Uhr blickend.

Wahrscheinlich schüttelte sie draußen den Kopf zu dieser Antwort, aber sie fragte nicht, wozu ich fünf Stunden hätte. Sie war eben eine Muster-Frau und dachte nichts arges. — Als sie davongeschlichen war, sprang ich auf. Da lag das „Corpus delicti“ auf dem Tische. Seit meinem fünfzehnten Lebensjahre hatte ich nicht gedichtet; gestern wieder:

„Das Leben ist eine Satyre,
Kaum naht das Glück, ist's fort;
Verlockender noch scheint es,
Wo fern Dich hält Dein Wort.

Am allersonnigsten glänzt es,
Wo Du es nicht fassen darfst;
Und am begehrenswerth'sten,
Wenn Du es von Dir warfst.

Ein Heucheln des Kindes Lallen,
Die Liebe ein bitterer Trank; —
Den hast Du jetzt gekostet,
Nun bist Du sterbenskrank!"

Und darunter las ich: „Ich kann nur eines sagen, ich habe Stella lieb. Ist es ein Verdienst, das Liebste, was man hat, mit allem zu überschütten, was den Menschen bezaubert? Man muß das Glück dort mit aller Kraft an sich reißen, wo es sich zeigt, das ist das Geheimniß meiner Lebens-Philosophie. In Stella hab' ich die Quelle meines Glückes gefunden. Ich halte fest an ihr für immer!"

Wie hätte Hugo gelacht! Hatte ich das wirklich geschrieben? Der Abend war so schwül gewesen, ich hatte das Fenster geöffnet, ein starkes Gewitter war gekommen und hatte mich wach erhalten. Daher der poetische Ausfluß nächtlicher Phantasien.

Jetzt war die Luft abgekühlt und die Waldwege mochten wohl feucht sein. Ich zog mich an. Noch viereinhalb Stunden; was sollte ich beginnen? Diese Zeit schien Ewigkeit. Ich nahm ein Buch, ohne nur zu schauen welchen Titel es trug, und steckte es zu mir. —

Im Walde war es so naß, daß kein Spaziergänger hinauf zu gehen wagte; die Kurgäste bewegten sich im Thale. Um so rascher trat ich in die geliebten Hallen ein, stieg erst steil aufwärts, erreichte sodann ein Hochplateau und strebte meinem Lieblings-Bänkchen zu. Hier öffnete ich das Buch. Es war Goethes Faust, ein Herzerquicker zu allen Zeiten, ein Born von Trost, mein philosophisches Gebetbuch, mein Freund, den ich so oft bei mir trug. Jetzt blätterte ich vergeblich darin. Meine innere Bewegung war zu mächtig. Ich schlug das Buch zu und lehnte mich zurück.

Nie zuvor hatte ich die Landschaft so gründlich betrachtet. Mein Bänkchen stand bei einer Waldblöße, große Aeste ragten in die Luft hinaus, über die kompakte Masse der gegenüber liegenden Kalkfelsen, das duftige Bild durchschneidend. Nebel hingen auf den Spitzen der Berge und klammerten sich in absonderlichen Formen über den Hochthälern an. Tieflila stachen die bewaldeten Vorberge von dem Regengrau des Hintergrundes ab. Es war ein Bild, welches in den Tönen kalt schien, mir aber war es, als glühte aus den matten Tönen mein inneres Feuer blutroth zwischen den Stämmen hervor.

Es schlug acht, es schlug neun Uhr; ich näherte mich der „dritten Bank des Höhenweges", um ihrer sicher zu sein.

Von den Bäumen der dichten Tannen-Allee tropfte es von Zeit zu Zeit, oder ein Vogel huschte flatternd durch die Zweige. Das geringste Geräusch machte mich erbeben; ich glaubte, es sei schon ihr Schritt, eine Stunde zu früh.

Bald schlug es zehn Uhr. „Wird sie kommen?" dachte ich, ungeduldig ausspähend. Ich hielt den Athem an, blieb nicht eine Sekunde lang auf einem Flecke stehen. Ich fühlte, ich könnte nicht länger diese Ungewißheit ertragen, und in einer eigenthümlichen Gedankenfolge sagte ich mir: „Jetzt wäre es mir fast lieber, sie käme nicht!" Aber ich blieb, unbeweglich, wie der Schatten einer der großen Tannen neben mir. Ich wäre vor Abend nicht gegangen.

Lange war die Stunde vorüber, welche sie mir bestimmt; ich

ergab mich dem Gedanken, daß eine Tochter Evas mich armen, leichtgläubigen Federfuchs genarrt haben mochte und ich bereute, daß ich treulos mein steinernes Ideal, das Sinnbild des Seelenfriedens, verlassen, aber ich blieb dennoch.

In den saftig-grünen Zweigen spielte der Höhenwind, die Aeste bewegten sich langsam auf und nieder. Es war wie ein leises Knistern in den Zweigen, wie ein Schritt. Ich griff an das Herz: „Jetzt ist sie es oder nie!" Ich horchte nochmals, das Geräusch wiederholte sich nicht. Wohl ein Eichkätzchen? Ich versank wieder in den wachen Traum. Ich fühlte Müdigkeit. Nur noch einige Minuten wollte ich ruhen, dann fort, fort aus ihrer Nähe. Aber, wie ich so ins Leere blickte, vergaß ich ganz, wo ich war. Bilder aus meiner Kindheit zogen an mir vorüber. Dennoch hatte ich das Gefühl, Stella sei mir nahe. Ich suchte nicht mit den Augen; wie mit Riesengewalt hielt es mich fest. Was sollte ich thun? Ich war machtlos gegen den Zug meines Herzens. — Was ist eine Stunde im Leben? Doch schien mir das Leben an dieser Stunde zu hängen. Bis Schlag elf Uhr sollte noch die Hoffnung regieren, dann wollte ich — — — Wieder das Krachen in den Zweigen. Jetzt war es ein Fuß. Jetzt oder nie!

Ich blickte auf, wendete mich um und stand auch schon ihr gegenüber:

Da saß Stella auf einem Baumstamme, kaum fünfzig Schritte von mir. Sie lächelte, aber rastlos drehten ihre zarten Finger das Parasol, daß abwechselnd Licht und Schatten über ihr Antlitz hinweghuschten, während ein Sonnenstrahl auf die rothe Seide des Schirmes fiel und des Mädchens Wangen mit tiefer Glut übergoß. Das Bild war reizend, im frischen Grün das wunderschönste Frauenbild in Feuerfarben:

„Ich bin die Hexe Loreley — — —
Kommst nimmermehr aus diesem Wald!"

sang sie leise.

„So spät!" rief ich vorwurfsvoll.

„Seit einer halben Stunde bin ich dem Schwärmer nahe; ich habe jeden Schritt gezählt. Man muß es den Männern nicht zu leicht machen!" sagte sie.

Wir setzten uns unter die breitästige Eiche. Stella duldete, daß ich ihre Hand küßte, aber sie begann ein gleichgiltiges Gespräch. Sie schien ganz unbefangen, dennoch aber eine von jenen zu sein, welche Männern niemals natürlich bleiben. Auch ihre Unbefangenheit war erkünstelt.

Ich mußte ihr von der Universität erzählen, von meinen Freunden. Ich charakterisirte Hugo Schneller. Sie schien ihn nicht zu kennen. Das gab mir Muth, ihn mit allen seinen Fehlern und Talenten zu zeichnen. Sie hörte aufmerksam zu und ließ mir dabei ihre Hand ohne Bedenken.

Unser weiteres Gespräch über Bad Hallreich war bald beendet, aber zugleich eine trostlose Oede in meine Brust eingezogen. Nichts mehr von jener rasenden Leidenschaft. Ich staunte, war es diese, welche meiner Diana glich? Sie glich ihr gar nicht. Wo waren meine Sinne gewesen? Gewöhnlich, alltäglich schien sie, oder war ich nur übermüdet



Wo ist sie?

Nach einem Originalgemälde von Fr. Sonderland.

und unempfänglich? Meine äußere Ruhe schien sie zu kränken. Ich saß neben ihr und schaute nicht auf. Große Tropfen fielen; sie rückte näher heran, schloß den Schirm, den ich ihr sanft aus der Hand nahm und wieder öffnete, sie gegen den Regen zu schützen.

„Ein Dach soll uns decken!“ bemerkte ich leichthin.

Sie blickte sinnig her. Unsere Gedanken trafen sich; wir lächelten beide zugleich, — so nahe lag das Wort der Erklärung, aber es kam nicht.

Kleinlaut schritt ich neben ihr den Berg hinunter. Ich hatte erfahren, daß Illusion und Wahrheit große Gegnerinnen seien, ich bereute den Verlust der Zeit, die Lebhaftigkeit meines Fühlens, kurz, ich war gänzlich enttäuscht durch den näheren Verkehr.

Als wir den Ort erreichten, sagte sie: „Nun Adieu!“ und reichte mir die kleine Hand. — — —

„Warum schon hier?“ fragte ich. „Ist es unmöglich, daß ich Sie begleite? Ist es Ihnen lästig?“

„Nein! Aber Sie wissen, die Menschen lieben die Satyre.“

„Das Leben ist eine Satyre“, murmelte ich.

„Woher haben Sie das Citat?“ fuhr sie dazwischen.

„Aus meinem Gedichte.“

Ich sagte ihr vor, was ich gestern gedichtet: „Das Leben ist eine Satyre ꝛc.“

„Nicht übel, bravo! Auch Ihre Darstellung des Hochschullebens gefällt mir. Sie scheinen Talent zu manchem zu haben. Besonders zum Schildern.“

„Also, darf ich?“ fragte ich nochmals.

Dort ging sie schon vor mir. Ich durfte also nicht.

„Kein Wort weiter, kein Gruß?“ rief ich ihr nach.

Wie ein eiskalter Wasserguß war dieser Abschied gewesen. Ich blieb stehen. An einer Ecke wendete sie nochmals das Haupt nach der Seite und nickte, und da tauchte es in mir wie eine Feuersäule auf: „Du liebst sie, du liebst sie dennoch!“ Und im Drange ihr zu folgen, verlor ich die Richtung, spähte nach allen Seiten, sie blieb verschwunden. Dieser Feuerstrahl des Auges hatte mich verzaubert.

„Wiedersehen!“ war mein einziger Gedanke. Enden sollte dieser Aufbau von Zweifeln und bangen Erwartungen. Jetzt, am Ziele, sollte ich zögern? Alles Harren und Hoffen umsonst? O, lieber das Schrecklichste in einer Dosis, als langsames Gift. Vorwärts, vorwärts, Muth! —

Ich las einmal in einem Buche: „Die wahrhaftige, natürliche Liebe frägt nicht nach dem Palaste. Sie führt zurück in das irdische Paradies, wo der Mann der erste Mann und die Frau die erste Frau war; wo beide, gleich im Glücke und durch das Glück, keinen anderen Ursprung kannten, als den Willen des Schöpfers“. Wie wahr! Ich wußte nicht, wer sie war, nicht, wie sie hieß. Sie war namenlos und namenlos liebte ich sie. Und als ich zu ihr gesprochen, war der Schleier geblieben; jetzt loderte es in mir, denn nur Ruhe war es gewesen, ungewohnter innerer Friede; ihre Nähe endete die Sehnsucht für Augenblicke, jetzt erwachte diese doppelt, brennend bis ins Herz. Liebe ist an und für sich eine Krankheit. War ich geheilt von der

sehnenden, unerfüllten, von Zweifeln durchkreuzten, von Ahnungen gequälten Liebe? Aber, war das, was ich erlebt, auch Erfüllung für eine Liebe, die seit einem halben Jahre die Seele eines Mannes bewegte? — Wie war ich damals doch unerfahren! Wie ein Ertrinkender klammerte ich mich nun an den Strohhalm der — Erinnerung. Aber ich ahnte, das Ideal war dahin, meine Diana und die irdische Wahrheit werde hinter ihm zurückbleiben. Und das Schicksal? Ich war noch nicht zum Fatalisten geworden. Mein Inneres revoltirte gegen das Schicksal.

Die Welt dreht sich, unbekümmert um Menschenfreude und Leid. Und meine Seele war so leichtbeweglich geworden, unterworfen allen Fluctuationen. Und das Leben, ich hatte gut gesungen, das Leben ist eine Satyre.

Warum sollte es mir anders erscheinen?

Und doch, ich hoffte, wie ein gläubiges Kind. — —

VI.

Hinter der Maske der Entschlossenheit und des entschiedenen Auftretens birgt sich nur zu oft ein Kind, dessen Stimmungen, gleich den Farben einer Landschaft, von dem Windhauche getroffen, dahinfliegen, wie Blätter im Herbste. Ein solches Kind schien Stella und war auch ich.

Trotz meiner energischen Absichten war ich ihr nahe geblieben, denn jenes letzte Kopfnicken, das Verschwinden, die neuen Hindernisse, alles das hielt mich fest und wieder stürmten die Zweifel auf mich ein. Meine Neigung war nie aus meiner Brust gezogen, jede Wendung im Glücke des Herzens spiegelte sich in meinem Wohlbefinden ab und so trug ich auch auf dem Antlitze den Stempel der Enttäuschung und Verdrossenheit.

Meine Hausfrau kam einmal und legte ein Briefchen auf den Tisch mit den Worten: „Das hat ein Kind gebracht, für den Herrn Doktor!“ Forschend sah sie mich dabei an.

Ich nahm das Billet, brach das Siegel, ein Epheublatt mit der Umschrift: „Je m'attache ou je meurs“ und öffnete. Ich fühlte, wie das Blut mir in die Wangen schoß. Ich Anfänger war noch nicht einmal über das Erröthen hinaus. — „Morgen an gleicher Stelle“, las ich.

Ich hatte es geahnt. Es war keine Sinnestäuschung, — nur Schüchternheit, ich wußte es ja, was auf uns gelegen. Hatte ich nicht vorher anders gedacht? Nein, und nochmals nein! Immer hatte ich sie geliebt. Erst jetzt wollte sie mich den Adel ihrer Seele fühlen lassen. Jede ihrer Mienen ließ ich an mir vorbeiziehen; sie spiegelte sich in mir hundertfach. „O, Stella ist die herrschende Sonne meines Daseins, die Quelle meiner Lebensthätigkeit!“ dachte ich, und jetzt glich sie wiederum meiner Diana von Nymphenburg. —

Auch diesmal eilte ich um mehrere Stunden zu früh aufwärts, las aber im „Faust“. Erst verglich ich Stella mit Gretchen, verwarf diesen Vergleich jedoch wiederum und schwelgte in der Sicherheit des Wiedersehens.

„Ohne Entbehrung kein Glück!“ sagte ich mir. Jetzt kommt sie von selbst.

Bald nahte auch der Lohn für meine Geduld. Ich hörte sie kommen, aber es waren die Schritte mehrerer Personen. Nicht allein?

Durch die Baumkronen zitterte das Licht der Sonne, zwischen Stämmen leuchtete der Glanz ihres weißen Gewandes. — Hinter den dichten Partien blieben andere Leute zurück und aus dem Rollwägelchen stieg der Kranke, ihr Großvater, Herr Ewald hieß er nach der Liste.

Stella faßte seinen Arm. Ihre Stimme klang hell und froh. Der Alte lächelte, er schien, wie ein kleiner Knabe, das Gleichgewicht zu suchen. Immerhin mußten die Quellen ihre Schuldigkeit gethan haben. Die reizende Scene, wie die blühende Jungfrau den schwachen Greis stützte, dieser Kontrast fachte nur meine Leidenschaft an. Ich verbarg mich; sie hatte mich noch nicht bemerkt. Ich wollte ihre Herzensgüte erlauschen.

„Es geht ja herrlich, Großväterchen!“ trällerte sie.

„Heute ist Freitag!“ stöhnte der Alte, mühsam aufgestützt.

„Du meinst wohl: „Qui rit le vendredi, pleure le dimanche?“ O nein, Großväterchen, ich werde stets froh sein. Ich bin so glücklich über Dein Genesen, so glücklich!“

„Gutes Kind!“ rief der Alte, „Du bist eine herzstärkende Medizin. Wie glücklich wirst Du Deinen Gatten machen!“

„O, ich halte die Männer für Vulkane, welche im Umgange mit dem zarten Geschlechte erst gebändigt, ungefährlich gemacht werden müssen“, sagte sie lachend. —

„Also, Großpapa!“ fuhr sie dann fort, „jetzt wieder in den Rollstuhl, genug für heute. Ich will noch ein wenig im Walde lesen, dann komme ich nach.“

Der Alte setzte sich gehorsam in die Polster, welche sie zurechtlegte, und der Diener fuhr langsam abwärts. Sie zog ihr Taschentuch, winkte noch einige Minuten, dann wendete sie sich rasch und suchte mich mit den Augen.

Dicht hinter der Bank trat ich heraus. Mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit kam sie auf mich zu und streckte mir beide Hände entgegen. — —

„Sie sind ein Kleinod, Stella!“ rief ich bewundernd.

„Nichts als das?“ entgegnete sie lächelnd. „Ich habe Ihnen meine Freundschaft viel zu sehr gezeigt“, setzte sie schmunzelnd hinzu. „Man soll die Männer nicht verwöhnen, habe ich Ihnen das noch nicht gesagt? Nun denn, so sage ich es heute: Ich verwöhne Sie. Ich bin auch gekommen, Sie zu erziehen, Sie haben Talent und sind ein ungewöhnlicher Mensch. Sie interessiren mich und die Fehler Ihres Gefühles will ich Ihnen verzeihen, die haben auch — wir Frauen.“

Glatt wie eine Eidechse entwand sie sich.

„Man glaubt Sie zu halten und Sie entschlüpfen?“

„Femme souvent varie, bien fou, qui s'y fie“, antwortete sie drohend. Sie liebte die Citate aus fremden Sprachen, wie Hugo.

„Sie vertrauen mir, setzte ich hinzu und kennen nicht einmal meinen Namen?“

„O, den kenne ich längst!“ rief sie. „Seit München: Karl Werner?“

„Richtig, so heiße ich. Aber, mein liebes Fräulein Stella, wer nannte ihn?“

„Sie heißen Karl Werner, das sei Ihnen genug und mir ist's genug, daß Sie kein gewöhnlicher Mensch sind. Ich achte Sie und — — —“

„Widerspruch, Fräulein Stella, purer Widerspruch!“ fiel ich ein, meine Schüchternheit abstreifend. „Ich will mehr, ich bin unglücklich ohne Sie und nur glücklich in Ihrer Nähe. Ich habe erprobt, daß Ihre Nähe elektrisch auf mich — —“

„O, in Eurer sinnlich entflammten Phantasie malet Ihr Euch die Frauen ganz anders aus und, seid Ihr dann enttäuscht und ernüchtert durch die Wirklichkeit, so nennet Ihr uns „vollendete Betrügerinnen“. Tragen wir die Schuld?“ warf sie ein.

Ich fiel auf die Kniee: „Stella, Stella! Ich liebe Dich! Verlange nicht von einem warmfühlenden Herzen das Uebermenschliche. Vor den Pforten des Glückes laß mich nicht verschmachten! Bist Du mein? Bist Du mein? O, dann sag' es, Freundin!“ — —

„Mit ganzer Seele, Karl!“ hauchte sie und drückte ihre schwellenden Lippen auf meinen Mund.

Ich glaubte sie noch zu halten, aber schon war sie verschwunden.

„Stella, Stella! Wo sind Sie?“

Keine Antwort mehr, sie lief. —

Trunken von ihren Küssen eilte ich durch den Wald und starrte bis zum sinkenden Abend auf das Fenster, hinter welchem sie athmete, athmete für mich. —

VII.

Am nächsten Morgen lag ein Brief folgenden Inhaltes auf meinem Tische:

Freitag, spät abends.

Mein Freund!

„Ich schreibe und es wäre besser, ich würde nicht schreiben, denn was soll oder darf ich sagen? Wenn Ihnen meine Worte Trost bringen können, o, so mögen sie es: Trost, Milderung, Beruhigung und — Lebewohl! Verzeihen Sie dies letzte, bittere Wort, aber es muß sein, das ist mir klar geworden, als ich aus jenem Taumel erwachte, in den ich mich versetzt gefühlt hatte durch das Hervorbrechen Ihrer Leidenschaft. Als ich in der Stille des Abends Vergangenes überdachte, als ich in der Erinnerung all die erregten Stunden wieder durchlebte, da fühlte ich — es kann und soll nicht sein! Klagen Sie nicht, flehen Sie nicht, nennen Sie mich nicht grausam oder hartherzig, denn ich kann nicht anders, mein Entschluß ist unwiderruflich. Daß ich heute meinem Herzen, meinen Gefühlen mich hingab, daß ich mich nicht besser beherrschte — müssen Sie es nicht leicht begreifen? Sie wissen ja selbst am besten aus Erfahrung, welch ein Chaos lodernder Gefühle in einer Sekunde die Brust eines warm und lebhaft fühlenden Wesens durchglühen kann, — eine Welt von Empfindungen, — gute, böse, edle und schlechte,

alles zusammen: „Fehler des Gefühles!“ Für die hegen Sie die größte Nachsicht. Auch ich fühle in dieser Hinsicht tolerant. Sie haben gefehlt, Sie sollen mich nicht lieben, ich habe gleichfalls gefehlt. O, so lassen Sie uns Nachsicht üben eines für das andere und — vergessen Sie mich, es ist das einzige. Sie werden es thun, wenn Sie mich nicht mehr erblicken, Sie werden es, das ist der Lauf der Welt. Ich kann Sie unmöglich nochmals auf dem „Höhenwege“ treffen. Sie nannten sich unglücklich; ich fühlte tief mit Ihnen. Sind Sie jetzt glücklicher? Glücklich durch jene letzte Stunde? Es giebt Seelen, die sich verwandt sind im Fluge, und wenn sie sich begegnen, — so leuchtet's und flammt's meteorgleich auf, herrlich, unvergeßlich, aber vergänglich, zerstoben im Dunkel und es bleibt nur die hellleuchtende Erinnerung jenes Augenblickes — doch für die Ewigkeit. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen. Sie werden mich nicht mehr sehen, Sie werden nichts mehr von mir hören. Schon morgen kehre ich zurück. Ich kann nicht mehr schreiben, meine Kraft ist zu Ende. — O, leben Sie wohl!“

Stella.

So lautete ihr Brief, den hatte sie geschrieben, sie, nachdem sie auf meine Lippen gehaucht: „Dein, mit ganzer Seele!“ —

O, daß die Leidenschaft des Augenblickes die Welt regiert! — Für die Ewigkeit? — —

Ich schrieb. Rücksichtslos beschuldigte ich sie der Gefallsucht. Ich schrieb, ohne Antwort abzuwarten, mit dreimal verstellter Handschrift früh, mittags, abends. Ich Unglücklicher bemerkte noch immer nicht, — ich mußte zur Table d'hôte im Kurhause. Geistlose Menschen sprachen neben mir von Namens- und Geburtsfesten ihrer Verwandten und Freunde, zählten Hochzeits- und Tauftage an den Fingern ab; sie fühlten sich nur wohl im engsten Gedankenkreise, jedes Abgehen vom alltäglichen gilt solchen Menschen als gefährlicher Luftsprung, jeder neue Gedanke ist ihnen zur Qual. So ist der Durchschnittsmensch. Ist es da ein Wunder, wenn man sich an ein anders geartetes Wesen klammert, alle seine üblen Eigenschaften übersieht und nur erkennt, daß es über den Dächern des Spießbürgerthums schwebt?

Neben mir sprach man von der Tochter eines verstorbenen Münchener Arztes, welche mit ihrer Mutter hier weile, von ihrer bevorstehenden Hochzeit und der Zukunft eines so feurigen Mädchens. Ich horchte auf, aber man meinte offenbar andere Personen. Ich sprang nach dem dritten Gange auf und ging, fort durch den Wald am Straßenrande. —

Alle meine Vorsätze waren dahin; ich konnte es kaum fassen, daß ihre Hand noch gestern dieses Kleid berührt, daß ihr Haupt an dieser meiner Wange gelegen. Ich wandelte längs der Landstraße, um sie noch zu sehen, ohne zu bedenken, daß die Post vormittags schon den Badeort verließ. Noch stundenlang saß ich dem Hause gegenüber. Keine menschliche Gestalt löste sich von der schattigen Façade des Chalets. War sie noch da? Ich faßte Muth, umkreiste das Haus; ich sah endlich Großvaters Rollstuhl, aber keine Seele. „Ist es möglich, ist es zu fassen?“ schrie ich verzweifelt auf. — — —

Nach zwei bangen Tagen erhielt ich ein Schreiben:

Sonntag, Abend.

Lieber Herr Werner!

„Alle drei Briefe erhalten, den letzten vor Nummer 2. Und nun verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen Schmerz bereitet, daß ich Ihnen so wehe thun mußte. Ich habe ja selbst dabei gelitten, mehr als Sie ahnen. Vergessen, o vergessen! Ich muß mich trennen. Leben Sie wohl!

(Großpapa merkte gar nichts von alledem.)"

Stella.

Ich warf mich auf das Sopha, las und las wieder. War dieser Brief von Stella, derselben Stella, welche den ersten verfaßt hatte? War es möglich? —

Ich schrieb auf ein Zettelchen: Mein Engel! — „Ce que femme veut, Dieu le veut".

Das war meine Antwort. Ich hielt sie damals für besonders geistvoll. —

Wenige Tage später, es war ein wunderbarer Morgen, lag ein drittes Schreiben vor mir. Es lautete:

„Meine Abreise ist noch nicht bestimmt. Sie schreiben nichts, als: Ce que femme veut, Dieu le veut? Nun denn, so lassen wir „Dieu" weg und sagen: Femme — ne veut pas! Ich kann Ihnen unmöglich gestatten, mich vor meinem Scheiden noch irgendwo zu treffen, doch will ich, — eigentlich wollte ich es nicht, da Sie mir doch vorwarfen: Spiel, Koketterie, leichtes Scherzen 2c., — Ihnen eine Bitte gewähren — — —"

Ich unterbrach, das war zu viel. Wer hatte die Initiative ergriffen, nun gestattete sie? Ich mußte aussetzen. Erst nach fünf Minuten las ich weiter:

„— eine Hoffnung gerne belassen, — diejenige auf den Verkehr. Ich gestatte Ihnen unauffälligen, zeitweiligen schriftlichen Verkehr, obwohl Sie dabei schwer empfinden werden, welche nachlässige, schlechte Korrespondentin ich bin. Auch dürfen Sie mich bei Ihrer Anwesenheit in München besuchen. Das männliche Herz ist groß und weit, hat Raum für viele Bilder, ist aus elastischem Stoffe geformt, auch das Ihre wird sich wieder erholen:"

Mir das? Welcher Ton? Welche brutale Art, zu brechen? Der Brief war noch nicht zu Ende.

„Auch das Ihre wird sich wieder erholen: „Qui vivra, verra!" Wenn Sie nach meinem Herz fragen, so gebe ich Ihnen gleich die Antwort: „Je n'en ai pas!" Behaupten Sie nicht das Gegentheil, denn ich darf und kann es nicht gelten lassen. Ich bin kein „Engel", wie Sie zu glauben scheinen. Können Sie mich dafür verantwortlich machen, wenn man mich mit Liebesschwüren, Betheuerungen, seit meiner Jugend überschüttet hat, — wenn ich Männer weinen, bitten, flehen sah und alles nur — um mich? Ich habe erst mit-

geweint, mitgefühlt, aber die, welche sich zu meinen Füßen niederwarfen, sich erschießen wollten, sind nun glückliche Ehegatten. Und ich? — Ich weine nicht mehr so leicht; ja, sehen Sie, ich bin kein Engel! Und lieben Sie mich nun doch, mich — die ich mit Ihren Gefühlen „spiele“, wie Sie schrieben, die ich Ihrer Leidenschaft „Nahrung gebe“, um, — um dann „plötzlich zu entreißen“, abzubrechen! All dies warfen Sie mir vor und dabei lieben Sie noch? O, lieben Sie mich nicht mehr. Ich hätte Ihnen alles dies gesagt, da es nicht möglich war, hier schriftlich. — Die nächsten Monate entscheiden über mein Leben, Verhältnisse müssen sich erst klären, ehe eine Entscheidung getroffen werden kann. Diese Offenheit bin ich Ihnen schuldig. Mein Großvater ahnt nichts. Man muß jedoch ein schwacher, halberblindeter, alter Mann sein, um nichts zu bemerken, wenn Sie sich so wenig beherrschen und in das Haus schreiben. Où est la discretion. Bis Ende Oktober bleiben wir in N., in München wohnen wir Kaufinger Straße. Vous voilà satisfait? Und — nun — Adieu!“

St . . . .

Trotz dieses Briefes konnte ich nicht abreisen. Eine dämonische Gewalt fesselte mich an das Mädchen, „das mit ganzer Seele“ mein zu sein vorgab und plötzlich meine Liebe von sich stieß, wie einen Angriff abwehrte. Ich war mir vollständig klar, ein energischer Schritt brachte mich aus ihrer Nähe, aber, ich war schwach genug zu meinen, sie bedürfe meines Schutzes, denn mir war es, als ob hier nicht Stella spräche, als ob diese Form der Briefe erzwungen, als ob sie das rauhe Mittel wäre, sich selbst zu überreden, zu bekehren. Großvater bemerkte nichts; wie stand es mit der Mutter? Diese trug die Schuld; es war mir klar, sie beförderte eine Eheschließung, welche Stella fürchtete. Und nun dachte ich an das Gespräch meiner Nachbarn an der Tafel. Aber, die waren schon verreist. Sollte man damals dennoch Stella gemeint haben? —

Es war ein schöner, reiner Vormittag. Ich schritt planlos, mein Buch in der Hand, bis zu dem Hause: Dort stand sie in rothem Morgenkleide am Fenster. Ich eilte hin: „Va banque!“ rief es in mir. Ich war selig, ich faßte Muth, trat in den Garten, wo der Großvater im Rollstuhle saß und grüßte ihn verlegen, aber um so lebhafter.

Er erkannte mich sofort: „O, unser Freund, der junge Dichter aus Nymphenburg!“

„Herr Oswald“, sagte ich, „gestatten Sie mir, Ihnen zur Besserung Glück zu wünschen.“

Mit unstäten Blicken stand sie oben am Fenster, offenbar bange, daß ich mich verrathen könnte.

„Eben sind wir im Begriffe auszufahren. Kommen Sie mit uns“, sagte der Alte. „Wir besuchen die Grotte im Walde, der Weg ist gut zu befahren.“

Mit Vergnügen nahm ich an und warf einen Blick auf sie. Stellas Mienen blieben unverändert.

„Räthselhafte Sphinx!“ dachte ich.

Wir waren noch nicht lange auf dem Wege, als ein großer Hund herankam. Aengstlich lief das Mädchen um den Rollwagen, bis wir das Thier verjagten.

„Ja, ich bin feig", sagte sie aufathmend.

Ich sagte nicht nein. — —

Nach einer halben Stunde erreichten wir eine Wiese. Sie sprang aus dem Walde, holte frischgemähtes Heu und, als ob nichts zwischen uns vorgefallen wäre, warf sie mir eine Hand voll ins Gesicht.

Ich konnte die Augen nicht von ihr abwenden.

Ihre Bewegungen voll Grazie, ihre volle Büste, der Ansatz des Nackens; gab es ein schöneres Weib? Nach alledem aber solche Scherze? Ich blieb äußerlich kühl und setzte mein politisches Gespräch mit dem Alten fort, indem ich von Zeit zu Zeit an steilen Stellen half, den Wagen schieben.

„Haben Sie Muth?" fragte sie plötzlich an mich herantretend, indem sie sich umsah, ob sie vernommen werde.

„Sie schauen mir niemals in die Augen, wenn Sie mir etwas sagen", antwortete ich kurz; „das beweist, wie die Episode mit dem Hunde, daß Sie ein Frauenzimmer sind."

Sie schwieg und biß sich auf die Lippen.

Kurz darauf fühlte ich einen stechenden Schmerz in der rechten Handfläche, — ich trug die Arme oft auf dem Rücken gekreuzt, — als ich nachsah, bemerkte ich, daß sie mir eine Nadel hineingetrieben hatte. Ich drückte die Wunde mit den Fingern, bis Blut kam und legte ein thaubedecktes Blatt darauf.

Sie blickte mich boshaft an und fragte: „That es recht weh? Das ist mir lieb — — —"

Ja, es war ein Va-banque-Spiel: Dieses Mädchen kämpfte gegen sich. Es fühlte meine Ueberlegenheit und wußte nicht, wie der Gefahr entrinnen.

Als wir bei der Grotte angelangt waren, rief sie, voraneilend, mir zu:

„Prolog! Sie sind Souffleur! Rasch! En scène! Prolog!" —

Großpapa meinte lächelnd: „Thun Sie dem Kinde den Gefallen, sie liebt das Deklamiren."

Sie sprang auf ein Felsstück, streckte die Rechte aus und stützte sich auf meine Schulter. Ich improvisirte etwas und sie repetirte meine Worte mit Pathos:

Menschenlieb' ist Menschenleben,
Ist das Herz zum Haff' gegeben?
Menschenleben, Menschentreue,
In der Lüge lebt die Reue!

Aus dem Rahmen dieser Grotte
Steig' ich, spottend jenem Gotte,
Der der „kleinste", wie man sang,
Dennoch Herakles bezwang. — —

„Genug!" rief sie, sprang herunter und suchte den Ausweg. Es war ein dunkler Gang.

Sie nahm mich an der Hand, legte beide Arme auf meine Schul-

tern, näherte ihr Gesicht dem meinen, blickte mir starr in die Augen und sagte, mit dem Ausdrucke einer Mutter, die ihr Kind herzt:

„Du schöner Narr! Wenn Du es verständest, Frauen zu behandeln. Warum hast Du mich beleidigt? Aber da! Ich verzeihe Dir, hast Du auch die Prüfung schlecht bestanden.“

Ein heißer, langer Kuß verwirrte meine Sinne. — Eine Prüfung? Eine Prüfung? Wär' es möglich, so zu lügen? Eine Prüfung! klang es nach.

„Wo seid Ihr?“ hörte man Oswald fragen. „Konrad, sehen Sie doch nach, ob sie den Weg verloren?“

„Verirrt!“ rief sie und sprang heraus wie ein Kobold. „Keine Tiefe, diese Grotte, leeres Zeug. Interesselos, wie ein Bäckerladen, geologische Null!“

Ich staunte. War es möglich, solche Komödie zu spielen? In zwei Minuten? —

Herr Oswald lud mich zur Tafel. Die Frauen waren verreist. Nachher nahmen wir Kaffee im Garten. Ich wollte mich sodann empfehlen, allein sein, um mir alles klar zu legen, endlich einen Ausweg aus diesem Labyrinthe von Vermuthungen zu finden. Eben als ich zur Thür trat, welche auf die Terrasse führte, hörte ich ein leises:

„Komm!“ Es war Stellas Stimme. —

Es war schon fast dunkel. Ich trat zögernd ein in ihr Zimmer. Niemand sah und hörte uns. Da faßte sie mich nochmals, drückte mich mit übermenschlicher Kraft an sich und küßte mich mit einer Leidenschaft, daß mir die Sinne zu vergehen drohten. Ich wollte reden, fragen, wegen der Briefe, was ich von ihr halten sollte. Aber ein kurzes „Geh jetzt!“ zwang mich, sie zu verlassen. Man vernahm Geräusch, es mußte sein.

Meiner selbst nicht mehr mächtig, taumelte ich den Waldweg abwärts. Von unten schaute ich hinauf; mir war, als bewegte sich etwas helles, war es ihr Tuch, war es ihr Antlitz?

Ich schlief unruhig. Ich bebte vor Erwartung. Es kam kein Brief.

Zwei, drei Tage vergingen, keine Zeile kam. Nun war meine Geduld zu Ende; ich lechzte nach Entscheidung. Ich schrieb, was sollte ich sonst thun:

„Bin ich nur das Spielzeug für ein gefallsüchtiges Mädchen? Küssen Sie auch Männer, welche Sie nicht lieben? Ich will wissen, wo die Wahrheit steckt? Ich hole sie mir selbst, wenn Sie nicht schreiben.“

Karl W.

Sie wüthete sicherlich, aber schwieg. Ich ertrug die bittere Lage nicht, alsbald befand ich mich wieder in ihres Hauses Nähe. Ich erkannte meine Schwäche, aber eine innere Warnerstimme hielt mich zurück, das Aeußerste zu thun. Mein Verstand hatte mich längst geheilt. Da ich sie nicht antraf, legte ich in ein eigens zu diesem Zwecke mitgebrachtes Buch einen Zettel:

„Ich traf Sie nicht. Ich wollte Ihnen sagen, daß ein aufrichtiger Freund Ihre Richtung bedauert, edel angelegt, vergeuden Sie Ihre Talente und zerstören den wunderbaren Kern. Sie fürchten

mich und zittern vor sich selbst: Das ist Feigheit. Sie tändeln noch und stehen vor einer großen Leidenschaft, das ist wiederum Feigheit. Sie küssen, verlocken, verführen und wollen nicht verantworten, was Sie thun, das ist zum dritten Male Feigheit. Sie fühlen, daß ich Ihnen überlegen und gefährlich bin, wenn Sie ableugnen, daß Sie ein Engel sind, dann seien Sie der Satan, aber seien Sie es ganz und reißen Sie mich mit in den schönsten, rosenumkränzten Abgrund. Sie können es nicht verantworten, was Sie an sich und mir verschuldet!" —

Das Buch verklebte ich und gab es ab mit dem Bemerken, das Fräulein habe es mir geliehen.

Eine Stunde später war die Antwort da, ein Bauernknabe brachte sie; sie lautete:

Lieber Werner!

„Da ich voraussichtlich morgen scheide, will ich noch einen Abschiedsgruß senden. Ihren letzten Brief habe ich erhalten. Wenn Sie wollen, kann ich Ihnen gestehen: Es schmerzt mich, daß ich scheiden muß. Aber ich muß. O, ich wünschte, ich könnte Sie wiedersehen! Macht Sie dieses Geständniß glücklich, oder dünkt es Ihrer Liebe, — alle Männer lieben unbescheiden, — nicht genügend? Wie es auch sei, selbst wider meinen Willen trotzten Sie und erstritten sich kühn ein Recht, das ich Ihnen verweigerte. Sie werden mich hier nicht mehr finden. Ihre Bemerkungen haben mich durchaus nicht verletzt. Ihre ernsten Rathschläge sollen mich überzeugen? O, lieber Freund! Solcher Rath, als der eines väterlichen Freundes, wäre am Platze, ja sogar Pflicht; als jüngerer, aufrichtiger Freund findet man es billig, wenn man die Freundin warnt, vor Konsequenzen zu bewahren sucht; — als Liebender, für den Sie sich ausgeben, macht man die Sache nur schwieriger, denn, was vom Freunde als Thau auf die Seele des Weibes fällt — vom Liebenden kann das Wort wie Reif niederfallen — und unwillkürlich fröstelt man. Ich bin eben sensitiv — c'est ma nature! Uebrigens weiß ich nicht, sprechen Sie „väterlich-freundschaftlich" oder „liebend"? Sie kennen mich noch nicht, obwohl Sie mich zu kennen glauben; ich bin aus Kontrasten zusammengesetzt. Ich kann manchmal — — kurz, Sie sagten es ja — — das Leben ist eine Satyre — — Sie schreiben wohl auch Liebes-Romane. Brauchen Sie ein Modell?"

Hier war eine Pause gemacht. Dann folgte mit Bleistift, nach Erhalt meiner letzten Zeilen hastig hingeworfen, ein Postskriptum:

„Ungestümer, wilder Mann! Eben kam Ihr letztes Billet mit dem Buche. Meine Hand zittert, ich bebe — grausamer, abscheulicher, harter Mann. — O, Sie lieben mich nicht, — nie, nie hätten Sie sonst so schreiben können. Das ist Gift, das ist Mord an einer Frauen-Seele. Verzeihen Sie die leidenschaftliche Aufregung; alles, was ich geschrieben, kann ich verantworten. Sie fürchte ich nicht, ich bin nicht feig, ich zittere nicht, weder vor Ihnen noch vor mir selbst. Ihre Vorwürfe empören mich — und ich werde Ihnen das ins Gesicht sagen. — Ich werde Sie heute suchen, ich werde heute

sagen: Weder Dieu, noch femme veut, nur moi je veux! Das heißt, ich muß mit Ihnen sprechen, um Ihnen zu beweisen, daß ich mich nicht fürchte. O Gott, ich bin so aufgeregt, zittere, bebe, jeden Augenblick fällt mir die Feder aus der Hand! Ist das edel, ein Frauenherz zu bestürmen, in den Kampf mit sich selbst bringen, um dann eine ganze Flut der bittersten Vorwürfe, ja, der tiefsten Kränkungen herabzusenken? Und alles, weil — weil — o ich kann Ihre Verachtung tragen, ich kann es, weil ich mich schuldlos fühle. Meine Thränen fließen, was hilft es, und zu was? Ich hasse Sie! Der Teufel ist in mir erwacht, — in diesem Moment hasse ich alles, — Sie und die ganze Welt. Sie werden vielleicht wieder sagen, ich verberge meine Gefühle, bin eine „Kokette" ꝛc., aber seien Sie überzeugt, daß ich durchdrungen bin von dem, was ich schreibe, es tief fühle und beweisen möchte. Ich bin in beinahe sinnloser Erregung. Vielleicht gelingt es mir, Ihnen den Brief zu geben, hinab zu werfen, oder zu senden. Ich würde nach drei Uhr auf den Höhenweg kommen, heute — —"

Ich kam sofort, um Abschied zu nehmen, ich hatte den Muth der Verzweiflung, ich mußte ihr nahe sein, ich mußte. —

Man fuhr eben auf eine andere Anhöhe, den Klosterberg, über dem Höhenwege.

Ich schritt stumm neben ihr, nur an einer steilen Stelle warnte ich sie und faßte ihre Hand, zu helfen.

Sie riß sich los und rief: „Sie glauben, ich habe Furcht? Kommen Sie, ich führe Sie."

Der Diener war mit dem Rollwagen zurückgeblieben; wir eilten voraus. —

„Ich zeige dem Herrn nur einen Aussichtspunkt", vertröstete sie und stieg voran.

Kaum durch einen Felsen verdeckt, sprang sie mit beiden Füßen zugleich auf die Böschung und an den äußersten Rand neben einem Abgrunde. Ich schlang meinen Arm um ihre Taille und riß sie zurück, dabei fiel sie mir gerade vor die Füße

„Bin ich feig? Sie irren, gestehen Sie! — Jetzt hast Du mich ja, Satan!" setzte sie mit glühenden Blicken hinzu. „Thue mit mir, was Du willst, nur rede nichts mehr von Feigheit; ich bin in Deiner Hand."

„Und der Hund vor der Grotte? War das Muth?" höhnte ich in angeborenem Widerspruchsgeiste, auf die Lage vergessend.

„Muth, ja Muth! O, viel Muth gehört dazu, mich zu tödten!" Ihr Kopf fiel auf meine Schulter; ein Kuß brannte auf meinen Lippen.

„Meine Braut, meine muthige Braut!" rief ich ahnungsvoll.

Da riß sie sich nochmals los. Oben tönten die Rufe des Dieners, der uns suchen sollte. Wir eilten abwärts. Ihr Athem flog mehr von der Erregung, als von der Anstrengung; der leichte, spöttische Zug um den Mund war der Abspannung gewichen, ein milder Glanz schoß aus ihren Augen:

„Harter Mann, warum sagen Sie mir solche Dinge?"

Ich senkte das Haupt; ich fühlte Reue.

Dann, freudig aufathmend, rief sie aus: „So ist der harte Mann weich geworden?“ und strich mir mit der flachen Hand über die Stirne.

Welches Gemisch von Seelengüte und Bosheit!

Es war Abschieds-Thee. Es hieß, ich sollte noch heute kommen und ich beeilte mich, Toilette zu machen. Mit welchem Gefühle! Alles Rauhe im Verkehre war abgeschliffen; wir waren einig.

Sie empfing mich in leichtem Kleide mit offenen Haaren. Sie war reizend, nixenhaft. Der Mond schien, aus dem Kurgarten ertönte Musik. Als ich eintrat, nahm sie mich bei der Hand und führte mich zum Fenster, welches das Thal beherrschte.

„Solche Musik macht die Menschen gut!“ sagte sie. „Nicht wahr, Karl?“

Ich folgte ihr willenlos in den dunkeln Raum. Sie war ganz verändert und sanft. Sie schlang meine Arme um ihren Hals, ließ meine Finger mit ihren Flechten spielen und hauchte mir ein leises „Lebe wohl!“ auf die Lippen. Meine Hände wühlten in dem offenen Seidenhaare, ihr Athem hatte mich berückt; sie war wieder mein mit ganzer Seele, mit Leib und Seele!

Ich war zerstreut. Großvater war müde. Ich ging. Sie geleitete mich bis zum Gitter, drückte stumm meine Hand und sah mir nach, als ich abwärts stieg. Im Mondscheine sah ich deutlich ihr Tuch flattern: Nach dem Sturme war Friede gekommen.

O, wenn er nur anhielt, dieser Friede!

Ich wußte, ich würde sie noch sehen: Ich schritt am folgenden Morgen über die gedeckte Brücke, wo wir uns zuerst gesehen, als ich nach Hallreich gekommen war. Sie bat mich, nicht an der Straße zu stehen. Nur ein Wort: „Ich liebe Dich“ bat ich sie. Nur diese drei Worte.

„Sie tändeln!“ rief sie mit komischem Pathos. — „Sie spielen, locken, um zu entreißen?“

„Ich? Das sind meine Worte!“

„Wie Du mir, so ich Dir! Nicht wahr, Herr Karl, das Leben ist eine Satire? Kaum naht das Glück, ist's fort! Ja, Sie stehen auch vor einer großen Leidenschaft. Ich warne Sie! Ja, die Feigheit!“

Hell auflachend verschwand sie zwischen den Häusern, ohne sich umzublicken. Ich blieb wie erstarrt.

Das war ihre Rache; ich Thor hatte geglaubt an Erlösung! Das war die Antwort auf „Feigheit“?

Der Allerbarmer Schlaf zeigte ihr Bildniß in reizendem Reisegewande: Ich fuhr zwischen Bouquets und Schachteln mit meiner Braut Stella. Im Traume hatte sich der Traum meines Herzens erfüllt.

Welches Erwachen dagegen! Ich sagte mir trostlos:

„Die Liebe, ein bitterer Trank,
Den hast Du jetzt gekostet,
Nun bist Du sterbenskrank.“

VIII.

Es war zu spät! Schon hatte mich die Liebe mit ihrer Allgewalt umschlungen und in die Tiefe gezogen. Ich dachte nicht mehr, ich litt unsäglich. Und immer noch war sie da. Es hieß, Herr Oswald sei erkrankt, sie müsse bleiben.

Ich wagte nicht, mich zu nähern. Mir lag die kurze Korrespondenz mit allen ihren Widersprüchen im Kopfe. Jene Stelle im ersten Briefe: „Daß ich meinem Herzen, meinen Gefühlen mich hingab, daß ich mich nicht besser beherrschte, müssen Sie es nicht leicht begreifen? Sie wissen ja selbst am besten aus Erfahrung, welch ein Chaos lodernder Gefühle in einer Sekunde die Brust eines warm und lebhaft fühlenden Wesens durchglühen kann — eine Welt von Empfindungen!“ —

Wie herrlich gedacht! Und dann weiter:

„Es giebt Seelen, die sich verwandt sind im Flug — und wenn sie sich begegnen, so leuchtet's und flammt's — meteorgleich auf, herrlich, unvergeßlich! Aber vergänglich, zerstoben im Dunkel und es bleibt nur die hellleuchtende Erinnerung jenes Augenblickes — doch für die Ewigkeit!“

Doch für die Ewigkeit? Solches schrieb dieselbe Stella, welche mit den Worten schloß:

„Ich kann nicht mehr schreiben; meine Kraft ist zu Ende. O, leben Sie wohl!“ und nochmals ausruft: „Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen Schmerz bereitet, daß ich Ihnen so weh thun mußte. Ich habe ja selbst dabei gelitten, mehr als Sie ahnen. Vergessen, o vergessen! Ich muß mich trennen. Leben Sie wohl!“ Dieselbe, welche in ihrem dritten Briefe stolz ausrief: „Ich will Ihnen eine Bitte gewähren, eine Hoffnung belassen. Ich gestatte Ihnen unauffälligen zeitweiligen, schriftlichen Verkehr.“

Liebte sie, liebte sie nicht? Das war die Frage. Bei all meiner ererbten Klugheit und erworbenen Weisheit: Dieses Räthsel war nicht zu lösen. „Braune Augen lieben zu spielen“, las ich einmal. O, über die Bücherweisheit! Jeder hohlköpfige Geck hätte sich in diesem Augenblicke besser zurecht gefunden, als ich, der Gelehrte. Mein Verstand zerstörte jede Initiative des Gefühles: Ich war kein Liebender, ich war der alte Grübler geblieben. Warum war ich dem steinernen Ideale untreu geworden, das niemals die Sinnlichkeit, nur klassische Bewunderung erregte? Stella glich ihm dennoch nicht. Dieses Gemisch von Schärfe und Engelsgüte; dieses „ich gestatte“ und gleich darauf: „Es schmerzt mich, daß ich scheiden muß — O, ich wünschte, ich könnte Sie wiedersehen! Macht Sie dies Geständniß glücklich?“ ich verstand es nicht.

Und, als ich ihr Vorwürfe machte, da brauste sie auf: „Das ist Gift und Mord an einer Frauenseele. Ich hasse Sie. Ich fühle tief, ich bin durchdrungen von dem, was ich schreibe.“ — Widersprüche ohne Ende!

Stimmungen, nur Stimmungen! Nach ihren Briefen allein wäre ich gegen Stella unempfindlich geblieben: Also war es eine Liebe der Sinne? Das sagte mir meine Klugheit vor. Es war Stella'n in mir

einer nahegekommen, dessen Herz nicht „groß, weit und elastisch“ war, dem ihre Ruhe das Glück und den Frieden geraubt und, wenn ich mir „ein Recht erstritten“, wider ihren Willen, so war es erstritten.

Warum so? O, ich war wie ein Kind gegenüber diesem Zauberspiele, denn ich suchte Logik in den Aeußerungen eines erregten Frauenherzens! — Im ersten Briefe hatten wir „beide gefehlt“. Dennoch durfte ich mir wieder erlauben, sie in rasender Leidenschaft an mein Herz zu drücken. Was war es, daß sie Thränen in den Augen hatte, gleich, nachdem sie geschrieben, daß sie mich und die ganze Welt hasse und dennoch wieder meine Küsse auf dem Klosterberge verlangte; daß ich ein leises „Lebewohl“ vernahm, daß sie den Wunsch aussprach, mich wieder zu sehen und gleich darauf mir die Straße verbot? Nein! Es mußte mehr sein. Sie verschwieg etwas. —

Ich wand mich unter der Last der Zweifel. Was thun? Was thun? Die Symptome waren nicht zu verkennen. Sie verlangte von mir, zu kommen und dennoch sie zu meiden. O, sie liebte, sie kämpfte mit sich, es mußte so sein, es konnte nicht anders sein.

Ich versuchte mir Gewißheit über die Abreise zu verschaffen, trat in einen Blumenladen, wählte ein Bouquet aus und legte meine Karte bei; dann trug ich einem Dienstmanne auf, es in die Villa zu tragen.

Ich war gespannt, die Antwort zu lesen. Ein kleines Billet folgte zurück mit den Worten:

„Danke für die Blumen. Ich reise. Sehen wir uns bei der Post? Aber, Ihr Ehrenwort: Nicht einsteigen!“

Gott, welche Idee gab sie mir ein! Und auf meine Ehre wurde dabei gerechnet? Neuer Kampf. Aber, ich packte, wie wenn schon der „rothe Hahn“ auf dem Dache säße. Das Gefühl siegte. Ich bezahlte die Miethe für eine Woche voraus. Einiges blieb zurück. Man konnte es senden.

Jetzt schüttelte die „Musterfrau“ sogar in meiner Gegenwart den Kopf: „Bei dem ist's nicht richtig“ schien sie zu denken.

Eben wurde angespannt. Stella war schon dort; im Rollstuhle saß Großpapa Oswald, um Abschied zu nehmen. Sie hielt mein Bouquet und winkte mir: „Um acht Uhr denken Sie an mich.“

Ich hatte das Gefühl eines Verurtheilten vor der Hinrichtung. — Ich mußte alle meine Kraft zusammen nehmen, um nicht aus der Rolle zu fallen; darum schwieg ich und kämpfte. — Ich hätte sollen den Strahl der Sonne meiden, um nicht geblendet zu sein. Und da fuhr es mir wieder durch den Kopf:

„Die Liebe, ein bitterer Trank,
Den hast Du jetzt gekostet,
Nun bist Du sterbenskrank.“

„Ja, „sterbenskrank“! Mit ihren großen braunen Augen bannte sie mich an die Stelle und als ich dennoch den Versuch machte einzusteigen, da flötete sie mit einer unwiderstehlich sanften Stimme: „O, Großpapa ist jetzt so einsam, seit Tante und Mama fortzogen; leisten Sie ihm bis zur Rückkehr Gesellschaft. Nicht wahr, Herr Werner?“

„Ein Heucheln des Kindes Lallen?“

Aber zugleich griff sie in das Bouquet, gab dem Alten eine Rose und mir ein Vergißmeinnicht. Ich mußte mich an die Wand lehnen. Schon bestieg der Kutscher den Bock und richtete die Zügel, erhob die Peitsche; ein Ruck und die Chaise war im Rollen; — mein Glück im Rollen! —

Dem Großpapa warf sie Kußhändchen zu: „Adieu, Adieu, Großväterchen!“ Aber sie galten mir, denn ihre Augen hafteten dabei auf mir: „Auf Wiedersehen!“

Es war mir fast unmöglich, die Fassung zu bewahren. Ich hatte nie geahnt, daß es solche Seligkeit auf Erden geben könne. Als ihr Köpfchen mit dem Rahmen des Wagenfensters sich zu bewegen anfing, da war es mir, als ob die Welt aus ihren Fugen ginge und ich glaubte, es sei unmöglich zu scheiden von ihr.

„E pur' si muove!“ Nicht die Erde, die Sonne meines Lebens bewegte sich. Fort, fort war sie! Nichts ist dauernd. Welchen Frost bargen jene Küsse! Sie galten mir! Wem sonst, als mir?

Der Staub der Straße verschlang den Wagen. Immer noch blickten wir stumm nach; wir verloren ja beide das Liebste. Ich fühlte so ganz das Elend meiner Existenz. — Der Verstand war mein Schützer gewesen: „Nicht binde Dich an solch ein Weib!“ sagte er mir, aber das Herz sagte: „Eile ihr nach, und sage zu ihrer Mutter: Gieb mir das Liebste auf Erden, was Du hast! Ich will es hegen und pflegen als kostbaren Schmuck fürs Leben, als Blume, ein treuer Gärtner. Warum war ich nicht hinaufgesprungen und eingestiegen? Jetzt lägen wir Arm in Arm selig, zwei Verlobte! Vorbei! Vorbei!

Um Fassung zu gewinnen, hielt ich mich lange im Innern des Hauses auf. Das Abgeben meines Platzes war nicht aufgefallen, denn jedermann hatte gehört, wie sie mir den Großvater ans Herz legte. Dieser theilte mir nun mit, daß in zwei Tagen eine Nichte eintreffen werde, welche ihn pflegen wolle, bis die Zeit der Rückkehr gekommen sei. Ich wagte es nicht zu fragen, warum Fräulein Stella allein abgereist sei.

War etwas vorgefallen? Warum gerade das?

Schweigend ging ich neben dem Rollstuhle des Alten her, ihren Wunsch erfüllend. Wir waren wie zwei Verzauberte. Wir wußten beide nicht, was wir reden sollten? Mein Lebensfunke schien dem Erlöschen näher, als der seine, trotz meiner vierundzwanzig Jahre! —

Wir durchschritten die Straßen, über welchen noch kurz zuvor ihr leichter Fuß dahingeschwebt. „Was ist das Leben? Ein Hauch, wie Rosenduft, der ihr jetzt die Sinne einlullt,“ dachte ich. Grausamer Alter! Ahnungslos führte er mich zur gleichen Stelle, wo ich sie so oft betrachtet; er bat mich, mit ihm das Abendessen einzunehmen. Das war zu viel! Dennoch trug ich es, in diesen Räumen zu weilen. Vor acht Uhr verließ ich ihn. Ich mußte meinen Gefühlen freien Lauf lassen, im Schmerze.

Wie von einem Stachel getrieben, eilte ich vorwärts; zum Klosterberg trieb es mich. Dort hinauf, wo nur durch meine Großmuth ihr Stolz nicht gedemüthigt worden. Es trieb mich zu jener Stelle, wo sie in schwindelnder Höhe an den äußersten Rand getreten, um mir zu beweisen, daß sie Muth habe. Dort oben wollte ich sein, wenn sie

meiner gedachte, um acht Uhr, wie sie es versprochen. Bald stand ich genau dort, wo ich sie ans Herz gezogen, das schöne Mädchen vom Abgrunde zurückgerissen und ihr meinen wilden Schmerz der Entsagung ins Ohr gerufen. Dort mußte ich mich austoben, dort ließ ich alles hervorbrechen, was ich aus Rücksicht für sie in mir erdrückt hatte. Ich schaudere, denke ich an jene Stunde.

Es ist dreißig Jahre her, aber ich habe sie nicht vergessen, die furchtbare Qual des Kampfes.

Ein Stich im Herzen ließ mich schon an Erlösung glauben und dennoch kam sie nicht. — Ich habe ihn überlebt, diesen Augenblick größter Leiden, die bittersten Minuten meines Lebens. Dunkle Nacht umgab mich, aber niemals hatte ich klarer mich selbst geprüft und durchschaut, als damals.

Als es acht Uhr schlug und der Ton vibrirend durch die schwarzen Tannenäste zog, da fühlte ich ihre Erinnerung: Sie gedachte nun mein auf einsamer Straße. Wehmuth beschlich mein Herz. Als zöge es mich mit Riesengewalt in die Tiefe hinab zu ihr.

O, ohne den Funken Hoffnung, jenes: „Auf Wiedersehen!“ läge ich zerschellt dort unten als Opfer rasender Liebe zu ihr, dem Widerstreite der Empfindungen erlegen. — Ich siegte!

Langsam stieg ich hinunter.

Die „Musterfrau“ lächelte, aber sagte nichts, als ich den Auftrag gab, mein Handgepäck von der Post abzuholen. Ich hatte ja voraus bezahlt.

Sofort setzte ich mich hin und schrieb:

Meine Stella!

„Tausend Dank für Ihre Milde und Güte. Ich hörte Ihre Stimme beseligend, Ihr trauriger Blick ruhte auf mir und ich habe Ruhe gefunden. Zur tiefen Wehmuth ist der helle tobende Schmerz geworden. Jetzt rollen Sie nicht mehr auf der Straße durch die Nacht, jetzt ruht Ihr schönes Haupt schon in den Polstern. Der Strauß, das Symbol meiner Liebe, umduftet Sie. Werde ich Ruhe finden? Wird die alte Resignation einziehen in mein zermartertes Herz? In dem Scheine des Mondes huschen an Ihnen Häuser, Bäume und Hügel der Heimat vorbei. — O, wär ich bei Ihnen, Hand in Hand und ruhig! Vergessen sollte ich Sie? Vergessen Dich, Stella? Der „harte Mann“ ist weich geworden, wie ein Kind. Ich bebe vor Erwartung! Wird ein Brief kommen? Wirst Du schreiben? Dort oben habe ich Dir geschworen im Dunkel des Waldes, daß Du klar werden sollst, daß meine Liebe zu Dir kein Spiel sei, kein loses Schäkern und Tändeln und Du, hast Du meine große Leidenschaft endlich erkannt? Ich weiß es, Dein Trotz ist vorüber, Dein weiblicher Stolz ist nicht verletzt. Meine Feder ist mein Fürsprecher bei Dir. Hätte ich nur Deinem Willen nachgegeben, ich wäre unglücklich und Du wärest es in dem Gedanken, das Leid in mein Herz geträufelt zu haben.“

Diese Zeilen sandte ich ab.

Unausgesetzt mußte ich an sie denken; ich verglich das Schönste mit ihr und es beruhigte mich, alles zu überdenken; immer wieder ge-

langte ich zu dem Resultate, daß in ihrer ganzen Handlungsweise jene abwehrende Liebe lag, die mir, leider erst in der Stunde des Abschiedes so herrlich zum Vergißmeinnicht erblühte. „Vergißmeinnicht und Rose“ schrieb ich als Titel.

„Heiliger Tacitus!“ schoß es mir durch den Kopf. „Dein Jünger, wie weit ist er gekommen! Er ist zum Kinde, zum Primaner, zum Backfische geworden und besingt Vergißmeinnicht und Rose? Die Liebe macht kindisch!“

Ich mußte lächeln, aber mir war das Philosophiren über Stellas Wesen so zur zweiten Natur geworden, daß ich nicht wußte, wie ich leben sollte ohne diese Liebe? O, ich liebte sie mit allen Kräften meiner Seele. Sie hatte selbst die Worte ihres ersten Briefes „Vergessen, o vergessen. Die Zeit macht alles gut“ unwahr gemacht.

Für meine Liebe gab es weder Zeit noch Raum, meine Liebe zu ihr war unendlich, unmeßbar und wenn ich es ihr nur wieder betheuern durfte, wie ich sie liebte, mit Worten es ihr in das liebe Angesicht sagen konnte, dann wollte ich das namenlose Elend vergessen, das ich gefühlt, als der unerbittliche Peitschenknall sie mir in einer Staubwolke entführt hatte. So geliebt zu sein, wie ich sie liebte, mochte ihr auch die ganze Welt zu Füßen liegen, so geliebt zu sein von einem, mußte sie beglücken und daß ich davon schweigen konnte und nur zu ihr reden wollte, das war mein Trost. Sie hätte an Stelle des Herzens einen Stein haben müssen, doch sie hatte ja ein Herz, ein großes, edles, das ich erkannte, wenn sie es auch zu verbergen suchte!

Die ganze folgende Nacht war unruhig: Ein stetes Aufwachen, Schlummern, Wiedererwachen.

„Jetzt ist sie zu Hause,“ dachte ich. „Ihr liebes Köpfchen guckt nun schon aus einem ihr wohlbekannten Fenster auf die Bäume des Parkes; der leichte spöttische Zug um den Mund ist der Ermüdung gewichen; jetzt, wäre ich mitgefahren, läge ich reuig und gegen mich selbst verbittert, vielleicht von ihr verachtet, im Wagen. Ich danke Dir, mein Engel, daß Du mich vor mir selbst beschütztest. Ich bin froh, daß es so gekommen, wenn ich auch ohne Kuß von Dir scheiden mußte!“

(Schluß folgt.)





Salomon Geßner.

Gest. den 2. März 1788.

Von A. C. H. Röttinger.

Als am 2. März 1788 Salomon Geßner, der Idyllendichter, zu Zürich entschlafen war, durchlief die Trauerkunde die ganze gebildete Welt im Sinne des Wortes, — Deutschland im besonderen hatte ein „Künstlergenie" ersten Ranges, einen seiner talentvollsten Söhne zu beklagen. Damals waren Geßners Dichtungen in jedermanns Händen; Dichter und Biographen priesen den Todten und seine Werke und räumten ihm, als einem jener wenigen, die für die Ewigkeit gelebt, einen Ehrenplatz im Tempel der Unsterblichkeit ein. So gingen Jahrzehnte ins Land. Und Geßners Freunde und Zeitgenossen folgten nach und nach dem Dichter ihrer Ideale, die Nachkommen aber hatten andere Ideale und neue Dichter. Und heute, wo seit jenem 2. März 1788 gerade ein Jahrhundert verflossen ist, — kaum eine Minute der prophezeiten Ewigkeit, — ist es fast nothwendig, dem großen Publikum zu sagen, daß überhaupt einmal ein Salomon Geßner und wer der „Unsterbliche" gewesen. O Ruhm, du höchstes aller Erdengüter — **vanitas vanitatum!**

Anno 1730, den 1. Aprilis, wurde dem ehrsamen Herrn Conrad Geßner, Mitgliede des großen Rathes des Freistaates Zürich, Buchhändlern daselbst, dem „deutschen Plinius", wie man ihn seiner universalen Gelehrsamkeit halber hieß, von seinem Eheweibe Esther, gebornen Hirzel, ein Knäblein geschenkt, das in der Taufe den Namen Salomon erhielt. Hat der glückliche Vater damals wohl geahnt, daß das kleine Knäblein in seinen Armen dereinst ein großer Mann sein werde? Möglich, daß die Hoffnung dem Vaterstolze solches vorgegaukelt, — doch wohl bald, nachdem der heranwachsende Salomon den ersten Unterricht zu genießen Gelegenheit hatte, muß der Vater von diesem Gedanken abgekommen sein. Denn sein Söhnlein zeigte sich in der Schule wenigstens seines weisen Namensvetters durchaus nicht würdig. Zwar wurde er zu Hause von seinem Instruktor, einem Geistlichen, der nach Geßners Biographen*) „ein Mann ohne Kennt-

*) Hottinger: Salomon Geßner. Zürich 1796.

nisse, ohne Politur, ohne Verstand, und kurz, unter seinen Amtsbrüdern von negativem Gehalte einer der armseligsten Tröster war", entsprechend bearbeitet, was aber durchaus nicht den gewünschten Erfolg hatte. Vielmehr begann der kleine Geßner, dem die Strenge dieses Lehrers nun volle Abneigung gegen jedes Studium eingeflößt hatte, umso eifriger in der Schule Wachsfigürchen zu kneten und andere Allotria zu treiben, wovon ihn, wie später von der Abfassung von Robinsonaden, auch empfindliche Bestrafungen nicht abzuhalten vermochten. Von diesen Robinsonaden hat Geßner erst kurz vor seinem Tode den letzten Stoß von vielen den Flammen übergeben. Zudem war der Knabe seinen Kameraden bei ihren Spielen unentbehrlich, da er der schwierigsten Rollen selbst sich stets mit größtem Geschicke entledigte, — kein Wunder also, daß seine Fortschritte, trotzdem er sich einmal für ein gutes Pensum mit seinem eigenen Blute dem lieben Herrgott verschrieb, sehr geringe waren. Seine Eltern sprachen Pädagogen und andere maßgebende Männer um Rath in Betreff ihres Sohnes an, darunter auch Bodmer, der jedoch für das Weiterkommen des Salomon sehr geringe Hoffnung gehabt haben soll.

So entschloß sich denn der Vater, seinen Sohn, das Opfer einer verfehlten Erziehungsmethode, dem würdigen Prediger Vögeli in Berg bei Zürich zum Unterrichte anzuvertrauen. Mit dessen Sohne zugleich, machte nun Geßner unter der liebevollen Leitung des Pastors, wenn es ihm auch nicht gelang, das Versäumte ganz nachzuholen, doch immerhin bedeutende Fortschritte. Seine liebste Lektüre zu seiner Zeit waren die Gedichte Brockes'. Ihn nahm er sich auch bei seinen ersten dichterischen Versuchen, wozu ihm eine Neigung zu seines Lehrers Tochter den Anstoß gab, zum Muster. Nachdem er zwei Jahre im Hause Vögelis verlebt hatte, kehrte er, ungefähr 18jährig, nach Zürich zurück. Hier verkehrte er nun viel in der Familie Rahn, wo er oft mit jungen literarisch gebildeten Männern zusammen traf, was ihm ein Ansporn war, an der Vervollkommnung seiner eigenen Bildung mit solchem Eifer zu arbeiten, daß dieselbe schon nach einigen Jahren jedenfalls das Durchschnittsmaß überschritten hatte. Auch in diese Zeit fallen poetische Versuche, bei welchen ihm Anakreon Vorbild war, die er jedoch wie die früheren später fast ausnahmslos vernichtete.

1749 unternahm Geßner eine Reise nach Berlin, woselbst er in einer größeren Buchhandlung sich die nöthigen Kenntnisse zur dereinstigen Führung des väterlichen Verlages aneignen sollte. Da jedoch sein neuer Herr es für höchst wichtig hielt, daß sein Zögling auch in minder wichtige Geheimnisse des Buchhandels, als da sind: Packete machen, selbe austragen 2c., tiefere Einblicke zu machen Gelegenheit finde, so war der junge Dichter schon nach kurzer Lehrzeit mit sich einig, seinem pedantischen Herrn Ade zu sagen. Dieser berichtete darüber sogleich an den nicht sehr erfreuten Herrn Rath nach Zürich, der seinerseits durch das Ausbleiben der regelmäßigen Geldsendungen, seinem Sohne erneutes Interesse für den Buchhandel einzuflößen bestrebt war. Doch diese Maßregel blieb ohne Wirkung auf Geßner. Rasch entschlossen, — hatte er doch schon im Vaterhause nicht ohne Talent gezeichnet und radirt, — blieb er durch acht Tage für jedermann unsichtbar in sein Zimmer eingesperrt. Als die Frist jedoch ab-

gelaufen war, eilte er zum Hofmaler Hempel, den er bereits früher kennen gelernt hatte, und nöthigte denselben, sogleich mit ihm auf sein Zimmer zu kommen, wo Hempel zu seinem nicht geringen Erstaunen alle Wände voll noch nasser Gemälde fand. Geßner verlangte sein Urtheil über die Bilder, und Hempel erkannte mit Freuden das ganz entschiedene Talent ihres Schöpfers an. Warum die Gemälde nicht trocknen wollten, stellte sich nun bald heraus: Geßner hatte statt mit Leinöl mit Baumöl gemalt.

Bald traf auch wieder ein Wechsel aus Zürich ein. Geßners Vater war zufrieden, wenn sein Sohn überhaupt Erfahrungen und Kenntnisse von Berlin mit nach Hause brächte. Solche zu erwerben, war sein Umgang mit einigen bedeutenden Männern, wie mit dem bereits genannten Maler Hempel, dem Aesthetiker Sulzer und Ramler, dem „Spreeschwan“, ganz geeignet. Inniger als mit dem etwas zugeknöpften Sulzer, gestaltete sich Geßners Verhältniß zu Hempel und dem Dichter. Dem entschiedenen Formensinne des letzteren hatte Geßner viel zu danken. So vertauschte er auf Ramlers Rath den unter seiner Hand etwas holperigen Vers mit der rhythmischen Prosa und zwar gewiß nicht zu seinem Schaden. Freilich konnte auch er dem Schicksale aller Freunde Ramlers nicht entgehen, nämlich in untadeliche Hexameter gegossen und später also herausgegeben zu werden.*)

Nach einiger Zeit verließ Geßner Berlin, um auf einem Umwege wieder in sein Vaterland zurückzukehren. Er wandte sich erst, mit einem Empfehlungsbriefe seiner Berliner Freunde ausgerüstet, nach Hamburg, den liebenswürdigen Hagedorn kennen zu lernen, mit dem er bald innige Freundschaft geschlossen hatte. Sodann kehrte er über Straßburg nach Zürich zurück. In Straßburg hatte er ein Erlebniß, das uns interessante Einblicke in das Theaterwesen der damaligen Zeit machen läßt. Geßner besuchte nämlich die französische Komödie dieser Stadt und stellte sich daselbst um besser hören zu können hinter die Coulissen (!). Ganz in das Spiel des Harlekins, dessen Stimme ihm bekannt vorkam, vertieft, hatte er nicht bemerkt, daß er nach und nach auf die Bühne hinausgetreten war. Da erblickte ihn plötzlich der Harlekin und flog nach einem Augenblick des Besinnens in Geßners Arme. Es war Dancourt, ein Freund Geßners aus Berlin, der seinen Namen später durch eine Schrift gegen Rousseau bekannt machte. Das Publikum hat sich an diesem Wiedersehen auf offener Scene nicht wenig ergötzt.

In seiner Heimat angelangt, begann Geßner sich nun ernstlicher mit Poesie zu beschäftigen. Nachdem 1751 das „Lied eines Schweizers auf sein bewaffnetes Mädchen“, 1753 die „Nacht“ erschienen war, ging er an die Abfassung einer größeren idyllischen Erzählung, „Daphnis“ betitelt, worauf ihn Longus wies. Als jedoch sein Werk in Druck erscheinen sollte, — siehe! da hätte eine allezeit weise Censur so manches daran gerne anders gesehen. Erstlich fand sie solche Liebesgeschichten überhaupt nicht erbaulich und dann die Einmischung heidnischer Gottheiten an einem christlichen Dichter geradezu anstößig. Einer der Censoren — ein geistlicher Herr — nahm an dem Motto:

*) Idyllen. Berlin 1787.

me iuvat in gremio legisse puellae ... Anstoß, ein anderer ließ dem Vater des Dichters sagen, er möge seinem Sohne je eher, je besser eine Frau geben ... Die Beharrlichkeit Geßners setzte es aber dennoch durch, daß das Büchlein, zwar um Motto, Namen des Verfassers und Druckort verkürzt, glücklich 1754 das Licht der Welt erblickte. Daß solches in der „freien" Schweiz sich zugetragen, könnte uns wundern, wüßten wir nicht, daß es gerade der „freien" Schweiz vorbehalten war, 1782 die letzte „Hexe" in deutschen Landen vom Leben zum Tode zu befördern.

Das Schildbürgerstücklein mit dem „Daphnis" bildet das Gegenstück zu einem andern, das ein Decennium früher (1745) sich in Sachsen abspielte. Damals nämlich fiel den Bauern eines voigtländischen Dorfes eine Schrift des Satirikers Rabener (Versuch eines deutschen Wörterbuches) in die Hände, worin derselbe in seiner einfachen direkten Ironie unter anderem auch die Eidbrüchigen ꝛc. geißelt. Die Bauern lasen die Schrift mit nicht geringem Vergnügen, scheinen auch die redliche Absicht des Verfassers wohl verstanden zu haben. Nicht so aber der gestrenge Herr Gerichtsverwalter. Denn sobald dieser durch den Herrn Pfarrer von der Schrift, diesen „ausgestreuten Lehren vom Mißbrauche des Meineides", diesem „öffentlichem Aergerniß", dieser „Verführung unschuldiger Herzen", erfuhr, schwur er Tod und Teufel über die armen Bauern herab und hängte ihnen einen Prozeß an, in den das ganze Dorf verwickelt wurde.

Nach diesem Exkurse kehren wir zu unserem Geßner zurück. Die freundliche Aufnahme, die „Daphnis" fand, ließ den Dichter bald zu neuer Thätigkeit schreiten. Nachdem er eine Fortsetzung der Bodmerschen Erzählung „Ynkel und Yariko" geliefert hatte, gab er 1750 ein Bändchen Idyllen heraus, deren Verhältniß zu ihrem Vorbild Theokrit Hottinger wohl etwas süßlich also charakterisirt hat: „Der Theokritische Gesang ist der Ton einer sanften Schalmei, der Geßnerische der Zauberklang einer Flöte, der im innersten der Seele nachhallt." Freilich, giebt der Citirte in der weiteren Besprechung zu, „ist der Charakter der Geßnerischen Schäfer ein allgemeiner Charakter, und ihre Persönlichkeit ist weniger ausgeprägt ... Wie einer empfindet, so empfinden sie alle ... Alle haben einen Charakter." Die Idyllen, von welchen ihr Verfasser selbst meinte, daß sie als „Gemälde von stiller Ruhe und ungestörtem Glück", „Leuten von edler Denkart", gefallen müßten, machten damals „Sensation"; einige von ihnen dürften heute noch nicht allen Reiz verloren haben. Bodmer, der sich auf seine langweiligen biblischen Epen viel zugute that, schrieb damals, Geßner wäre ein ganz artiger Idyllendichter: aber an den Entwurf und die Ausführung einer Epopöe würde er sich wohl nimmer wagen. Doch bald sollte der verdienstvolle Kritiker auch eine Epopöe von Geßners Feder in Händen haben: — „Der Tod Abels" (1758). Dieselbe, ebenfalls in Prosa abgefaßt, ist Geßners schwächstes Produkt.

1762 ließ der Dichter seine gesammelten Schriften in vier Bänden erscheinen. Darunter befanden sich einige neue Sachen, wie „Der erste Schiffer", eine idyllische Erzählung, vielfach für Geßners beste Leistung gehalten, und zwei Dramen: „Evander" und „Erast". Evander wurde selbst von Geßners Verehrern als matt bezeichnet, die

Aufnahme des Erast war getheilt. Neu aber flammte der Stern Geßners auf, als er den zweiten Band seiner Idyllen in die Welt schickte; es zeigte sich hierin, daß Geßner, wie der alte Bodmer richtig meinte, doch eigentlich ein Idyllendichter gewesen sei.

Wenn man auch in literarischen Kreisen Deutschlands Geßner bereits las und schätzte, so lernte doch das große deutsche Publikum den deutschen Dichter erst auf Empfehlung Frankreichs kennen, von wo aus er auch seine Runde um die übrige civilisirte Welt machte. Dort nämlich wurde mit dem Manne ein wahrer Kult betrieben, über den wir nun näheres berichten wollen. Sobald der Daphnis erschienen war, beeilte sich ein Anonymus in Deutschland, denselben aufs schlechteste ins Französische zu übersetzen. In dieser Uebersetzung hätte die Dichtung eines Deutschen, ja — was zu jener Zeit noch mehr hieß — eines Schweizers dem Pariser Publikum, das damals, wie heute, die gesammte Provinz beherrschte, wohl schwerlich Anklang gefunden. Ein Glück für unsern Dichter also, daß sein Landsmann Huber, der in Paris deutschen Sprachunterricht ertheilte und selbst Damen vom Hofe zu seinen Schülerinnen zählte, noch ehe diese Uebersetzung über die Grenze gelangen konnte, die Uebertragung, die er, vom Verfasser autorisirt, angefertigt hatte, gedruckt in Händen hielt. Die äußerst freundliche Aufnahme des französischen Daphnis bewog Huber, sogleich, nachdem in Zürich der „Tod Abels" herausgekommen war, auch dieses Werk zu übertragen. Der Absatz desselben war so reißend, daß nach 14 Tagen eine zweite, nach Jahresfrist eine dritte Auflage veranstaltet werden mußte. Als nun später Huber daran ging, den Franzosen Geßners Idyllen zu verdolmetschen, war dieser bereits so geschätzt, daß beispielsweise selbst Diderot an der Uebersetzung den lebhaftesten Antheil nahm. Als nun die Idyllen herauskamen, war Geßner, der Repräsentant deutscher Dichtung in Frankreich, der erklärte Held des Tages. Rousseau schrieb aus seiner Einsamkeit an Huber: „Ihr Geßner ist ein Mann nach meinem Herzen!"; die Gräfin von Choiseul machte dem Dichter den Vorschlag, sich in Paris niederzulassen, am meisten aber war Diderot bestrebt, ihm seine Freundschaft zu bezeugen. Die Stimme Frerons, der sein Lob mit heftigen Angriffen würzte, verhallte ungehört, zumal da man wußte, daß er dies that, um seinen Feind Diderot zu kränken. Als das zweite Bändchen Idyllen erscheinen sollte, ließ dieser durch Meister, ihren Uebersetzer, Geßner um die Erlaubniß bitten, seine eigenen neuesten Arbeiten (die beiden Freunde von Bourbonne. — Unterredung von der Gefahr, sich über die Gesetze wegzusetzen) in einem Bande mit den Idyllen erscheinen lassen zu dürfen. So viel Ehre war wahrlich einem Deutschen von Franzosen früher und wohl später nicht erwiesen worden. In den folgenden Jahren erschienen allein drei französische Prachtausgaben der Geßnerischen Werke im größten Format mit einer Unzahl von Kupfern. Einen Schluß auf die Popularität Geßners in Frankreich kann man schon aus den vielen dramatischen Bearbeitungen, die seine Dichtungen erfuhren, ziehen. Nach dem „Tode Abels" wurden zwei Dramen eingerichtet, der „erste Schiffer" und „Erast" lieferten zum Exempel eine Anzahl Opern und Balletts und so fort. Erst die neunziger Jahre haben, wie so manch anderem, auch dem Ruhme

Geßners ein Ende gemacht. In Deutschland, wo man eine Zeit lang gesonnen war, Geßner unter die Klassiker zu reihen, durften noch im zweiten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts seine Werke in keiner Schülerbibliothek fehlen. Die folgenden Jahre machten aber auch bei uns Geßner rasch vergessen.

Obwohl unser Mann, wie bereits bemerkt, schon vor seiner Berliner Reise zeichnete und radirte und zu Berlin sich eine Zeit lang mit dem Plane trug, durch die Kunst sich seinen Lebensunterhalt zu verschaffen, so widmete er sich doch erst als 30jähriger Mann ernstlich der Malerei. Ihm in seinem Studium behilflich zu sein, gestattete ihm ein Züricher Bürger, Heidegger mit Namen, der im Besitze einer schönen Kunstsammlung war, dieselbe zu benützen. Heidegger besaß aber auch noch eine schöne Tochter. So eifrig Geßner nun auch die Sammlung betrachtete und studirte, so fand er doch bei seinen Besuchen auch Zeit, des Sammlers Töchterlein zu betrachten und zu studiren und war bald überzeugt, in ihr die Gefährtin seines Lebens gefunden zu haben. Obwohl seine Eltern weder gegen die Familie der Braut noch gegen diese selbst etwas einzuwenden hatten, so setzten sie doch, wahrscheinlich von finanziellen Bedenken bewogen, der Schließung dieser Ehe einigen Widerstand entgegen, den jedoch der unbeugsame Entschluß ihres Sohnes bald zu nichte machte. Das Verhältniß der jungen Gattin zu ihren Schwiegereltern hat sich später zu einem selten innigen gestaltet. Nach seiner Verheiratung beschloß Geßner sogleich, seine künstlerische Begabung thatsächlich zu verwerthen und so die Einkünfte seiner Buchhandlung, deren Führung der später vielbeschäftigte Künstler durch lange Jahre seiner Frau überlassen mußte, zu vermehren. In seinen Gemälden stellte er meist dar, was er in den Idyllen schilderte: eine ideale Landschaft mit Heerden und Schäfern oder einen Waldteich mit badenden Nymphen und ähnliches. Von Urtheilsfähigen wurden Geßners Leistungen als Maler weit über seine dichterischen gestellt. Seine Erfahrungen in der Kunst hat Geßner in dem Briefe über die Landschaftsmalerei niedergelegt, der 1762 in seinen gesammelten Schriften zuerst erschien.

Lange Jahre noch lebte Geßner in glücklichster Ehe ein ruhiges, heiteres Leben, durch mannigfache Ehren ausgezeichnet (so wurde er 1767 Mitglied des inneren Rathes, 1781 Oberaufseher der Hoch- und Frohn-Wälder von Zürich 2c.), bis ihn am 2. März 1788 ein plötzlicher Tod ins Jenseits rief. Er hinterließ mehrere Söhne, von welchen einer, Conrad, sich als Thier- und Schlachtenmaler einen geachteten Namen erwarb.

Geßner war als Mensch durchaus edel und gut und von nicht gewöhnlicher Begabung. Nicht leicht konnte es etwas geben, was nicht sein Interesse erregt hätte; doch war er mit seinen Meinungsäußerungen sehr karg, was man ihm, als er Rathsherr geworden war, zum öfteren übel auslegte. Ein großer Freund heiterer und sittsamer Kinder, war er seinen Kindern ein guter Vater; von seinem Verhältnisse zu seiner Frau haben wir bereits gesprochen. Er war stets bereit, Bedürftigen zu helfen und Talente zu unterstützen. Als er in späterer Zeit als Berühmtheit viel von Besuchen neugieriger Reisender zu leiden hatte, mag er manchen von diesen wohl etwas mürrisch vor-

gekommen sein. Seinem Naturelle nach war er jedoch sehr heiter und darum in allen Gesellschaften gerne gesehen. Besonders Heiterkeit erregend waren seine Improvisationen. Als einstens Friedrich Eugen, Prinz von Württemberg, der Bruder des Gründers der Karlsschule, Zürich besuchte, bat er Geßner, von dessen Improvisationen er gehört hatte, nach einem Festmahle, doch etwas hören zu lassen. Geßner, der befürchtete, als Spaßmacher eines Fürsten seinem republikanischen Stolze etwas zu vergeben, war nicht dazu zu bewegen, bis ein Graf aus dem Gefolge des Prinzen, den Dichter aufzumuntern, einen burlesken Tanz begann. Sogleich sprang Geßner ein, um sodann in bester Laune einen Vortrag voll überraschender Einfälle zu halten, dem er erst dann ein Ende machte, als einer der Gäste vor Lachen sich unter der Tafel wälzte.

Geßners Biograph bemerkt an einer Stelle seiner Biographie: Geßner sei gerade zur rechten Zeit aufgetreten; zwanzig Jahre früher hätte er noch mit Verachtung der deutschen Sprache zu kämpfen gehabt, zwanzig Jahre später hätte ihn eine überspannte Moderichtung nicht zu seiner Haltung, unter welcher unser Gewährsmann die Sturm- und Drang-Periode versteht, gelangen lassen. Wie erstaunt würde Hottinger sein, wenn er heute von den Todten auferstände und sehen müßte, wie seine geliebte Schäferpoesie als lächerliche Modepoesie ganz verschollen ist, die „überspannte Moderichtung" der siebziger Jahre jedoch Vertreter der ewigen, wahren Poesie in Goethe und Schiller erwachsen hat lassen. Ueber die Schäferpoesie selbst hat Laube sich also ausgesprochen: „All' der Schäfergeschmack, welcher bei allen Nationen herrschend gewesen, hängt genau mit der Unmacht zusammen, sich einer gesunden Poesie zu bemächtigen. Die Mannigfaltigkeit des Lebens kann nur ein starkes Talent poetisch erfassen und verdichten, der schwache Drang rettet sich in einem charakterlosen Unschuldszustand, und weil da nichts übles geschieht, meint er, dort auch das Beste zu finden. Es vereinigt sich damit eine verschwimmende Beschreibung des Natureindruckes, und so glaubt man, ein Ideal, eine Poesie gefunden zu haben, ergreift mit einem angekünstelten Enthusiasmus die bloße Staffage und verliert die wirkliche Welt."

Daß diese Poesie mit ihren Helden „in weißen Tricots, rothen Bändern und schön gestickten Hosenträgern" heute vergessen ist, haben wir wahrlich nicht zu beklagen.





Sagen und Prophezeiungen über die Eroberung Konstantinopels und den Untergang des osmanischen Reiches.

Eine Sagenstudie von C. Trog.

Wie in der Geschichte, so begegnen wir auch in der Sagenwelt Prophezeiungen, die das Aufblühen oder das Sinken eines Volkes, sein Emporkommen oder seinen Untergang verkünden. Auch über die Eroberung Konstantinopels und das Ende des osmanischen Reiches bestehen solche Sagen und Weissagungen, ja, die Türken besitzen darüber solche selbst, oder haben sie von den Fremden, namentlich von den Griechen, übernommen und glauben an sie.

In einer Zeit aber, wie die unsrige, in welcher man soviel von dem „kranken Manne“ am Bosporus und seinem entnervten Reiche spricht, dessen Auflösung und Zusammenbruch man in nicht zu weiter Zeitenferne erschauen will; in solcher Zeit sind die erwähnten Prophezeiungen nicht ohne Interesse, deßhalb seien die wichtigsten derselben hier zusammengestellt.

Zunächst sei ein Traum des Sultans Mahomed II., des Eroberers von Konstantinopel, erwähnt, der sich in den im Jahre 1600 zu Venedig in lateinischer Sprache erschienenen Weissagungen Joachims, der um das Jahr 1200 lebte, befindet. Alle Ausleger dieses sehr alten oraculum turcicum sind darin einig, daß in demselben der Zeitpunkt der Eroberung Konstantinopels durch eine christliche Macht angegeben sei, aber an den in dem Traume genannten Zahlen scheiterten sie, und so gingen sie in der Bestimmung der Zeit, wann die Eroberung Konstantinopels durch diese christliche Macht stattfinden solle, auseinander.

Einer erblickte in dem Könige Karl VIII. von Frankreich (regierte von 1483 bis 1498) den glücklichen Eroberer, zu welcher Annahme wahrscheinlich dessen anfangs günstige Kriegsunternehmungen gegen Neapel den Anlaß gaben; ein anderer dagegen rechnete das Jahr 1828 als das Jahr des Untergangs heraus. Wie nun die Ge-

schichte lehrt, haben beide in der Angabe der Zeit geirrt, und ob der thatsächliche Theil des Traumes, der Untergang der türkischen Herrschaft in Europa durch eine christliche Macht, sich erfüllt, birgt die Zukunft in ihrem dunklen Schoße.

Weiter weissagte im Jahre 1480 der italienische Astrolog Antonio Torquato aus Ferrara dem Könige Mathias Corvin von Ungarn den Untergang des Osmanenreichs, und nannte als Zeitpunkt dieser Katastrophe das Jahr 1598. In dieser Weissagung wird gesagt: „Es würde nach zahlreichen Siegen der Türken die Christen das kriegerische Ungestüm der Deutschen, der feurige Muth der Ungarn, die Kriegskenntniß der Spanier und der Scharfsinn der Italiener wider die Türken in Bewegung setzen. Der türkische Kaiser werde nach einer Niederlage, welche die Tapferkeit der Ungarn bewirke, den Tod finden, seine Statthalter und Heerführer sich durch Kriege im Inland untereinander verderben, oder sie würden durch äußere Feinde vertilgt werden. Danach werden, nachdem Griechenland durch fremde Kriegsheere, Pest und Hungersnoth schwer heimgesucht worden, die Christen voll rüstigen Muthes über das Meer setzen und zwar mit einem so zahlreichen Heer und solcher Eilfertigkeit, daß die ganze Christenheit nicht in den Orient zu gehen, sondern zu fliegen scheine. Zuletzt würden die Türken zum Christenthume übertreten."

Auch diese Prophezeiung ging, wie die Geschichte beweist, in der geweissagten Zeit nicht in Erfüllung. Eine Folge, und zwar eine für Ungarn recht traurige Folge hat sie indessen doch bereits gehabt, denn im Vertrauen auf sie zogen dieselben 1595 gegen die Türken ins Feld, jedoch mit einem Erfolg, der kaum unglücklicher ausfallen konnte.

Diese beiden angeführten Weissagungen entstanden in einer Zeit, als das türkische Reich in der Fülle seiner Macht da stand. Wie konnten sie, und zwar zu jener Zeit, entstehen? Gewiß gährte schon damals der Gedanke in den christlichen Gemüthern, daß man den Türken den Weg über den Hellespont zurückzeigen und sie von dem civilisirten Boden Europas vertreiben müsse.

Nun aber lebt selbst im Munde des türkischen Volkes eine Prophezeiung, die ihren Ursprung in Griechenland hat, und nach welcher ein blondgelocktes Volk einst Konstantinopel erobern und dem Türkenreich in Europa ein Ende machen wird. Wer ist dieses blondgelockte Volk? Die Türken verstehen darunter die Russen. Diese Prophezeiung ist in vielen alten griechischen Schriften zu lesen; auch soll sich dieselbe auf einer Grabinschrift des Kaisers Konstantin des Großen befunden und also gelautet haben: „Das blondgelockte Geschlecht wird in Verbindung mit den ursprünglichen Einwohnern ganz Ismael (unter diesem Namen verstehen die Griechen die Türken) vertreiben, sie werden die Siebenhügelstadt nebst ihrem Gebiet nehmen: dann wird ein einheimischer Krieg, ein grausamer, sich erheben und bis zur fünften Stunde währen und eine Stimme wird dreimal den Ruf erschallen lassen: stehet stille, stehet stille mit Furcht! Begebet Euch zur Rechten! Ihr werdet einen tapferen, kräftigen bewundernswerthen Mann finden, den sollt ihr zum Herrn haben, sintemal er mein Freund ist. Den nehmet auf, so ist mein Wille erfüllt."

Daß diese angebliche Grabschrift Konstantins unecht ist, beweisen, außer inneren Gründen, auch ihre neugriechische Sprache, in welcher sie abgefaßt ist, denn diese gehört einer viel späteren Zeit an; auch wäre es doch zu merkwürdig, wenn schon Konstantin der Große, der das alte Byzanz zur Rivalin der Siebenhügelstadt an der Tiber erhoben, schon das jammervolle Ende der zweiten Siebenhügelstadt, die seinen Namen trägt, sollte hingewiesen haben. Doch genug, diese Weissagung findet sich in vielen alten griechischen Schriften, und das beachtenswertheste an ihr ist gewiß, daß nicht von „einem", sondern von „dem" blondgelockten Volke geredet wird, welches das Thatsächliche der Prophezeiung, die Vertreibung der Türken durch dasselbe, voraussetzt.

Etwas anders, als die vorerwähnte Grabschrift, klingen die prophetischen Worte, die dem Kaiser Leo VI., dem Philosophen, der im zehnten Jahrhundert regierte, in den Mund gelegt werden. In derselben wird Konstantinopel mit den Worten angeredet:

„Ein blondgelockt Geschlecht wird Dich verbrennen,
einäschern ganz und Deine Herrschaft enden."

Wenn nun auch alle diese und andere Weissagungen griechischer Schriften, die sich auf das blondgelockte Volk beziehen, als erfüllt betrachtet werden, erfüllt durch die lateinischen Kreuzfahrer, welche im Jahre 1204 Konstantinopel eroberten, plünderten und theilweise verbrannten, so lassen doch die Griechen diese Deutung nicht gelten, sondern sie beziehen alle diese prophetischen Schriftstellen auf die Russen. Diese Deutung der Griechen wird unterstützt durch eine Inschrift einer noch vorhanden sein sollenden Standsäule. Darüber sagt ein anonymer Verfasser „Ueber die Alterthümer Konstantinopels" folgendes: „Mitten auf dem Markte Konstantinopels befindet sich eine Reiterstatue, welche nach einigen den Josua, den Sohn Nuns, nach anderen den Bellerophon vorstellen soll. Sie wurde von der großen Stadt Antiochia hierher gebracht. Auf dem viereckigen steinernen Piedestal sind die Geschichten der Russen, welche in der letzten Zeit die Stadt verwüsten werden, dargestellt."

Stammt auch diese Prophezeiung aus dem Jahre 1100, also aus einer Zeit, in welcher gewiß kein Mensch an die heutige Größe und Machtstellung Rußlands dachte, so stützen sich doch die Griechen auf diese und ähnliche, und behaupten hartnäckig: die Russen machen der Türkenherrschaft in Europa ein Ende.

Doch nicht allein das Morgenland, sondern auch das Abendland besitzt Sagen und Weissagungen, die den Untergang des Türkenreiches in Europa verkünden. Wir gedenken hier zweier dieser Sagen, die sich in Deutschland durch Jahrhunderte im Volksmund erhalten haben.

Nach einer schwäbischen Sibylle entsteht zwischen den Türken und den Germanen nochmals ein Krieg, in dem die Deutschen unterliegen, und der so entsetzlich wüthet, daß die deutschen Männer so rar werden, daß sich sieben Weiber um einen Krüppel balgen, den eine jede zum Ehemann haben möchte. Nach dieser Zeit wird dann eine große Türkenschlacht im Raderthale bei Köln am Rhein geschlagen, und in diesem

Kampfe siegt das Kreuz über den Halbmond, wie dies auch in jenem alten Verse prophezeit ist, der da heißt:

Zu Köln am Rhein
Soll des Türken Untergang sein.

Auch im Taunus, dort, wo der Altkönig sich mit seinen Stein-Ringwällen erhebt, kennt man noch eine Türkensage, die manches mit der aus Schwaben mitgetheilten gemein hat. Nach ihr liegt auf dem Altkönig in einem kostbaren Sarge der erste türkische Sultan begraben. Die Stelle des Grabes und der Grund, wie es gekommen, daß dieser Sultan auf dem Altkönig seinen Tod und sein Grab gefunden, giebt Frau Sage freilich nicht an; sie meldet echt sagenhaft:

„Da ruhet in kühlem Grunde
Des ersten Großsultans Sarg,
Den, nicht mehr besagt es die Kunde,
Welch' Schicksal da oben verbarg."

Aber sie weiß bestimmt, daß jeder neue Sultan noch heute nach seiner Thronbesteigung bei dem heiligen Barte des Propheten den geheimen Schwur leistet, daß er die Gebeine seines Ahnherrn am Altkönig erobern, dieselben im goldenen Scheine des Mondes nach Mekka bringen und dort feierlich bestatten wolle. An diese Sage knüpft sich dann die Prophezeiung, daß, wenn auch bis auf den heutigen Tag noch kein Sultan diesen Schwur gehalten und den Sarg vom Altkönig hinweggeholt habe, doch ganz gewiß noch einmal ein solcher an den Rhein komme, nach vielen blutigen Kämpfen und Siegen aber bei Köln von einem alten Weibe mit einem Waschbläuel erschlagen werde.

Man wird bei diesem tragikomischen Ende des letzten Sultans an die oben erwähnte Männer-Seltenheit denken müssen, denn nur aus dem Grunde wird das alte Weib den Schirmherrn des Korans mit einem prosaischen Waschbläuel, mit dem sie sonst ihre ausgewaschene Wäsche bläuelt oder klopft, totschlagen, weil dieser ihr Geschlecht um sein Liebstes, um die Männer, gebracht hat. Wir hoffen jedoch nicht, daß sie dieses wohlverdiente Strafgericht am Rheine ausüben wird, obwohl es eher möglich ist, daß die Türken nochmals ihre Rosse im Rheine tränken, als daß die russische Prophezeiung sich erfüllt und die Kasaken ihre Rosse im Bosporus tränken, sintemal bis zu diesem Tage Pferde kein salziges Meerwasser trinken.

Und was sagen die Türken zu allen diesen Prophezeiungen? Sie glauben daran, denn auch sie besitzen Weissagungen, welche die Eroberung Konstantinopels verkünden.

In Löwenklaus' Geschichte der osmanischen Türkei heißt es: „Die Türken behaupten, es sei in den Büchern ihrer Weisen, namentlich in dem, welches den Titel „Mehhabich" habe, verzeichnet, daß, bevor der Degnal Lain, d. h. der verfluchte Antichrist, erscheine, Konstantinopel zweimal erobert werde. Das erste Mal müsse es mit den Waffen in der Hand genommen werden; das andere Mal aber, wenn der Tag des Gerichtes nahe, würden es die Söhne Ishaks nicht mit dem Schwerte, sondern unter Anrufung des göttlichen Namens gewinnen. Den ersten Theil der Weissagung, demzufolge Konstantinopel mit

Waffengewalt genommen wird, nehmen sie als erfüllt an durch die Eroberung dieser Hauptstadt durch den Sultan Mahomed II., der zweite aber werde im Laufe der Zeit seine Erfüllung finden.“ Wer aber sollen die Söhne Ishaks sein, welche die Stadt mit der Kraft ihres Gebetes gewinnen?

Allgemein aber ist bei den Türken die Sage bekannt, daß die Osmanlis nach vierhundertjährigem Besitze Konstantinopels, diese Stadt und ihre sämmtlichen europäischen Besitzungen verlieren würden, weßhalb sich auch die reichen Türken am jenseitigen Ufer des Bosporus beerdigen lassen.

Wohl hat auch in unserem Jahrhundert das Türkenreich in seinen Grundvesten manchmal gebebt und das „blondgelockte“ Volk von der Newa zur Stunde, als die ominösen vierhundert Jahre sich füllten, mit seines Schwertes Knauf an der Türken Thore gepocht, aber der „kranke Mann“ zeigte ein zähes Leben und das morsche Reich widerstand, zufolge klug geschlossener und durch Interessen geleiteter Bündnisse, dem wuchtigen Anpralle. Ob das die Türkei auch ferner und stets vermag, verneint die Sage, bestreiten die Prophezeiungen, und in der Seele jedes europäischen Volkes ruht der Gedanke als etwas naturgemäßes: Die Türken müssen Europa räumen, ihre letzte Stunde wird bald schlagen.

Möge sich nun auch das Schicksal des osmanischen Reiches gestalten wie es wolle, die psychologische Wahrheit bleibt bestehen: ein Volk, in dessen Blut Muth und Thatkraft pulsiren, weissagt sich selbst Sieg- und Eroberung; ein Volk aber, das an Entnervung krankt, prophezeit sich Niederlagen und Untergang.





Darwinabel.

Blüette von Hans von der Vogelweide.

Selbst der einfachste Mensch verlangt von dem Gewande der Bildung,
Soll anders es Achtung einflößen, daß es natürlich auch sei.

Ein anmuthend stiller Platz der schönen Gotteserde liegt vor unseren Blicken. Aus dunkelgrünem Laub treten die weißgepuderten Umrisse einer kleinen Waldmühle hervor; der klare plätschernde Bach spielt mit dem wuchtigen Rade, und in das furchtlose Gezwitscher der kleinen Sänger mischt sich das gleichmäßige Klappern des Mühlenwerkes.

Kein modernes Firmenschild schmückt die Front des niedrigen Hauses; die ganze Umgegend weiß es ohnedem, daß der Müller Oberhäuser hier haust, und nicht mehr metzt, als einem tüchtigen Müller gerade zukommt.

Zur Vervollständigung des ländlichen Genrebildchens sitzt auf dem von Laubwald umgrenzten Vorplatz eine reizende junge Müllerin, Johanna Oberhäuser. Vor ihrem niedrigen Schemel steht ein großer Wassertopf, in welchen die niedlichen fleißigen Hände in kurzen Pausen die ihrer rauhen Schale entkleideten Kartoffeln werfen. Gleichsam als gewaltsam hineingedrängte Staffage lehnt sich einige Schritte davon ein tadellos frisirter und gekleideter Bonvivant nachlässig über die Lehne eines eichenen Stuhles.

Zur schnelleren Orientirung stellen wir den jungen Herrn als Alfons Wollenberg, einzigen Sohn eines frühzeitig verstorbenen Rentiers der Residenz, vor.

Mit halb geschlossenen Augen betrachtete er das emsig schaffende Mädchen, und keine Fiber seines Antlitzes zeigte irgend eine Spur eines Gedankens.

Da schaut Johanna schelmisch auf, dem jungen Träumer einen lustigen Blick zuwerfend. Nun stehen Sie wieder da, und schauen mir so eifrig zu, als wollten Sie das Kartoffelschälen erlernen! eigentlich könnte ich noch sehr gut Hilfe gebrauchen!

Die matten Augen des Angeredeten öffnen sich ein wenig mehr, fast wie entsetzt, und die schmalen Lippen schnarren in unverkennbarer Uebung: „Reizvolles Anerbieten! — Darwinabel! — Meine Mama und Schwestern fassen derartige rohe Gewächse nur mit Handschuhen an!"

„Aber, — woran dachten Sie denn sonst?"

„An — gar — nichts!" machte Alfons gelangweilt.

„Ist das Ihre regelmäßige Beschäftigung?" mußte das muthwillige Mädchen fragen.

„Meine Beschäftigung? — muß man denn überhaupt eine solche haben?" schnarrte Alfons.

„Nun, wer es nicht nöthig hat, mit den Händen zu arbeiten, kann es ja mit dem Kopfe thun, nach Art der gelehrten Herren.

„Bah! — Kopfarbeit! — damit habe ich mir nie den Kopf zerbrochen!"

„Haben Sie denn zu Haus gar keine Beschäftigung?"

„Ja! — ich langweile mich, da wie hier! — voilà tout!" — Alfons geht einige Schritte auf und ab, sich die Stirn reibend, als sänne er über etwas nach. Endlich gähnt er ungenirt heraus: „Du lieber Himmel! bei uns, in der großen Gesellschaft, wird man hin und wieder schläfrig; — hier — schläft man ein!"

Johanna hält in ihrer Arbeit etwas inne, und sieht den jungen Menschen belustigt an.

„Bah!" fährt Alfons ebenso gedehnt fort: „nur die sogenannten Dichter können von Waldessäuseln und Waldbachmurmeln faseln; — mir ist doch schließlich das glatte Parkett lieber, wo das rauhe Waldholz von der Kultur polirt, und von der Kunst quadratisch geordnet, Fuß und Auge erfreut."

„Und unsere grünen duftenden Bäume, unsere fröhlichen Natursänger? — Die ganze Schönheit unserer stillen Landschaft?" — ruft das Mädchen erstaunt.

„Bah!" — machte Alfons; „es war sehr thöricht von mir, mit dieser nüchternen Natur einen Versuch zu wagen! was ist denn der gebildete Mensch hier? keine Seele zeigt irgendwelches Verständniß für seinen verfeinerten Geschmack. Es giebt hier absolut keine Gelegenheit, sich durch ein pikantes Bonmot oder eine klassische Körperbewegung bemerkbar zu machen! — Darwinabel! — hier werde ich mir endlich selbst langweilig!"

Johanna schlug ihre kleinen Hände zusammen: „aber sagen Sie mir doch, warum sind Sie denn eigentlich hierher gekommen?"

Der junge Mann zeigte mit einer tragischen Armbewegung nach dem nahen Waldbach: „ich wollte Lethe trinken!"

Johanna nickte enttäuscht: „ja, das ist freilich nur reines Wasser!" — Es ist wirklich komisch! dachte sie; seit drei Tagen sagt er mir allerhand Dummheiten, und gähnt mich dazwischen immer wieder an.

Alfons hatte die letzte laute Bemerkung des Mädchens sehr geringschätzig aufgenommen. Wie konnte das Kind auch wissen, was „Lethe" sei. Wie belehrend sprach er daher weiter: „ich wollte versuchen, Handlungen zu vergessen, welche von der denkbarsten Hinterlist und Tücke gegen mich ausgebreitet wurden."

„Ach, davon müssen Sie mir erzählen!" rief Johanna; „solche schaurige Geschichten höre ich gern!"

Mit stolzer Wehmuth ließ sich Alfons höchst elegisch auf dem Holzstuhl nieder. „Mein Kind!" begann er mit weich schnarrendem Tonfall; „Sie kennen die Menschen nicht! — mit Schmerz denke ich an jene Stunden zurück, welche mir den bittersten Kelch meines Lebens kredenzten. Fabelhaft grausam war das Spiel, das man da mit meinem Herzen trieb."

Johanna legte die Hände zusammen: „da bin ich wirklich neugierig!"

„Wer spricht wohl von seinem Unglück gern! — doch es sei! —

so hören Sie!“ — Alfons trocknete sich die glatte Stirn mit dem sauberen Taschentuch; — „ich liebte! — liebte kolossal! — Sie können sich dies natürlich nicht vorstellen!“ — seine Hand fuhr an das Lorgnon: „netzte da nicht eine Thräne mein Augenglas?“

„Es ist Ihnen vielleicht ein Tropfen Wasser darauf gespritzt!“ neckte Johanna.

Alfons wischte langsam sein Glas ab, und sprach dann pathetisch weiter: „ich liebte ein herrliches Mädchen! wenigstens hielt ich sie bis vor kurzem dafür. — Ich wurde fabelhaft getäuscht!“

„Ja!“ nickte Johanna.

„Ich glaubte mich wiedergeliebt, und dieses pyramidale Vertrauen war mein Verderben. Leichtsinnig vertraute ich dem Rathe eines sogenannten Freundes, welcher aus Mangel sonstiger Existenzmittel das ärztliche Fach erlernt hat, und besuchte zur Aufbesserung meines etwas angekränkelten Gemüthes ein entferntes Seebad.“

„Ja!“

„Während meiner Abwesenheit nun impfte dieser medizinische Heuchler dem Mädchen meines Herzens, seine homöopathische Liebe ein, und — das schändliche Paar sandte dem sorglos Badenden eine Verlobungskarte.“

„Ja!“

„Natürlich flog ich sofort wüthend nach der Heimat; zorngerötheten Antlitzes trat ich vor den Verräther, um ihn mit einem Wort niederzuschmettern.“ —

„Ja!“

„Doch Sie können die wunderbare Tiefe der scheinheiligen Arroganz nicht ermessen, welche mir zutheil ward. — Dieser sogenannte Doktor entschuldigte sich kaltblütig damit, daß seine frühere Prognose sich nur insofern geirrt habe, als der Sitz meines Leidens nicht im Herz, sondern im Kopfe zu suchen sei. Doch habe mich die Seeluft bereits sehr erfrischt, und etwas mäßige Diät, sowie Selterswasser sei alles, was er mir noch verordnen könne.“

„Ja!“

„Und denken Sie! — dieser Mensch, der sich erst durch seine Arbeit eine Existenz geschaffen hat, war von mir in die Familie des Mädchens eingeführt worden, welches sich soweit vergessen konnte, einem Individuum ihre Hand zu reichen, das nur darauf angewiesen ist, von seiner Arbeit zu leben. — Beweis genug, welch' niedrig denkende Seele in ihr wohnen muß!“

„So!“

„Nie mehr werde ich wieder lieben, ich fühle es!“

Johanna unterdrückte mühsam ein lautes Auflachen: „So so! — Sie sind aber doch noch so jung! — Ihnen müssen ja alle Herzen offen stehen!“

„Kein gleichfühlendes!“ schnarrte Alfons.

„Warum nicht!“ lachte das Mädchen; „es müßte allerdings ein solches sein, welches sich auch nicht zur Arbeit geboren fühlt!“

In der Thüre des Müllerhauses erscheint Dörthe, die vierschrötige Magd. „Johanna! Sie sollen mal gleich zum Vater rein kommen!“

Alfons wandte sich bei dieser Störung um. Doch Johanna



Mein Liebling.

Nach einem Originalgemälde von Diethelm Meyer.

winkte leicht mit der Hand. „Bitte, bleiben Sie ruhig sitzen! ich komme bald wieder! — Dörthe! schäle doch einstweilen weiter.“

Während Johanna in das Haus gegangen ist, setzt sich Dörthe breit auf den niedrigen Schemel, Alfons verliebt angrinsend.

Dieser blätterte in einem kleinen Buche, das er aus der Rocktasche gezogen. Sonderbare Gedanken schleichen durch sein müdes Gehirn: die kleine Müllerin ist offenbar fabelhaft in mich verschossen! sie ist ganz vernarrt in mich! — kein Wunder, das Höhere zieht sie an! — Hm! immerhin dämmern die muntern Augen der kleinen Mühlenfee etwas von einem Waldmärchen! — es kommt die Ahnung eines ländlichen Schäferstündchens à la Jean Paul über mich, wenn ich die schlanke Gestalt über den weichen Erdboden gleiten sehe, als hätte sie Parkett unter ihren niedlichen Füßen! — ich glaube, eine sogenannte kleine romantische Liaison, — ein Sommernachtstraum à la Watteau, — verträumt mit solch einer urfrischen und reizenden Waldnymphe, — natürlich im vollständigen Vergessen aller Standesunterschiede, — ich glaube, es könnte mich sehr unterhalten, wenn dann die kleine Titanin mir zuflüsterte: „Komm, laß uns hier auf Blumenbeeten kosen; beut Holder, mir die zarte Wange dar!“

Der Träumer wirft einen halben Seitenblick auf Dörthe. „Brr!“ macht er: „ein kolossales Ungethüm von Vierschrötigkeit und bäuerischer Stupidität! Darwinabel!“

Dörthe hat indeß sehr wenig Kartoffeln geschält; die wenigen wirft sie so ungeschickt in den Wassertopf, daß die Tropfen hoch an dem gedankenvollen Alfons hinaufspritzen. Jetzt springt die dicke Magd ungestüm auf, und trocknet Alfons den naßgewordenen Rock mit ihrer Küchenschürze eifrig ab.

„Ich hab' Sie wohl ein bißchen naß gemacht!“ grinst die dienstbeflissene Dirne fast zärtlich. „Na, — so geht's ja wieder! hihihi!“

Der junge Mann fährt in die Höhe, als habe ihn eine Schlange gebissen. „Was denkt denn dieses Frauenzimmer? Sieht mich mit Blicken an, wie eine Meerkatze, und näßt mich vollständig ein, nur um Gelegenheit zu finden, mich mit ihren schmutzigen Händen berühren zu können! — Darwinabel!“

In größter Erregung schritt der Beleidigte auf und ab, hin und wieder einen scheuen Blick auf die schreckliche Schöne werfend.

Doch Dörthe setzt sich in größter Gemüthsruhe wieder breit hin; ihre verliebten Blicke sagen: „So'n Liebsten ließ ich mir schon gefallen! da ist der Hans doch gar nichts dagegen.“

In dieses eigentlich etwas komische Intermezzo tritt der Papa Oberhäuser. Zu einem kleinen Ausgange gerüstet, nimmt er die kurze Pfeife aus dem ironisch lächelnden Munde, und nickt Alfons freundlich zu. „Na, junger Herr! amüsirt Ihr Euch gut? — he!“ — er weist bezeichnend auf Dörthe, — „strammes Frauenzimmer! was? gefällt Euch doch!“

Aergerlich schnarrt der junge Mann: „Was glaubt Ihr wohl, Meister!“

Aber Oberhäuser macht schlauen Blickes ein „Bst! — kennt man schon! — Flausen, nur Flausen!“

Alfons schaute den Alten beleidigt an: „Mein Streben geht höher! alles niedrige stößt mich ab!“

„Na na! was ist da groß abzustoßen! — ein bißchen Aufputz, dann ist's ganz gut!“

„Ihr muthet „mir“ so etwas zu, der ich das Bewußtsein in mir trage, auf der Höhe unserer Kultur zu stehen!“

„Nichts für ungut! — wie meint Ihr denn das?“

„Ich glaube wohl, daß Ihr mich hierin schwer verstehen werdet, lieber Meister! — in unserer verfeinerten Welt beruht der Werth des Menschen allein darauf, daß er in seinem ganzen äußeren Auftreten über der gewöhnlichen Menge stehe. Man zählt nicht beim Gros mit, — man ist gleichsam Offizier in der bürgerlichen Gesellschaft!“

„Eh, junger Freund! die Geschichten kenne ich; so etwas passirt auch zuweilen bei uns auf dem Lande, daß einer höher hinauf will, als ihm seine Kraft und sein Geschick erlauben.“

Alfons lächelte überlegen: „Nein, dies meine ich auch nicht! — würdet Ihr denn zum Beispiel keine Sehnsucht empfinden können, Euch gesellschaftlich einen höheren Standpunkt zu erringen; abgesehen davon, ob Euch die gegenwärtige Lage behagt oder nicht.“

„Danke dafür!“ kopfschüttelte Oberhäuser; „weiß schon, Ihr meint den „Windbock“. Hatte früher auch einen solchen, — aber die Wassermüller sehen auf die Windmüller, welche ihre Beschäftigung doch auf einem höheren Standpunkte treiben müssen, stolz herab. — Hahaha! — nun lasset Euch nicht weiter stören! muß noch schnell zum Förster hinüber. Guten Tag einstweilen.“

Der Alte geht noch einmal an die Mühle zurück, und ruft laut hinauf: „Hans!“

Ein dicker Kopf bewegt sich oben langsam aus einer Luke heraus, und grinst: „Meister?“

„Daß Du nichts am Stauwerk treibst, bis der Peter zurückkommt! verstanden?“

Hans nickt, und der Alte geht befriedigt in den grünen Wald hinein.

Während sich da oben der dicke Kopf wieder langsam zurückzieht, schaut der junge Stutzer dem Müller kopfschüttelnd nach: „Die meisten Menschen sind doch jeder höheren Empfindung unzugänglich! — ich glaube, einen ähnlichen Ausspruch auch schon bei unsern sogenannten Klassikern gefunden zu haben!“

Ein lichtes Bild unterbricht seinen ärgerlichen Gedankengang. Johanna kommt aus dem Hause zurück, nickt Alfons lächelnd zu, und wendet sich zur Magd. „Nun, Dörthe! — aber was hast Du hier wieder angerichtet? lauter halbgeschälte Kartoffeln! — es ist wirklich gar nichts mit Dir anzufangen! — geh weg!“

Gleichgiltig macht Dörthe dem jungen Mädchen Platz, und zieht sich langsam in das Haus zurück, Alfons verliebte Blicke zuwerfend.

„An diesem Mädchen ist doch Hopfen und Malz verloren!“ eifert Johanna, und bessert dabei die gemachten Fehler eifrig aus. „Ich sehe ein, wir müssen sie wieder fortschicken, denn sie ist ebenso ungeschickt wie faul! — Sie würden das Mädchen jedenfalls damit entschuldigen wollen, daß sie sich zu Höherem berufen fühle!“

Alfons zuckte verächtlich die Schultern: „Mit solchem Geschöpf fängt bei mir der Mensch nicht an!“

„Hahaha! wo beginnen denn eigentlich Ihre menschlichen Begriffe?“ neckte Johanna.

Alfons stützt sich elegant auf die Lehne des leeren Stuhles. „Die Schönheit ist die Grundlage der Bildung! — Sie, mein Kind, erscheinen mir wie eine verzauberte Prinzessin! ein fabelhaft romantischer Duft umkleidet Ihr ganzes Sein! Alles an Ihnen ist bewunderungswürdig! — Darwinabel!

„Damit weiß ich immer noch nicht, ob ich für Sie schon zu den Menschen zähle.“

„Sie sind eine kleine Göttin! „Und daß die Weisheit nach der Anmuth strebt, hat man auf Erden oft erlebt!“ — Darum, schönste Blume des Waldes! wäre es wohl möglich, daß mein Geist, angeregt durch die Natürlichkeit Ihres urfrischen Wesens, Ihr Herz zu sich hinauf zöge!“

Das urfrische Wesen lachte: „Sie treiben's gar zu lustig! wie wollen Sie mich denn hinauf ziehen?“

Das Phlegma des aufdringlichen Bewunderers bekam ein wenig mehr Feuer. „Glückseliger Pygmalion! es schmilzt, es glüht der Marmor schon!“ — „Sie sprachen vorhin ein köstliches Wort von einem Herzen, das dem meinigen entspräche. Von einem Herzen, welches die rohe, materielle Arbeit dieser Erde verachtet, und nur den höchsten Idealen zustreben will. — Werfen Sie doch nun auch jede sogenannte Beschäftigung von sich, welche nur entstellt.“

„Sie meinen, ich solle meine Arbeit unterbrechen? — Haha! dann hätten wir ja heut nichts zu essen!“

„Warum so prosaisch, meine Liebe? — ich meine nur, daß Sie diesen langweiligen Zeitvertreib den niedriger stehenden überlassen sollen.“

„Wohl der Dörthe? — Die würde sich von Ihren Reden nur angenehm berührt fühlen, denn sie eben ist nicht zur Arbeit geboren. — Ich für meinen Theil denke, daß die Arbeit ebenso wenig entwürdigt, wie das Essen.“

Alfons machte ein schwärmerisches Gesicht: „Verderben wir unsere Stimmung nicht mit der Erinnerung an diese Mißgestalt! — Wie fabelhaft glücklich könnten Sie mich machen, wenn Sie versuchen wollten, an meinem verfeinerten Fühlen und Denken zur möglichsten Höhe hinaufzuklimmen, sich in das luftige Chaos erhabensten Seelenaustausches zu schwingen, wo der gebildete Mensch wie im Traume ein ganzes Götterleben durchkostet!“

Die kleine Müllerin lachte herzlich: „Machen Sie noch ein wenig so weiter! Sie sind auch gar zu drollig!“

„Schönste Tugend einer Seele, reinster Quell der Seligkeit!“ „Wie beglückst Du mich mit diesen Worten! welche Wonne durchströmt mein Herz, wenn ich Ihren lieblichen Blicken begegne, holde Johanna! — o, dürfte ich ewig Ihr Edelknabe sein!“ — Alfons versuchte seinen zärtlichsten Blick: „Neig', schöne Knospe, Dich zu mir, und was ich bitt', das thue mir!“

Johanna mußte jetzt hell auflachen. „Sie sprechen da ganz so, wie in einer Komödie!“

„Was ist denn dabei zu lachen, mein Kind?"

„Ja, Sie müssen wissen, ich war im Winter einmal in der Stadt, in der Komödie; und da kam ein Hanswurst vor, der war gar zu närrisch; ja, auch gar zu närrisch! — ich muß noch immer lachen, wenn ich an ihn denke!"

„Wie hieß denn das Stück, welches da gegeben wurde?

„Das weiß ich nicht mehr; aber an den Hanswurst erinnerte ich mich vorhin so deutlich, als wenn ich ihn wieder vor mir sähe!"

Der sebstbewußte Elegant war doch ein wenig frappirt. „An einen Hanswurst? — Mein Kind, Sie haben eine etwas sonderbare Art der Auffassung; aber dies macht nur der Mangel an Umgang mit gebildeten Geistern. Haben Sie denn nicht eine Ahnung, zu welcher Höhe der Anschauung Sie sich in meiner Gesellschaft erheben können?"

„Nein! aber bei Ihrer Unterhaltung werde ich beinahe so faul, wie die Dörthe! Ich fürchte, das Nichtsthun ist so ansteckend, wie die Dummheit!" — Und bei sich dachte das Mädchen: „Es wird Zeit, daß ich mich von solcher Gesellschaft frei mache." Mit schelmischem Blick wandte sie sich wieder zu Alfons. „Ich möchte Ihnen etwas sagen, Herr — Alfons! — so heißen Sie doch wohl?"

„Wie lieblich klingt mein Name von Deinen Rosenlippen!"

„Also, Herr Alfons! — wissen Sie, — Ihre feine Kleidung hat vielleicht Schuld daran, daß Sie mir fremder vorkommen, als Sie mir in der Wirklichkeit vielleicht sind. Wir Landmädchen sind nun einmal an einfache Trachten gewöhnt. — Sie dürfen es daher gar nicht beleidigend finden, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich mit einem richtigen Burschen viel ungezwungener verkehre!"

„Steht nichts im Weg, uns beide zu beglücken, als diese angenommene Männertracht?" — „Johanna! befehlen Sie, und ich verwandle mich auf der Stelle in jedes Ideal, welches Ihnen vorschwebt."

„Hahaha! sind Sie eifrig!" — Johanna steht auf, und nimmt ihre Geräthschaften zusammen. „Schauen Sie sich zum Beispiel einmal unsern Peter an, — das ist ein Blitzbursch!" — und lachend eilte das muntere Kind in das Haus.

Alfons schaute der schlanken Gestalt verständnißvoll nach, und seine schmalen Lippen hielten einen halblauten Monolog. „Ich Glücklichster der Glücklichen! derweil die Welt sich um sich selbst in Dummheit dreht!" — Es verschafft doch ein ganz eigenartiges Vergnügen, solcher — hm — Landpommeranze die Kur zu schneiden. Das ungewohnt Vornehme genirt die Kleine! wie reizend muß sie sich geben, wenn sie sich erst „ungezwungen" fühlt. — Hm! ich würde also hier einen kolossalen Sieg erringen ohne mein kultivirtes Aeußere! Ihr Fingerzeig war deutlich genug. Wahr, sehr wahr! gegen den Geschmack läßt sich eben nicht aufkommen, am wenigsten bei einem solch reizenden Naturkinde. — Warum auch soll ich mein Landidyll nicht auch noch durch die eigentlich dazu gehörige Tracht — eines Bauernburschen vervollständigen? — woher aber nun einen solchen kompletten Anzug erhalten? — für meine nächste Landreise sorge ich jedenfalls schon im voraus dafür!"

Indem unser junger Mann sich beinahe Mühe giebt, über etwas

wirklich ernstlich nachdenken zu wollen, erscheint in der Mühlenthür ein kompletter Müllerbursche. Es ist der Hans, welcher in seiner mehlbestaubten Jacke, Hose wie Mütze, und den obligaten dickklotzigen Holzpantoffeln den eleganten Stutzer freundlich angrinst.

Alfons Blick streift den weißen Burschen und eine frohe Ahnung blitzt durch sein Hirn: „Lupus in fabula! Der scheint solch ein „Blitzbursch“ zu sein! — der reine Mehlsack! — komm doch etwas näher, mein Sohn!“

Doch der Hans schaut den Sprecher mit offenem Munde sprachlos an.

Mit dem Bewußtsein, daß mitunter der Berg zum Ochsen gehen muß, schreitet Alfons langsam auf den Burschen zu, dieser aber schlürft an der Mühle entlang, als wolle er sich seitwärts in die Gebüsche schlagen.

„Er will nicht sprechen!“ denkt Alfons; „wohl, so folge ich ihm.“ Er geht ihm nach, und dreht ihn um seine halbe Achse, so daß sich die Blicke der beiden kreuzen.

„Ganz gut!“ murmelt Alfons; „etwas sehr staubig! wie heißt Du, mein Sohn?“

Der Junge macht seinen Mund noch weiter auf, und grinst ein breites: „Hans!“

„Hans! hm! — dies war wohl der Name, welchen sie nannte. Ja ja, der Hans ist der Blitzbursch! — Lieber Freund Hans, Du gefällst mir sehr!“

Der Hans guckt sein Gegenüber verwundert an, und kratzt sich hinterm Ohr.

„Höre, Hans! Hast Du noch einen solchen Anzug?“

Hans schüttelt seinen Kopf kräftig.

„Ja!“ parlamentirt Alfons weiter; „es wäre mir sehr angenehm, zu meiner freieren Bewegung auch einen solchen Anzug tragen zu können.“

Hans wundert sich immer mehr.

„Die Macht der Sprache ist nicht seine starke Seite!“ denkt Alfons; „was beginn ich mit ihm? — Hans, kannst Du mir nicht diesen Anzug leihen, den Du an Dir trägst?“

Hans grinst sich jetzt selbst verwundert an.

Der ungestüme Dränger nimmt ein größeres Geldstück heraus und reicht es dem weißen Burschen. „Sieh, mein Sohn! ich will Dir auch Deine Gefälligkeit fürstlich bezahlen!“

Hans steckt das Geldstück schmunzelnd in seine Hosentasche.

„Nun?“

Hans kratzt sich hinterm Ohr.

„Macht es Dir sonst noch Schwierigkeiten?“

Hans zieht die Augenbrauen etwas hoch.

„War es noch nicht genug?“ — Alfons holt ein zweites Geldstück hervor, ist aber so vorsichtig, es nur in seinem vollen Glanze dem Burschen zu zeigen.

Hans schielt nach dem Geldstück, und seinen breiten Lippen entfahren die inhaltsschweren Worte: „Wenn nur der Peter nicht käme!“

„Peter?“ stutzt Alfons; — „sagte sie nicht Peter? oder doch Hans?

— wer weiß das! Der Teufel kann sich diese „Burschennamen“ merken! — Also Hans! nun vorwärts! willst Du oder nicht?“

Und der Hans nickt auch endlich seine Zustimmung, das Geldstück mit aufmerksamen Blicken liebkosend, und geht dann voran in die Mühle.

Glücklich folgt Alfons seinem „Blitzburschen!“

„Seh' mal einer an!“ tönt da plötzlich am Rande des leer gewordenen Platzes eine Stimme. „Nun kriecht der glattgeleckte Stadtjunker schon in der Mühle herum!“ Der so ruft, ist der Mühlenknappe Peter, welcher aus dem Walde her der Mühle zuschreitet. In seiner Hand trägt er einen mächtigen Rosenstrauch.

Wo die Rosen blühen, da blühet auch die Liebe!

„Nimm Dich in acht, daß ich Dich nicht zwischen die Steine bekomme!“ murmelt er dann, die Mühle im Auge behaltend. Doch sein Blick blieb an einem Fenster haften, wo ein wohlbekannter Mädchenkopf auftaucht und dem Kommenden freundlich entgegen nickt.

Peter schaut sich nach allen Seiten um, und eilt dann zum Fenster, seinen Rosenstrauß hinein haltend.

Wo die Rosen blühen, da blühet auch die Liebe!

„Vater ist auf einen Augenblick weggegangen!“ Damit nimmt Johanna den Strauß. „Du bist ein Bösewicht; dies sind ja Rosen von der gefährlichen Stelle da unten am Bach, wo —“

„Wo wir neulich im Kahn beim Abenddunkeln waren, und —“

„Und wo man die Blumen vom Ufer aus nur mit Lebensgefahr pflücken kann! Böser Peter!“

„Und wo wir beide ganz still im Kahne saßen, und Du mir zum ersten Mal sagtest, daß Du mein lieber Schatz sein willst! weißt Du das, liebes — Hannchen?“

„Du böser — Peter!“

„Liebes — Hannchen!“

„Böser —“

Der böse Peter faßte plötzlich das verlockend schmollende Köpfchen, und drückte ebenso schnell einen herzhaften Kuß auf die frischen Lippen. „Ist dafür der Strauß nicht billig?“

„Du!“ drohte das Mädchen; „Einen allenfalls —“

„Noch dazu!“ jubelte Peter, und nahm sich einen zweiten Kuß.

Wo die Rosen blühen, da blühet auch die Liebe!

„Mehr bezahle ich aber nicht!“ wehrte jetzt Johanna. „Laß uns etwas vorsichtig sein, denn wenn der junge Herr sieht —“

„Der Stadtjunker! der ist soeben mit Hans in die Mühle gekrochen!“

„Mit Hans? — Peter: das wird noch ganz kurios! hahaha!“

„Was meinst Du, liebes Hannchen?“

Johanna legte einen Finger an den Kirschenmund: „Ich — habe ihm gesagt, daß ihn die — Tracht eines — Bauernburschen — sehr schön kleiden würde.“

„Eines Bauernburschen? warum denn?“

„Das ist ja Nebensache, lieber Peter! — hahaha! — wenn er so was thäte!“

„Na!“ drohte Peter; „bei solchem Spaß mag er sich gratuliren, wenn ich ihn für den Hans nehme!“

„Mache keinen Unsinn, lieber Peter! — er ist doch unser Gast, den der Vater aus Gefälligkeit gegen einen alten Freund hier aufgenommen hat.“

Peter nickte und zog den kleinen Kopf noch einmal an sich heran, um ihm etwas ins Ohr zu flüstern.

„Aber Peter! lieber Peter! das geht doch nicht!“

„Laß mich nur machen, oder siehst Du es nicht gern? — Freilich, ein so zarter netter Zierjunker!“

„Dummer Peter! — soll ich gegen den Gast meines Vaters nicht freundlich sein? auch wenn ich ihn innerlich auslachen muß? — wie lange wird er denn überhaupt noch hier bleiben?“

„Wir wollen ihm den Aufenthalt etwas verleiden!“

„Aber, lieber Peter!“ — Johanna streichelt lächelnd die braunen Wangen ihres Blitzburschen; — „mach' es nur nicht zu schlimm!“

„Daß er nicht viel Courage hat, glaube ich gern! — horch, da klappert's schon die Steige herunter! Ich gehe um die Mühle herum.“ — Peter drückt dem Mädchen noch einmal die Hände, und eilt hinter die Mühle.

Während sich auch Johanna zurückzieht, tritt eine wunderbare Gestalt aus der Mühlenthür.

In Hansens Tracht, die Zipfelmütze auf dem Spiegelscheitel, und mit den schweren Holzpantoffeln, schreitet Herr Alfons wie auf Stelzen einher, und bleibt dann, sich von oben bis unten nochmals musternd, etwas erschöpft stehen.

„Mirza Schaffy! nun werde vernünftig!“ ruft er schnarrend vor sich hin, die Balance zu behaupten suchend.

„Diese fabelhaften Klötze!“ muß er weiter denken, „Sind eigentlich der unbequemste Luxus eines Naturburschen! — Kolossale Kothurne unter einer pyramidalen Verkleidung! — Warum man in dieser Ausstaffirung ein Blitzbursch sein soll, ist mir nicht recht klar; ich selbst komme mir darin fabelhaft hölzern vor. — Bah! es kommt beinahe wie eine Ahnung über mich, als ob ich mit meiner Umkleidung nicht sehr gewonnen hätte; — indeß, es ist vielleicht das Eigenthümliche der Neuheit, welches mein Urtheil trübt.“

Alfons war dabei einige Schritte nach vorwärts gestiegen, und konnte bei seinen mühsamen Gehbewegungen nicht wahrnehmen, wie die dicke Dörthe hinter ihm leise herumschlich, und ihm plötzlich beide Hände über die Augen legte.

„Hanse! wer ist das?“ koste die spaßhafte Dirne.

Als wäre ihm ein Frosch in das Gesicht gesprungen, so elektrisirt fährt Alfons mit seinen Händen nach der derben Augenbinde, und versucht sie abzustreifen. Doch ohne Erfolg, denn Dörthe hält sehr fest.

„Was sind dies für entsetzliche Fäuste?“ keucht Alfons; „Ungethüm, laß los! ich bin nicht Dein Hans.“

Doch Dörthe schmunzelte nun erst recht hinter ihm: „Hanse! lieber Hanse! rathe doch!“

Alfons verliert bei dem vergeblichen Kampf seine Kothurne. „Fabelhafte Frechheit! Kolossal! Darwinabel!“

Endlich gelingt es ihm, sich loszureißen, und zornfunkelnd schaut er die Dörthe an: „Ungeheuer!“

In diesem Augenblick tritt Johanna aus der Hausthür, und lachend schlägt sie die Hände zusammen: „Hans!?“

Dörthe schaut natürlich verwundert von Alfons auf Johanna und wieder zurück.

„Du kannst hineingehen!“ sagt Johanna, und kopfschüttelnd geht Dörthe langsam ab.

„Ei, ei, mein Herr Hans!“ spottet der kleine Mund, im Wiederschein einer vom Brusttuch grüßenden Rose leuchtend; „auf solcher Fährte muß ich Sie ertappen! wollen Sie etwa die Dörthe in das luftige Chaos erhabensten Seelenaustausches hinauf ziehen? Doch ich habe es wohl gemerkt, daß zwischen Ihnen beiden eine gewisse Anziehungskraft besteht. Haha!“

Alfons hatte indessen seine Pantoffeln gesucht, und mit vieler Mühe wieder bestiegen. „Mein liebes Kind! fast bereue ich schon, mich in solch' gefährliche Maske gesteckt zu haben! — Darwinabel!“

„Was meinen Sie denn immer mit dem letzten Wort?“

Hans-Alfons warf sich sehr wichtig zurück: „Dies ist ein von mir erfundenes Wort! — ich bin nämlich ein kolossaler — Anhänger des berühmten Darwin, denn es interessirt sich die ganze gebildete Welt für diesen großen Engländer.“

„Darwin?“ machte Johanna gedehnt; „mir ist, als hätte ich von dem schon etwas gehört. Oder ich habe wohl in den Büchern davon gelesen, welche Vater neulich auf der Auktion gekauft hat. Hatte dieser — Darwin nicht ein — Affentheater?“

„Nein, mein Kind! — er hat nur den Affen im Menschen entdeckt.“

„Na ja! ich wußte doch, daß er auch viel mit Affen zu thun hatte! aber erzählen Sie mir doch davon; ich lasse mir so etwas lieber vortragen, als daß ich es lese.“

„Bedaure sehr! — als gebildeter Mensch kennt man jede hervorragende Größe, ohne ihre Werke gelesen zu haben!“

„So so!“ nickte Johanna; „Doch wie reizend Sie aussehen! — ganz darwinabel! — wollen wir nicht etwas auf und ab gehen? dies wird Sie an Ihren neuen Menschen schneller gewöhnen!“

Alfons folgte dem voranschreitenden Mädchen unbeholfen: „Augenblicklich macht mir — das Promeniren — kein — großes — Vergnügen!“ Er verliert einen Pantoffel und sucht ihn schnell wieder anzustecken. „Es mag ja ein gewisser — Reiz in der Ungebundenheit dieser — Tracht liegen, wenn man an diese gewöhnt ist; ich — für meinen Theil — fürchte, daß die Schönheit des ästhetischen Geschmacks in dieser Hülle sehr verliert.“

„Aber an Natürlichkeit haben Sie dabei „kolossal“ gewonnen!“

„Meinen Sie? — natürlich? Sie entzücken mich mit diesem Geständniß! Wie lange glauben Sie wohl, daß es dauern würde, um diese Holzschuhe wie Ballschuhe gebrauchen zu können.“

„Bei Ihrem Streben nach allem Höheren dürfte Ihnen diese Fußbekleidung sehr entgegenkommen! Sie sind wirklich ein gutes Stück dadurch größer geworden!“

„Sie verstehen mich noch nicht ganz richtig, holde Johanna! —

ich meine nicht die rohe Wirklichkeit, sondern das geistige Leben einer feingebildeten Seele. Jede Erhöhung derselben von der langweiligen Erde ist ein freies Schweben in dem Meere göttlicher Empfindungen, gleichsam zwischen Himmel und Erde!"

„Ach, das möchten Sie gern? — ja, das kann man hier auch haben!"

„Und nur durch Sie selbst, Theuerste! — dürfte es mir doch vergönnt sein, Sie in diese Höhe mit hinauf zu nehmen!"

„Nein nein, Herr Alfons! — ich bleibe lieber auf unserm sichern Erdboden!"

„Aber, Herzchen!" Alfons verlor in seinem Eifer wieder einen Pantoffel; „in Wirklichkeit wollen wir ja bleiben, wo wir sind; — nur in der Empfindung unseres Denkens, in der Glückseligkeit unsers erleuchteten Geistes können wir uns zu der Wonne" — er verliert wieder einen Pantoffel — „erhoben fühlen, welche zwei gleichdenkende Seelen zu einer verschmelzen läßt, und wie die sogenannten Philosophen sagen: zwei Herzen zu einem Gedanken vereinigt. — Darwinabel!"

Die beiden stehen jetzt dicht an der Mühle, an der Stelle, wo aus einer oberen Luke der Aufzugsstrick für die Getreidesäcke herabhängt; zwei solcher Säcke liegen auf dem Erdboden; der eine ist bereits am Aufzugsstricke befestigt.

„Sie werden in Ihren Bewegungen immer kühner!" sagte Johanna und setzt sich auf den einen Sack. „Wollen Sie sich nicht ein wenig ausruhen? sehen Sie, für Ihre sonstige Kleidung hätte ich Ihnen keinen Sitz anbieten können, aber für Ihre gegenwärtige Tracht paßt solcher Sitz ausgezeichnet."

„Sie entzücken mich kolossal, meine Holde! — wenn Sie wüßten, wie glücklich mich dieser vertrauliche Verkehr macht." Er setzt sich auf den zweiten Sack, welcher am Aufzugsstrick befestigt ist.

„Nun, glauben Sie denn wirklich nicht, daß ich Sie endlich richtig verstehen lernen würde?" fragte die Holde mit schelmischem Blick.

Alfons wurde feuriger. „Anbetungswürdiges Mädchen, ich fühle das Kommen einer überirdischen Erhabenheit! Dem Verstehen folgt die —"

„Sie haben es sehr eilig!"

„Ja, liebstes Kind! ich kann meine hochfliegenden Gedanken nicht länger in mir zurückhalten! — Herz, mein Herz! sagen Sie nur ein süßes Wort, und —"

„Und?" — Johanna klatschte laut mit den losen Händchen.

Alfons breitete die Arme aus. „Und mir steht der Himmel offen!"

Im gleichen Augenblick wird der Aufzugsstrick von oben straff gezogen; der Sack, worauf Alfons sitzt, fängt an, sich langsam zu bewegen; dieser greift mit beiden Händen nach dem straffen Strick vor sich, und reitet auf dem Sack in die Höhe.

„Himmel! was ist das!" ruft der unfreiwillige Luftritter, seine Pantoffeln verlierend.

Johanna springt von ihrem Sitz auf: „Aber, Herr Alfons! wohin fahren Sie denn?"

In der Mitte zwischen Luke und Erdboden hielt der Sack an, und Peter schreit von oben: „Hans! bist Du hoch genug?"

Den Reiter ergreift höllische Angst. „Hilfe! — ich falle! — fabelhafter Spaß! — laßt mich herunter! — mir wird schwindlig!"

„So leicht!" muß die muthwillige Johanna lachen.

Und Peter hohnlacht von oben: „Warte, Hans! ich werde Deinen Schwindel austreiben! soll ich Dich noch höher zu mir herauf ziehen?"

Dörthe kommt aus dem Hause, und schlägt ihre wuchtigen Hände über dem breiten Kopf zusammen: „Ach Hanse! treiben sie schon wieder ihren Spaß mit Dir?"

„Ich falle!" brüllt der Pseudo-Hans; „laßt mich herunter! — ich falle! Darwinabel!"

Peter zieht oben an dem Strick hin und her, so daß der Sack anmuthig schaukelt. „Dummer Hans! bleib doch noch ein bißchen in der Höhe!"

„Hilfe!" jammerte der Reiter; „ich falle herunter! — der Strick reißt — ach!"

Mitten in diesen Skandal tritt der zurückkehrende Papa Oberhäuser. „Na! was habt Ihr denn wieder mit dem Hans vor? Laßt doch den armen Kerl herunter!"

Alfons schaut sich nach der rettenden Stimme um. „Hilfe, liebster Freund Oberhäuser! ich bin ja gar nicht der Hans!"

Peter schüttelt ernsthaft den Strick. „Was, Du willst nicht unser Hans sein?"

„Das ist ja noch toller!" ruft Oberhäuser; „Peter, drehe die Winde zurück!"

„Adje, Hans!" ruft der Peter hinunter, und verschwindet in der Luke. Langsam schwebt der Sack mit seinem zitternden Aufsatz herab, und bebend erhebt sich letzterer von dem doch so weichen Sitz. „Noch lebe ich! — Darwinabel!"

„Ihr seid es wirklich, junger Freund?" lächelt Oberhäuser bei dem Anblick des Verkleideten.

Doch der junge Freund ist wüthend. „Laßt Euren Freund sein, wer da will! mich da hinauf zu ziehen!" Er wirft einen schnellen Seitenblick auf Johanna; „fabelhafte Unverschämtheit!"

Oberhäuser schüttelt den Kopf: „Welcher Schabernak hat Euch denn in Hansens Habit gesteckt? Dem allerdings passirt alle paar Tage einmal ein ähnlicher Spaß. — Eine gefährlichere Verkleidung konntet Ihr Euch gar nicht aussuchen!"

„Solche Späße kennt die gebildete Welt nicht!" schnarrte Alfons mit einem längeren Seitenblick auf Johanna; „ich bedauere, Belehrungen an solche Menschen verschwendet zu haben."

Der alte Müller nickte launig: „Na, na, junger Freund! Ihr strebtet ja immer nach der Höhe, und nun seid Ihr von den paar Fuß näher zum Himmel schon ärgerlich geworden!"

„Genug! wieder ist mein Leben um eine kolossale Erfahrung reicher geworden!" schnarrte Alfons, und in seinen keimenden Bart murmelte er: „Unergründlich ist der Weiber Tücke, und diese hier liebt nur den Müllerknecht!" — Erregt auf und ab laufend, schrie er Oberhäuser an: „Lassen Sie sofort einen Wagen zurecht machen! noch in dieser Stunde verlasse ich Ihr Haus! — Meine Kleider! — Hans! wo sind meine Kleider?"

Dörthe grinst Alfons verständnißvoll an, und trabt mit weiten Schritten in die Mühle.

„Wie soll ich mir das erklären?“ fragte Oberhäuser seine Tochter. „Hast Du Wildfang wieder Deine Hand dabei im Spiele gehabt?“

Johanna fiel ihrem Vater um den Hals: „Väterchen, er trieb es gar zu bunt!“

„Peter!“ rief der Alte zur Luke hinauf; „ist der Strick dazu da, um gebildete Menschen aufzuziehen?“

Peter steckte wieder seinen Kopf aus der Luke: „Es war ja nur der Hans auf dem Sack!“

Außer Athem kommt jetzt Dörthe aus der Mühle zurück, die Kleider Alfons über den Armen tragend. „Junger Herr!“ grinst sie diesem vertraulich zu: „ich bleibe auch nicht mehr hier!“

Erbleichend tritt Alfons vor diesem unverblümten Angebot zurück, und seine bebenden Lippen schnarren: „Darwinabel!“

Guter Rath.

Wenn Dich die Menschen nicht verstehen,
Mußt Deine eig'nen Wege gehen,
Und mußt aus Deines Herzens Falten
Dir Deine eig'ne Welt gestalten.

Und wenn sie höhnend Dich verlachen,
So mußt Du wie der Mond es machen:
Er achtet nicht der Hunde Bellen,
Will er die dunkle Nacht erhellen!

Rich. Jul. George.

Nippsachen.

Sänger- und Sängerinnen-Honorare. Während der drei Jahre (1734 bis 1736), welche Farinelli in London zubrachte, hatte er jährlich eine Einnahme von 100,000 Mark. Sein großer Rival Caffarelli erhielt im Jahre 1740 in Venedig das höchste Honorar, das jemals vorher einem Sänger gezahlt worden war: für eine Saison von drei Monaten 7700 Mark und ein Benefiz von 6700 Mark. Er hinterließ bei seinem Tode ein enormes Vermögen. 2000 Mark, eine unerhörte Summe für jene Zeit, erhielt im Jahre 1775 die Agujari jeden Abend für zwei Lieder, die sie während ihres Engagements bei den Pantheon-Konzerten in London sang. Als die Catalani 1806 zum ersten Male nach London kam, verlangte sie für das Singen in des Königs Theater am Haymarket während der Periode vom 13. September 1806 bis August 1807, 40,000 Mark, ferner 2000 Mark als Entschädigung der Reisekosten bis London und ein kostenfreies Benefiz. Aber sie erhielt viel mehr als das Geforderte. Vom Theater hatte sie am Ende dieses Engagements eine Einnahme von 100,000 Mark und ihre Gesammteinkünfte, einschließlich Konzerte, Gastrollen in der Provinz, belief sich auf 334,000 Mark. Im Jahre 1827 erhielt die Pasta für das Singen während der Londoner Saison 47,100 Mark, 20,000 Mark mehr, als sie vor drei Jahren empfangen hatte. Lablache bekam 1828 für vier Monate Singen 32,000 Mark außerdem ein kostenfreies Benefiz. Als 1833 die Malibran an der Oper des Drury Lane-Theaters sang, war ihr Honorar für 40 Vorstellungen

64,000 Mark, ferner zwei Benefize, welche ihr 40,000 Mark einbrachten; für 24-maliges Singen im Mai und Juni 1835 an der Londoner Oper erhielt sie 55,500 Mark. Der Alboni wurde das Honorar auffallend schnell erhöht: als sie 1847 nach London kam, wurde sie am Kovent-Garden-Theater für die Saison für 10,000 Mark engagirt, schon am nächsten Tage nach ihrem ersten Auftreten erhöhte der Direktor ihre Gage auf 40,000 Mark. Die Sonntag nahm in sechs Monaten im Jahre 1849 am Theater der Königin 120,000 Mark Singhonorar ein. Rubini war ein Spargenie und hinterließ das größte Vermögen, daß jemals von einem seiner Kunstgenossen angehäuft worden war. Bei seinem ersten Konzerte in Petersburg hatte er 40,000 Mark Reineinnahme und wurde obendrein zum Oberst und „Sing-Direktor" des Russischen Reichs ernannt. Enorme Summen nahm auch die Mara ein, aber sie verschwendete dieselben, verarmte fast und mußte im hohen Alter sich vom Unterrichtgeben ernähren.

Paul Siraudin, Zuckerbäcker und Komödienschreiber, der im Jahre 1883 als zweiundsiebzigjähriger Greis starb, war einer der Verfasser des Textes zu der „Tochter der Madame Angot". Im ganzen hat er einige achtzig Stücke und Operntexte geschrieben, war einer der größten Witzbolde und Spaßvögel von Paris und ist namentlich berühmt durch den Streich, den er dem alten Roqueplan, dem Intendanten des Théâtre des Variétés spielte. Roqueplan schloß sich von allen mit Gesuchen kommenden Dichtern ab und ließ sich nur mit solchen in Unterhandlungen ein, die mit Schläue alle Hindernisse zu überwinden verstanden. „Schon das ist mir ein Zeichen für eines Mannes Brauchbarkeit, wenn er es versteht, bis zu mir zu bringen", pflegte er zu sagen. Siraudin, den der Portier schon ein Dutzend Male barsch abgewiesen hatte, sah in einer Nacht Maurer bei der Arbeit und eine Leiter, die bis zu Roqueplans Fenster emporreichte. Er wechselte mit einem Arbeiter schnell die Kleidung, nahm einen Maurerkübel auf die Schultern und stand gleich darauf vor dem unzugänglichen Intendanten, mit einem Manuskripte in der Hand. Roqueplan war gezwungen, ihn anzuhören, stellte jedoch die Bedingung: „Sie müssen sich auf die Leiter stellen und dort lesen." Siraudin that dies und schon bei der dritten Scene rief Roqueplan ein Genug! Kommen Sie herein und lassen Sie uns den Kontrakt abschließen." Dieses Stück war die prächtige Posse „La Vendetta".

Der sagenumwobene Lotus und das poetische Lotusessen ist durch eine neuerliche Dienstreise des brittischen General-Konsuls R. L. Playfair (Algier) im Lande Tunis seines Nimbus entkleidet worden. Die Insel Djerba ist das durch Homer verewigte Land der Lotusesser oder Lotophagen. (Odyssee, 9. Gesang Nr. 92 ff.):

> Doch von den Lotophagen geschah nichts Leides den Männern
> Unserer Schaar; sie reichten das Lotos ihnen zu kosten.
> Wer das Lotos-Gewächs nun kostete, süßer denn Honig,
> Nicht an Verkündigung weiter gedachte der, noch an Zurückkunft;
> Sondern sie trachteten dort in der Lotophagen Gesellschaft
> Lotospflücker zu bleiben und abzusagen der Heimat.

Seitdem schwärmt jeder für die Lektüre des Homer reife Gymnasiast für den Lotus, und auch die Botaniker bestrebten sich, die Stammpflanze des Lotus zu bestimmen. Plinius, Theophrastus und Polybius gaben einer Art des duftenden Melilotus (messanensis), dann der ägyptischen Lotuspflanze (Nymphaea lotus) und dem europäischen Nesselbaum (Celtis Australis) die Ehre, die verlockende Frucht zu bieten. Lange Zeit dann stimmten die Gelehrten darin überein, daß die italienische Brustbeere oder Jujube (Zizyphus napean Linnés Rhamnus lota) die echte Lotuspflanze sei; so Mungo Park, Desfontaine und Shaw, weil arabische Schriftsteller diese ihnen als sidr oder sidar bekannte Pflanze als „Lotus" beschreiben, dessen Früchte sie nabk oder nibuk nennen. Playfair wirft alle diese Theorien über den Haufen: In der Nähe von Algier ist eine wilde Art Jujube allerdings sehr häufig zu finden, aber auf Djerba gar nicht vorhanden, und der vormals in Algier lebende Shaw hat diese Insel nie besucht. Die Frucht dieses wilden Strauchs ist weder für Mensch noch Thier genießbar, und die Frucht der kultivirten Pflanze schmeckt zwar etwas besser,

jedoch nicht so köstlich, daß sie ewigen Ruhm verdiene. Man hat nach dem Homerischen Lotus nicht weit zu suchen, denn Djerba ist davon erfüllt, und eine größere Wohlthat hätte die Vorsehung dem Menschen nicht erweisen können. Der honigsüße Lotus der Alten ist die Dattel des jetzigen Arabers!

Waren nun die Gefährten des Odysseus von dieser allerdings ganz vorzüglichen Frucht so hingerissen, so muß sie sich im Laufe der Jahrtausende entweder recht verschlechtert haben, oder unser verwöhnter Geschmack vermag sie nicht mehr nach Verdienst zu würdigen.

Strenge und anhaltende Winter. Ein Pariser Meteorologe hat herausgefunden, daß die strengsten und längsten Winter in die Jahre gefallen sind, welche mit 9 schließen. Im Jahre 859 war der nördliche Theil des Adriatischen Meeres zugefroren. Im Jahre 1179 blieb der Schnee in der gemäßigten Zone Monate hindurch fußhoch liegen. Im Jahre 1209 fehlte es infolge von Schnee und Kälte in Frankreich derart an Futter, daß ein großer Theil des Reichs verhungerte. Im Jahre 1269 war die Ostsee zwischen Dänemark, Norwegen und Schweden monatelang gefroren, so daß die Verbindung nur durch Schlitten aufrecht erhalten werden konnte. Im Jahre 1339 war der Winter in England so streng, daß viele Leute Hungers starben. Im Jahre 1409 war die Donau von ihrer Quelle an bis zu ihrer Mündung in das Schwarze Meer zugefroren. Im Jahre 1469 erfroren in Frankreich alle Weinstöcke. Im Jahre 1609 herrschte in Frankreich, der Schweiz und Oberitalien eine so starke Kälte, daß man das Brod erst aufthauen mußte. Im Jahre 1639 war der Hafen von Marseille bis weit ins Meer zugefroren. Im Jahre 1659 waren alle Flüsse Italiens zugefroren. Im Jahre 1699 war mit der strengste und anhaltendste Winter in Frankreich. Die Preise der Lebensmittel stiegen so hoch, daß an verschiedenen Orten Hungersnoth eintrat. Im Jahre 1709 herrschte ebenfalls in Frankreich ein historisch gewordener Winter. Die Erde war fußtief und die Meere im Norden wie im Süden meilenweit von der Küste aus gefroren. Tausende von Jagdthieren flüchteten aus Hunger in die Dörfer und die Vögel fielen todt zur Erde. In den Jahren 1729, 1749 und 1769 waren alle Flüsse und Ströme Frankreichs wochenlang zugefroren und der größte Theil aller Fruchtbäume erstarrte vor Kälte. Im Jahre 1789 suchte ebenfalls Frankreich ein harter Winter heim; in Paris stieg die Kälte auf 18 Grad. Den schrecklichsten und längsten Winter erlebte jedoch Frankreich im Jahre 1829. Der Schnee lag 54 Tage fußhoch auf den meisten Landstraßen von Frankreich; die Hungersnoth und das Elend wird noch von vielen Lebenden, welche diesen Winter durchgemacht haben, als jammer- und verzweiflungsvoll geschildert. Das Jahr 1839 brachte einen strengen und andauernden Winter. Auch das Jahr 1879 hatte einen harten Winter, wenn er auch seine Vorläufer bei weitem nicht erreichte. In wie fern nun die Zahl 9 für den größten Theil Europas in dieser Beziehung so verhängnißvoll geworden ist, mögen die „Wetterpropheten" von Fach naturwissenschaftlich erklären.

Salon-Büchertisch.

Die Versuchung des heiligen Antonius. Von Oskar Linke. Minden, J. C. C. Bruns Verlag. 1885.

Die Legende von der Versuchung des heiligen Antonius von Theben durch viele die verlockendsten und entsetzlichsten Gestalten annehmende Teufel ist vielfach von Malern behandelt worden, doch außer von G. Flaubert, dem Verfasser der „Madame Bovari" von den Dichtern merkwürdiger Weise noch ganz unbeachtet geblieben. Oskar Linke hat diesen interessanten Stoff in vorliegendem Buch zum Vorwurf einer umfangreichen Dichtung benutzt und hierbei von den schreckhaften Erscheinungen absehend, die Versuchungen, die dem frommen Büßer und Einsiedler arg zusetzen, in die allerreizendsten und verführerischsten Gestalten zu kleiden gewußt. Mit einem unerhörten Aufwand von Verführungskünsten treten außer anderen Schönheiten des Alterthums, die schöne Sparter-Königin Helena, die Königin von Saba, Kleopatra und Herodias an den Heiligen heran. Großartig ist das 9. Kapitel „Kosmos" und

das 11. Kapitel „Jesus von Nazareth". Das 298 Seiten umfassende Buch ist nach des Verfassers eigenen Worten „in einer Tonart mit wenigen abweichenden Modulationen" geschrieben, die aber bei dem farbenglühenden, mitunter in Heinescher Manier sinnlich-derben und sarkastischen Inhalt durchaus nicht dazu gelangt, monoton zu wirken. Das Einleitungsgedicht an die Madonna ist von großer poetischer Schönheit. Eine Apotheose Beethovens bildet den Schluß. Der fromme Büßer, der allen Versuchungen widerstanden hat, steigt im Traum gen Himmel und wohnt dort einer vor der heiligen Dreieinigkeit und den himmlischen Heerschaaren stattfindenden Aufführung der neunten Symphonie bei, bei welcher der Maestro selbst als Engelsköpfchen dirigirt. Ein eigenthümliches Buch! Nicht nach jedermanns Geschmack, aber von ungewöhnlichem prickelndem Reiz.

Die Sprachreinigung und ihre Gegner. Eine Erwiderung auf die Angriffe von Gildemeister, Grimm, Rümelin und Delbrück. Festschrift zur Begrüßung der 1. Hauptversammlung des allgemeinen deutschen Sprachvereins in Dresden am 8. und 9. Oktober 1887 von Hermann Dunger. Dresden 1887. Druck und Verlag der Albanusschen Druckerei, Christian Teich.

Jeder, der diese Schrift gelesen, müßte eigentlich, auch wenn er der verstockteste Paulus der Sprachreinigung sein sollte, sich zu einem Saulus der Sprachreinigung bekehren und fortan, wenn er auch nur gewohnheitsmäßig und absichtslos sich noch fernerhin eines der vielen eingeschmuggelten Fremdwörter bediente, angesichts des warmen Wortreichthums unserer schönen Muttersprache erröthen. Der allgemeine deutsche Sprachverein, welcher sich die Aufgabe gestellt hat, dahin zu wirken, daß die Sprache mündlich und schriftlich von den zahlreichen, meist französischen, doch auch lateinischen und anderssprachlichen Eindringlingen gesäubert werde, hat viele Gegner und unter denselben obengenannte vier namhafte deutsche Gelehrte, welche gegen den Verein selbst oder seine Zwecke schriftlich zu Felde gezogen sind und denen diese Schrift zur Erwiderung dient und zwar in scharfer, schneidiger Weise, jede gegnerische Behauptung Zug für Zug widerlegend und auch den, dem Zwecke des Vereins bisher feindlich oder gleichgiltig Gegenüberstehenden für denselben gewinnend. Da vieles im öffentlichen Leben in Sachen der Verdeutschung fremdsprachlicher Bezeichnungen schon geschehen ist, so wird wohl auch noch mehr geschehen, und in hundert Jahren vielleicht, werden sich spätere Geschlechter so über unsere jetzige Benutzung fremder Wörter wundern, wie wir uns wundern, wenn wir lesen, wie vor 200 und noch 100 Jahren die französische Sprache in Deutschland die Oberhand hatte und unsere Muttersprache geradezu verachtet wurde, ja, daß die Großen, Fürsten und Könige in Deutschland, die vortrefflich französisch verstanden, nicht einmal richtig deutsch sprechen und schreiben konnten und deutsche Schriftsteller ihre Bücher französisch schreiben mußten, um deutsche Leser für dieselben in Deutschland finden zu können. Vielfach wird angenommen, daß der deutsche Sprachverein alle fremdsprachlichen Bezeichnungen mit Stumpf und Stil ausrotten und durch deutsche Worte ersetzen will. Dies ist keineswegs der Fall, denn solche fremdsprachliche Ausdrücke, für welche sich eben ein den Sinn derselben völlig deckendes deutsches Wort nicht auffinden läßt, sollen an ihrem alten Platze belassen werden. Diese Schrift ist jedenfalls beherzigens- und jedem guten Deutschen zur Lektüre empfehlenswerth.

Bildertisch.

Was sich liebt, das neckt sich.

Der Liese ist das leid'ge Necken
Nun 'mal verhaßt aus Herzensgrund,
Und g'rade jenem Hans, dem kecken,
Verschlöss' am liebsten sie den Mund!
Schaut er nicht dort des Nachbars Trine
Schon wieder an mit arger List?
Ja, sie erräth's aus beider Miene,
Daß heimlich 'was im Werke ist!
Am Ende hat die Muhme recht:
„Es sind die Menschen alle schlecht!"

Nun soll sie gar für ihre Kühe
Noch Futter holen aus dem Kahn,
Und was doch sonst geringe Mühe,
Das kommt ihr heut' so sauer an!
Was hilft's! des rothen Röckchens Falten
Zieht bitterbös' sie um sich her
Und mit der blauen Flut, der kalten,
Mischt sich ein Thränlein sorgenschwer;
Bald fordern mehr und mehr ihr Recht:
„Ach Gott, was sind die Menschen schlecht!"

Warum nur lacht der Hans verstohlen
Und leiht die Freundin ihm das Ohr?
Ach ja, er zeigt es unverhohlen,
Wen er zur Liebsten sich erkor!
Die Trine nickt und kichert wieder
— Das thut sie zwar den ganzen Tag —
Doch Liesel wird's so eng ums Mieder
Daß kaum sie vorwärts schreiten mag;
Könnt jetzt sie sterben — ihr wär's recht,
Es sind die Menschen gar zu schlecht!

Nun kommt sie langsam heimgegangen,
So zornig stumm, so bang verzagt —
Da fühlt sie plötzlich sich umfangen
Vom Hans und seine Stimme fragt:
„Ei, Mädel! kannst denn wirklich klagen?
Was nicht Verblendung alles thut!
Man darf doch wohl der Trine sagen,
Wie man dem Liesel gar so gut!"
„Was nur ihr Muhmen immer sprecht,
Der Hans ist doch gewiß nicht schlecht."

T. R.

Rettungsboot. Rettungsstationen, um Schiffbrüchigen Hilfe zu bringen, sind jetzt an allen europäischen Küsten zu finden. Die bei den Stationen befindlichen Boote sind besonders zweckmäßig gebaute Schiffe, welche leicht durch die Wellen gerudert werden können, aber auch gut unter Segel gehen. Im Vordertheil des Bootes sind Kasten mit Luft gefüllt, und der Ballast ist so tief als möglich am Kiel angebracht. Dank dieser Einrichtung geht das Boot, auch wenn es voll Menschen ist, nicht so tief im Wasser, um das Rudern zu erschweren, und wenn es sich einmal auf die Seite legt, richtet es sich von selbst wieder auf. Die Boote sind sehr solid von kannelirten Eisenplatten gebaut, aber dennoch leicht und transportabel. Der Boden des Bootes, etwa ein Drittel der Tiefe, bildet einen mit Luft gefüllten Kasten, durch welchen vertikale Röhren gehen, mit Ventilen versehen, die unten und nicht oben sich öffnen, so daß die auf das Verdeck spritzenden Wellen schnell abfließen. Am meisten bedient man sich der Boote mit 10 Rudern, aber auch solche mit 8 Rudern, wie unsere Zeichnung ein solches zeigt, werden viel gebraucht. Die Länge eines Bootes ist gewöhnlich 10 Meter, die Breite 2½ Meter und die Tiefe in der Mitte 2 Meter. Das vollständig ausgerüstete Boot steht auf Rädern in einem Schuppen bei der Station. Sobald ein Schiffbruch signalisirt wird, eilen die Matrosen herbei, spannen die Pferde vor oder ziehen selbst das Boot nach dem Ort der Katastrophe und suchen einen passenden Punkt am Ufer, um das Boot ins Wasser zu lassen; sie steigen dann ein, binden sich aneinander, damit keiner ins Meer geworfen wird, und erwarten nun den günstigen Augenblick zur Abfahrt; nun greifen sie zum Ruder, und endlich kommt der gefährlichste Augenblick — die Annäherung an das gefährdete Schiff, bei welcher das Boot leicht zertrümmert werden kann,

wenn es nicht mit großer Geschicklichkeit geführt wird. Unser Bild zeigt ein solches Boot, wie es mit den geretteten Passagieren von dem untergehenden Schiffe kommt, bald auf thurmhohen Wellen, bald wie in einen Abgrund geschleudert.

Wo ist sie?

Als Kind spielt gerne man „Verstecken",
Mit seinem trauten Spielgesell.
Hinter Gardinen, Thüren, Hecken
Sucht man und findet man sich schnell.

Doch wird man älter, tönt das Rufen
„Wo ist sie?" doch schon anders sehr.
Meist führt zu des Altares Stufen
Der Ruf: Wo ist sie? Wo ist er?

Mein Liebling.

Mein Liebling du! Es lacht entgegen
Aus deinen Augen mir mein Glück!
Bist meines Lebens einz'ger Segen,
Drum groll ich nimmer dem Geschick.

Die Armuth predigt mir: „Entbehre!"
Und dennoch macht das Kind mich reich.
Hart ward die Hand, die arbeitsschwere,
Doch für mein Kind das Herz blieb weich.

Nicht mit dem leckersten Gerichte
Zu tauschen wäre ich gesinnt,
Wenn ich des Frühlings erste Früchte,
Die Kirschen, bringe meinem Kind.

Es streckt die Händchen mir entgegen,
Wir jubeln auf vor lauter Lust.
Und meines Lebens einz'gen Segen
Halt' ich beglückt an meiner Brust!

H.





Neueste Moden.

Nr. 1 u. 2. Kinderkleid. (Vorder- u. Rückansicht.)

Das Kleid ist aus blauem Wollenstoff angefertigt und hat am untern Rock ein Plissé aus blauer Faille. Der untere Rand des darüberfallenden weiten Rockes hat fünf kleine Falten und eine bestickte Falbel, welche dem Plissé aufliegt. Die runde, ausgeschnittene Taille hat am Vorder- und auch am Rückentheile große Falten, welche mit kleinen abwechseln. Auf die breiten Falten ist ein bestickter Streifen aufgelegt, welcher mit Seide unterlegt ist. Der obere Ausschnitt hat ein rund eingereihtes Faltentheil, sowie eine breite bestickte Falbel. Den Ansatz der halbweiten Aermel



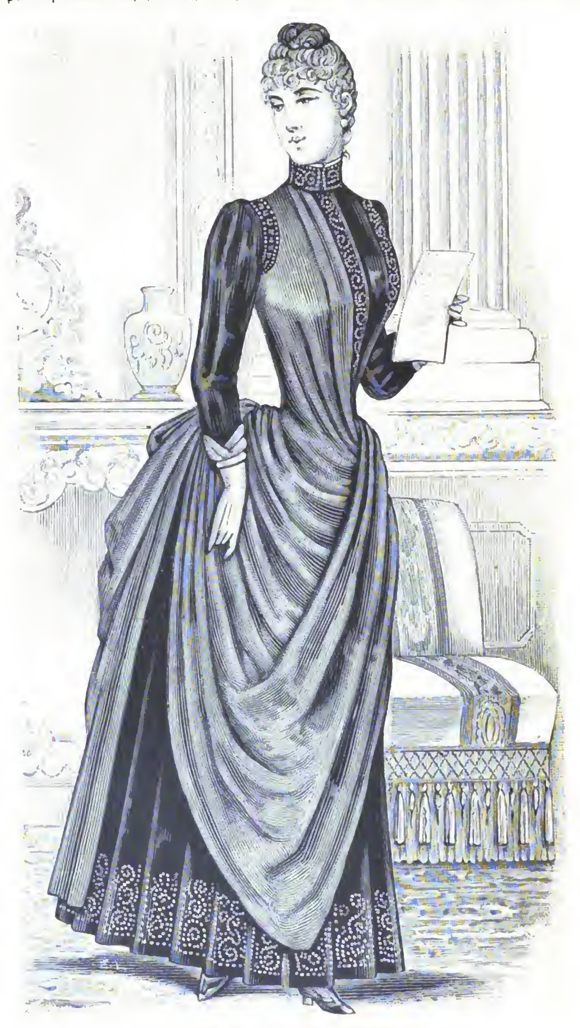
Nr. 1 u. 2. Kinderkleid. (Vorder- und Rückansicht.)

umgiebt gleichfalls eine bestickte Falbel von dergleichen Breite. Unten sind die Aermel, gleich dem Halstheil, in kleine Falten gereiht und mit einer kleinen Falbel, wie am Hals, versehen. Ein breites gewundenes Seidenband ist um die Taille geschlungen und vorn in eine Schleife geknüpft. Der Schluß des Kleides ist im Rücken.

Nr. 3. Anzug aus Sammet und Faille.

Der Rock aus olivfarbigem Sammet ist in gleichmäßige Falten gelegt und am Rand mit einer breiten, gleichfarbigen Perlenstickerei versehen. Die Polonaise ist schräg in losen Falten über die Taille gelegt, nach der linken Hüfte wieder emporgenommen und in Falten dort befestigt. Die rechte Seite ist ebenfalls nach der Hüfte zu erhoben und faltig befestigt, so daß vorn eine spitze Schürze dem Sammetrock aufliegt. Die Rückentheile gehen an den Seiten glatt herab und werden wollig zusammengefaßt. Die linke Seite der Taille ist glatt und mit einem von

der Schulter nach der Taille spitz auslaufenden Sammettheil, welches an jeder Seite mit Perlenstickerei versehen ist, eingefaßt. Auch am Ansatz der Aermel befindet sich



Nr. 3. Anzug aus Sammet und Faille.

Perlenstickerei. Die Aermel aus Sammet sind an der Schulter faltig eingesetzt und haben am Handgelenk eine schräg übereinandergehende Windung aus Faille. Der



Nr. 4. Promenaden-Anzug Nr. 5. Anzug für Mädchen.

Nr. 6. Empfangs-Anzug.

Nr. 7. Mantel für Theater, Ball ꝛc.



Stehkragen ist gleichfalls aus Sammet und mit Perlen bestickt. Stoff ist dazu erforderlich: circa 10 Mtr. Sammet und 8 Mtr. Faille.

Nr. 4. Promenaden-Anzug.

Der Rock zu diesem Anzug ist aus Faltengruppen von eisengrauem Wollenstoff und glatten Theilen von schwarzem Sammet zusammengesetzt. Die darüberfallende Tunika aus Wollenstoff bildet auf den Vordertheilen des Rockes zwei, auf die glatten Sammettheile desselben fallende Spitzen. Der vordere Rand dieser Tunikatheile, welche mit dem Vordertheile der Taille zusammenhängend geschnitten sind, wird in der Taille mit den die Vordertheile begrenzenden Faltenlagen zusammenge-



Nr. 8. Kleiderrock.

faßt. Die vorn weit offene Taille hat einen, bis tief über die Taille herabreichenden Sammetlatz, welcher, zwischen den Tunikatheilen hervortretend, in einer Spitze endigt. Da, wo in der Taille die von den Vordertheilen herabgehenden Faltenlagen zusammengefaßt sind, ist die Taille ausgeschnitten, so daß diese Faltentheile frei aufliegen. Der Sammetlatz ist am Hals gespalten und bildet zurückgeschlagen an beiden Seiten Aufschläge. Ein zweites Latztheil aus Sammet mit gleichem Stehkragen schließt die Taille. Die Aufschläge können auch ebensogut nur lose aufgesetzt werden. Die Aermel haben auf der Schulter ein nach unten spitz zulaufendes eingesetztes Theil aus schwarzem Sammet. Ein gleiches, die Spitze nach oben gekehrtes Theil ist am Handgelenk angebracht Hut mit gerader Krempe und besticktem Band. Der hinten aufgeschlagene Rand wird mit einem Gazefächer festgehalten. Die von demselben ausgehenden langen Enden werden vorn unter dem Kinn in einer Schleife

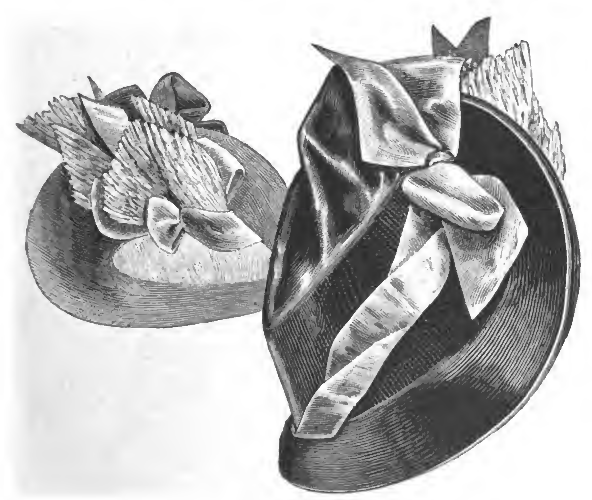
gebunden Zur Herstellung dieses Anzugs sind 11 Mtr. breiter Wollenstoff und 4 Mtr. schwarzer Sammet erforderlich.

Nr. 5. Anzug für Mädchen.

Das aus karrirtem Wollenstoff angefertigte Kleid hat einen, in breite Doppelfalten gelegten Rock. Dieser und auch die weiten, unten in ein Sammetbündchen gefaßten Aermel sind in schräger Stofflage genommen. Die Vordertheile der Taille sind mit Spitze belegt, über welcher Sammetbretellen von der Schulter bis zum gefalteten Gürtel herabreichen. Eine dicke Sammetschleife schließt denselben. Großer Filzhut „Montpensier" mit einer Bandrosette an der Seite und großen Federn obenauf.

Nr. 6. Empfangs-Anzug.

Derselbe ist aus schlangengrünem und rosa Seidenstoff angefertigt. Die in Fächerfalten befestigten Vordertheile des Rockes sind am Gürtel offen und lassen ein nach unten spitz ausgehendes Faltentheil aus rosa Seidenstoff frei. Neben



Nr. 9. Runder Hut.

diesen Fächertheilen befinden sich glatt herabfallende Falten, deren unterer glatter Theil mit einer theilweise hochgehenden Perlenstickerei aus schlangengrün und rosa gemischten Perlen verziert ist. Die Schleppe des Kleides hat am Rand ein breites Gefältel und über diesem, auf dem glatten Stoffrand sich hinziehend, eine Perlenstickerei. Die vorn weit zurückgehende offene Jackentaille ist ebenfalls reich an den Vordertheilen und am Kragen damit bestickt. Die Taille wird mit einem Falteneinsatz von rosa Seide, gleich denjenigen auf dem Rocktheile, vervollständigt und die zurückweichenden Jackentheile damit ausgefüllt. Ein mit Perlen bestickter Gürtel, der sich in Verschnürungen auf das faltige Vordertheil des Rockes verbreitet, umgiebt die Taille und hält die Falten nieder. Die anliegenden Aermel sind von der Schulter bis zum Ellbogen ebenfalls mit Perlen bestickt und am untern Rand mit einer kleinen Falbel versehen.

Nr. 7. Mantel für Theater, Ball 2c.

Der sehr elegante Mantel ist aus rother Faille angefertigt, mit Schwanpelz besetzt und mit runden Passementen verziert. Die sehr weiten Aermel sind von der Schulter herab mit Passementen besetzt und unten in ein Bündchen gefaßt, welches

mit Schwanpelz umrandet ist. Eine breite Passementagraffe hält den Mantel über der Brust lose zusammen und ist mit Schnuren auf der Schulter befestigt. Dieser Mantel kann selbstverständlich auch einfacher in dunkler Seide und Pelz hergestellt werden

Nr. 8. Kleiderrock.

Derselbe ist aus Sammet und Spitzenstoff mit Aufschlägen aus Surah angefertigt. Der erste Rock von Sammet ist vorn glatt und nach hinten in Doppelfalten genommen. Der darüber befindliche Spitzenrock läßt vorn den Sammetrock frei, ist an der Seite aufgeschlagen und oben breit, nach unten spitz zugehend mit Surah besetzt. Auf der Hüfte herab bildet derselbe eine etwas erhöhte Doppelfalte, ist nach hinten zu drapirt und mit lang herabreichenden breiten Bändern verziert. Auf der andern Seite ist der Spitzenrock drapirt und mit dem Rückthéil verbunden. Stoff zur Anfertigung ist dazu erforderlich: circa 6 Mtr. Sammet, 2 Mtr. Spitzenstoff und 3 Mtr. Surah.

Nr. 9. Runder Hut.

Der über eine Tüllform gespannte schwarze Sammet ist oben auf dem Kopf



Nr. 10. Morgenhaube „Beatrix". Nr. 11. Halskrause. Nr. 12. Halstuch „Sandorf".

in losen Falten nach vorn genommen und mit Flügeln und Bandschleifen befestigt. Auch unter der, an einer Seite aufgebogenen Krempe befinden sich Vogelflügel.

Nr. 10. Morgenhaube „Béatrix".

Diese, jungen Frauen sehr kleidsame Haube ist aus bestickter Spitze, welche mit Spitzenfalbeln umrandet und doppelt übergeschlagen ist, hergestellt. An der linken Seite wird der Stoff in Falten gerafft und mit einer Bandrosette befestigt. Die rechte Seite wird mit Nadeln gehalten. Man bedarf zu deren Anfertigung 25 Centm. weißen Steiftüll. 20 Centm. bestickten Tüll von 70 Centm. Breite. 2 Mtr. dazu passende Spitze von 6 Centm Breite und 2 Mtr. Band Nr. 9.

Nr. 11. Halskrause.

Stehkragen und Latztheil sind mit crèmefarbiger bestickter Spitze kleingefältelt belegt und an der Seite mit einer gleichfarbigen Bandrosette geschlossen. An den Seiten wird das Latztheil vermittels gehäkelter Rosetten mit der Taille verbunden. Zur Anfertigung bedarf man 1 Mtr. Spitze von 20 Centm. Breite, 1 Mtr. Band Nr. 9 und zwei Passementtheile.

Nr. 12. Halstuch „Sandorf".

Diese Cravatte ist aus einem Streifen crèmefarbiger Seidenmousseline angefertigt, welcher in kleine dichte Falten gelegt und dessen Enden mit einer breiten Spitze besetzt sind. An Stoff bedarf man dazu: 1 Mtr. Seidenmousseline und 70 Centm. Spitze von 12 Centm. Breite zur Falbel.

Redaction, Verlag und Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig.



Die Schwalben sind da!

Nach einem Originalgemälde von W. Roegge.



In der alten Klosterkirche.

Von **M. v. K.**

Um die alte Klosterkirche am See verglühte der letzte Abendsonnenstrahl. Er schwang sich förmlich kunstgerecht von Spitze zu Spitze, von Zierrath zu Zierrath des schlanken, gothischen Thurmes aufwärts, als ob er sich unter den himmlischen Lichtgeistchen — bei denen das Turnen wie das Fliegen schon lange vor Menschengedenken Mode gewesen — noch besonders hervorthun wollte. Hoch oben auf dem goldenen Knaufe setzte er sich einen Augenblick triumphirend fest und blinkte nach der altershohlen Linde, vor der Kirchthüre hinüber, ihr gleichsam noch beim Abschiede im Vertrauen zuzuraunen: Wie hoch dieser Thurm sich auch erhoben hat, — was für ein Kind an Jahren ist er gegen Dich und mich? Wir beide wissen genau, daß es mit seinem Alter nicht weit her ist, aber lassen wir den närrischen Menschen, die sich so gern selber täuschen, auf diesem närrischen Fleckchen Erde ihren Glauben.

Und in der That wäre es auch schwer gewesen, die Bewohner der Lindenstadt von der Annahme abzubringen, daß ihre Klosterkirche alt, uralt sei, obgleich sie imgrunde eine irrthümliche war.

Es hatte freilich im Mittelalter auf dem nämlichen Platze ein Franziskaner-Kloster gestanden, welches jedoch den wilden Zeitläuften zum Opfer fiel, so daß nur die Kirche desselben erhalten blieb, bis auch diese endlich von einem großen Brande der Stadt verwüstet wurde und wie der Phönix aus der Flamme in den neuen Bau überging. Der neue Bau, — er war und blieb ihnen in der Lindenstadt ihre alte Klosterkirche und kein Beschluß von König und Gericht hätte ihn zu etwas anderem machen können. Noch viel weniger aber ließen sie es sich dort nehmen, alle mittelalterlichen Begebenheiten des ehemaligen Klosters, verbrieft und besiegelt in den alten Chroniken, dem neuen Bau unterzuschieben, — ja, die Kirche hatte sogar ihren Geist von der alten geerbt, ihren richtigen, nächtlich spukenden Geist, und diesen hätten sie am wenigsten hergegeben.

Es mag in unserem alles nivellirenden Jahrhundert, — selbst um das Ende der zwanziger Jahre, wo unsere Geschichte spielt, — mehr als bedenklich sein, allen Ernstes von einem Geiste zu sprechen, und die Aufgeklärten mögen nicht übel Lust verspüren, einen solchen Schwätzer mindestens zu steinigen, — natürlich geistig, im Sinne der Zeit, — aber ich kann nicht umhin, ihnen mit dem Geiste der Klosterkirche Trotz zu bieten und den Ungläubigsten mit dem Vorschlage herauszufordern, sich eine Nacht daselbst einschließen zu lassen, um die Wahrheit an sich selbst zu erhärten.

Jedes Kind der Stadt vermaß sich, ihn — den Geist — zu kennen und jedes alte Mütterchen schwur auf sein wahrhaftiges Dasein; ja, ganz andere, gelehrte Leute waren seinethalb in einen erbitterten Federkrieg gerathen.

Ein alter, „überstudirter" Professor trug in der ingrimmig entbrannten Fehde den Sieg davon. Er stellte es nämlich vermittels genauester Forschungen außer allem Zweifel, daß die Dokumente und Urkunden, welche das Erscheinen des Geistes vor Jahrhunderten beweisen, echt seien, unangreifbar echt von der Hand der einstmaligen Franziskaner-Aebte, und setzte dann mit etwas kühner Logik hinzu, daß, wenn es dem Geiste damals gefallen habe, vor so glaubwürdigen Zeugen sichtbar umher zu wandeln, nicht der mindeste Grund vorhanden sei, — bei der Zähigkeit, die Gespenster überhaupt an den Tag legten, — warum er sich nicht noch heute die Klosterkirche zum nächtlichen Spaziergange auserwählt haben sollte.

Damit hatte sich der alte Professor Distelkamp mit einem Schlage populär gemacht. Mochten die anderen gelehrten Herren, die Gebildeten und sogenannten Aufgeklärten in der Stadt, noch so laut über „Bücherschrullen, Ammen-Märchen und Leineweber-Glauben" schreien, — der Vater unseres guten Professors war nämlich Leineweber gewesen und seine Wiege hatte, wie die manches studirten Mannes, am Webstuhle gestanden, — die Sympathie der gesammten Bevölkerung hatte er gewonnen. Merkwürdigerweise aber fühlte er selbst im geheimsten Innern seines Forscher-Gewissens einige Skrupel gegen seine kühnverfochtene Ansicht aufsteigen. Er kam sich ähnlich dem aufgeregten Streitroß vor, das beim Schalle der Trompeten über das Ziel hinausgestürzt war, — denn so viel von dem Gespenste geschrieben und gesprochen wurde, — gesehen hatte es noch kein Lebendiger mit eigenen Augen.

Was da umging, waren nur vage, dunkle Gerüchte. Auch gelang es dem Professor wohl hin und wieder ein Sonntagsgespräch zwischen zwei hinkenden Kirchgängerinnen aus dem nahen, alten Weiber-Spital zu belauschen.

„Du, alt' Pater Wichmann hätt' wieder in die alt' Klosterkirchen spukt." —

„Allwieder? Gerechtes Wunderblut! Da woll'n wir ein christlich Werk thun und bei unserm Herrgott heut' ein gut' Wort für ihn einlegen, weil er sonst so gar niemand mehr hat, der ihn 'rausbet't."

„Wie, — er hat sich wirklich sehen lassen?" Damit stürzte dann der aufgeregte Gelehrte mit grauen flatternden Schlafrockschößen, habichtsähnlich auf die erschrockenen Spital-Bewohnerinnen los, — da

half kein Sperren und Wehren, er entführte sie, um in seiner „Bücherhöhle“, bei einem verdünnten Reste seines „Studir-Kaffees“, so viel Wundergeschichten aus ihnen heraus zu locken, als in Jahrhunderten nur immer hundert Meilen weit in der Runde hätten geschehen können.

„Aber hier, unser Geist in der Klosterkirche, unser Pater Wichmann, wer hat ihn gesehen?“ unterbrach er endlich ziemlich kleinlaut den unaufhaltsam sich ergießenden Strom.

„Gesehen? Gott behüt', Herr Professor, daß 'nem rechtschaffenen Christenmenschen so 'was passiren thät'! Gesehen hat ihn zum Glück keiner.“

Und dann kam es nach und nach heraus, daß die halbblinde Großmutter des Küsters beim Reinigen der Kirche einen wunderbaren hellen Schein am Altar wahrzunehmen geglaubt habe, und daß der auf ihr Angstgeschrei athemlos herbeigeeilte Kirchendiener wirklich und gewiß ein Rascheln hinter dem Wandgetäfel hörte, genau an der Stelle, wo die Sonntagskutte des spukenden Mönches aufbewahrt wurde, der sich natürlich nur in seiner besten Klostertracht zeigen wollte. Selbstverständlich aber hatten die beiden zuverlässigen Berichterstatter nicht abgewartet, bis das Gespenst seiner Eitelkeit über das Grab hinaus gefröhnt und seine Toilette vollendet, sondern waren Hals über Kopf entflohen, das grausige, von aufgewühltem Staube und Spinnengewebe nachtfalterartig durchflatterte Dämmerlicht der Kirche ihm allein überlassend und die Lindenstadt mit neuen Gerüchten beunruhigend.

Wer hätte es nun noch gewagt, dem Unwesen allein oder gar nächtlich Trotz zu bieten? Selbst der Professor stand von einem solchen Versuche, als einem frevelhaften Herausfordern höherer Mächte, unbedingt ab, es der Zeit und einem Kühneren überlassend, ihm vor seinem Tode noch die Genugthuung eines unleugbaren Geister-Rencontres zu bereiten. —

Der gute, alte Professor Distelkamp hockte also zur Zeit des Sonnenunterganges — wie gewöhnlich angethan mit dem habichtgrauen Schlafrock — in seinem Studirzimmer, welches bis zur Decke mit Büchern und Schriften aller Art vollgepfropft, wohl den Namen einer „Bücherhöhle“ rechtfertigte. Soeben hatte er eine höchst gelehrte Abhandlung über die Geschichte der Klosterkirche vollendet, die er zur Feier eines am nächsten Tage stattfindenden großen Kirchenfestes verfaßte und wischte gerade die Feder an besagtem häuslichen Kleidungsstücke ab, unbekümmert um die nicht ganz herkömmliche Benutzung. Einen hoffnungslosen Blick warf er dabei auf die vollständig geleerte Kaffeemaschine und trat dann ans Fenster, um in Ermangelung des geistbelebenden Trankes einen Athemzug frischer Luft zu schöpfen. Es fiel dem zerstreuten Gelehrten jedoch nicht ein, zu diesem Zwecke das Fenster zu öffnen, dessen trübe Scheiben bezeugten, daß er das Putzen in diesem geheiligten Raume gebührend verabscheute, sondern es genügte ihm vollkommen, sein röthlich glänzendes, bartloses, gutes Gesicht an das Glas zu drücken und sich durch das, was er draußen sah, so erquickt zu fühlen, als ob ein Hauch reinerer Erdenluft seine Stirn gekühlt habe.

Er hätte in Wahrheit auch lange suchen können, um weit und

breit etwas zu finden, das nur halbwegs so anziehend war, als der Anblick außerhalb seines Studirzimmer-Fensters.

Es ging hinaus in den kahlen Hof des Schulgebäudes, in welchem sich die Wohnung des Professors befand, und inmitten dieses höchst nüchternen und öden Raumes, — um so öder, weil in den Freistunden so viel stampfbegierige Schülerfüße den Boden zur Tenne getreten hatten und so viel lärmdurstige Knabenstimmen darin verhallt waren, — inmitten dieses jetzt öden Raumes saßen auf niederen Schemeln zwei Mädchen, einen Berg von Laub und Blumen um sich herum und eine schaukelnde Guirlande zwischen sich, welche allen Waldesduft und alle frohen Spiele auf sonnigen Matten hier auszuhauchen schien.

Sie waren in ihrer Art auch zu dem großen Kirchenfeste thätig.

„Marie und Lilly", sagte der Gelehrte wohlgefällig nickend, „meine kleinen Haushälterinnen! Sieh, sieh, — wie geschäftig sie sind, wie schweigsam und ernst bei dem festlichen Werke, eine rühmliche Ausnahme ihres plaudersüchtigen Geschlechtes. Klein Lilly thut sich wohl etwas Zwang an, aber welch ein erwartungsvolles, ernstes Sinnen ruht auf Mariens Gesicht!"

Der studirte Hausherr wußte wohl kaum, wie schön dies junge Gesicht überhaupt war; er liebte es mehr als jedes andere und konnte sich sein Heimwesen ohne den verklärenden Schein, den es darauf ausstrahlte, gar nicht vorstellen — und das war ihm genug.

Lilly, des Professors eigene Tochter, befand sich noch sehr „im Werden", in jenem verheißungsvollen Backfisch-Alter, obgleich sie eigentlich mehr von einem neugierigen Nestlinge an sich trug, der sich noch sehr unsicher und ungeschickt zum eigenen Fluge in die unbekannte Welt anließ. Dabei waren ihre erstaunten Kinderaugen in immerwährender naiver Bewunderung auf die etwas ältere Marie gerichtet, ihrer verwaisten Verwandten, welche früh an Kindesstatt im Hause des Professors Aufnahme fand und der die Grazien freilich in jedem Zuge des lieben Gesichtes und in jeder Bewegung ihren besonderen Segen ertheilt hatten. Lillys eigenes, fröhlich unbeholfenes Sein ging förmlich in bewundernder Liebe zu der älteren Gefährtin auf.

Beide waren sehr eifrig mit dem Winden der Kränze beschäftigt, die zur Ausschmückung der alten Klosterkirche dienen sollten. Immer der hundertjährige Geburtstag derselben wurde von der Lindenstadt festlich begangen, und so mußte denn alles ins Werk gesetzt werden, um die nur durch Ueberlieferung bekannten Feste von der lebenden Generation noch überboten zu sehen.

Das Abendroth, welches hinter der Kirche niederging, goß seinen Schein auch auf den Schulhof und überhauchte die jugendlichen Kranzwinderinnen mit einem Rosenschimmer vorahnender Feiertagsfreude.

„Lilly, warum schaust Du so oft von dem Kranze auf, um mich anzusehen?" fragte Marie ihre Genossin, als sie die langbewimperten, schüchternen Augen wieder auf einem prüfenden Blicke ertappte. „Ist mein Gesicht seit gestern verändert?"

„Ja, Marie, jawohl ist es das! Doch versteh' mich recht, es ist schöner noch als sonst, noch schöner. Aber es liegt seit heute morgen so etwas eigenes darin, etwas fremdes, das mir bange macht."

Und nun sprang die Kleine mit dem alten Ungestüm in die Höhe,

daß Blätter und Blumen umherstoben und kniete an dem Schemel der anderen nieder, sie fest mit den Armen umschlingend und die runde Wange an die ihre drückend.

„Marie! Ich bin stolz darauf, daß niemand Dich mehr lieben kann, als ich, und doch freut es mich, Dich von allen bewundert zu sehen, von den Höchsten. Du hast wohl heute in der Kirche den Prinzen gesehen, den schönen Prinzen August, den der König als seinen Stellvertreter zu unserem Kirchenfeste schickt und der sich wohl vorher dort etwas orientiren wollte, aber hast Du auch bemerkt, wie er hinter den dunklen Chorstühlen stand und Dich mit keinem Blick verließ, als Du die Weite des Kranzes zum Altar abmaßest? O, und was für ein Blick das war! Und als Du an ihm vorüberschrittest, verbeugte er sich so tief vor Dir, wie vor einer Königin. Wie roth Du wirst, Marie, ich fühle es heiß an meiner Wange brennen. Möchtest Du wohl eine Fürstin oder eine Königin sein? Keine wäre mehr dazu geschaffen, als Du."

„Lilly, wie kindisch Du nun wieder schwatzest. Geh an die Arbeit, wir haben keine Zeit zu verlieren. Unser alter Horst wird sonst bös und kommt mit seinen blöden Kalfaktor-Augen heute nicht mehr mit dem Aufhängen der Kränze zustande, eile Dich!"

„Marie, möchtest Du wohl eine Königin werden? Nun, ich möchte Dich als eine solche sehen, und nichts soll mich abhalten, Dich auf der Stelle zu krönen — von Frühlingsgnaden."

Dabei hatte sie im Umsehen ein Geschlinge weißer Winden aus dem Laubberge gezogen und auf Maries Haar gedrückt.

„Ich grüße Dich, Königin Marie, was geruhen Ew. Majestät nun zuerst zu befehlen?"

„Lilly, daß Du auch nicht ein Viertelstündchen ruhig bei der Arbeit bleiben kannst!"

Marie hob das junge, schönheitsgesegnete Gesicht jetzt lächelnd in die Höhe und schaute doch gleich wieder mit träumerischem Ernst zu den Wolken empor, als ob sie entschwundene Zeiten mit den unerreichbaren dahingleiten sähe.

„Wenn ich eine Königin wär', so würde ich zu allererst einen großen Gnadenakt erlassen, für alle die irregeleitete Jugend, die ihren Volksbeglücker-Wahn im Kerker büßt und durch die schwere Strafe ihr eigenes Leben und das ihrer Angehörigen verkümmert. O, Lilly, wie grabestraurig muß es jetzt im Gefängnisse sein!"

Stumm schlich Lilly an ihren Platz zurück; vom Fenster des Studirzimmers aber erklang ein leises Zittern des Glases, ein schweres Seufzen, dem ein halberstícktes Gemurmel folgte:

„Gott segne Dich, Marie, — aber begraben ist begraben — und Dir gehört das Vergessen und dies volle Leben."

Damit verschwand das Gesicht des Professors vom Fenster, um sich scheu nach einer versteckten Ecke hinter dem Bücherständer zu wenden, wo ein abgebrochenes Rapier, ein farbiges Band und Käppchen unter einem schwarzen Flore hing. Gehörte es einem Todten, für die Welt Begrabenen an, der nicht sterben wollte, sondern in dem alten Zimmer, in diesem Hause rastlos umging und den Geisterglauben des armen Gelehrten immer wach erhielt?

Es sprach eine lange, ach, so traurige Geschichte für den daraus, der sie zu lesen verstand. — —

„Gütiger Himmel, steh' uns bei, — Marie, hier kommt Splitterkopf!" rief das Nesthäkchen, der Unterbrechung froh. „Und wie er aussieht! Zwerg Fisseltrud im Märchen, als er um den Suppenkessel tanzte, war nicht halb so garstig in seiner Aufregung.

Splitterkopf war der Schreiber des Professors oder vielmehr sein Famulus, wie er selbst sich nannte, und wenn er jenen in seinen stolzesten Stunden mit dem Faust verglich, that er es sicherlich nur, um sich als seinen Wagner betrachten zu können. Und doch paßte dieser Vergleich schlecht genug, denn obgleich er den vollen Wagner-Dünkel in Betreff seines eigenen Wissens besaß, blickte er doch keineswegs mit dessen Verehrung zu seinem „überstudirten" Herrn und Gebieter empor. Er dünkte sich vielmehr diesem bei weitem überlegen und sah mit einer Art spöttischer Geringschätzung auf die harmlose Lebensanschauung des Gelehrten herab. Er, Splitterkopf, glaubte freilich an keinen Geist Himmels noch der Erde, am wenigsten an den thätiger Menschenliebe und einfacher Treue, den zuversichtliche Herzen doch noch hier und da umgehen sehen, — stolz brüstete er sich, ein Freigeist zu sein und fand, daß die Natur, welche seinen kleinen Körper schmählichst vernachlässigt hatte, dies hinlänglich durch das Gewicht von Klugheit und Ueberlegenheit wieder gut machte, womit sie ihn so überbürdete, daß seine Schultern von denen gewöhnlicher Menschen abwichen. Mit einem Wort, er war buckelig, der kluge Splitterkopf, und da er das Schielen seines einen Auges durch beständiges, boshaftes Zusammenziehen seines Gesichtes zu verdecken suchte, mit dem offenen aber für gewöhnlich Marien belauerte, so konnte man mit Recht von ihm sagen, er habe, wie Eingeweihte behaupteten, mit der ihm eigenen Vermessenheit ein Auge auf sie gerichtet.

„Er kommt, er wird sogleich hier sein!" keuchte der kleine Buckelige mit vom Laufen hochrothem Gesichte, das in seiner grimmigsten Verzerrung immer am drolligsten erschien. „Auf dem Fuße folgt er mir nach!"

„Wer denn, Splitterkopf?" forschte neugierig die Kleine, doch die Antwort blieb ihm erspart, denn im selben Augenblicke trat die hohe Gestalt des Prinzen in den Schulhof.

Prinz August gehörte zwar dem Nebenzweige der Königsfamilie an, stand aber an Vorzügen gewiß keinem dieses vielbegabten Fürstenhauses nach, — ein echter Hohenzollernsproß. Damals stand er zwar nicht mehr in der Blüte seiner Mannesjahre, doch immer noch auf der Höhe seiner Mannesschönheit, umgeben von dem gefährlichen Nimbus manchen berauschenden Herzens-Erlebnisses und, man sagt, er wolle sich in dem benachbarten Rheinsberg gerade ein neues Tuskulum gründen, für einen jener würdigen Gegenstände, dem er dort eine Stätte der Verehrung bereiten könnte. Wenn seine glänzenden Augen danach im Lande umherspähten, würden sie sicher nur zu bald Erhörung finden. —

„Ich suchte den Weg zum Professor Distelkampf", sagte der Prinz, sich artig vor den beiden Mädchen verbeugend, „aber ich wußte nicht, daß zwei blumenwindende Genien die Schwelle der Gelehrsamkeit bewachen."

Dabei war er so dicht hinter Mariens Schemel getreten, daß diese, sich rasch erhebend, mit dem Haar beinahe seine Schulter streifen mußte. Und dann begegneten sich ihre Augen in einem schnellen Blicke und mieden sich gleich darauf erschrocken wieder, als habe jener erste zu viel verheißen, um noch übertroffen werden zu können. O Marie, wenn das volle Leben winkt, ist das Vergessen oft nur ein einziger unbewußter Augenblick voll heißen Herzklopfens.

Und zur selben Zeit floh der letzte Abendsonnenstrahl vom Schulhofe, um weit in die Welt hinaus über Wälder, Berge und Thürme zu fliegen und die Gefängnißgitter ferner Begrabener zu streifen.

Unterdeß war auch der Professor eilfertig, in schnell verbesserter Toilette, aus seinem Zimmer in den Hof getreten und erkundigte sich angelegentlichst, wenn auch in seiner linkischen Weise, nach dem Begehr seines hohen Gastes.

„Ich bin gekommen, Herr Professor, um mich zu dem morgen stattfindenden Feste etwas über die Geschichte der Kirche zu informiren, wie über die Entstehung der alten Sage und schöpfe bei Ihnen gewiß aus der besten Quelle."

Der Gelehrte verbeugte sich. „Wenn es Königl. Hoheit gefällt, in meine stille Klause zu treten, ich habe soeben eine ausführliche Abhandlung vollendet."

„Lassen Sie uns hier im Freien bleiben", fiel der Prinz schnell ein. „In so anmuthiger Gesellschaft hört es sich am besten von dergleichen unheimlichen Dingen. Das Schriftstück wollen wir denen überlassen", setzte er mit feinem, schalkhaftem Lächeln hinzu, „die nicht wie ich den Vorzug genießen können, die Erzählung aus dem bestunterrichteten Munde selbst zu vernehmen."

„Mein lückenhaftes Wissen steht Königl. Hoheit ganz zu Gebote."

Auf die Aufforderung des Prinzen hatten Marie und Lilly sich wieder auf die vorher innegehabten Plätze niedergelassen, um das Eile fordernde Werk schnell zu vollenden, und der Prinz — der den von Splitterkopf mit heimlichem Murren herbeigeholten Stuhl verschmähte, während der Professor den seinen unbefangen einnahm — hielt so diensteifrig die schwankenden Guirlanden, dicht bei Maries emsigen, feinen Fingern, als könnte er ihr dadurch wirklich behilflich sein. Ab und zu schwirrte ein Käfer oder ein anderes leichtbeschwingtes Insekt aus den Blüthenkelchen auf, und es gab dann ein lachendes Abwehren oder auch fröhliches Haschen, wobei scheue Hände sich berühren ließen und schüchterne Blicke freier wurden.

Der Gelehrte saß ganz in seinen Stoff vertieft. Es wäre auch grausam gewesen, ihm sein Steckenpferd so bequem hin zu halten und zu verlangen, daß er es nicht besteigen sollte. Er tummelte es denn sogleich nach Herzenslust, als ob es der beflügelte Pegasus selbst gewesen wäre. Dabei sah er weder das höhnisch verzogene Gesicht Splitterkopfs, des Atheisten, noch die gänzliche Unaufmerksamkeit des Prinzen. Immer tiefer drang der arglose Erzähler in den Staub und Moder vergangener Jahrhunderte und alter Kirchen-Chroniken ein, als hätten nicht schon damals Linden gegrünt und geblüht und Laub und Blüten für junge Hände und junges Herzklopfen hergegeben.

Ja, damals, als der junge Mönch Wichmann seufzend in seiner

Zelle gesessen und ebensowenig gut thun wollte, wie der heilige Augustinus und Saulus vor der Bekehrung und sich geißelte und kasteiete, um die Weltlust aus dem sündigen Fleische zu treiben. Denn wehe, die Sünde der Welt drang selbst in die heiligen Mauern und ließ nicht ab, ihn zu versuchen. Wachet und betet, seufzte der Mönch so lange vergebens, bis die Buße gewaltsam hereinbrach.

Die umherziehende Rotte der Bilderstürmer zerstörte das Heiligthum, und das wehrlose Mönchlein, welches in der höchsten Bedrängniß den kühnen Muth gewann, sich allein den Frevelnden mahnend entgegen zu stellen, wurde unter Hohn, Spott und Mißhandlungen aller Art an den See hinab geschleppt, damit es den Märtyrertod im Wasser erleide. Aber siehe, als der Fuß des Bedrängten die Flut berührte, sank er nicht unter, sondern der See trug ihn, wie eine Brücke von Krystall, die Wellen legten sich demüthig unter seine Füße und vor den staunenden Augen seiner Peiniger wandelte er auf dem Wasser dahin und stieg trockenen Fußes an das jenseitige Ufer.

So trat der Himmel für ihn ins Mittel, um seines Opfermuthes und seiner Reue willen, er ward heilig gesprochen und vor dem Altar der Klosterkirche begraben, aber die Schuld früherer Jahre läßt ihm nicht Ruh' im Grabe, und er zeigt sich noch immer in der Kirche, warnend und abmahnend für den Sünder.

„Marie, wie heißt doch das alte Lied vom Pater Franziskaner, sage uns wenigstens die Schlußstrophe.“

Der Prinz, der dem letzten Theile der Erzählung aufmerksamer gefolgt war, ließ den fertigen Kranz zu Maries Füßen gleiten und lauschte ganz hingegeben der lieblichen Stimme, als sie begann:

„Was hat der arme Mönch gethan?
Daß ihm die Mutter Erde
Die süße Grabesruh' verwehrt,
Nach der wir alle streben, —
Wenn uns das Leben erst gelehrt —
Wie schwer es ist — zu leben.“

„Wie schwer es ist zu leben!“ wiederholte der alte Professor. „Ja, Königl. Hoheit, davon wissen meine beiden kleinen Haushälterinnen hier nichts im wohlbehüteten Vaterhause, wo die Stimme der Verführung nicht eindringt, — aber da draußen auf den Hochschulen, die wilden, unklaren Knabenköpfe, ach, und die schwere Buße —“

Er brach erschrocken ab über seine „leidige Zerstreutheit“, die ihn den Fall des Mönches mit einem ihm näher liegenden verwechseln ließ, der so hohen Ohren unliebsam kommen mußte. Und hatte er vergessen, daß die Stimme der Verführung selbst in die heiligen Mauern drang und daß keine Vaterliebe ausreichte, sie von dem theuersten Haupte im geschützten Daheim abzuwehren? Er sah jetzt nichts von der heranschleichenden Gefahr für die ihm noch gebliebenen Schätze, nichts, als allein das Gesicht seines bethörten Knaben, wie das des jungen Mönchs hinter weltabschließendem Gitter, und in dem sonst so strenge gehüteten Vaterherzen zuckte es einen Augenblick wild empor, wie die Flamme aus der Asche verbrannter Hoffnungen, sich seinem königlichen Gaste zu Füßen zu werfen und, seine Kniee umklammernd,

um Gnade zu flehen für das begrabene, junge Leben. Der günstige Moment kehrte vielleicht nie wieder, und wie erhebend mußte es für den Hohen und Mächtigen sein, das nahende Fest mit einem Akt königlichen Vergebens zu beginnen.

Aber er war ein Mann der Feder, nicht der That, er zögerte, stockte, starrte verlegen vor sich hin und brachte endlich nichts heraus, als die Wiederholung der melancholischen Strophe:

Wenn uns das Leben erst gelehrt,
Wie schwer es ist — zu leben! —

Der Prinz sah äußerst gnädig über das unbeholfene und verlegene Schweigen des „Büchermannes“ hinweg.

„Das Schloß zu Berlin hat seine weiße Frau“, sagte er endlich, um doch etwas zu sagen, „warum sollte die Klosterkirche der Lindenstadt nicht ihren wandelnden Mönch besitzen? Dergleichen Wunderdinge sagen immer der Menge zu, wir Aufgeklärten jedoch sollten unser Möglichstes thun, dem Aberglauben des unwissenden Volkes zu steuern.“

Der Gelehrte lächelte mild. „Es giebt manche wild aufgeschossene Blüte im Haushalte der Natur, die uns überflüssig und nutzlos vorkommt, bis ein anscheinender Zufall ihren Zweck offenbart. Wer wollte sie gleich mit schonungsloser Hand abstreifen?“

„Wie, Herr Professor, Sie vertheidigen den Glauben an solche — übernatürliche Dinge? Reden den Gespenstern, allem Wissen und aller Vernunft zum Trotz, das Wort.“

„Gestatten mir Königl. Hoheit eine Frage: Wie weit reicht denn der Verstand des Verständigsten? Wen hat er nicht schon im entscheidenden Augenblicke im Stich gelassen? Ich sage einfach: Volkesstimme, Gottes-Stimme!“

Hier ließ Splitterkopf einen abgebrochenen Laut hören, der halb Hohn, halb Verachtung ausdrückte, den aber niemand vernahm, da auch die Mädchen achtsam dem Gespräche folgten.

„Verhüte der Himmel“, lachte der Prinz leichthin, „daß ich mich mit einem so gelehrten Herrn in einen Streit einließe.“

Im Stillen nannte er es eine „einfältige Schrulle des Büchermannes“, vielleicht einen Ueberrest von dem, was das Surren des väterlichen Webstuhls ihm in die Wiege gesungen, oder er dachte auch wohl, daß der Vormund und Vater einer so lieblichen Schönheit Berücksichtigung verdiene.

„Wozu überhaupt von Gespenstern, grauen Vorzeit-Schatten und dergleichen unerquicklichen Dingen reden, in einem Hause, wo so helle Augen umgehen und das Leben so anmuthig von jungen Wangen wiederstrahlt? Sie, Mademoiselle Marie, glauben nicht an den häßlichen Spuk?“

„Ich fürchte ihn nicht“, entgegnete sie fest, mit niedergeschlagenem Blicke und setzte doch gleich mit seltsam zitternder Hast hinzu: „Und ich würde mich nicht scheuen, heute noch die Kirche zu betreten, wenn es sein müßte — allein.“

„Wirklich?“ Es war ein eigenthümlich bedeutungsvoller Blick, mit dem der Prinz den ihren suchte. „Das nenne ich muthig unter

den gegebenen Verhältnissen. Es könnte mich gelüsten, diesen Muth auf die Probe zu stellen."

Und das schöne, lächelnde Fürstengesicht beugte sich tief zu ihr herab im angelegensten Flüstern, bis heiße Röthe das ihre überzog und sie es, tief aufathmend, in den kühlen Kranz drückte.

Recht so, Marie, birg es ganz darin. Rufe alle seine Blüten und Düfte zu Hilfe, alle glücklichen Kindheits-Erinnerungen, um Dir die Waffen zu reichen zum Kampfe gegen das anstürmende Leben. Je schwächer und geringer diese Waffen, je heiliger oft und mächtiger. — Aber wir hören die Stimmen, welche die Sprache unserer Heimat und Kindheit reden, gewöhnlich am lautesten und eindringlichsten, je weiter wir uns davon entfernt haben.

Splitterkopfs kleine Mißgestalt tauchte jetzt plötzlich dicht neben Marien auf, um sich mit der ihm eigenen Dreistigkeit die Bemerkung zu erlauben, daß es die höchste Zeit wäre, die Kränze in die Kirche zu schaffen, wenn die Ausschmückung heute noch fertig werden sollte. Der alte Kalfaktor Horst sei langsam genug und das Tageslicht im Schwinden begriffen.

Dagegen ließ sich von keiner Seite etwas einwenden, und das duftige Werk der Mädchenhände wurde fortgeschafft, um die geweihte Stätte zu schmücken.

Auch der Prinz erhob sich. Er empfahl sich sehr leutselig von „dem würdigen gelehrten Herrn", fand, daß dessen Verdienste bisher nicht gebührend anerkannt seien und ließ etwas von „höchster Auszeichnung" über das neueste, gelehrte Werk, die Klosterkirche betreffend, durchblicken.

Marie stand noch inmitten des kahlen, dämmernden Schulhofes, als das tiefe, eherne Geläut der alten Klosterkirche das mit dem neuen Morgen tagende Fest zu künden begann. Konnte sie, wie sonst allabendlich, die gefalteten Hände zum Himmel heben im stummen, flehentlichen Gedanken eines „auf immer fernen"? Konnte sie Lilly darauf an sich drücken und wie im nie laut werdenden Gelöbniß die reine Kinderstirn küssen? Sie that beides, und es lag dabei ein Ausdruck auf ihrem emporgehobenen Gesichte, daß Lilly noch bewundernder als gewöhnlich zu ihr aufschaute, indem sie sich mit stillem Stolze sagte, wie wohl zu diesem Antlitz die Fürstenkrone passe, die sie im Geiste schon darüber schweben sah. Das arme, kleine Nesthäkchen träumte ein schillerndes Märchen von der Liebe eines Prinzen, — was wußte es davon, daß Fürsten nicht immer Kronen geben, sondern auch die Krone nehmen von der Mädchenstirne.

* * *

Es war ungefähr eine Stunde später, als in der Dämmerung der kleine Schreiber des Professors der Klosterkirche am See zueilte. Der schneckenlangsame Horst mußte jetzt endlich mit dem Aufhängen der Kränze fertig sein, unter Hilfeleistung des Kirchendieners natürlich, denn allein würde keiner von ihnen an dem gefürchteten Platze ausgehalten haben, — nicht um die Welt! Er aber, Splitterkopf, der Freigeist, machte sich keinen Deut daraus, sondern lauerte gerade auf

das Fortgehen der lästigen Zeugen. Ein Wort hatte genügt, ihn mit Gift und Galle zu erfüllen, bis zum Zerspringen, — ein aufgefangenes Wort, aus dem Geflüster des fürstlichen Liebhabers, welches Marien zu einem Rendezvous in der abendstillen Kirche bestellte und Marie, — haha, die fromme, treue Marie, — hatte zugesagt!

Wahrlich, die ungestörteste Zusammenkunft in dem bei der nahenden Dunkelheit ängstlich gemiedenen Raume! Aber jene sollten sich dennoch getäuscht haben, er wollte der unerwünschte Zeuge ihres Stelldicheins sein.

Er glaubte sich vollberechtigt, den Lauscher abzugeben, ja, er kam sich schmählichst verrathen und betrogen vor, denn gerade auf die wandellose Neigung des schönen, vielumworbenen Mädchens zu jenem „beseitigten Jugendgenossen" hatte er seine Hoffnungen und Pläne gebaut. Was konnte ihm der Todte schaden? Wenn er selbst sich nach Jahren zu einer Stellung in der Stadt emporgearbeitet hatte, — und bei seinem Verstande, Geist und Genie mußte dies gelingen, — wenn sogar Maries Ausdauer und ihr frischer Jugendmuth gebrochen war vom vergeblichen Wünschen, Hoffen und Harren, dann war es Zeit für ihn, mit seiner treuen Anhänglichkeit, seiner unermüdlichen, stillen Verehrung aus der Ferne hervor zu treten und sich ihrer schönen Hand zu bemächtigen.

O, das Leben ist in der Hand des Klugen ein viel weniger spröder Stoff, als man glaubt, und gestaltet sich oft darin zu den überraschendsten Gebilden, — aber da mußte eine „hohe Hand" hineingreifen und ihm unerwartet die fast schon gesicherte Beute entführen.

Tiefer Abendfrieden lag auf dem Kirchenplatze. Der See blinkte matt, wie tagesmüde, herauf, die altershohle Linde vor der Kirchthüre streckte die knorrigen, kahlen Aeste regungslos in das milde Blau, fast als habe sie, die älteste auf dem Platze, soeben den Abendsegen gesprochen und die junge Trauerweide, die wie mit wallendem Kinderhaar über der Sakristei niederhing, lispelte das Schlußgebet.

Splitterkopf hatte nicht Auge für sie, nicht Ohr für ihre Sprache, er schlüpfte eiligst durch die kleine Thür der Sakristei in das Innere der Kirche und fuhr im Aerger der Enttäuschung zurück, denn um den Altar herum hantirten noch immer die beiden überlangsamen Alten, jetzt gerade in ein wichtiges Gespräch vertieft und die Arbeit ganz ruhen lassend. Der Zorn stieg in dem Getäuschten empor.

„Na, macht Euch so schnell wie möglich auf die Sohlen", herrschte er ihnen zu, sich des Hammers und der Leiter im Umsehen bemächtigend, „ich werde die Arbeit für Euch fertig machen. Lauft, daß Ihr heimkommt, Eure Abendsupppe wird kalt."

„O Jeses, Herr Splitterkopf, Sie werden doch nicht allein hier bleiben wollen?" wimmerte der alte Horst.

„Warum denn nicht?" höhnte jener. „Etwa weil der alte Schwede, der hier vor dem Altar begraben liegt, mich anstiert mit dem steinernen Mönchsgesicht? Der muß doch still liegen und wird mir gewiß unterdeß kein Plaisir bereiten."

„Hu, seien Sie um des Himmelswillen still, darin verträgt man keinen Spaß", ächzte der Alte und drückte sich eiligst mit dem gleichgesinnten Kirchendiener zur Thür hinaus, doch nicht, ohne noch einmal

mit bewunderndem Kopfschütteln nach dem zurückbleibenden Helden umzusehen.

Es ist ein eigenes Gefühl, allein in einer Kirche zu sein, noch dazu, wenn der Abend hereindunkelt und in dem großen, feierlichen Raume jenes geheimnißvolle Zwielicht herrscht, das die Gegenstände ringsum nur halb verhüllt, um sie halb in den wunderlichsten Formen und Gestaltungen zu zeigen. Da könnte man glauben, die hochlehnigen Kirchstühle seien von schattenhaften Gestalten besetzt, welche einer dem menschlichen Ohr unhörbaren Predigt lauschten, während die silbernen Leuchter auf dem Altar sich wie ein Paar bleicher, gespenstischer, flehender Büßerarme zum Himmel strecken und gegenüber auf den mattschimmernden Säulen der Orgel ein blasser Gnadenschein, wie ein letzter Mahnruf des Himmels, verschwebt. Die Fenster zeigen sich noch als Halbkreis schmaler, hoher, unbeweglich stummer, abwartender Lichtgestalten, aber Schatten auf Schatten sinkt in dem inneren Raume nieder. Finsterniß ballt sich immer unheimlicher in den Winkeln und Nischen zusammen, steigt zu den hohen Wölbungen empor, zieht als der einzige, körperlose Bewohner dieser Stätte umher und wahrt den heiligen, durch keinen Laut aus der Menschenwelt gestörten Abendfrieden des Gotteshauses.

Der kleine Schreiber war mit der übernommenen Arbeit sehr bald zu Ende und schnell noch zum Orgelchor hinaufgestiegen, wo er grübelnd die dort für die Sänger und Sängerinnen aufgestellten Notenpulte betrachtete, die er eben noch zu unterscheiden vermochte. In der Mitte derselben war der Platz des Dirigenten, — Splitterkopf hätte ihm für sein Leben gern noch einen Possen gespielt, denn der junge, talentvolle Künstler war auch ein Verehrer Maries, Grund genug ihn zu hassen, — aber sonderbarer Weise wollte ihm nichts einfallen, das seiner boshaften Absicht genügte. Zum ersten Male nannte er sich selbst „einen dummen Teufel“, doch es half nichts, all sein Geist und Genie ließ ihn im Stiche, seine Gedanken schifften immer wieder in die lautlose Stille des dunkelnden Raumes hinaus, ein eigenthümliches Frösteln beschlich ihn und ein beklemmender Druck begann sich auf seine Brust zu legen, — das zitternde Gefühl der Abgeschiedenheit von allem Lebendigen.

Er hätte die Schwalben aufscheuchen mögen, welche in ihren an die Mauer geklebten Nestern hinter den staubtrüben Fenstern schliefen, ihr Flattern und Zirpen wäre doch immerhin Gesellschaft gewesen, aber eine unbestimmte Furcht begann sich in ihm festzusetzen, sein Klopfen könnte auch die gewaltige, schlafende Stimme der Orgel wecken, oder noch etwas schauerlicheres, sinnverwirrenderes. Die tiefe Stille begann förmlich eine hörbare Sprache anzunehmen, die ihm laut und lauter in die Ohren sang und summte, — von vergessen geglaubten Dingen.

Er sah die Schwalben, wie einst, um den Giebel einer kleinen Dachwohnung fliegen und hörte den fröhlichen Gesang eines Mädchens durch das blumenbesetzte Fenster. Wie oft war er damals die enge Treppe emporgeeilt, stolz darauf, daß er trotz seiner wenig ansprechenden Gestalt doch die hübsche Arbeiterin gewonnen, dann seltener und endlich gar nicht mehr. Er hatte auch die Straße gemieden, um das

blasse, vergrämte Gesicht nicht mehr am Fenster zu sehen, das Gesicht der Verlassenen. Thörichtes Mädchen, warum mußte es auch den Schwüren und Betheuerungen glauben, die jeder einmal im Rausche des Augenblickes gab und die er zu halten damals gar nicht in der Lage war und auch nicht halten wollte. Nun mühte sich die Getäuschte in harter Arbeit um das tägliche Brod, allein und mißachtet, von ihren strengen Angehörigen verstoßen.

Wie lange hatte er ihrer nicht mehr gedacht, — und jetzt tauchte ihr Gesicht so deutlich aus dem Dunkel der Kirche auf. Horch, der abgehärmte Mund sprach, aber er bat nicht für sich, sondern für eine andere, die auf einmal in ihrer jungen, reinen Schönheit neben ihr erschien: Marie!

„Rette sie! Sühne bei jener, was Du an mir verbrochen, statt hier rachgierig ihr Verderben zu belauern, reiße sie zurück von dem Abgrunde, der sie für immer von allem trennt, was ihr lieb und theuer war, von dem ehrenhaften Dache, darunter sie aufgewachsen ist. Für sie ist es vielleicht noch Zeit. — Ein mahnendes Wort, ihr hier an heiliger Stätte entgegen gerufen, es muß sie wecken aus dem Taumel, der ihre sonst so klaren Sinne gefangen hält, muß sie sich selber und den Ihrigen zurückgeben.“

Splitterkopf rang nach Athem und wischte den Schweiß von der Stirne. Sonderbar, was einem hier für Einfälle und Vorstellungen kamen, die ihm sonst ganz fremd waren. Er erstickte in dieser dumpfen Kirchenluft, draußen, im Freien würden sich diese Anwandelungen schon legen, er mußte hinaus — und eiligst tappte er die Treppe hinab, unwillkürlich so leise als möglich auftretend. Draußen konnte er ja, im Buschwerk versteckt, die Ankunft Mariens und des Prinzen abwarten oder —

Er stand wie angewurzelt, stieren Auges, mit stockenden Pulsen, — ein blasser, zitternder Lichtstreif sank zu seinen Füßen nieder, bläulich leuchtend und das Dunkel mit neuen, nebelhaften Bildern füllend.

Der Mond war aufgegangen, und so bezaubernd draußen sein Glanz auch auf Flur und Wald, auf Wasser und Bergen liegen mag, es ist ein eigenes Gefühl, allein in einer mondbeleuchteten Kirche zu sein. Allein, mit dem geheimnißvollen Lichte einer anderen Welt, in dem Bau, den kein Mensch bewohnt, den der Odem des Unerforschlichen, Unbegreiflichen zu durchziehen scheint.

Wer vermöchte in solchen Augenblicken vermessen auszusprechen, daß es nichts giebt zwischen Himmel und Erde, was der menschliche Sinn nicht zu begreifen, der Verstand nicht zu zergliedern vermag? Wer vermöchte dabei zu verharren, wenn durch die nächtliche Kirche, in welcher Stille und Mondschein ein Mysterium feiern, plötzlich Schritte ertönen, von denen man nicht weiß, woher sie kommen, wohin sie gehen. Schritte, die aus dem Schoße der Erde empor zu steigen scheinen, dumpf und langsam, leicht und doch weithin hallend, wie von keinem irdischen Fuße, und begleitet von dem gespenstischen Schleppen eines Gewandes?

Es war keine Täuschung, die Schritte ertönten wirklich und jeder einzelne drang in die Ohren des schaudernden Lauschers wie eine schreckliche, dem Grabe entstandene Stimme. Und dort, — er fühlte

jedes Haar seines Hauptes sich emporsträuben, — in dem blassen Lichtstreifen des Mondes wandelte eine Gestalt. War er denn wahnsinnig oder sollte er es werden? Eine leibhaftige Mönchsgestalt in der braunen Kutte der Franziskaner, den Leib von einem Stricke umgürtet, in den gefalteten Händen den Rosenkranz.

Näher und näher kam das schreckliche Phantom, jetzt schritt es dicht an ihm vorüber, es hob warnend den Finger gegen ihn empor, sonst regte sich kein Zug in dem steinernen Leichengesicht, lautlos verschwand es in der Finsterniß.

„Pater Wichmann!“ ächzte Splitterkopf, aber seine Lippen brachten keinen Laut hervor, seine schlotternden Glieder wagten sich nicht von der Stelle zu bewegen; er hatte das Gefühl, daß ihn die Augen des Gespenstes noch aus der Dunkelheit heraus beobachteten und daß es ihm bei der geringsten Bewegung im Nacken sitzen würde.

Zu denken vermochte er überhaupt nicht, nur fort, fort aus der grauenhaften Nähe des wandelnden Grabbewohners, zu Menschen zurück! Dies Verlangen überwog endlich die lähmende Angst, er ließ sich langsam auf den Fußboden nieder, er kroch zitternd, Schritt um Schritt, nach der Thür, öffnete sie nach vielen vergeblichen Versuchen mit seinen bebenden, kraftlosen Händen und taumelte dann schwindelnd, halb bewußtlos, ins Freie hinaus.

* * *

Professor Distelkampf hatte es sich nach dem gestörten Nachmittage in der Einsamkeit seiner Bücherhöhle nach seinem Sinne bequem gemacht. Die verhüllten Fenster schlossen vollständig die Außenwelt ab, die Studirlampe unter dem großen Schirme brannte traulich mit gedämpftem Lichte und bläulich, geheimnißvollen Scheines flackerte die Spiritusflamme unter der Kaffeemaschine, als ob ein Zaubertrank darin brodle, aber er bewährte heute seine oft erprobten Kräfte nicht. Die Feder flog nicht wie sonst über das Papier und er hielt oft inne und horchte, als ob er etwas zur Arbeit gehöriges vermisse. Aus dem Zimmer seiner „kleinen Haushälterinnen“ klang nicht wie gewöhnlich in einzelnen Tönen ihr Abendgesang herüber, — war es das? Und merkte er jetzt erst, wie viel von der lieblichen, bald ermunternden, bald beschwichtigenden Weise sich in sein Denken schlich und mit dem friedlichen Schaffen dieser Stunde verwebt war?

Auch noch etwas anderes war in ihm lebendig geworden. Er sah immer wieder Marien vor sich, wie sie mit dem ernsten Sinnen auf der Stirn zu den Wolken emporblickte, so voll Hoffnungsfülle in tiefster Hoffnungslosigkeit, daß es ihn wie eine hörbare, erhebende Stimme angesprochen hatte.

„O Jugendvertrauen, — Opfermuth, — Liebe!“ seufzte der Gelehrte. „Ist denn die Welt von Deinem Lichte so voll, daß es überquillt in die Kerker und Grüfte? Eine Fürstin möchte sie werden, um Gnade ergehen zu lassen für bethörte Unglückliche, ja, ich traue ihr die Kraft zu, das Märtyrerthum eines solchen Berufes auf sich zu nehmen, — für andere.“

Er schob die wenig geförderte Schrift zurück und holte mit einem

zaghaften Rundblicke einen unter Büchern versteckten Pack Briefe hervor. Sie waren von seiner eigenen Hand geschrieben und er wußte, daß es keine Antwort für ihn gab. Langsam entfaltete er den obersten und las:

Viktor, mein Sohn!

Für jeden der nichtssagenden Zettel, welchen ich Dir unter der Kontrolle Deiner Wächter senden darf, lege ich hier einen Brief nieder, wie ihn mein Herz mit seinem wärmsten Blute für Dich schreibt, vielleicht, daß man diese Blätter doch in Deine Hände giebt, wenn ich aufgehört habe, die Prüfung dieses Erdenlebens mit Dir zu gleichen Theilen zu tragen. Denn, mein Sohn, die Kette, welche Dich gefesselt hält, drückt auch meine Schulter wund, — ich trage getreulich das andere Ende derselben, wenn ich auch Deine Last nicht dadurch erleichtern kann. Das Gitter, welches Dich von der Welt, der Heimat und allen Ehren und Freuden des Daseins abschließt, es starrt ebenso vor meinem Fenster, wie vor dem Deinen und macht mir die Welt, in der Deine hellen Knabenaugen erloschen sind, zum Kerker. Nie hat mein Fuß Wald und Feld wieder betreten, seitdem es den Deinen verwehrt ist, draußen zu wandern, nie mein Auge sich an der Schönheit der freien Natur erfreut, seitdem sie Deinem Blick verschlossen!

So theile ich freiwillig Deine Gefangenschaft bis zu meinem letzten Athemzuge, um dann am Throne des Allverzeihenden Berufung einzulegen gegen den Spruch irdischer Richter. Harre aus, Viktor! Der Allverzeihende wird mein Opfer annehmen und die Jahre freiwilliger Gefangenschaft, die ich mir auferlegte, den Deinen zurechnen, um Deine Schuld so viel früher zu tilgen. Harre muthig aus, Viktor! Du bist noch so jung, — so jung wie sie, die in unerschütterlicher Treue an Liebe und Hoffnung fest hält und auch uns täglich von neuem dazu ermuthigt. — —

Er hielt plötzlich inne, doch kein Zweifel an Marie überkam ihn, nein, er würde jede Hindeutung darauf noch jetzt mit stolzem, zuversichtlichem Lächeln zurückgewiesen haben, was ihn bis zur tiefsten Muthlosigkeit überwältigte, war die Empfindung, daß er diese Worte doch nur zu seiner eigenen Erleichterung niedergeschrieben habe, seinen Sohn würde selbst dieser Trost nicht erreichen.

In demselben Augenblicke fuhr er erschreckt in die Höhe und breitete die Hände scheu über die Blätter aus, denn die Thür wurde mit verbotenem Ungestüm aufgerissen und in den streng respektirten Frieden seines Studir-Zimmers drang eine vor Erregung zitternde Gestalt.

„Herr Professor, ich — ich habe den Geist gesehen — Pater Wichmann — er geht wahr und wahrhaftig um in der Klosterkirche!"

„Splitterkopf", entgegnete der Gelehrte ernst, „Sie haben sich oft über diesen von mir vertheidigten Glauben belustigt, ich weiß es sehr wohl und zürne Ihnen deßhalb nicht, aber dies ist ein ungehöriger Scherz."

„O, ich habe es verdient, daß Sie mir nicht glauben", stotterte der aufgeregte Eindringling. „Ich war so undankbar, eigennützig,

schlecht. Ich höhnte in meinem Innern sogar über Sie, der sich meiner so großmüthig annahm, mit immer gleicher Güte für mich sorgte. Aber die Augen sind mir gewaltsam geöffnet, es soll anders werden, — ganz anders. Wenn Sie mir nur verzeihen können, mein Wohlthäter!"

Verwundert schaute der Professor in das veränderte Gesicht seines Schreibers, da waren freilich Hohn- und Spottlust, alle Böswilligkeit und frivole Weltanschauung herausgetrieben, wie mit unsichtbaren Hammerschlägen und nur ängstlich suchendes Bitten zurückgeblieben. Jede absichtliche Täuschung lag ihm offenbar fern.

„Es scheint Ihnen allerdings etwas außergewöhnliches begegnet zu sein, Splitterkopf, gelobt sei der Geist, der solches bewirkte", sagte sein Gönner erheitert. „Von wannen er auch kommen mag, er trägt sichtbar die Spuren des Himmels an sich."

Das Zeugniß, das der Gelehrte stets herbeigewünscht, war ihm nun unerwartet geworden: ein Lebender hatte mit eigenen Augen die Erscheinung in der alten Klosterkirche gesehen, ja, der Ungläubigsten einer, sein eigener spottsüchtiger Schreiber war durch die Begegnung mit dem überirdischen Ruhelosen vollständig verwandelt in Selbsterkenntniß und Reue, und doch glaubte der Professor nicht einen Augenblick daran, sondern beharrte hartnäckig auf Sinnestäuschung bei jenem.

Als aber der Geisterseher endlich auch herausstammelte, was ihn in die Kirche geführt und welche Gefahr über Maries Haupt schwebte, — er hatte bei seiner Flucht aus der Kirche einen geschlossenen königlichen Reisewagen im Buschwerk halten sehen und glaubte nun an eine plötzliche Entführung, — da hielt es noch bei weitem schwerer, sich dem armen Gelehrten verständlich zu machen.

Als er ihn endlich begriff, rüstete er sich stumm zum Gange in die Kirche und Splitterkopf, obgleich noch bei jedem Gedanken an das eben Erlebte von Grauen geschüttelt, wagte nicht zurück zu bleiben. Mit bitterem Schmerze sah sein Gebieter im Vorüberschreiten das Zimmer seiner „kleinen Haushälterinnen" leer, — wohin hatte sich sein Vögelchen Lilly geflüchtet, da es von der Schwelle des seinen verscheucht war? Jetzt erst fühlte er, der sich schon so beraubt wähnte, welche Güter er noch zu verlieren hatte.

Das hellste Mondlicht beleuchtete die festlich geschmückte Kirche, als er sie bebenden Fußes betrat. Lautlos durchschritt er, von Splitterkopf angstvoll auf dem Fuße gefolgt, den Säulengang, der in spitzgebrochenen Bogen das hohe Gewölbe trug, bis zum Altar. Nichts regte sich. In den Nischen schlief tiefer, schwarzer Schatten, vor ihm ruhige Mondhelle, jedes Gebild am Altar, jedes Schnitzwerk der Chorstühle, jedes Zittern der Blüten in den kranzumwundenen Säulen sichtbar, aber keine Spur von etwas ungewöhnlichem, weder das Dasein von Menschen, noch von Geistern verrathend.

Dort drüben stand hell bestrahlt der Taufstein, wo sein Knabe den Namen Viktor erhalten hatte, der Siegende, der seinem Vaterstolze damals nur schwach genügte und den das Leben so wenig bestätigte, und hier zu seinen Füßen hob sich deutlich die steinerne Platte hervor, unter welcher der Mönch gewiß in so süßer Grabesruhe schlief, als

Mutter Erde sie nur immer allen anderen müden Staubgeborenen gewähren konnte.

„Nein, die Todten stehen nicht auf, die Begrabenen kehren nie zurück, — es giebt keine wandelnden Geister“, sagte der tiefgebeugte Gelehrte in demüthiger Erkenntniß, „aber es giebt etwas hohes, vergeistigtes, was ich heute auf einer reinen Mädchenstirn leuchten sah und was nicht trügt. Ueber Marie kann nur das Edle Macht gewinnen, und selbst wenn ihr Fuß vom rechten Wege abirrt, um sich in einen Abgrund zu verlieren, wird es nur geschehen, weil ihr aufwärts gerichteter Blick das Gemeine der Erde nicht sah. Nur aus Edelsinn, um den geliebten Jugendfreund zu retten, folgt sie dem fürstlichen — Verräther, — aber, Viktor, der Preis ist selbst für Dein Leben zu theuer. In Deinem hoffnungslosen Aufenthalte würdest Du zuerst mit mir Berufung dagegen einlegen. — Gieb sie uns zurück, himmlischer Vater! Wenn wir an der Größe unseres Verlustes unsere Irrthümer, Fehler und Schwächen ermessen sollen, so werde ich nie die herbe Lehre dieser Stunde vergessen. Aber erbarme Dich ihrer rathlosen Jugend und Unschuld, die nur aus Liebe fehlte, — gieb sie uns zurück.“

Er hielt lauschend inne, während sein Begleiter sich schleunigst hinter einer Säule zu verbergen strebte, — denn horch, jener geheimnißvolle Schritt ertönte von neuem, die Stille erschütternd und fest und elastisch die Länge der Kirche bis zum Altar durchmessend. Näher und näher kam die hohe, dunkle Gestalt, — immer deutlicher erkennbar, — jetzt schritt sie dicht an dem athemlosen Lauscher vorüber, aber es war nicht der Mönch. Wohl war jene in einen braunen Reisemantel gehüllt, aber in keine Franziskanerkutte, in den Händen hielt sie ein schmalgefaltetes, weißleuchtendes Papier, aber keinen Rosenkranz. Hatten Ort und Stunde wirklich so täuschend auf Splitterkopfs klugen Sinn eingewirkt? Diese ungebeugten Schultern, dieser hochgetragene, jugendliche Männerkopf gehörte keinem Klosterbruder, keinem frater oder pater an und auch dem Prinzen nicht. So gehoben schritt kein Schuldiger einher, nur ein Glücklicher. Sein Gesicht war zwar bleich wie von Grabes- oder Gefängnißluft.

Der zitternde, alte Professor faßte den Pfeiler hinter sich, er sah nichts mehr, einen Augenblick wollte es Nacht vor seinen Augen werden, aber er hielt sie mit krampfhafter Festigkeit auf jene Gestalt gerichtet, die, starr über ihn fortsehend, ohne ihn zu bemerken, den Blick auf das Orgelchor geheftet hatte und, als würde sie von dort aus magnetisch angezogen, zu demselben empor stieg.

Ging da oben die Sonne auf? Ein röthlicher Schein verbreitete sich vom Chor aus wie steigendes Morgenlicht und gleichsam von der Berührung des Lichtes geweckt, begann die Orgel zu klingen in leise anschwellenden Akkorden.

Licht und Musik! Wie zwei schöne, verklärende Cherubsgestalten zogen sie Hand in Hand durch den weiten Raum, ihn erfüllend bis in die höchsten Wölbungen und, als seien diese noch zu eng, weiter in die Nacht hinaus schwebend. Und ebenso sprengten die Gefühle des im Innersten ergriffenen Hörers die enge Haft seiner Brust und brachen in einem Thränenstrome aus seinen Augen.

Auf dem Orgelchor stand jetzt hell beleuchtet Marie, an ihre Seite

geschmiegt Lillys strahlendes Kindergesicht, doch wer befand sich an der anderen? Wer war die stattliche Jünglingsgestalt, die ihr Glück eben so ungebeugt trug, wie vordem ihr Leid, deren trotziges Lockengekräusel die Kerkerluft nicht geglättet hatte, so wenig, wie sie von der gebleichten Wange den wohlbekannten Riß aus der fröhlichen Burschenzeit zu verwischen vermochten. O, und die alten, hellen, treuen Knabenaugen, die nicht hinter dumpfen Mauern erlöschen sollten! —

„Mein Sohn!" rief der weinende alte Mann und hob die gefalteten Hände empor. „Bei Gott ist kein Ding unmöglich, — die Todten stehen auf, — mein Sohn!" —

„Durch königliche Gnade dem Leben und Ihnen wiedergegeben", sagte eine frohbewegte Stimme hinter ihm und Prinz August trat an seine Seite. „Aber nicht mir haben Sie dafür zu danken, sondern jenem hochherzigen Mädchen dort, das in ihrem vor kurzem eingereichten Bittgesuche die rechten Worte fand, meines königlichen Neffen Herz zu bewegen. Ich war nur bei Gelegenheit des Festes der Ueberbringer dieser Gnadenbotschaft und konnte es mir nicht versagen, sie der schönen Bittstellerin zuerst mitzutheilen.

Ja, wir hatten unser Geheimniß vor Ihnen, Herr Professor, denn ihre Tochter hatte mir zugestimmt, erst mit dem Befreiten hier in der Kirche zusammen zu treffen, ehe sie Ihnen denselben zuführte. Er kam in meinem Reisewagen unlängst hier an, aber es wurde später, als wir glaubten, und so haben Sie uns überrascht, wie jetzt gleichfalls die Betheiligten bei der letzten Musikprobe."

Wortlos lehnte noch immer der Gelehrte an dem Pfeiler, geblendet von der Glückserkenntniß, die stürmisch durch sein verwirrtes Empfinden drang und so groß war, daß er sich zuerst nicht einmal der Beschämung über das dem Prinzen zugefügte Unrecht bewußt wurde. Der Sohn war ihm zugleich mit Marien zurückgegeben und dies Kind hatte vollbracht, was ihm zu schwer, ja unausführbar schien. Ihre junge, schuldlose Stimme hatte sich ohne Furcht zum Throne erhoben und Erhörung gefunden.

Und nun trat auf dem Orgelchor der junge Musiker an sein Pult, den Taktstock erhebend, die Stimmen der versammelten Sänger und Sängerinnen fielen ein und wie ein feierlicher, siegender Sturm brauste es durch die Kirche:

Lobet den Herrn, den mächtigen König der Ehren!

* * *

Glockengeläut, goldener Sonnenschein, süße Frühlingsluft, festlich geschmückte Menschen und Häuser überall in der alten Lindenstadt. Das hundertjährige Kirchenfest verlief von Anfang bis zu Ende in der glänzendsten und würdigsten Weise und erhielt noch eine besondere Weihe durch die königliche Gnade, die der gütige Monarch seiner Stadt erwies, indem er einem verirrten Sohne derselben die Rückkehr gestattete, was jeder der wackeren Märker als eine ihm persönlich zutheil gewordene Auszeichnung empfand.

Aber kaum war die Feier beendet, als sich mit unglaublicher Schnelligkeit das Gerücht verbreitete, der Geist Pater Wichmanns habe

nicht versäumt, sich bei einer so außerordentlichen Veranlassung wieder in der Klosterkirche sehen zu lassen. Diesmal könne seine Erscheinung gar keinem Zweifel unterliegen, da der Spötter und Freigeist Splitterkopf selbst bei der Ausschmückung warnend von ihm heimgesucht und vollständig durch ihn bekehrt sei. War der kleine Schreiber deßhalb so ängstlich und verändert in der Kirche zum Feste erschienen, an der Seite der armen, mißachteten Arbeiterin, die er heimzuführen erklärte, sobald er mit Hilfe seines gütigen Professors erst zu besserem Brode gekommen sei?

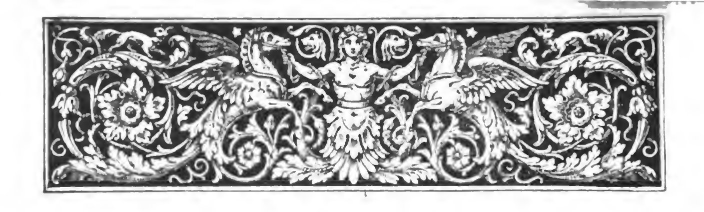
Und hatte dieser über das Glück der Heimkehr seines Sohnes die alte „Gelehrtenschrulle“ in Betreff des Geistes vergessen, da er laut verkündigte, er glaube durchaus nicht an die Erscheinung, sondern sei fest überzeugt, daß sein Schreiber einer Sinnestäuschung unterlegen wäre? —

Möge dem nun sein wie ihm wolle und es dem Leser überlassen bleiben zu entscheiden, ob er die in der alten Lindenstadt populäre Annahme festhalte, daß ein direkt dem Grabe entstiegener Bewohner wie vor Jahrhunderten die Klosterkirche durchwandelt habe, oder lieber zu glauben geneigt sei, der Verstand des klugen Splitterkopfs wäre vollständig von der Macht der Umstände überwältigt, — gewiß blieb nur, daß der Geist Pater Wichmanns versöhnt war und nicht wieder in der alten Klosterkirche erschien.

Möge er friedlich schlafen und mit ihm einst alle hier Betheiligten jetzt Glücklichen, in der süßen Grabesruhe der Mutter Erde,

> Nach der wir alle streben,
> Wenn uns das Leben erst gelehrt,
> Wie schwer es ist zu leben.





Talleyrand.

Von Dr. Gustav Kleinert.

Es geht vielen berühmten Leuten ähnlich wie Darwin. Man ist davon überzeugt, daß sie „sehr berühmt" sind und kennt von ihnen außer der Umwälzung im allgemeinen, welche sie auf ihrem wissenschaftlichen oder sonstigen Gebiete hervorgebracht haben, nur einige Schlagworte. Bei Darwin ist es das vielgehetzte „Der Kampf ums Dasein", bei Talleyrand das bis zum Ueberdruß citirte „Die Sprache ist erfunden, um die Gedanken zu verbergen". Es dürfte daher manchem nicht unwillkommen sein, wenn wir uns in folgendem etwas eingehender mit diesem Manne beschäftigen. Wenn übrigens Talleyrand trotz seiner bedeutenden Persönlichkeit etwas in den Hintergrund des allgemeinen Interesses gedrängt worden ist, so ist das eigentlich nicht so verwunderlich, da sich ja ein Mann wie Napoleon der Erste selbst im Vordergrunde befand. Wenn daher Talleyrand trotzdem zur selben Zeit eine einflußreiche Rolle gespielt hat, so muß uns schon dieser Umstand allein für den Mann einnehmen. Außerdem hat die Persönlichkeit Talleyrands als Diplomat, ohne ihn im übrigen mit Bismarck vergleichen zu wollen, manche Aehnlichkeit mit diesem Staatsmanne, wie z. B. das zielbewußte Streben des Erreichbaren. Sie sind beide Männer der Opportunität, das war früher mal ein Tadel, ist es aber jetzt schon lange nicht mehr. In ihren Mitteln, das Erreichbare zu erstreben, gehen sie allerdings weit auseinander. Talleyrand gehörte, um es kurz zu sagen, zu den Männern, die die Umstände benutzen, aber sie nicht schaffen: Sie denken selten an das, was im Prinzip das Rechte, als was im Moment das Beste ist. Um dieses vorurtheilslose Vorgehen vor sich selber zu rechtfertigen und den Mann der That vor dem Manne des Wortes zu vertheidigen, pflegte Talleyrand zu sagen: „Gewiß, nichts gethan zu haben, ist ein schrecklicher Vortheil, aber man muß ihn nicht mißbrauchen."

Moritz Talleyrand de Perigord, geboren am 2. Februar 1754, stammte aus einem der ältesten Geschlechter Frankreichs. Seine Eltern, die am Hofe lebend sich gegenseitig wenig um einander kümmerten,

kümmerten sich natürlich um den Sohn noch viel weniger. Ihre Abneigung wurde sogar zur Kälte, weil er hinkte. Man erzählt, daß seine Wärterin ihn habe fallen lassen und er seit dieser Zeit auf einem Fuße lahmte. Sainte-Beuve dagegen behauptet, daß das Hinken in der Familie periodisch gewesen sei. Gleichviel, er war für den Hof nicht zu gebrauchen, wurde für die Kirche bestimmt und seines Erstgeburtsrechts enthoben. Ob er zu einem kirchlichen Würdenträger Neigung oder Talent hatte, danach wurde nicht gefragt. Seine Sympathien für die kirchliche Carrière waren sehr gering, aber Talent besaß er eben zu allem, und so hatte er es denn durch letzteres, aber auch wohl etwas durch Familieneinfluß, schon im Jahre 1780 zum Generalagenten — das Wort hat heute einen etwas komischen Beigeschmack — des französischen Klerus gebracht, dem — dem Agenten nämlich — die Verwaltung der Einkünfte der Geistlichkeit oblag. Da er indessen kein Heuchler war wie alle diejenigen, die mit einer scharfen Zunge zur Welt gekommen sind, die Mißachtung der Kirche und seines Standes offen zur Schau trug und wie ein Weltmann, ein bonvivant lebte, dem man allerhand profane Witzworte und Abenteuer nachsagte, so wollte anfangs Ludwig XVI. ihm die vakante Stelle als Bischof von Autun nicht geben. Er erhielt sie erst im Jahre 1789, als sein Vater auf dem Sterbebette den König darum bat. Also im Jahre 1789, dem ersten Jahre der großen französischen Revolution, wurde Talleyrand zum Bischof ernannt und vom Papste bestätigt. Aber auch als Bischof änderte Talleyrand nichts an seinen Lebensgewohnheiten und spielte als geistreicher Lebemann in den Soiréen der Madame du Deffant, Geoffrin, von Helvetius und Holbach eine hervorragende Rolle. Das fiel sogar damals, wo fabelhafter Glanz und Verschwendung gepaart mit dem elegantesten, göttlichen Leichtsinn an der Tagesordnung war, einigermaßen auf. Indessen Talleyrand schien der Ansicht zu sein, daß die Gesellschaft, die ihn wider seinen Willen und seine Neigung zum Priester gestempelt habe, auch die Verantwortung dafür tragen müsse. Das war ehrlich, wenn auch etwas frivol. Aber die Frivolität gehörte damals zum guten Ton, und jeder Mann will aus seiner Zeit heraus beurtheilt werden. Die Gesellschaft wußte sich denn auch mit dem Bischof, der den Don Juan trotz seines lahmen Fußes zu spielen verstand, was sein Vater gewiß nicht bei ihm vermuthet hatte, gut abzufinden, indem sie ihn nicht nur in seiner Doppelrolle acceptirte, nein sogar für ihn schwärmte. Laclos, der Verfasser der „**Liaisons dangéreuses**“, einer seiner Beurtheiler, schildert uns um diese Zeit seinen Charakter folgendermaßen: „Amenes (unter diesem Namen führte er ihn ein) hat bezaubernde Manieren, die selbst die Tugend verschönern würden. Was ihm Erfolge verschafft, ist sein tüchtiger Verstand. Er beurtheilt die Menschen mit Nachsicht, die Ereignisse mit Gemüthsruhe und beweist in allem die Mäßigung, welche den echten Philosophen kennzeichnet. Er bildet sich nicht ein, an einem Tage großen Ruhm zu gewinnen, aber er wird alle seine Ziele erreichen, weil er stets die Gelegenheiten zu benutzen versteht, die sich denen, welche das Glück nicht im Sturme erreichen wollen, von selbst darbieten.“ — Talleyrand war damals 35 Jahre alt, mit langem, ovalem Gesicht, lebhaften Augen, Lippen von jenem eigenthümlichen,

spöttischen aber nicht bösartigen Gepräge und etwas aufgestülpter, feiner Nase. „Er kleidete sich, sagt einer seiner Zeitgenossen, wie ein Geck, dachte wie ein Deïst und predigte wie ein Heiliger.“ Er liebte keine geregelte, schablonenmäßige Thätigkeit, arbeitete 'mal tagelang gar nichts, ja stand sogar nicht einmal aus dem Bette auf, um dann wieder Tage und Nächte lang hintereinander zu arbeiten. „Freundlich gegenüber dem Bescheidenen, stolz gegen die Hochmüthigen, war er nicht sehr pünktlich im Bezahlen seiner Schulden, aber freigebig mit Versprechungen.“ Das übliche Brandmal der Parvenüs: kriechend nach oben und brutal nach unten, kann ihm niemand aufdrücken. Seine erbittertsten Feinde haben das nicht gewagt.

Daß ein Mann wie Talleyrand in der französischen Revolution eine Rolle spielen mußte, kann uns nicht weiter auffallen. Es kann uns nur auffallen, zu welcher Partei er sich schlug. „Was ist der dritte Stand, sagt Sieyès in einer seiner berühmten Reden, nichts; was will er werden, alles.“ Und er wurde in der That alles. Talleyrand, obwohl Aristokrat, sah das ein; er erkannte, daß die Zeit des dritten Standes herannahte und hielt sich daher von vornherein zu ihm. Das war zum größten Theil Klugheit und Berechnung, ohne Frage, aber zum Theil wurde er auch aus Rache gegen seinen eigenen Stand, der ihn für einen Höfling nicht würdig erachtet hatte, in das Lager des dritten Standes hineingetrieben. Wie wir das später auch bei Mirabeau sehen, ist die französische Revolution von Aristokraten gemacht worden, die mit ihrer Sippe zerfallen waren: Es war bei ihnen nur zur Hälfte Ueberzeugung, zur andern Hälfte ein Akt der Rache. Der dritte Stand war im Jahre 1789 sogar noch im Jahre 1790 so zahm, daß er sich von den Feudalen alles bieten ließ, wie er das seit Jahrhunderten gewohnt war. Ohne die mächtige und überzeugende Anregung der Männer aus dem feindlichen adeligen Lager, wäre die Revolution im Sande verlaufen. Die ganze französische Revolution ist wie alles in der Welt eigentlich eine Geldfrage. Der Adel und die Geistlichkeit trugen zu den Lasten des Staates nichts bei. Das wollte nun nicht länger mehr so weiter gehen. Anstatt sich nun mäßigen Anforderungen zu fügen, verloren diese beiden bevorzugten Stände lieber alles. Sie fingen an zu handeln und Kompromisse zu schließen, bis es zu spät war. Das juste milieu, das moderirte Laviren nach beiden Seiten hat in bewegten Zeiten noch niemals zu etwas vernünftigem geführt: Denn diejenigen, — in unserm Falle — welche verlieren sollen, können sich nicht dabei beruhigen, daß ihr Verlust gar nicht so bedeutend sei, und diejenigen, welche gewinnen sollen, wollen nur einen ordentlichen Gewinn. Man verständigte sich nicht, und beide Stände, Adel und Geistlichkeit, gingen zugrunde, zu Nutz und Frommen des dritten Standes, der sich die Augen rieb und wunderte, daß er auch da sei und mit einem Male mitreden dürfe. Die Regierung rief den dritten Stand als Bundesgenossen herbei, um die beiden andern zum Zahlen zu zwingen. Und es fanden sich denn, wie wir gesehen haben, bald einflußreiche Leute, welche nicht müde wurden, dem dritten Stande zu sagen, daß er keine Null mehr sei. Das sah dieser dritte Stand infolge dessen denn auch ganz allmählich, wenn auch etwas ängstlich ein, und dieses „zur Einsicht kommen“

nennt man die große französische Revolution. Die Regierung, welche von ihrem Standpunkte aus sehr schlau verfuhr, wollte vom dritten Stande nur die Geldfrage regeln lassen und ihn dann wieder gehen heißen. Das wäre ihr auch gelungen, die Stände hätten sich in ihren eigenen Debatten über Stimmrecht und dergleichen verblutet, wenn nicht Mirabeau, Sieyès und Talleyrand aufgetreten wären und zwischen den streitenden Parteien vermittelt hätten. Mirabeau war es, der den dritten Stand fast dazu zwang, sich für die Repräsentanten der französischen Nation zu erklären und mit dem Adel unterhandelte, während Talleyrand ein Verständniß des Klerus mit den neuen Volksvertretern zustande zu bringen suchte. Die Ständeversammlung nannte sich jetzt Nationalversammlung. Und warum führten diese Unterhandlungen, Vermittlungen und Kompromisse zu keinem Ergebniß, warum entwickelte sich die revolutionäre Bewegung langsam aber sicher? Weil es ein Unding ist, eine alte Gesellschaft lediglich durch neue Gesetze in eine neue Gesellschaft verwandeln zu wollen; weil langjährig eingefleischte Gewohnheiten und Gebräuche sich nicht wegdekretiren lassen; weil ein Volk erst bis zum Ersticken sich von gewohnheitsmäßigen, wenn auch noch so krassen Uebelständen überzeugen muß, ehe es sie von selbst abschüttelt; weil die große, breite Volksmasse in ihrer stetigen Bewegung nach vorwärts sehr schwerfällig und unbeholfen ist. Durch Gesetze, Beschlüsse und Dekrete allein entsteht aber nur ein elendes Flickwerk und muß sich in der Folge auch als solches bewähren. Das geht dann noch eine Zeit lang so weiter, innerlich gährend bei scheinbar ruhiger Oberfläche, bis der Sturm losbricht und es dann **tabula rasa** heißt. Was bedeutet dann der Buchstabe, das Wort: die Menschenrechte stehen auf dem Papier, aber die lettres de cachets auch. Fort mit ihnen, geschrieben steht: im Anfang war die That. Das ist dann das allgemeine Losungswort. Und daß man dann unter dieser Devise so häufig oder immer über das Ziel hinausschießt, wer wird sich darüber wundern?

Doch jetzt wieder zu Talleyrand und dem Jahre 1789 zurück. Es ist kein Zweifel, als Talleyrand, der Bischof von Autun, den Vorschlag machte, der Staat solle sich in seiner großen Finanznoth die Güter des Klerus aneignen, um diesen mit einem angemessenen Gehalt zu entschädigen, daß er das that, weil er von dessen Besitznahme über kurz oder lang doch überzeugt war und — weil er sich dadurch populär zu machen glaubte und eine einflußreiche Stellung zu gewinnen hoffte. Das sind die beiden Momente, die wir im Leben Talleyrands bei jeder wichtigen Begebenheit wiederfinden. Es ist eben sein Grundsatz, das für den Staat im Moment Nützliche mit dem ihm persönlich Angenehmen zu verbinden. Und das ist denn doch immer noch etwas edler als das Prinzip mancher Leute in ähnlicher Lage, nur an das Nützliche und Angenehme für ihre werthe Person allein zu denken. „Ce qui détermine la volonté c'est l'inclination et l'intérêt.“ In diesem Ausspruch Talleyrands ist dieser Grundsatz in seiner Allgemeinheit ausgesprochen. Sein Antrag wurde am 2. November 1789 von der Nationalversammlung angenommen, obwohl nur ein Drittel der Geistlichkeit sich diesem Beschlusse unterwarf. Jedenfalls hatte der Bischof von Autun pekuniär gerade so viel dabei zu

verlieren als jene renitenten zwei Drittel. Und dennoch plaidirte er dafür mit allen Mitteln der Beredsamkeit, die ihm zu Gebote standen. Er sagte bei dieser Gelegenheit: „Die Zeit für verwickelte, mit Kunst und Gelehrsamkeit ausgearbeitete Finanzpläne ist vorbei, die nur ersonnen sind, durch vorübergehende Hilfsmittel die unvermeidlich eintretende Krisis zu verschieben. Alle Kunstgriffe des Verstandes und der List sind erschöpft. Für die Zukunft muß Redlichkeit an die Stelle des Genies treten. Neben die Klarheit unserer Noth muß die Klarheit ihrer Abhilfe treten." Man sieht, dieser Mann machte sich keine nebelhaft-hoffnungsvollen Illusionen, er war wirklich Herr der Situation. — Am 31. Januar 1790 erklärte sich ferner der Bischof von Autun, der geborene Aristokrat, zu Gunsten eines Antrages, den Juden das französische Bürgerrecht zu ertheilen, was allgemeine Entrüstung hervorrief. Man sieht also ferner, daß dieser Mann trotz seiner Geburt und trotz seines Standes — und das ist wahrhaftig nicht wenig — die ihn konsequent auf Seite der „allgemeinen Entrüstung" hätten drängen müssen, frei war von jeglichem Vorurtheil seiner Zeit und das Wort Toleranz nicht nur als Redensart im Munde führte. Trotzdem er sich wegen dieses liberalen Vorgehens bei allen Parteien mißliebig gemacht hatte, wurde er dennoch am 16. Februar zum Präsidenten der Nationalversammlung gewählt, obwohl er Sieyès zum Mitbewerber hatte. Bei dem Feste am 14. Juli, zum Andenken an die Erstürmung der Bastille, weihte Talleyrand die Fahne Frankreichs. Da saßen sie noch alle einmüthig beisammen: der erbliche Herrscher von Frankreich, die schöne Antoinette, der neue Präsident, der eitle aber ehrliche Lafayette, der geniale Mirabeau, der Adel, die Geistlichkeit und die große Masse des dritten Standes. Kein Mensch in der ganzen Menge von oben bis unten dachte an diesem Tage daran — man hätte einen solchen Denker einfach für einen Narren erklärt — wie es möglich werden konnte, daß kaum 3 Jahre später König und Königin auf dem Schafott starben, die Zügel der Regierung in die Hände der Jakobiner geriethen und daß Talleyrand sich in die Verbannung begeben mußte mit dem Titel eines Verräthers der Freiheit, einer Freiheit, für welche er die Vorurtheile seiner Kaste, die Zuneigung seiner Familie, die Ehren und Reichthümer seiner Genossen geopfert hatte. Es ging ihm also nichts besser als denjenigen, welche die alten, verbrieften Rechte der Feudalität bis auf den letzten Buchstaben vertreten und vertheidigt hatten.

Dadurch nun, daß eine Menge höherer Geistliche sich weigerten, die Kirchengüter als Staatsgüter eidlich anzuerkennen und sich mit einem entsprechenden Gehalt zu begnügen, wurden viele hohe Stellen frei, unter anderen auch diejenige des Erzbischofs von Paris. Da die der Regierung feindliche Partei fürchtete, Talleyrand möchte sich um diese Stelle bewerben, erschien im „Chronicle" ein gehässiger Artikel gegen ihn, in welchem seine sämmtlichen Fehler und Schwächen, auch die persönlichsten, aufgezählt wurden. Hiergegen schrieb Talleyrand in demselben Blatte eine Erwiderung, in welcher er unter anderem ausführte: „Man hat mir vorgeworfen, daß ich kürzlich in einem öffentlichen Spielhause 60—70,000 Frank gewonnen habe. Die Wahrheit ist, daß ich im Laufe von zwei Monaten die Summe von

etwa 30,000 Frank gewonnen habe, nicht in einem öffentlichen Spielhause, sondern in Privatzirkeln. Ich führe hier die Thatsachen an, ohne sie rechtfertigen zu wollen. Die Leidenschaft für das Spiel hat sich in bedenklicher Weise verbreitet. Ich hatte niemals Geschmack daran und mache mir um so mehr Vorwürfe, daß ich seinen Lockungen nicht widerstand. Ich tadle mich als Privatmann und noch mehr als Gesetzgeber, der überzeugt ist, daß ein wiedergeborenes Volk die ganze Strenge der Moral wieder gewinnen muß und daß die Aufmerksamkeit der Nationalversammlung sich gegen dieses Laster richten muß. Ich verurtheile mich also selbst, und es macht mir Befriedigung es zu bekennen: Denn seitdem die Herrschaft der Wahrheit gekommen ist, muß man auf die unmögliche Ehre fehlerlos zu sein verzichten; und die edelste Weise seine Fehler zu bessern besteht darin, daß man den Muth hat sie zu erkennen."

Talleyrand, Bischof von Autun.

Ein sonderbareres Schriftstück ist wohl selten von einem Bischof unterzeichnet worden. Was übrigens den Inhalt anbetrifft, so würde derselbe heutzutage im Reichstage vorgetragen noch äußerst aktuell sein, denn man spielte damals vielleicht nicht mehr, nicht höher und nicht leidenschaftlicher als heutzutage. Kurz nach dem Erscheinen dieser Vertheidigung starb Mirabeau und an seinem Sterbebette stand Talleyrand. Beide Männer verfolgten in politischer Hinsicht dieselben Ziele, obwohl sie ganz grundverschiedene Charaktere waren. Aber beide waren aus denselben Gründen in ihre politische Richtung gedrängt worden. Von ihrer Kaste und ihren Eltern verlassen, hatten sie sich als Vertreter des dritten Standes wählen lassen, um auf dem Wege der Opposition zu Macht und Ansehen zu gelangen, tout comme chez nous. „Tribun aus Berechnung, Aristokrat aus Neigung", das mag auf Mirabeau gelten, auf Talleyrand hat es in dieser schroffen Form keine Berechtigung. Da es Talleyrand nicht für der Mühe werth hielt, wenigstens äußerlich des lieben decorums halber ein der Kirche wohlgefälliges Leben zu führen, der beste Beweis, daß er nie daran gedacht hatte Erzbischof von Paris zu werden, sondern lediglich eine politische Rolle spielen wollte, wurde er am 1. Mai 1791 vom Papste von allen Funktionen seines Amtes als Bischof suspendirt und exkommunizirt. Er nannte sich seitdem einfach M. de Talleyrand, unter welchem Namen er am bekanntesten ist. — Vier Wochen später fand der vereitelte Fluchtversuch des Königs statt, durch welchen Ludwig XVI. sich allen Eventualitäten entziehen wollte. Von diesem Zeitpunkte an war die Stellung des Königs, welcher offenkundig mit den Fürsten des Auslandes gegen Frankreich konspirirt hatte, unhaltbar. Talleyrand war schon damals der Ansicht, daß ein neues Oberhaupt mit einer Konstitution dem Lande am besten fromme, daß mit dem alten Königthum, das an unbedingten Gehorsam, beschränkten Unterthanenverstand und lettres de cachets gewöhnt sei, nicht zu unterhandeln wäre, daß dieses eine neue Zeit nicht begriff und nie begreifen könnte. Jedoch hielt sich Talleyrand noch in abwartender, lavirender Stellung und sprach sich zu Gunsten keiner Partei offen aus. Da wurde die Nationalversammlung aufgelöst, und eine gesetzgebende Versammlung gewählt, zu welcher kein altes Mitglied Zutritt

hatte. Talleyrand jetzt als politisch unthätiger aber scharfer Beobachter bemerkte bald, daß die gemäßigten Parteien, mit denen er sympathisirte, von den radikalen Parteien, vornehmlich der Bergpartei, in den Hintergrund gedrängt wurden, daß die Periode der vernunftgemäßen, das Erreichbare erstrebenden, liberalen Reorganisation des Staates vorüber sei und die Partei des Biegens oder Brechens in den Vordergrund trete. Er erkannte bald das Unheimliche der Situation und das Unvermögen des Einzelnen außerhalb der Versammlung Stehenden, mäßigend und versöhnend einzutreten und zog sich — das war zwar nicht heroisch aber äußerst verständig — Ende Januar 1792 nach London von dem unheildrohenden Pariser Boden zurück.

Talleyrand benahm sich in England sehr vorsichtig: Er war wortkarg, förmlich, beobachtend in der Oeffentlichkeit, aber dafür desto lebenslustiger in Privatzirkeln. Anfangs war man wie überall so auch in England der französischen Revolution günstig gestimmt, und so lange fand auch Talleyrand in England eine freundliche Aufnahme. Als aber der Pöbel in Paris die Herrschaft immer mehr an sich riß, gingen diese Sympathien bald verloren. Infolge dessen mußte Talleyrand, der mit Danton und anderen hervorragenden Männern in Paris immerhin noch einige Fühlung hatte — dieser Punkt ist nicht ganz klargestellt — England verlassen. Er ging mit einem Empfehlungsschreiben des englischen Ministeriums an Washington nach Amerika. Als die Schreckenszeit vorüber war, trat Talleyrand in Paris wieder in Erscheinung. Vorsicht ist allerdings nur nach Falstaff der bessere Theil der Tapferkeit, indessen wer kann es Talleyrand verdenken, wenn er den wild gewordenen, fanatischen Leuten in Paris nicht zum Opfer fallen wollte. Die politische Konstellation war ihm sehr günstig. Er bot dem Direktorium seine Dienste an. Wozu war er sonst nach Paris gekommen? Das Direktorium nahm sein Anerbieten mit Freuden an. Denn die Männer aus dem Volke, die sich allmählich beim Lenken des Staatsschiffes etwas unsicher fühlten, waren froh, daß eine bewährte, politische Kraft aus dem ältesten Adel sich ihnen anschloß. Und der theils in der Verbannung lebende, theils sich Frankreich wieder nähernde Adel war ebenfalls froh, daß einer der Ihrigen wieder etwas zu sagen habe im Lande. Und die Damen — o welche Rolle spielten zur Zeit des Direktoriums die Damen, nachdem man eine so lange, bange Zeit, statt sich an der geistreich-pikanten Konversation einer Soirée zu ergötzen, die blutigsten, schändlichsten Orgien gefeiert hatte — freuten sich ebenfalls närrisch, daß doch 'mal wieder ein anerkannt geistreicher Mann in ihren Zirkeln glänzen würde, ein Mann nicht von gestern, wie die meisten jetzigen Machthaber, sondern eine alte bewährte Kraft, ein Mann, der zwar auch den modernen, liberalen Ideen huldigte, aber doch nicht zu den Königsmördern gehörte. Talleyrand sah übrigens bald genug ein, daß auch das Direktorium sich nicht lange werde halten können, und richtete danach seine Taktik ein, indem er sich sofort an Barras anschloß. Beide Männer waren sich längst darüber klar, daß die jetzige Regierung Frankreichs keine langsam und logisch aus den Verhältnissen heraus entwickelte, sondern eine künstlich aufgepfropfte war. Das Volk war der vielen Regierer und Experimentenmacher müde. Es wollte sich nichts mehr

vorreden und anpreisen lassen, sondern sehnte sich nach einem Manne der That. Der 18. Brumaire brachte ihnen einen solchen Mann der That, und Talleyrand, der aalglatte Diplomat und Opportunitätsmann war einer der ersten, der sich Bonaparte anschloß und ihn als den Mann der Zukunft erkannte. Er selbst war — das wußte er ganz genau — kein Mann der That, sondern ein Diplomat, ein Projektenmacher, ein Unterhändler, ein Vermittler, ein politischer Schachspieler, der die Umstände, Konjekturen und gegebene Thatsachen zu benutzen und bis in seine letzten Folgerungen auszunutzen verstand. Und einen solchen Mann konnte Bonaparte, der wieder für solche Dinge gar kein Verständniß hatte, dessen Werth aber nicht unterschätzte, ebenfalls gebrauchen. Er wußte sehr wohl, daß ein Staatswesen (wie ein industrielles Unternehmen) nicht nur eines technischen, sondern auch eines kaufmännischen Leiters bedurfte. Da Talleyrand außerdem wesentlich dazu beigetragen hatte, die Zügel der Regierung in Bonapartes Hände zu spielen, so war dieser auch schon aus dem Grunde dankbar oder klug — das ist bisweilen dasselbe — genug, ihn ebenfalls auf den Schild zu heben. Trotzdem konnte es sich Napoleon — dieser Charakterzug hat ihm seine erbittertsten Feinde verschafft — nicht versagen, Talleyrand, seinem Minister des Auswärtigen, nach seinen kriegerischen Erfolgen, besonders nach der Schlacht bei Marengo, seine überlegene Macht fühlen zu lassen. Talleyrand ignorirte derartige kleine Nadelstiche, er war überhaupt nicht aus der Fassung zu bringen, und wartete stets die gelegene Zeit ab, um sich zu revanchiren. Jedenfalls hielt es ihn nicht ab, in jeder Weise die Regierung Bonapartes zu unterstützen: „Wir haben, wiederholte er bei jeder Gelegenheit, eine Regierung zu befestigen, eine Gesellschaft zu reorganisiren. Die Regierungen lassen sich nur durch eine Politik ohne Wechsel kräftigen; und es ist nicht allein nöthig, daß diese Politik eine ununterbrochene sei, das Volk muß auch die Ueberzeugung gewinnen, daß es so sein muß. Ich halte das Konsulat auf Lebensdauer für das einzige Mittel, diese Ueberzeugung einzuflößen. Wenn man eine menschliche Gesellschaft reorganisiren will, muß man ihr solche Elemente geben, welche man in jeder menschlichen Gesellschaft findet.“ Auch für die Religion trat er mächtig ein: „Die menschliche Gesellschaft kann ohne Religion nicht gedeihen.“ Daher unterstützte er das Konkordat mit aller Kraft. Aber auch hier hatte er seine kleinen persönlichen Interessen, die er in seiner ganzen politischen Praxis nicht aus den Augen ließ. Er war also doch ein großer Egoist, gewiß; wie viele Menschen, wenn man ihre Handlungen in solcher Weise mit der Lupe betrachtet, sind das denn nicht? Kurzum er erhielt für seine religions- und konkordatsfreundlichen Bemühungen von dem Papste, der ihn exkommunizirt hatte, ein Schreiben: „An unsern sehr geliebten Sohn Karl Moritz Talleyrand“, worin in den wärmsten Worten seine Verdienste um die katholische Religion anerkannt wurden. Es wurde ihm zuerkannt, weltliches Gewand zu tragen und bürgerliche Angelegenheiten zu besorgen. Talleyrand war so frei, dieses päpstliche Breve im weitesten Sinne aufzufassen, und sah dasselbe als eine Erlaubniß an, sich unter anderem auch verheiraten zu dürfen.

Um diese Zeit wurde der Herzog von Enghien ermordet. Die Thatsachen sind bekannt. Dieser bourbonische Prinz wurde auf neutralem Gebiet in Baden ergriffen, über Straßburg nach Paris geschleppt und hier sofort nach seiner Ankunft „kriegsgerichtlich" erschossen. Es ist dies eine der ruchlosesten Thaten, mit denen Napoleon sein weites Gewissen belastet hat, um so ruchloser, als er gar keine Veranlassung hatte, den unglücklichen Prinzen weder zu fürchten noch zu hassen. Es fragt sich an dieser Stelle nur, ob und wie weit Talleyrand dabei die Hand im Spiele hatte. Nach Lanfreys Geschichte Napoleons — dieses Werk ist in jeder Hinsicht maßgebend für die Beurtheilung Napoleons — ist es als erwiesen zu betrachten, daß dieser schnöde Mord lediglich auf Napoleons Rechnung kommt, und keinen seiner Minister, nicht einmal seinem Polizeiminister Fouché daran irgend welche Schuld trifft. Napoleon, dem die Tragweite dieser That wohl etwas unheimlich werden mochte, hat später diese Angelegenheit mit raffinirter Absichtlichkeit in Dunkel zu hüllen und seine Minister hineinzuziehen gesucht. Durch diese feigen Manipulationen ist auch Talleyrand bei seinen Zeitgenossen für die That zum Theil verantwortlich gemacht worden. Es ist nämlich gar nicht abzusehen, welches Interesse er gehabt haben sollte, dabei mit im Spiele gewesen zu sein. Anders stellt sich die Frage, was Talleyrand gethan hat, um den Herzog zu retten. Da ist er allerdings nicht mit Entschiedenheit für ihn eingetreten. Es ist ihm eine gewisse Lauheit nicht abzusprechen, wenn er voraus sah, daß seine Interventionen übel angebracht waren. Aber im übrigen hat man ihn mit viel mehr Gehässigkeit als Berechtigung in diese Sache hineingezogen. Er war eben kein Mann des Entweder — Oder, er setzte nicht gern alles auf eine Karte — vornehmlich wenn es sich um sein liebes Ich handelte — sondern suchte stets zwischen dem schroffen Entweder — Oder noch einen passirbaren Mittelweg zu finden, das lag einmal in seinem Charakter oder in seiner gelegentlichen Charakterlosigkeit, wie man es nennen will. Jedenfalls steht fest, daß Talleyrand durch die Prinzessin Rohan den Herzog gewarnt hat, ehe er zu Ettenheim in Baden festgenommen und nach Vincennes geschleppt wurde. Die ganze scheußliche Prozedur in Vincennes wurde so gegen alles Erwarten beschleunigt — der Herzog kam abends dort an, das „Verhör" fand um Mitternacht statt und die Hinrichtung in früher Morgenstunde —, daß selbst der energischste und unerschrockenste Minister nicht viel hätte für ihn thun können, wenn Napoleon einmal seinen Tod beabsichtigte. Was fragte überhaupt Napoleon nach einem Menschenleben, das ihm aus irgend einem Grunde im Wege stand?

Talleyrand hätte allerdings, wenn er die Handlungsweise Napoleons nach Gebühr verabscheute, seine Stelle niederlegen müssen. Und das that er nicht: Er war eben kein Charakter, sondern ein Mann, der das eigene Wohl und das des Staates immer in das richtige Verhältniß zu setzen wußte. Als ihn ein Freund aufforderte, doch unter solchen Umständen seine Entlassung zu fordern, meinte er: „Wenn Bonaparte, wie Sie sagen, sich eines Verbrechens schuldig gemacht hat, so liegt darin noch kein Grund, daß ich mich einer Thorheit schuldig mache." Das berühmte bon mot betreffs der Affaire des

Herzogs von Enghien: „C'est pire qu'un crime, c'est une faute“ ist übrigens nicht von Talleyrand und auch nicht von Fouché. Der Ursprung ist aber nicht mit Sicherheit nachzuweisen, wie bei den meisten derartigen Aussprüchen. Diese wandern so lange von Munde zu Munde, bis sie jemandem zugesprochen werden, der sie am ehesten — hätte sagen können. So verhält es sich sogar mit dem bekannten Diktum, das ganz allgemein und unumstößlich auf Talleyrands Rechnung gesetzt wird: „La parole a été donnée à l'homme pour déguiser sa pensée.“ Es ist dies aber keineswegs sicher festzustellen. Uebrigens hat er dies Rezept als Diplomat auch keineswegs selbst angewendet, und man bekommt ein ganz falsches Bild von dem Manne, wenn man ihm dasselbe als leitendes Prinzip unterschiebt.

Am 2. Dezember 1804 setzte sich Napoleon die Kaiserkrone auf. Talleyrand fand das ganz natürlich, nachdem die Dinge einmal so weit gediehen waren. Er sagte sich: „Ein anderes System als ein militärisches ist unter den gegebenen Umständen unmöglich; man muß dasselbe daher unterstützen, und Frankreich wird durch äußere Größe für die an den Verlust politischer Freiheit reichlich entschädigt.“ — Etwas ähnliches würden sich übrigens die Franzosen ihrem Nationalcharakter gemäß zu jeder Zeit gefallen lassen. Und das ist es gerade, was Frankreich Deutschland gegenüber so gefährlich macht: Ein erfolgreicher, der Eigenliebe der Franzosen schmeichelnder Abenteurer, kann in Frankreich alles durchsetzen — für eine geraume Zeit. — Wir brauchen uns indessen über Talleyrands Billigung der Thatsachen nicht zu wundern, da sogar Fouché, der Demokrat, der Mann aus dem Volke, der Königsmörder, die Kaiserkrönung Napoleons ganz natürlich fand. Fouché, der geborene Demokrat, und Talleyrand, der geborene Aristokrat, hatten sich bis dahin feindlich gegenüber gestanden, aber sie verfolgten ein Ziel, sich einem Manne wie Napoleon gegenüber immer noch eine Stellung zu machen, und das näherte sie einander. Talleyrand, der das Regiment der Unordnung von der Schreckenszeit, wenn auch aus sicherm Port kannte, war vor allem ein Freund der Ordnung, in welcher Form sie auch auftreten mochte, selbst in der Form der Despotie. Gewiß, Ordnung mit Freiheit, das war so ein Ideal, aber Ordnung ohne Freiheit war nach seiner Meinung immer noch einer Freiheit ohne Ordnung vorzuziehen. Talleyrand suchte als Minister des Auswärtigen stets auf Napoleon einzuwirken, um seine kriegerischen Gelüste allmählich in friedlichere Bahnen zu lenken. So machte er nach dem Siege bei Ulm Napoleon ein Projekt, das nach Mignets Ansicht Europa eine bessere Zukunft bereitet und die Größe Frankreichs auf eine solidere Basis gestellt hätte, wie die Spitzen der Bajonette, aber Napoleon war kein Mann friedlicher Kulturentwickelung: Ohne Kampf und Sieg konnte er nicht leben und hatte überdies als absoluter Machthaber wenig Lust und Verständniß, die Pläne anderer ins Werk zu setzen. — In dem Kriege gegen Preußen war Talleyrand im Gefolge Napoleons vom Siege bei Jena bis zum Frieden von Tilsit. Er sah schon damals ein, daß Napoleon — damals auf dem Gipfel seiner Macht, wohlbeachtet — in einem Kampfe mit Rußland schließlich unterliegen würde und sagte zu Savary, als dieser nach der Schlacht bei Friedland äußerte, „wenn nicht binnen

14 Tagen der Friede unterzeichnet ist, wird Napoleon den Niemen passiren": „Und was soll es nützen, den Niemen zu passiren?" Talleyrand war nach dem Frieden zu Tilsit fest entschlossen nicht länger Minister zu bleiben. Er sah voraus, wie gesagt, wenn auch Napoleon noch so hoch stehe, daß es von jetzt ab nur mit ihm abwärts gehen könne. Durch neue Siege, sagte er sich, kann sein Ruhm nicht mehr erhöht werden, aber durch eine einzige Niederlage kann der Nimbus schwinden, der ihn umgiebt. Er erklärte daher Napoleon ziemlich freimüthig, daß er ihm in seiner weiteren Politik nicht mehr folgen könne. Und als Napoleon über Spanien herfiel, um auch dieses Land für seine Familie an sich zu reißen, erklärte er offen: „Man bemächtigt sich wohl einer Krone, aber nicht wie ein Taschendieb." Er gab seine Stellung als Minister auf, obwohl er sich den Zorn Napoleons dadurch zuzog. Es war klar, daß ein Mann wie Napoleon einen Mann wie Talleyrand, der mit einem Male eine eigene Meinung haben wollte und sich eine Kritik seiner Handlungen anmaßte, der eine bedeutende Stellung niederlegte, ohne daß man ihn darum ersuchte, hassen mußte, so wie er ihn früher werthgeschätzt hatte. Und wenn Napoleon einen Mann haßte, so ließ er ihn das bei jeder Gelegenheit fühlen; er war viel zu stolz dazu, um diesen Haß zu verbergen und viel zu selbstbewußt, um einen Feind zu fürchten. Nicht nur in Bezug auf Talleyrand sondern auch gegen andere Männer, die ihm wichtige Dienste geleistet hatten, zeigte Napoleon diese rücksichtslos-unkluge Seite. „Er that", sagt einer seiner Biographen, „in dieser Hinsicht etwas höchst Gefährliches und dazu ganz Unnöthiges: Er verletzte den Stolz dieser Männer auf das Empfindlichste, ohne ihre Bedeutung zu verringern; er verschaffte sich Feinde, ohne dadurch den geringsten Vortheil zu ziehen. Und nichts verzeihen Leute in hervorragender Stellung weniger als eine Demüthigung." — Napoleon war es jedoch nach dem Siege bei Wagram und der Vermälung mit Marie Luise, der österreichischen Kaisertochter, völlig gleichgiltig, ob ihn jemand liebte oder haßte, er hielt sich für einen Gott und glaubte nur noch an sein eigenes Verdienst. Auch Fouché, der keineswegs seine Unzufriedenheit so zur Schau trug wie Talleyrand, wurde entlassen; und wie sich um diesen der alte Adel Frankreichs im geheimen schaarte, so um jenen die alten Demokraten. Diese beiden Männer und im besonderen Talleyrand wegen seiner gesellschaftlichen Stellung als ehemaliger erster Minister und geschätzter Lebemann, der sich seine Soiréen etwas kosten lassen konnte, waren die einzigen, die damals noch außer Napoleon von sich reden machten und auch im Auslande noch eine gewisse Rolle spielten. Talleyrand hielt die Verbindung Napoleons mit dem österreichischen Kaiserhause nicht von seinem, sondern auch von Napoleons Standpunkte aus für einen Fehler, eine Verbindung, die einzig und allein seiner maßlosen Eitelkeit fröhnen konnte: „Man gewinnt nie etwas bei einer Politik halber Maßregeln. Wenn der Kaiser eine Verbindung mit Oesterreich eingeht, muß er Oesterreich befriedigen. Meint er denn das Haus Habsburg fühle sich durch eine Verbindung mit dem Hause Bonaparte geschmeichelt? Der Kaiser von Oesterreich wünscht die Herausgabe seiner Provinzen, die Wiederherstellung und Wiederbelebung seines Kaiserthums."

Als der russische Feldzug von Napoleon geplant wurde, sagte Talleyrand: „Ganz Europa wartet nur darauf, um nach der ersten Niederlage über ihn herzufallen.“ Nach dem Brande von Moskau zog Napoleon in seiner Bedrängniß Talleyrand wieder zu Rathe: „Der Krieg“, äußerte er zu Napoleon, „muß unter jeder Bedingung beendet werden. Unterhandeln Sie. Jetzt haben Sie noch Pfänder in der Hand, die man hingeben kann, morgen sind sie vielleicht verloren.“ Napoleon wies jedoch starrsinnig jede Vermittelung ab. Auch nach der Schlacht bei Leipzig hätte er noch einen für ihn günstigen Frieden erlangen können, wenn er Talleyrands Rathschläge befolgt haben würde: „Je rascher der Friede geschlossen wird, desto besser muß er für uns ausfallen. Die Einigkeit der Alliirten ruht nicht auf so solider Basis, wie es den Anschein hat. Auch sie haben den Krieg herzlich satt.“ Statt diesen Worten Gehör zu schenken, wurde sein Groll gegen Talleyrand, der es wagte ihm Rathschläge zu geben, die besser waren als seine eigenen, nur immer größer. — Es war ein Glück für uns, daß Napoleon sich diesen einzigen Weg, noch fernerhin in Europa eine Rolle zu spielen, selbst abschnitt. Sogar nach dem Einmarsche der Alliirten in Frankreich, und selbst während ihre Truppen vor Paris lagen, hätte Napoleon Frankreich mit der Rheingrenze noch für seinen Thron retten können, denn die Alliirten, vor allem Alexander, dachten noch gar nicht an eine Entthronung, und Oesterreich, dessen Tochter nun 'mal dem Eroberer vermält war, dachte am wenigsten daran. Aber Napoleon war für jede Eingebung seiner Rathgeber unzugänglich. Der Kaiser Alexander war nach dem Einmarsch der Truppen in Paris noch so schwankend über das was jetzt geschehen müsse, daß er bei einem persönlichen Besuch Talleyrands diesen in dürren Worten darum befragte und höchst erstaunt war als er hörte: „Man müsse mit Napoleon völlig brechen und ihn seiner Krone verlustig erklären.“ Talleyrands Einfluß auf Alexander ganz allein hat Ludwig XVIII. seinen Thron und die Restauration der Bourbonen zu verdanken. Wie wenig Ernst man trotzdem mit der Beseitigung Napoleons machte, das beweist seine — man hat keine andere Bezeichnung dafür — lächerliche Verbannung nach Elba unter Beibehaltung seines Titels als Kaiser. Es scheint fast, als wenn man ihm die Gelegenheit wiederzukommen und noch einmal die Welt in Brand zu setzen, nicht hätte gänzlich nehmen wollen. Es bedurfte wahrhaftig keines besonderen politischen Scharfsinns, um einzusehen, daß Napoleon diese Gelegenheit ergreifen würde. Ein kläglicheres Flickwerk wie diese Verbannung nach Elba ist wohl selten nach einem solchen Kriege zustande gekommen. Die Forderung deutscher Patrioten, Elsaß-Lothringen wieder zu Deutschland zu schlagen, konnte unter solchen Umständen auf wenig Gegenliebe stoßen. Man dachte in den maßgebenden Kreisen auch nur daran, möglichst schnell wieder nach Hause zu kommen und sich auf dem Wiener Kongreß gegenseitig die besten Bissen streitig zu machen. Talleyrand erkannte sofort, daß das nahe Elba kein geeigneter Ort war, um Napoleons Herrschsucht abzukühlen. Er hat daher schon zu dieser Zeit eine Insel auf den Balearen in Vorschlag gebracht.

So lag denn der große Eroberer zu Boden und der große Diplomat war noch immer auf der Höhe, ein Beweis, daß die That allein

in der Welt nicht ausreicht. Mundus vult decipi, es muß auch Diplomaten geben. Geduld, Mäßigung und Takt bei dem einen trugen den Sieg davon über dünkelhafte Verblendung und übermächtige Phantasie bei dem andern. Oder wie das Sainte-Beuve ausdrückt: „Voilà certes ce qui peut s'appeler une revanche de l'esprit sur le génie. Le bon sens avec sa béquille (Talleyrand trug einen Krückstock) a ratrappé le génie avec son vol d'aigle. Le pire pour le génie, c'est qu'il n'y a rien à répondre." Ganz schön, jedoch könnte man hierauf auch die Worte Heines anwenden: „Ich weiß es wohl, die Eiche muß erliegen, derweil das Rohr am Bach durch schwankes Biegen in Wind und Wetter stehn bleibt, nach wie vor."

Man kann indessen Talleyrand nicht im geringsten den Vorwurf machen, daß er seinen Souverain verrathen und das sinkende Schiff verlassen, denn Napoleon befand sich nach dem Frieden zu Tilsit, als Talleyrand seine Entlassung forderte auf dem Gipfel seiner Macht. „Talleyrand sagte sich los von seinem Kaiser, gewiß. Aber er that dies keineswegs im Momente des Unglücks, noch in einem Augenblicke offenbaren Herabsinkens von seiner stolzen Höhe, sondern in einem Zeitpunkt, wo für einen scharfsichtigen Beobachter eine Tendenz zu erkennen war, deren Verfolgung etwas früher oder später das Land und seinen Herrscher ins Unglück stürzen mußte, trat Talleyrand von dem Wagen herab, auf welchem der berühmte Krieger mit seinem Glücke weiter fuhr."

Am 12. April 1814 zog Talleyrand mit der provisorischen Regierung dem neuen Herrscher Ludwig XVIII. entgegen, der sich anschickte seinen Einzug in Paris zu halten. Nachdem Talleyrand einige Worte an ihn gerichtet, konnte der König vor Rührung keine rechte Erwiderung finden und sagte nur: „Herr von Talleyrand, meine Herren, ich danke ihnen, ich bin allzuglücklich. Weiter, weiter, ich bin allzuglücklich." — Talleyrand war der Ansicht, daß ein kurzer Bericht darüber im Moniteur erscheinen müsse. Jedoch könne die Entgegnung des Königs unmöglich dem Wortlaute getreu wiedergegeben werden. Beugnot wurde der heikle Auftrag zu Theil, eine den Verhältnissen entsprechende Ansprache zu redigiren. „Ja, aber wie eine Rede machen, die der König gar nicht gehalten hat", fragte dieser verlegen. „O, das ist weiter nichts, wenn sie so ist, daß er sie mit Erfolg gehalten haben könnte, erwiderte Talleyrand, so wird der König schon am andern Tage nach ihrem Erscheinen glauben, daß er sie auch gehalten hat." Tags darauf stand dann im Moniteur folgende Erwiderung des Königs: „Keine Zwietracht mehr! Den Frieden und Frankreich, endlich sehe ich sie wieder. Und nichts geändert: Es sei denn ein Franzose mehr!" Alle Blätter druckten diese Worte ab mit Worten des Entzückens. Die Phrase „Ein Franzose mehr" rief allgemeinen Beifall hervor. Bei allen Ansprachen, die im Laufe der nächsten Zeit an den König gehalten wurden, spielte das Schlagwort „Ein Franzose mehr" eine große Rolle.

Das Einverständniß Ludwig XVIII. und Talleyrands dauerte indessen nur kurze Zeit. Dieser konnte es ihm nie vergessen, daß er, der stolze Sprößling der Bourbonen seine Krone gewissermaßen aus Talleyrands Händen empfangen hatte. Der letztere wunderte sich



Ein Traum nach dem Balle.

Nach einem Originalgemälde von Hermann Schmiechen.

darüber nicht und wußte sich danach zu richten, um so mehr als Ludwig XVIII. genau wie er selbst ein vollendeter Schauspieler war. Beide verstanden es, in der elegantesten Form die elegantesten Nadelstiche auszutheilen. So sprach der König einmal mit boshafter Ironie seine Verwunderung darüber aus, wie er es fertig gebracht, erst das Direktorium und dann Bonaparte zu stürzen. „Wahrhaftig, Sire, ich habe wenig dabei gethan; es muß so etwas Geheimnißvolles in mir sein, das die Regierungen, welche mich hintansetzen, ins Unglück bringt.“ Das war ein ebenso zarter, wie verständnißvoller Wink, aber Ludwig XVIII. hatte ja bekanntlich in der Verbannung „nichts gelernt und nichts vergessen“. — Bei den Verhandlungen über die Friedensbedingungen und Grenzregulirungen Frankreichs, setzte Talleyrand es durch, daß das Jahr 1792 als maßgebend betrachtet wurde und nicht das Jahr 1790, wie es die Alliirten hätten fordern müssen. Er rettete dadurch Frankreich an die 150 Quadratmeilen. Trotzdem war man in Paris mit diesem günstigen Resultate nicht zufrieden oder affektirte wenigstens Unzufriedenheit mit dem Unterhändler Talleyrand. Der nachmalige Karl X. hatte diesen Vertrag bisher für die größte That seines Lebens gehalten — er hatte nämlich seinen Bruder Ludwig vertreten — bis ihm sein Sohn und sein Bruder auseinandersetzten, es wäre ein Fehler gewesen. Nun wußte er selbst nicht mehr, ob er es für einen Akt der Klugheit oder der Dummheit halten sollte.

Talleyrand konnte sich in der Umgebung eines Königs, der alles für schlecht hielt, was nicht so aussah wie vor 30 Jahren, und alle Leute, die auf dem Boden der Revolution das heißt der neuen Zeit standen, für Verräther hielt, unmöglich wohl fühlen. Er nahm daher mit Vergnügen die Gelegenheit wahr, um als französischer Bevollmächtigter dem Wiener Kongresse beizuwohnen und so, weit vom Hofe, eine ihm genehme Rolle spielen zu können in einer diplomatischen Gesellschaft, die seine geschäftliche Gewandtheit und seine gesellschaftliche Liebenswürdigkeit zu schätzen wußte. Es war für Talleyrand keine leichte Aufgabe und es beweist sein ganzes diplomatisches Talent, daß er es überhaupt in Wien fertig brachte, eine politische Rolle zu spielen. Talleyrand wußte auch ganz genau, daß er in Wien konsequenterweise nicht das Geringste zu beanspruchen hatte, denn auf dem Wiener Kongreß sollten nur die europäischen Verhältnisse, soweit sie Frankreich nicht betrafen — die französischen Angelegenheiten waren ja bereits in Paris geordnet — geregelt werden. Was hatte der französische Vertreter betreffs Sachsens, Polens, der Grenzen Preußens, Hannovers überhaupt mitzusprechen? Einfach gar nichts! Ein Ausschuß von vier Mitgliedern, die die Interessen Englands, Oesterreichs, Preußens und Rußlands vertreten sollten, war bereits in Vorschlag gebracht, als es Talleyrand durch allerhand feine Intriguen fertig brachte, daß die Zahl auf acht erweitert wurde, indem Frankreich in erster, Spanien, Portugal und Schweden in zweiter Linie auch noch eine Stimme bekamen.

Man war in Wien noch mitten im „Diplomatisiren, intriguiren, soupiren und charmiren“, als am 5. März dort die verblüffende Nachricht eintraf, daß Napoleon von Elba nach Paris zurückgekehrt sei. Ich kann es mir nicht versagen, hier das köstliche Dekrescendo, das im Pariser Moniteur über das Heranrücken Napoleons in den aufein-

anderfolgenden Nummern zu lesen war, anzuführen: „Das Ungeheuer ist entwischt, hat sich da und da sehen lassen und kann unsern Truppen nicht entgehen. — Der Tyrann ist zu Lyon. — Bonaparte nähert sich mit starken Schritten. — Napoleon wird morgen in Paris sein. — Gestern Abend hielt Seine Majestät der Kaiser Napoleon seinen Einzug in die Tuilerien. Alles ist voll unbeschreiblichen Jubels."

Talleyrand war während der Hundert Tage, in denen das Schicksal Napoleons und Europas zum zweiten Male und zwar etwas entgiltiger entschieden wurde, in — Karlsbad, eines Leberleidens halber, welches sich, wie er selber eingestanden, bei einem gewiegten Diplomaten immer zur gelegenen Zeit einzustellen pflegte. Er wartete hier in aller Behaglichkeit ab, was die Bajonette zu entscheiden geruhten, er war ja nur ein Mann des Wortes und der Feder, die der alte Blücher „zu allen Teufeln wünschte". Während die Heere der Alliirten auf Paris marschirten, begab sich Talleyrand ebenfalls dahin, um in seiner Weise für sein Vaterland wirksam zu sein. Da stoßen wir denn gleich wieder auf eine der Episoden, die das Leben Talleyrands so interessant machen. — Die Preußen, vor allen Dingen Blücher, hatten Lust als Revanche für diesen zweiten Feldzug ihr Müthchen in Paris etwas zu kühlen. So wollte Blücher unter anderem die Brücke von Jena in die Luft sprengen, um dieses steinerne Andenken an die schmähliche Niederlage aus der Welt zu schaffen. Talleyrand hörte das und wollte es verhindern. Er schickte den Herrn von Beugnot, der diese Affaire in seinen Memoiren selbst erzählt, zu Blücher, um dort in der energischsten Sprache im Namen der Regierung und des Königs zu protestiren. „Soll ich sagen, meinte Beugnot, der König wolle sich in eigener Person auf die Brücke begeben, um mit in die Luft gesprengt zu werden?" „Nein, erwiderte Talleyrand, das würde man ihm doch nicht glauben, aber sagen Sie etwas recht kräftiges." Beugnot setzte es denn auch bei Blücher durch, daß die Zerstörung der Brücke unterblieb, wofür er ihr einen neuen Namen zu geben versprach. Als Beugnot Talleyrand diese Nachricht überbrachte, meinte der letztere: „Ihre Idee ließe sich übrigens doch noch verwerthen. Denken Sie nur, was das für einen allerliebsten Zeitungsartikel gäbe: Der König hätte sich mit der Brücke in die Luft sprengen lassen wollen." Die Heldengeschichte erschien denn auch in allen Blättern, und der König nahm die Beglückwünschungen mit großer Herzlichkeit entgegen und war fest davon überzeugt, daß er mit in die Luft geflogen wäre, wenn Blücher nicht nachgegeben hätte. Das war das zweite Mal, daß man der Phantasie des Königs mit bestem Erfolge zu Hilfe kam. (Es soll übrigens auch heutzutage, nur den Forderungen der Neuzeit angepaßt, mit manchen Begebenheiten hoher und höchster Kreise ebenso gemacht werden.)

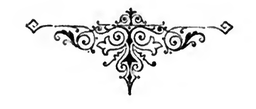
Talleyrand hatte sich in Wien die Feindschaft Alexanders zugezogen, dessen Pläne betreffs Polen er hintertrieben hatte. Alexander gab daher bei den Friedensunterhandlungen dem König Ludwig XVIII. deutlich zu verstehen, daß er von Rußland keine sonderlichen Vortheile zu gewärtigen habe, wenn Talleyrand an der Spitze der Geschäfte blieb. Das kam natürlich Ludwig XVIII. sehr gelegen, sich zu gleicher Zeit die Freundschaft Rußlands zu erwerben und seines ersten

Ministers zu entledigen. Es kam aber auch Talleyrand nicht ungelegen, da dieser keineswegs gewillt war, die Friedensbedingungen, die im Verhältniß zum ersten Frieden allerdings — es war aber auch die höchste Zeit, bei Friedensschlüssen mit Frankreich endlich einmal etwas zu erzielen — bedeutend strenger waren, zu unterzeichnen. So war denn allen dreien geholfen und Talleyrand wurde mit einer Pension von 100,000 Franken und dem hohen Titel eines Großkammerherrn seinen ministeriellen Verpflichtungen enthoben. Er trat daher — dies muß ausdrücklich betont werden — weder aus persönlichen noch aus Parteigründen — denn er hätte immerhin auf seinen Posten verbleiben können — sondern aus nationalen Gründen zurück. Seine letzte ehrenvolle Thätigkeit als Minister bestand darin, daß er allen Pässe und Geldunterstützung verschaffte, welche sich aus irgend welchen Gründen in Frankreich nicht mehr sicher fühlten und daß er die Liste der Proscribirten von 100 auf 57 herabsetzte. Auch der Marschall Ney hätte davon Gebrauch machen können, wenn er gewollt hätte.

Von 1815—1830 war Talleyrand nur Zuschauer der Ereignisse, abgesehen von einem gelegentlichen Auftreten in der Pairskammer. So trat er im Jahre 1821 mit derselben Energie, die er bereits 1789 in der Nationalversammlung in diesem Punkte gezeigt hatte, für die Preßfreiheit auf, und das darf hier nicht unerwähnt bleiben. Seine Forderung gipfelte in den beiden Sätzen: „Die Preßfreiheit ist ein nothwendiges Zeitbedürfniß; ohne Preßfreiheit ist eine Repräsentativ-Regierung undenkbar. Eine Regierung bringt sich selbst in Gefahr, wenn sie hartnäckig und auf die Dauer verweigert, was die Zeit als Nothbedürfniß verlangt. Ich nenne Nothwendigkeit der Zeit, was der besonnene Wunsch aufgeklärter Männer ist: denn es giebt jemand, der mehr Geist hat als Voltaire, mehr als Bonaparte, mehr als jeder der Minister der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, das ist nämlich Jedermann, das heißt die öffentliche Meinung.“ — Erst zur Zeit der Revolution von 1830 trat Talleyrand wieder in Aktion, natürlich auf seine Weise. Er war weder ein Freund von Kriegsgetümmel, Volksschlachten noch Straßenrevolten und Handgemenge. Und so blieb er denn am 27. und 28. Juli ruhig zu Hause. Erst nachdem die Leidenschaften sich ausgetobt — Talleyrand liebte keine Leidenschaften, denn er besaß selbst keine — ließ er der Schwester des Herzogs von Orleans sagen: „es sei kein Augenblick zu verlieren, der Herzog von Orleans (der nachmalige König Louis Philipp) möge morgen in Paris erscheinen; er dürfe aber keinen andern Titel annehmen, als den eines Generallieutenants des Königreichs. Das übrige werde sich finden.“ Es geschah genau, was Talleyrand vorausgesagt hatte. Das übrige fand sich und Louis Philipp wurde König von Frankreich. — Das Ministerium des Auswärtigen, das man ihm jetzt wieder anbot, schlug er aus, und wählte die Stelle eines Botschafters zu London. Nach der Rückkehr aus England zog sich Talleyrand vollständig in das Privatleben zurück, aber vorher hielt er noch jene berühmte Rede in der Akademie über die diplomatische Kunst. Er war in Amerika, als man ihn zum Mitgliede der Akademie wählte, und ist bisher der letzteren die übliche Rede auf seinen Vorgänger schuldig geblieben. Dies war sein letztes öffentliches Auftreten. In dieser

Rede kommt ein Passus vor, der einen ganz modern anheimelt: „In der That ein Minister des Auswärtigen (zugleich Ministerpräsident) muß mit einer Art Instinkt begabt sein, der rasch warnend ihn vor jeder Diskussion hindert, sich jemals zu kompromittiren. Er muß die Fähigkeit besitzen, sich offen zu zeigen, während er undurchdringlich bleibt; er muß mit den Formen der Hingebung zurückhaltend sein, geschickt selbst in der Wahl seiner Zerstreuungen. Seine Unterhaltung muß einfach, mannigfaltig, überraschend, stets natürlich und bisweilen naiv sein; kurz, er darf binnen 24 Stunden nicht einen Moment aufhören, Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu sein. Doch alle diese Eigenschaften können nicht genügen, wenn ihnen nicht die Redlichkeit eine Garantie gäbe, deren sie fast immer bedürfen. Ich muß es hier wiederholen, um einem ziemlich verbreiteten Vorurtheil entgegen zu treten: Nein, die Diplomatie ist nicht eine Wissenschaft der Hinterlist und Doppelzüngigkeit. Wenn Ehrlichkeit irgendwo nöthig ist, so ist es besonders bei politischen Unterhandlungen, denn sie macht dieselben fest und dauerhaft. Man hat Rückhalt, Reserve mit Hinterlist verwechseln wollen. Die Ehrlichkeit läßt niemals eine Hinterlist zu, aber sie ist verträglich mit Zurückhaltung, und diese hat den besonderen Vorzug, daß sie das Zutrauen vermehrt."

Kurze Zeit nachher stellten sich bei Talleyrand die Symptome einer Krankheit ein, die in seinen Jahren meist mit dem Tode endigen. Er starb am 17. Mai 1838. Da er kurz vor seinem Tode allen Formalitäten der katholischen Kirche genügt hatte, so sagte eine Dame des Hofes von ihm: „Enfin, il est mort en homme qui sait vivre."





Die deutschen Niederlande.*)

Eine ethnographische Skizze. Von **Hildebrandt-Strehlen.**

I.

Wenn der Jugend heißes Verlangen: „das Weltall zu umfassen" ungeduldig mehr nach extensiver als intensiver Erkenntniß ringt und jagt, so wissen wir das eben so wohl zu erklären, als zu entschuldigen. Dem reifen Manne jedoch ziemt gründliches Wissen und Verstehen. Der Drang in die Weite findet erst dann volle Berechtigung, wenn uns die Nähe möglichst vertraut ist.

Auch die nachfolgende Skizze soll einen kleinen Beitrag zur Heimatskunde liefern.

Für den Süd- und Westgermanen sind die deutschen Niederlande, ist das Weichseldelta noch so ziemlich eine „Terra incognita" geblieben. — Man erinnert sich höchstens dunkel während der ersten Schuljahre einmal gehört oder gelesen zu haben, daß unter dem deutschen Hochmeister Konrad von Jungingen der Landmeister Meinhard von Querfurt (in den Jahren 1289—1294) dem Flußgott das Land abgerungen.

Kein Märchen, keine Sage berichtet von einem in den Weichselstrom versenkten Nibelungen-Hort und doch fand ihn Meinhard in dem Schlamm der weiten Sümpfe, in einem unerschöpflichen, seit Jahrtausenden angehäuften Schatze von Humus. Meinhard hat sich in diesen mächtigen Dammbauten ein weniger angestauntes, aber jedenfalls würdigeres Denkmal gesetzt, als einst die Pharaonen durch ihre Grabgewölbe und Thürme, die Katakomben und Pyramiden.

Wer im Hochsommer die Bekanntschaft der Weichsel macht, sei es bei Muschwitz resp. Ustron oder in der Nähe von Dirschau, dürfte sich versucht fühlen, diese umfassenden Vorsichtsmaßregeln gegen das stille, unschuldige Gewässer, das in kaum merklicher Bewegung geräuschlos durch sein kiesreiches Bette zieht, zu belächeln. Der weite

*) Wir glauben, daß bei der großen Theilnahme, mit der die augenblicklich mit Ueberschwemmungen auch in jener Gegend verursachten gewaltigen Verheerungen verfolgt werden, diese Skizze ganz bedeutend an Interesse gewinnen wird. D. Red.

Raum, welcher zwischen den parallel laufenden Wällen liegt, bildet eine sandige Fläche, in welcher nur hier und da der Wasserlauf wie ein dünner Silberfaden sichtbar wird. Nur flache Kähne, Holzflöße und Wittinnen vermag der Fluß auf seinem Rücken zu tragen und auch diese laufen nur zu oft Gefahr auf den — stets wechselnden — Grund aufzustoßen.

Doch wer nur den schlafenden Löwen gesehen, darf sich nicht rühmen seine Natur zu kennen. Ihm gleicht der Weichselstrom im August und September. Willst Du sein Erwachen sehen, so besuche ihn im März, zur Zeit des Eisganges.

Ha! — wie reckt der gereizte Leu die gewaltigen Glieder, wie schwillt die wilde Mähne, wie furchtbar springt er empor, alle Fesseln brechend. Meilenweit hört man den Donner seiner Stimme, wenn er nach Beute gierig brüllt.

Wo ist die weite Sandfläche geblieben, zwischen den Mauern, die des Wüthenden Zwinger bilden? Ueber ihr wallet und brauset der mächtige Strom jetzt in seinem Riesenbette sich dehnend und wälzend, schäumend, drohend und tobend. — Von Stunde zu Stunde wächst seine Macht; er bäumt sich auf, thürmt Berge von Eisschollen, schleudert sie gegen des Zwingers Grundfeste, um sich die alte, nie vergessene Freiheit zu erstürmen.

Diese Wälle, die wir als müssige Wächter auf zurückgezogenen Posten sahen, erscheinen nun — trotz ihrer kolossalen Dimensionen — als sehr zweifelhafter Schutz der gigantischen Macht empörter Gewässer gegenüber. Während der Neuling erbleichend vor der Uebermacht eines rasenden Feindes sein Heil in der Flucht sucht, eilt der Eingeborene herbei, um den ungleichen Kampf mit dem unbotmäßigen Element kühn aufzunehmen. Die Verhältnisse hatten es niemals gestattet, in die einzwängenden Wälle ein steinernes Fundament zu legen. Die Weichsel führt wohl Sand und Kies, aber keine Steine mit sich und im ganzen Bereiche des Delta findet sich kein Kiesel nur von der Größe eines Apfels, wenn man ihn nicht etwa als Rarität von der Höhe importirt. — Um dem nur zu leicht erweichenden Moorboden einen festen Halt zu geben, hat man Faschinen (lange Bündel von Weidenreisig) zur Grundlage gewählt. Mit Erde überschüttet, die in alle Fugen gespült wird, schlagen sie Wurzeln und kitten so die einzelnen Erdschichten aneinander. Die Basis der Hauptdämme besitzt eine Breite von mindestens 50 Fuß; während die Krone immer noch Raum genug bietet, um zur Noth, zwei Wagen aneinander vorüber zu lassen.

In der That wird diese obere Dammfläche als Straße benutzt, die, im Frühjahr und Herbst, zwischen den Stranddörfern oft den einzig möglichen Kommunikationsweg bildet. — Um, für den Fall eines Durchbruches, das fruchtbare Niederland vor der Gier der räuberischen Gewässer zu retten, hat man einen Theil des ihnen abgerungenen Gebietes als beruhigendes Sühnopfer ihnen dargebracht. — In einem Abstande von 5—15 Hundert Schritten sichert der Außendamm den kultivirten Boden vor den verheerenden Fluten. Eine Zerstörung auch dieser letzten Schutzwehr gilt für ein großes Unglück und ereignet sich zum Heil der Insassen nur selten.

Da die „streitbare Macht“ der Dämme — ähnlich der Tüchtigkeit eines stehenden Heeres — für die Bewohner der Niederungen eine Lebensfrage bildet, mußte natürlich auch die höchste Sorgfalt auf ihre Erhaltung und Verstärkung verwendet werden.

Um eine allgemeine Ueberschwemmung unmöglich zu machen, erfand man ein wohl berechnetes, künstliches Dammsystem, welches, den Raum zwischen den äußeren und inneren Dämmen (den Außendeichen) netzartig kreuzend, Kammern und Zellen bildet. Jeder arbeitsfähige Bewohner des Werder ist verpflichtet, im Fall der Noth, an der Wehrbarmachung respektive Erhaltung der Dämme Hand anzulegen. Größere Distrikte bilden einen Deichverband, an dessen Spitze der „Deichgraf“ steht. Seine Räthe, die „Deichgeschworenen“, bilden ein, in hohem Ansehen stehendes Kollegium, welchem die Bestimmung über die pekuniären Beiträge der Grundbesitzer, wie die zu leistenden Hand- und Spanndienste obliegt. Kein Fürst kann schnelleren und willigeren Gehorsam erwarten, als diese Gewalthaber, obwohl die, von ihnen auferlegten Pflichten den Insassen keine geringe Last auferlegen.

Weiß doch Jedermann, daß Leben und Eigenthum von der schleunigsten und pünktlichsten Ausführung ihrer Befehle abhängt. — Während zur Sommerzeit die schwächsten resp. schadhaften Stellen durch Tausende von Faschinen und Fuhren Erde verstärkt und reparirt werden, erhöht man bei Hochwasser, wenn für den geschmolzenen Karpatenschnee selbst das weite Strombette zu enge erscheint, die Krone der Hauptdämme an den gefährlichsten Stellen durch festgestampften Dünger, um eine Ueberflutung zu verhindern.

Die „Binnendeiche“, wie die Fläche zwischen Hauptdamm und Fluß genannt wird, gewähren zur Sommerzeit einen ziemlich tristen Anblick. Ihre, mit kurzem Grase bewachsenen Sandbänke dienen Gänsen und Schweinen als Weideplätze; die tieferen Stellen aber werden als Kiesgruben ausgebeutet.

Dagegen treffen wir in den Außendeichen auf weites üppig wucherndes Gestrüpp und langgestreckte Seen.

Strauchartige Weiden (vorzugsweise: salix viminalis und acuminata), die das Material zu den Faschinen, wie für den Handel mit Korbruthen liefern, gewähren auch einem zahlreichen Völkchen befiederter Inwohner Obdach. Es dürfte nur wenig Plätze auf Erden geben, die bei einem Nachtigallenkonzert ein so stark besetztes Orchester zu leisten vermögen. Die Seen (hier „Laken“ genannt), sind nur langgedehnte Wasserbecken im Sande, die man wohl fälschlich für Ueberbleibsel von Ueberschwemmungen ausgiebt, während sie in der That durch Grundwasser gespeist werden.

Sobald der Reisende die Außendämme überschritten, ändert sich der Charakter der Landschaft mit einem Schlage, wie unter der Berührung eines Zauberstabes. Er betritt eine breite Fahrstraße, im Sommer schön geebnet und fest, wie die Fläche einer Tenne, denn sämmtliche Adjazenten sind verpflichtet, sobald im April oder Mai der Boden trocken geworden, mit Hacke und Egge die tiefen Geleise, auf denen zu Zeiten die Achsen schleifen, zu füllen und auszugleichen. Zu beiden Seiten laufen tiefe Wassergräben, von Kopfweiden umsäumt. An sie schließen sich unabsehbare Wiesen, von üppigem Grase überwuchert,

und fruchtbare Felder, auf denen mannshohe Halme und Stauden von Raps, Lein, Weizen, Gerste und Hafer alle Aussicht in dem Maße sperren, daß nur die Kronen der nächsten Weidenallee oder die Flügel einer Windwassermühle sichtbar bleiben. Auch hier wurden nämlich, wie in Holland, die stagnirenden Gewässer der breiten Abzugsgräben durch, vom Winde in Bewegung gesetzte Schaufelräder fortgetrieben, zu Hauptkanälen, welche ihren Ueberfluß dem Strome zuführen. — Diese kleinen, meist nur wenig hundert Schritte von einander entfernten Gebäude sind in der That Windmühlen; doch was sie mahlen (richtiger treiben) ist Wasser. Hundert solcher Gräben und Kanäle theilen das ganze, weite Gebiet in Quadrate und Oblongen, an deren Seiten die Straße entlang läuft, um an jeder scharfen Ecke rechtwinklig abzuschwenken. Die Fernsicht wird den Reisenden also nicht allein durch eine Doppelallee üppig-grünender Kopfweiden rechts und links erschwert, sondern auch im Hintergrunde völlig geschlossen. Für den Touristen dürfte ein Marsch in diesen „Triften“ recht langweilig werden, wenn ihn nicht die langgestreckten Dörfer und zahlreichen Einzelgehöfte entschädigten und unterhielten. Ueberall herrscht holländische Sauberkeit und niederländischer Wohlstand. Aus dem hohen Grase ragen hier nur die Rücken und das Gehörn der weidenden Kühe, während dort der Schnitter Muskelkraft durch das Mähen der dichtgedrängten Grashalme auf eine harte Probe gestellt wird.

Zur Zeit der Ernte pflegen ganze Schaaren armer Tagelöhner vom Oberlande in diese gesegneten Fluren einzuwandern. Auch lange Züge polnischer Flissaken (die bis von Krakau her Flößholz und Wittinen mit Weizen nach Danzig gebracht) sieht man in ihren schmutzigweißen Hemden, die Lischke (Kober) auf dem Rücken nach der Fidel ihres Führers lustig marschirend, zu diesem Eldorado pilgern, das ihnen Aegyptens Fleischtöpfe verspricht. Der Erntesegen, den Himmel und Erde hier dem fleißigen Säemann zu bescheeren pflegen, ist so überwältigend, daß die Kraft der Insassen des Landes, ungeachtet der mächtigen Knochen und Muskeln des Individuums, nicht auslangt, ihn bei Zeiten zu bergen. Zur Erklärung dieses Mißverhältnisses trägt wesentlich auch das, bei der Ernte einzuschlagende Verfahren bei. Sämmtliches Getreide (natürlich mit Ausnahme von Flachs und Raps) wird nämlich circa einen halben Meter unterhalb der Aehren mit der Sichel geschnitten; die circa noch vier Fuß hohe Stoppel läßt man stehen, bis sie völlig abgedorrt. Alsdann mäht man sie mit der Sense um Feuermaterial daraus zu gewinnen. Zu Streu und Häcksel genügen die ausgedroschenen Spitzen. Dünger hat hier immer noch geringen Werth, wo tausendjähriger Naturdünger den Menschen fast ganz der Mühe enthebt, künstlich zur Befruchtung des Bodens beizutragen. Ja es gönnt der reiche Grundbesitzer dem „kleinen Manne“, der weder säet noch erntet, gerne den Auswurf der Ställe, um ihn, torfartig durchknetet und an der Sonne abgetrocknet, in Fladen und unregelmäßigen Ziegeln als Feuerungsmaterial für den Winter zu verarbeiten. Die abgedorrten Aeste der Kopfweiden reichen eben nur hin, um für die Küche (in der man Torf oder Kohle brennt) den erforderlichen Zündstoff zu gewähren. Für die Bedienung der Oefen mit Stroh pflegt in großen Bauerhäusern ein halbwüchsiger Bursche,

der „Eselsjunge", verwandt zu werden. Das fortwährende Einfeuern, vermittelst einer langen eisernen Gabel, nimmt von früh bis spät seine Thätigkeit in Anspruch. Den Namen empfing er von dem „Esel" womit man die Strohasche bezeichnet. Sie war, bis vor kurzem, noch der einzige Düngstoff, den man auf das Land brachte, wenn überhaupt dieser Name hier zulässig. Eine getreue Schilderung der Fruchtbarkeit des Marienburger und namentlich des Danziger Werder geräth in Gefahr, auf den Unglauben des deutschen Hochländers zu stoßen. Was wir in unsern Bergen einen „reichen Ertrag der Felder" nennen, würde dort als Mißernte gelten, wie sie nur durch ganz ungewöhnlich kalte Witterung, späte Fröste oder starke Niederschläge während der Sommermonate erzeugt zu werden pflegt. Für gewöhnlich liefert das Land das zwanzig- bis vierundzwanzigfache Korn von Weizen und Gerste; das dreißig- bis sechsunddreißigfache vom Hafer, während Raps und Lein schon an das Nildelta erinnern. Den mächtigen Aehren entspricht die Stärke der Stauden und Halme. Der Flachs erreicht eine Höhe von einundeinhalb bis zweiundeinhalb Meter. Roggen wird nicht angebaut. Er scheint von zu geringem Werth, nicht lohnend genug. Man führt ihn, wie die Kartoffel, von der „Höhe" ein. Um so üppiger gedeihen die Zuckerrüben, mit deren Anbau man sich hier erst in neuerer Zeit zu befreunden begann und zwar nur dort, wo nahe gelegene Fabriken die Abfuhr erleichtern.

Dem entsprechend herrscht in diesen Niederungen ein allgemeiner großer Wohlstand. Schon vor dreißig bis vierzig Jahren gewannen die Pfarrherren (protestantische Geistliche) von ihrem, in Parzellen ausgegebenen Pfarracker, einen jährlichen Zins, welcher reichlich den Kaufschilling deckte, den man auf der Höhe für gewöhnlichen Boden zu zahlen gewohnt war. — Es galt für nicht ungewöhnlich, wenn ein „Nachbar" jeder seiner Töchter zwanzig bis vierzigtausend Thaler mitgab. Aber solch ein „Nachbar", „Naber", wie er selbst sich nennt, oder Gutsbesitzer, wie der civilisirte Hochländer ihn titulirt (denn das Wort Bauer bekommt man in keinem Falle zu hören)*) empfängt sein Selbstgefühl nicht allein aus dem Geldsack; mehr noch durch das Bewußtsein der Unabhängigkeit. Er fühlt sich, ein kleiner Fürst auf seiner Scholle, selbstständig wie die Reichsunmittelbaren des Mittelalters. Wohl zufrieden mit diesem behäbigen Zustande der Dinge, erscheint ihm jede politische Umwälzung oder durchgreifende Reform nur „Unheil verkündend". Darum bleibt er konservativ aus eigner Ueberzeugung, wie aus eignem Interesse.

Ist doch der niederunger „Nachbar" seit undenklicher Zeit keinem Adel zinsbar; niemandem als seinem Könige in Treue ergeben.

Der deutsche Orden hatte im Werder nur zwei adlige Herrschaften ausgethan: Bernhof und Weihershof (jetzt Tiegenhof), welche ihre Gerechtsame längst verloren. Kolonisten aus Holland und dem nordwestlichen Deutschland bevölkerten die Dörfer, nachdem die Regierung eine Kirche erbaut und dotirt, um welche die Einwanderer sich ansiedelten. Darum sind noch heute alle alten Kirchen landesherrlichen Patronats; während die neuen, nach der Reformation von den um-

*) Amtlich heißen sie „Einsassen", brieflich „kölmische Gutsbesitzer". A. d. V.

liegenden Besitzern gegründeten, Pfarrstellen und Gotteshäuser dem Patronatsrecht des grundbesitzenden Theiles der Gemeinde unterworfen sind. — Nach der alten Gemeindeordnung des Werder zerfällt das Land in Oberschulzenbezirke. Der Oberschulz bildet die Vermittlung zwischen der Regierung und der Gesammtgemeinde und entspricht als solcher dem Oberbürgermeister in großen Städten, den Landräthen auf dem Lande. Ihm zur Seite stehen die Schulzen, wie jenem das Magistratskollegium, resp. der Kreistag. Die Schulzen werden stets auf drei Jahre gewählt und sind nur der Gesammtgemeinde verantwortlich, der sie jährlich Rechenschaft abzulegen haben. Aus der Gemeinde gehen, wie aus dem Kollegium der Stadtverordneten, die Wahlen dieser Beamten hervor. Vertreter der Gemeinde sind nur die Grundbesitzer, von denen jeder eine Stimme hat. Die Kommunalabgaben, welche durch Unterhaltung der Mühlen, Kanäle, Brücken, Dämme rc. sehr hoch zu stehen kommen, werden vom Schulzen auf der, bei ihm aushängenden „Dorftafel“ als „Zeche“ notirt und am Tage der „Schulzenrechnung“ ausgeglichen. Dabei figuriren nicht die Namen der Hofbesitzer, sondern das Zeichen des Hofes, die „Hofmark“, welche bleibender ist. — Es giebt in der Gemeinde nur drei Stände: Grundbesitzer (Nachbarn), Gärtner (oder Kätner) und Dienstboten (das Volk).

Die ersteren haben in sozialen wie politischen Dingen die Macht in Händen, sind in der Gemeinde allein stimmberechtigt; ihrer Führung schließen sich die Uebrigen naturgemäß auch da an, wo der Staat ihnen gestattet: „ein Wort mitzusprechen“. Sie spielen die Rolle des Patron, dessen Heerbann die Klienten willig Folge leisten.

Die Gärtner oder Kätner erfreuen sich einer gewissen materiellen Unabhängigkeit, da sie sich im freien Besitz eines Häuschens (Kate) nebst Garten (oft auch von ein paar Morgen Acker) befinden, woraus sie bei Fleiß und Sparsamkeit, des Leibes Bedürfniß genügend befriedigen können. Gestattet es ihre überflüssige Zeit, so treten sie wohl mit den „Grundbesitzern“ (für die Dauer der pressanten Feldarbeiten) in ein kontraktliches Verhältniß; doch sträubt sich dagegen bei den Wohlhabenden unter ihnen ein gewisser Ehrgeiz. Auch ihre geselligen Freuden pflegen sie abgesondert von den Magnaten des Dorfes zu genießen. Sie wollen sich nicht von diesen über die Achsel ansehen lassen und verkehren deßhalb im „Krug“ (Wirthshause), während die Nachbarn in der Herrenstube der Hakenbude“ (dem Kaufladen für alles) ihre Zusammenkünfte abhalten. Ihre besonderen Angelegenheiten besorgt der „Gärtnerschulz“.

Unter dem Gesinde nimmt der „Knecht“ die erste Stelle ein. „Knecht“ ist hier ein Ehrentitel, auf den der Inhaber stolz ist, da er ihn als „Chef“ des übrigen Dienstpersonals (Vogt) kennzeichnet. Meist verheiratet, schläft er nicht auf dem Hofe. Der „Futterrock“ hat die Pferde, der „Viehfutter“ das Rindvieh zu versorgen, während der Schweinejunge die unterste Stufe unter dem Gesinde einnimmt, an dem sich alle andern reiben. Unter den weiblichen Dienstboten spielt die Großmagd eine weniger hervorragende Rolle.

Die Nachbarn werden mit „Sie“, die Büdner mit „Er“, der Knecht mit „Ihr“, alle übrigen Dienstboten mit „Du“ angeredet.

In der Kleidung zeigt sich am Deutlichsten, welche Konzessionen die alte originelle Sitte bereits der städtischen Mode gemacht hat. Während man zur Sommerzeit noch manchen alten strammen Niederunger in langer Jacke aus buntem Kattun oder (sonntäglich) von feinem Sammet und blutrother Weste (mit riesigen Silberknöpfen) und kurzen Manchesterhosen gehen sieht, schwärmt eine entartete Jugend für die neuesten Erzeugnisse des Modejournals. Bei den Frauen ist der Sieg der Neuzeit noch auffälliger. Jene, an die alte, gute Zeit erinnernden faltenreichen, kurzen Friesröcke, himmelblauen, maigrünen und scharlachrothen Mieder mit silbernen Hefteln und Ketten, halbstengelumfassenden, krausen Schürzen und gewaltigen Hauben, mit ihren, über die Stirn fallend getüllten Strichen werden immer seltener.

Die alles nivellirende Kultur ist der Todfeind des Originellen. Nur die, in einzelnen Gemeinden stark vertretenen Mennoniten scheinen sich noch völlig intakt von der ansteckenden Modepest gehalten zu haben.

II.

Ein werdersches Bauernhaus.

In der Pension zu Elbing, dessen Gymnasium ich besuchte, theilte ich ein Zimmer mit zwei Studiengenossen, deren Heimat im Herzen des großen Werder lag.

Sie stammten aus einem Dorfe; Wilhelm Rössel aus der Pfarre, Heinrich Wilkens aus dem Zinkhofe. An beide fesselten mich innige Freundschaftsbande; von beiden war ich wiederholentlich zu einem Besuch im Elternhause eingeladen worden. Was ist natürlicher, als der Drang des jungen Herzens: den gewonnenen Freund in unser Allerheiligstes, unser Heim einzuführen. Er sollte nun befriedigt werden im Verlauf der Pfingstferien, die zu kurz, um eine Reise zu dem fernen Vaterhause zu rechtfertigen, doch viel zu köstlich sind, um hinter den Mauern der Stadt verträumt zu werden. — Als rüstige Fußgänger machten wir uns am Morgen des „Pfingstheiligabends“ (bereit zu rückhaltlosem Genuß aller guten und gütigen Gaben Gottes), frei von allem lästigen Gepäck, auf den Weg.

Die Stadt liegt hart auf der Scheidelinie von Oberland und Niederung. Der Elbingstrom, dem Drausensee entströmend, trägt ganz den Charakter des „holländischen Kanals“ von Alkmaar. Die an seinem rechten Ufer erbaute Altstadt erhebt sich nur wenig über dessen Niveau, während die Neustadt, namentlich im Mühlendamm und dessen Umgebungen, bis zu dem Höhenzuge des Oberlandes emporsteigt. — Sobald wir uns dem Labyrinth der Speicher (am linken Flußufer) entwunden, befanden wir uns thatsächlich bereits auf der „schwarzen Erde“ des Werder, obwohl der „Vollblut-Niederunger“ ihre Bewohner nicht für berechtigt hält, diesen Ehrennamen zu adoptiren. Auch erheben diese kaum dergleichen Ansprüche; sie nennen sich bescheiden „Kolonisten“ und ihre Kolonie den „Ellerwald“. Einige noch vorhandene schlanke Erlen deuten auf den Ursprung des Namens.

Der Weg war glatt geeggt und festgefahren; die niedrigen Kopf-

weiden warfen Schatten über die Straße; eine erste halbe Stunde verging uns im Vollgenuß des duftigen, thaufrischen Morgens. Doch sobald die Schatten begannen kürzer zu werden, fing ein brennender Durst an uns zu plagen. Das lauliche Himbeerwasser in unsern Feldflaschen war von der brennenden Zunge bereits aufgesogen, verdampft, wie ein Tropfen auf glühendem Stein. So haushälterisch wir auch damit umgegangen, konnte doch bald alles Drücken dem Guttaperchaschlauch kein Atom Feuchtigkeit mehr entlocken. Zum ersten Male fühlte ich, zu welcher Qual unbefriedigter Durst sich steigern könne. Sie hätte vielleicht selbst den Ekel vor dem schlammigen, mit grünen und röthlichen Algen überzogenen Grabenwasser in mir überwunden, trotz der dringenden Mahnungen meiner Gefährten: „Gesundheit und Leben nicht leichtfertig aufs Spiel zu setzen", wenn nicht die nahe Aussicht auf ein schattiges Dach und einen frischen Trunk meine Enthaltsamkeit unterstützt hätte. Wie ein Kind ließ ich mir zureden, durch Hoffnung mich hinhalten. „Nur noch zehn, dann fünf, endlich zwei Minuten sollte ich mich gedulden"; und richtig! gerade, als ich offene Empörung gegen meine altklugen Mentoren im kochenden Busen beschlossen, standen wir vor einem blühenden im Grün versteckten Häuschen, das auf himmelblauem Schilde die Symbole der Gastfreundschaft trug, mit den stolzen, viel versprechenden Worten: „Hier ist gut Glas- und Buddelchenbier". Gott Lob! der Hafen winkte; wir fühlten uns gerettet. Es war aber auch hohe Zeit; denn kaum saßen wir bei der Labung spendenden Flasche, als ein plötzlicher Windstoß den Staub aufwirbelte und auf Sturmesfittichen ein furchtbares Gewitter heraufzog. Schon in wenig Minuten hatten düstere Wolken den glühenden Feuerball verdeckt, nächtliches Dunkel hüllte uns ein, nur momentan zerrissen durch blendende Blitze, während der Donner krachte und der Regen in dicken Strängen zur Erde floß. — Allein schnell und unverhofft wie es gekommen, zog es vorüber, das erhabne, wundervolle Schauspiel der allgewaltigen Natur. In wonnevoller Einkehr in mich selbst, hatte ich, meine Umgebung vergessend, mich an ihm erbaut und staunte jetzt, da es wieder licht geworden, meine Kameraden an, die trübselig, mit verstörten Gesichtern beim gefüllten Glase mir gegenüber saßen. — „Habt Euch wohl gar gefürchtet!" meinte ich, etwas hochmüthig, im Gefühl meiner Ueberlegenheit; „trinkt schnell aus und laßt uns aufbrechen! Die Luft hat sich abgekühlt, der Staub ist gelöscht; es wird sich prächtig gehen!"

„Ja, es wird sich was!" — entgegnete, wie es mir schien, mit einem gewissen Galgenhumor, Wilkens. „Vor der Hand laß Dir nur die Reiselust vergehen. Für die nächsten zwei Stunden liegen wir hier fest vor Anker. Nach solchem Regen ist die Straße unpassirbar, für Wagen, Vieh wie Menschen."

„Unsinn!" entgegnete ich unwillig, „Ihr wollt Landjunker sein? Verweichlichte Muttersöhnchen seid Ihr, mit Promenadenschuhen auf die Welt gekommen und aufgepäppelt mit — mit — mit Schmand und Glums."*)

*) „Sahne und weißer Quark", ein altpreußisches Lieblingsgericht, dessen Vortrefflichkeit im Werder den ersten Rang behauptet. A. d. V.

Es entspann sich ein lebhafter Disput zwischen uns, in dem ich schließlich den Sieg davon trug. Mein unverblümter Vorwurf der Feigheit reizte die „Gymnasiastenehre" bis zur Verleugnung einer besseren Ueberzeugung. „Gut!" meinte endlich Nössel, „er will's nicht anders haben! Kindern nützt kein Warnen; sie müssen durch eigenen Schaden klug werden. — Vorwärts denn! Ans Leben wird's hoffentlich nicht gehen; haben wir doch keine Wüste vor uns."

Des Wirthes Mahnungen wurden von den Landeskindern mit resignirtem Achselzucken, von mir, dem renommirenden „Bergsteiger" mit hochmüthigem Lächeln aufgenommen, respektive abgelehnt. Wir gingen.

Ja! „wir gingen"; aber wie! Nach höchstens fünfzehn Schritten hatte sich der, zu Leim verwandelte Boden in so schweren Klumpen um unsere Füße gelegt, daß sie die anhängende Last nicht mehr zu schleppen vermochten. Es bedurfte einer mitunter langen Pause, um sie, mit Hilfe unserer Ziegenhainer, zu befreien. So ging es fort in immer kleineren Stationen, bis wir, zum Tode ermüdet, nach einstündiger Pilgerfahrt zu einer Milchwirthschaft gelangten, aus der, wie Wilkens wußte, unsere Pflegemutter ihren täglichen Bedarf bezog. — Reumüthig betete ich mein: „pater peccavi", bat demuthsvoll die gekränkten Contubernalen um Verzeihung und dankte Gott, als ich, der „spanischen Stiefel" entledigt, die völlig erschöpften Glieder auf dem Heuboden strecken und recken durfte. — Eine ähnliche Bußübung wünschte ich allen, sich überhebenden Prahlhansen. Wir hatten in der Stunde kaum achthundert Schritt zurückgelegt. Frau Lemke, unsere Wirthin, hatte, in naturwüchsicher Derbheit unsern kühnen Versuch etwas „dämlich" gefunden. — Erst nachdem das kochende Blut sich etwas abgekühlt, war uns eine Labung mit dicker Milch, geriebenem Schwarzbrod und Braunbier geboten worden; worauf, obwohl es zehn Uhr Vormittags war, wir auf besagtem Heuboden in einen tiefen Schlaf verfielen, aus dem uns gegen ein Uhr, nicht ohne Mühe, Frau Lemke auftrieb, mit der Mahnung, an des Hauses frugaler Mahlzeit theilzunehmen. Des Stalles Rohrdach hatte als schlechter Wärmeleiter, selbst in den oberen Bodenräumen eine angenehme Kühle erhalten; wir fühlten uns wunderbar gekräftigt, doch gleichzeitig, mehr denn je, das Verlangen nach kompakter Nahrung.

Das Haus, wie fast alle im Ellerwald, aus Holz erbaut und roth, weiß und grün angemalt, enthielt nur wenig Zimmer: die „große Stube", das Prunk- und Vorrathszimmer für Kleider und Linnen in riesigen Eichenschränken und Truhen, die „kleine Stube", wo im Winter auch die „Leute" zu essen pflegen und die Eckstube, in welcher das hohe Himmelbette der Eheleute stand. — Es ist das die übliche Einrichtung der alten Bauerhäuser des Werder, wie sie sich in den Wiesenhöfen (die ausschließlich Milchwirthschaft treiben) fast durchweg erhalten. Herr Lemke hatte, den Gästen zu Ehren, die großblumige, in greller Farbenpracht strahlende, langschössige Weste und das neue Wams aus antikem Möbelkattun angelegt, während unsere Wirthin in blauer Leinwandschürze erschien, die von dem rothen „Boirock" nur auf der Kehrseite einen leuchtenden Streif vorschimmern ließ. Es gab Fische (Barsche), geschmackvoll in Butter und Petersilie gekocht. In

gastlichem Eifer legte mit einer großen „Schleife"*) Frau Lemke uns die stattlichsten Exemplare auf die zinnernen Teller, während die Suppe dazu aus der gemeinschaftlichen Schüssel gelöffelt wurde. Doch mit zarter Rücksicht auf die städtischen Gäste und ihre ausgehungerten Magen war ein zweites Gericht in Reserve gestellt: Keilchen**) mit überschlagenen Eiern und eingestreuten Schinkenschnitzeln, in Butter gedämpft. Die Schinkenscheibchen wurden in den ausgelöffelten tiefen Tellern zerschnitten, die „Zuthat" per Gabel oder Löffel (ad libitum) aus der großen Schüssel geholt.

Als wir uns, hinlänglich gekräftigt, von dem opulenten Mahl erhoben, hatte unser Wirth bereits das Terrain recognoscirt; worauf er uns zu einer ferneren, mindestens einstündigen, Internirung auf dem Heuboden verurtheilte.

Demüthig, keiner Opposition mehr fähig, unterwarf ich mich dem Unvermeidlichen. Ehe aus dem „molligen Duseln" ein ordentliches, jungen Leuten jedenfalls nicht zuträgliches, Nachmittagsschläfchen sich auszubilden vermochte, rief uns Frau Lemke zum „Kaffee". Mit eigner Hand süßte und weißte sie uns den vaterländischen Cichorienabsud, in echt werderscher Gastlichkeit, ein voll geschüttelt und gerüttelt Maß einschenkend, daß der Tassenkopf in die Untertasse überflutete. Gegen drei Uhr nachmittags wurden wir endlich mit den besten Wünschen für die Fortsetzung unserer Reise entlassen. Die mir auf der Lippe schwebende Frage nach „unserer Schuldigkeit" wurde noch zu rechter Zeit durch eine sprechende Geste Nössels in die „Umzäunung der Zähne" zurückgedrängt. Ich hätte, in bester Meinung, leicht eine, nicht zu sühnende, Beleidigung werderscher Gastfreundschaft geleistet. Noch immer brannte die Sonne in ungeschwächter Glut, doch die feuchte Luft machte das Athmen zur Wollust. Muthig nahmen wir den wieder abgetrockneten Weg unter die Füße, den nächsten Ruhepunkt auf der Fähre findend, die oberhalb Zeier uns über die Nogat setzte. Für die wenigen Pfennige, die der Fährmann empfing, gestattete er uns gratis ein Lokalbad an Haupt, Armen und Füßen, die wir, auf dem Rande des „Pram" sitzend, in den leise murmelnden Wellen kühlten. War doch niemand zugegen, der diesem, nicht ungefährlichen, Kinderspiel Einhalt gethan!

Am linken Ufer des Stromes befanden wir uns nun allerdings nominell, bereits in dem gelobten Lande, wo „Milch und Honig fließt". Anzusehen war es ihm aber noch keineswegs. Sand, Kies, struppige Weiden, trübe Wasserpfützen, spärliches, kurzes Gras von hungrigen Gänsen beknabbert, das konnte ich in meinem romantischen Hochlande eben so gut, wenn nicht noch besser auftreiben.

Den lebhaften Aeußerungen meiner Enttäuschung begegnete Nössel mit homerischem Gelächter, während der gutmüthige Wilkens nicht umhin konnte meinen Muth durch die Versicherung aufzufrischen: „Es führe der Weg zum Himmel durchs Fegefeuer." Was das heißen sollte

---

*) „Schleife", hölzerner Vorlegelöffel.

**) „Keilchen" sind in Keilform geschnittene Mehlklöße. Preußisches Lieblingsgericht. A. d. V.

begriff ich bald, als wir nach einem Viertelstündchen, die Außendämme überschreitend, den Fuß ins eigentliche „Niederland“ setzten.

Wenn mir schon der „Ellerwald“ bisher als Komperativ von Fruchtbarkeit erschienen, so mochte das echte und rechte Werder immerhin als Superlativ gelten. Wir wandelten (für mich ein ungeahnter Genuß), singend, scherzend und lachend durch diesen Garten Eden, wenn auch nicht zwischen Palmen und Granatbäumen, so doch durch Wälder wehender, duftender Stauden, blühender Gärten und üppiger Wiesen. Selbst diese machten auf mich Hochländer einen „hainartigen“ Eindruck. Das langgestreckte Dorf Krebsfelde präsentirte uns eine lockere Reihe schmucker Wohnhäuser, die, wie leuchtende Rubine zwischen Smaragden, aus dem Grün hervorschimmerten. Zu jedem Gehöft führte eine Brücke, zu jedem Garten, der bis zur Straße vorsprang, ein Bohlensteg, an dessen Flanken zierliche, mit Oelfarbe gestrichene Staketenzäune blank gescheuerte Milcheimer mit kupfernen Reifen trugen.

Mit der zunehmenden Kühle des herannahenden Abends wuchs meine Reiselust, mein Entdeckungseifer und fast zu früh für meine Wünsche meldete Wilkens, nicht ohne triumphirenden Stolz, die letzte Station, das Endziel unserer Wanderung, Blumenau an. Ja! das war eine echte und rechte Blumen-Au! Von blühenden Rosengärten umringt, standen zu beiden Seiten der breiten Dorfstraße, in geringer Entfernung von einander die mehr als stattlichen Höfe der „Grundbesitzer“. Erhabne Kiespfade sicherten, auch während der schlimmsten Jahreszeit, die Kommunikation. Laut unserer Verabredung sollte mich, bei diesem, meinem ersten Besuch die Pfarre unter ihrem gastlichen Dache beherbergen. Mit der Aussicht auf ein baldiges Wiedersehen trennten wir uns von Freund Wilkens.

Es liegt die Kirche mit der „Widdem“ etwas seitab von der Landstraße, dennoch waren wir nicht unbemerkt geblieben. Schon im schmalen Fußpfad zwischen den Weißdornhecken, flatterte uns ein weißes, lustiges Fähnchen entgegen. Es kam von Leonorens Flügelkleide, die als die erste dem Bruder den Willkommen entgegen bringen wollte. Auch mir reichte sie zu treuherzigem Gruß die Hand, wie einem alten Bekannten.

Ach Leonore! Wenn ich heute Deiner gedenke, so erscheinst Du mir immer noch wie der Engel, nicht vor, sondern im Paradiese; obwohl Du jetzt, während ich dieses schreibe, vielleicht Dein Enkelchen auf den Knieen wiegst.

Als Freund des Sohnes wurde ich aufgenommen, wie „Kind vom Hause“. In einem Giebelstübchen, nach Norden hinaus, neben dem Studirzimmer des Herrn Prediger logirte man mich ein. Nach einem frugalen, aus Milch und Eiern bestehenden Abendbrod, zog ich mich dorthin zurück, während mein Freund seine Schlafstätte bei den jüngeren Brüdern fand, denen er gar zu viel „von der Stadt“ zu erzählen hatte.

Die Strapazen der Reise hinderten mich jedoch nicht, am nächsten Morgen früh, mit der Sonne zu erwachen. Auch mein Nachbar schien schon munter; ich hörte Stühle rücken und während ich noch damit

beschäftigt war, an Haupt und Gliedern mich zu erfrischen, klopfte es bereits an das Sanctuarium des Herrn Pastor.

Obwohl des Plattdeutschen nicht mächtig, hörte ich es doch stets mit dem eifrigen Wunsche, mich darin zu vervollkommnen. (In dieser Absicht hatte ich denn auch diese Exkursion ins Niederland unternommen). Durch die dünne Bretterwand vermochte ich fast jedes Wort zu verstehen und glaubte bald aus der Stimmenlage zwei Frauenzimmer von verschiedenem Alter unterscheiden zu können.

„Hochgitter Herr!" begann die tiefere Stimme. „Vor Dog sull mine Dochter getrut waren. Se weten, ick hebb man de ene und ick wöll er doch geern ne Freud moken on de Lichter brenne lote; det wenscht se sik so sehr. Ik sie man ne arme Weedfru on min seliger Mann liggt to Martin all acht Jahr im Grav. Ower dat wull ik doch, datt min Mitschke mit Lichten getrut ward. Et is e godet Mätske, segg ik Eu, un de Bridgam kann woll stolz sin, dat he se kriegt; ons deit mi nicht Leed, dat et mi den letzten Groschen kosten deit; se freut sick doch!

Diese lange Anrede wurde von einer jugendlichen Diskantstimme, die vor Rührung ein wenig tremolirte, an besonders effektvollen Stellen durch den dankerfüllten Ausruf unterbrochen: „Min lewes Mutschke!" Trotz der Lobeserhebungen der Mutter hielt der redliche Seelsorger es doch nicht für überflüssig, der Braut noch einige wohlmeinende Lehren mit auf den Weg zu geben, die denn auch von der Mama dankbar acceptirt wurden, wie mir ihre Schlußermahnung zu beweisen schien: „Dat mark' die, min Dochter, un fehr' die orntlich."

Unterdessen hatte ich meine Toilette beendet und schlich mich leise die Treppe hinab, schlüpfte durch den Garten und trat einen einsamen Rundgang durchs Dorf an. Frei und möglichst unbemerkt wollte ich auf eignem Pfade das erwachende Leben und Weben der Menschen belauschen. Trotz der frühen Stunde fand ich fast überall schon reges Schaffen. Die von der Nacht unterbrochenen Vorbereitungen zum Feste mußten vor dem Frühleuten beendigt werden. Dienstboten putzten die Messingbeschläge und Griffe an den Hausthüren, oder steckten Kalmuswedel zwischen die Sparren und das Schnitzwerk der Vorlauben. Jeder Hof besaß eine solche auf Säulen ruhende „Vorlaube", die, gleich den hölzernen Wohnhause, mit grauer (oder braunrother) und grüner Oelfarbe angestrichen. Nur die Pfarre und das Schulhaus sind, obgleich auch aus Holz, mehr nach städtischem Geschmack erbaut und eingerichtet. Im Schulgarten erblickte ich, durch eine kleine Lücke in der dichten Weißbuchenhecke, den Herrn „Kantor" in seiner Geisblattlaube, seine Morgenpfeife rauchend. Doch nicht lange in Fried' und Ruhe sollte der vielgeplagte Mann sich dem Genusse hingeben. Schon im nächsten Augenblicke trat in den Eingang der Laube eine breitschultrige Gestalt in schwarzer Manchesterjacke mit thalergroßen Silberknöpfen, pflanzte sich vierschrötig-brutal vor dem harmlosen Pädagogen auf und begann in tiefsten Baß: „Scholmester! Weet he uk, dat sün Koh ob minen Klee wes? Ik hebb se inpandt. För det Mol böt ik mi enen Gillen Pantgelt ut; on wennt noch mol so kömmt, mok ik et effentho; denn wart He sin Veh wohl beter in acht nehme."

Ich drückte mich schleunigst um die Ecke der Hecke, um nicht Zeuge fernerer Demüthigungen zu werden, denen also auch in diesem „Eden“ das arme Schulmeisterlein unterworfen ist.

Vor der Thür eines schmucken Käthnerhäuschens standen noch im Négligé (Rock und Weste) zwei alte Frauen. „O Muhmke!“ klagte die eine, „mir geiht et koddrig! Se hebbe mi gistern in der Stadt minen Geldbidel stohle; seß blanke Dohler.“

Ueberhaupt schienen die Alten früher auf den Beinen, als die junge Welt, die des Morgenschlafes schwerer zu entbehren vermag; ich allein mochte eine rühmliche Ausnahme machen. Vor mir gingen zwei Prachtexemplare von „Nabern“ aus der alten, guten Zeit, der auch ihre Unterhaltung entsprach:

„Na, wo geiht et, Gevadder?“

„I na! wie ward et gohne! Noch immer ob twee Beene.“

„Na, host Dine brune Kobbel (Stute) ob' en Mark verkofft.“

„Na, ne!“

„Na, worom nich?“

„Na! As ik mi to Hus obsetten dehd, fragt ik mine Olle: na, wat meenst wol, wat de Kobbel wert is?“

„Na, seggt se, tachentich Dohler, men ik doch wol.“

„Owwer ob dem Jahrmark bod mi de Jud' man sewentig. Na! säddik, tachentich sind mi all gebode; on nehm mine Kobbel und rid na Hus.“

„Na, ik mott ok na Hus. Adde Gevadder! Ik bedd mi bol mol to versefe.“

Der Biedermann schien aus einem Nachbarorte zu sein. Ich geleitete ihn bis zum Ausgange des Dorfes, wo er einer alten Frau ein: „Morning! Trinke, Modder! (alte Katharine)“ zurief, als des Kirchleins Frühglöckchen mich zur Umkehr mahnte.

Im Pfarrgarten fand ich den Frühstückstisch gedeckt, die Kaffeemaschine dampfend, den Rosinenstritzel mit gelber Butter überstrichen. Nach dem zweiten Läuten erschien der „Herr Kantor“ (wie es mir vorkam noch mit den Spuren der heutigen Frühpredigt im faltenreichen Gesicht), um sich „die Lieder“ für den Festgottesdienst zu holen. Von der Familie wohnten demselben nur die jüngeren Kinder mit der Frau Pastorin bei, denen ich mich natürlich anschloß, obwohl meine Gedanken mehr in der Widden weilten, wo Lorchen den Festbraten besorgte. Von der Predigt weiß ich nur so viel, daß sie im ganzen zwar hochdeutsch gehalten, doch in dem Maße populär, den Lokalverhältnissen angepaßt war, wie ich sie weder früher noch später gehört. Die Pointe pflegte, zu allgemeiner Befriedigung, ein „plattdütsches“ Schlagwort zu bezeichnen, so oft das entsprechende hochdeutsche ihm nicht kräftig genug schien. (Wäre ich Theologe geworden, ich hätte mir ein Muster daran nehmen können.)

Nach Tisch legte ich mich mit meinem Pilades ins hohe duftige Gras des Obstgartens, unter den Schatten eines dichtbelaubten Quittenbaumes, dessen abwelkende Blüten ein linder West über uns streute. Wir dämmerten, faselten und träumten damals von einer Freundschaft, die erhaben über alle Wechselfälle des Lebens, unerschüttert festhalte, bis über das Grab hinaus. Heute donnert er von der Kanzel gegen

den „Abfall“, gegen die Abtrünnigen. Ob er mich, ob er sich damit meint?

Für den Nachmittag und Abend waren wir sämmtlich von Wilkens eingeladen. Man fand es jedoch für angemessen, mich allein vorauszuschicken, damit die Wirthsleute durch keine Rücksicht auf andere Gäste abgehalten würden, mir Einblick in die Tiefen ihres Hauswesens zu gestatten. So sehr ich mich anfänglich auch gegen diese Anordnung auflehnte, erkannte ich später doch, mit Dank, das Zweckmäßige derselben an.

Wilkens Hof zeichnete sich vor seinen Nachbarn durch einen gewissen soliden Geschmack aus, dem es gelungen, modernen Luxus mit ländlicher Einfachheit zu versöhnen. Das Wohnhaus ist, gleich allen Gebäuden im Werder, ganz aus Holz erbaut, mit mahagonifarbener Oelfarbe gestrichen; Fensterladen und Thür, wie die Säulen der Vorlaube aus Steineiche, naturfarben polirt. Ihrem frischen Glanze sah man es an, daß Badeschwämme und Polierlappen gestern erst an ihrer Verjüngung gearbeitet. Der Boden der „Laube“, die hier die Veranda der mexikanischen Hazienda ersetzt, ist mit starken Bohlen belegt, die man zu Ehren des Festes mit gehacktem Kalmus bestreut. In einer Ecke, an des Hauses Wand sich lehnend, steht der massive Eichentisch, den ich unbedingt zu den Immobilien zu zählen geneigt war. An der Thür befindet sich anstatt eines Glockenzuges, noch der alterthümliche Messingklopfer. Doch mir widerstand eine so geräuschvolle Anmeldung. Unter dem Druck meiner Hand wich die schwere Thür; langsam, doch geräuschlos bewegte sie sich in ihren Angeln. Ich befand mich in dem, mit Eichen- und Weißbuchenholz parkettirten Vorderflur, der durch eine mattgeschliffene Glasthür mit dem Hinterhause in Verbindung stand. Dort stand ich nun, von niemand bemerkt, vielleicht noch gar nicht erwartet. Da zwei gleiche, hohe Flügelthüren rechts und links mir gleich einladend erschienen, weiß ich nicht, wie lange ich unschlüssig, gleich dem Esel des Burinam, noch so dagestanden, wenn nicht plötzlich von rechts her die Akkorde eines Piano mein Ohr erreicht hätten. Mein Klopfen unterbrach die musikalische Leistung und schon im nächsten Augenblick erschien auf der Schwelle Gretchen Wilkens.

„Ah! willkommen lieber Roderich!“ rief sie mir freundlich entgegen; unbefangen ihr kleines Pätschchen in meine Hand legend.

Es that mir wohl, von Gretchen zuerst begrüßt zu werden, denn mit ihr stand ich bereits auf dem freundschaftlichsten Fuße von der Zeit her, als sie in Elbing die „höhere Töchterschule“ besuchte. Bald fand sich auch mein Freund Heinrich ein, um mich seinen „Alten“ vorzustellen.

Diese repräsentirten noch die gute, alte Zeit ihren Kindern gegenüber, die sämmtlich bereits „neumodisch“ erzogen waren. Zu dem schweren, faltenreichen Tuchrock, der allumfassenden Schürze, der steifen, gestickten Haube der Mutter und den Kniehosen des Papa paßte das derbe Plattdeutsch, wie die Feder zur Gans; während es im Munde Gretchens und Heinrichs mir possirlich erschien. Mein Empfang fand ohne viele Umstände, ohne süß klingende Redensarten statt. Ich bekam keine, von Wohlwollen und Glückseligkeit überfließende Exkla-

mationen zu hören; niemand suchte mich zu überreden, daß mein Besuch für die Familie ein überaus freudiges Ereigniß sei, noch ließ man sich aus seiner behaglichen Ruhe stören. Ein kräftiger Händedruck, ein herzliches: „Wellkommen ok!" war alles. Daß ich gern gesehen, daß dem Freunde des Sohnes ein Recht auf die Schätze des Vaterhauses, wie der elterlichen Herzen zustehe, ging als etwas selbstverständliches, aus der Art und Weise hervor, mit der man mich behandelte.

Von dem Alten wurde mir von vornherein dieser Standpunkt angewiesen, durch die trauliche Anrede: „Min Söhn!" und ich war zum Glück nicht der Geck, mich dadurch gravirt zu fühlen. Kaum waren diese Präliminarien beendet, als bereits, in der Wohnstube, auf dem riesigen, mit bunter Decke belegten, Familientisch die messingene Kaffeemaschine nebst einer gewaltigen Schüssel erschien, auf welcher sich ein ganzer Berg der köstlich duftenden „Raderkuchen" erhob. Zu jener Zeit noch für den Bergbau schwärmend, leiste ich nicht Unrühmliches in der Demolirung dieses Chimborasso. Dabei erregten die kleinen, federleichten Tassen aus Meißner Porzellan mein Interesse nicht minder, als der solide Luxus an Silberzeug: das massive Theebrett, die schwere Zuckerdose, der geräumige „Schmandtopf" die gewichtigen Löffel. Alles, was auf den Tisch kam, schien aus edlem Metall, gediegen gearbeitet, während sonst in Haus und Küche Kupfer und Messing vorherrscht. Eiserne Töpfe, „Grapen" oder Tiegel habe ich nicht zu Gesicht bekommen.

Nachdem ich mir fünf bis sechs dieser „litten Häppgen" hatte aufnöthigen lassen, hielt Heinrich es für angemessen, mich auf einem Rundgange durchs Haus mit seinem Heim näher vertraut zu machen.

Um gründlich zu Werke zu gehen, begannen wir bei den Kellern. Sie liegen nur zur Hälfte unter der Erde.

Obwohl nicht gewölbt, fand ich sie doch angenehm kühl. Gegen Winterkälte wie Sommerglut werden sie durch schlechte Wärmeleiter geschützt, indem man zwischen die hölzernen Doppelwände und Decken „Schäwen" (Rückstände vom Flachsbrechen) bringt. Ueberall zeigt sich peinliche Ordnungsliebe und Sauberkeit. Hier standen auf hölzernen Gerüsten in langen Reihen die blendend weißen Milchgelten mit kupfernen Reifen, für Gewinnung von Butter und Käse bestimmt; auf einer andern Seite gläserne Schüsseln, zum täglichen Bedarf des Haushaltes. Jede Etage führt eine Nummer, welche das Alter des Gemelkes bezeichnet.

Im Weinkeller starrten ganze Batterien lang gezogener Flaschenhälse uns entgegen, während jedes Faß auf einem zierlich geschnitzten Schragen ruhte, zum Anzapfen bereit. Selbst der Gemüsekeller enthielt noch einen reichen Vorrath des im Herbst eingesammelten Segens, theils im Sande vergraben, theils trocken in gesonderten Verschlägen. Die hoch gelegenen Fenster können, von innen wie außen, durch mit Hechsel (Side) gepolsterte Klappen geblendet werden. Die einzelnen Keller sind durch Thüren sowohl mit einander, als mit Hof und Wohnräumen verbunden. Im Gegensatz zu den verschwenderischen Bauten des Mittelalters, fand ich hier beschränkte Räume doch mit sparsamer Benutzung jedes Plätzchens. Das Parterre enthält nur vier

Wohngemächer. Links von dem korridorartig durchgehendem Hausflur das erwähnte Familienzimmer, einfach bürgerlich ausgestattet, in dem das Eichenholz durchaus vorherrscht, an Fußboden, Wänden, Fenstern, Thüren und Mobilien. Die ledernen Ueberzüge auf Kanapee wie Stühlen glänzten durch häufigen Gebrauch in dunklem Braun. Des hohen Ofens weiße Porzellankacheln enthielten in Blau ausgeführte Darstellungen aus der biblischen Geschichte. Um ihn schmiegte sich eine, mit Leder überzogene Bank, die selbst in heißen Sommertagen häufig benutzt wird zur „Rückenkühlung“. Nebenan die kleinere Schlafstube der Eheleute, mit riesigen Himmelbetten und dem solidesten Komfort, insoweit er nur der Reinlichkeit und einem natürlichen Schönheitssinn huldigt. Durch lang herabwallende, wollene Vorhänge warf die Abendsonne grüne Streiflichter über bunte Teppiche und dunkelblaue Tapeten. Mit einer Empfindung von Ehrfurcht vor diesem stillen Heiligthum schlich ich auf den Zehen hinüber nach dem Gast- und Putzzimmer, dem „Salon“ würden wir sagen, in dem mich Gretchen empfangen. Obwohl auch hier musterhafte Ordnung und Sauberkeit herrschte, fühlte man sich doch heimisch und gemüthlich angesprochen durch jene leisen, oft nur dem Gefühl wahrnehmbare Zeichen, die uns verrathen, daß ein Raum bewohnt zu werden pflegt. Er konnte als eine thatsächliche Konzession an die Neuzeit gelten; durchaus elegant in des Wortes besserer Bedeutung. Fußboden parkettirt und polirt; reiche, farbenprächtige Teppiche; an den Wänden kostbare Gobelins, kunstvolle Marmor- und Alabasterbüsten, Konsols mit Blumen (doch kein Gemälde oder Kupferstich), hohe Trumeaux, ein gediegenes Polisander-Möblement, mit Ueberzügen aus kirschrother, schwerer Lyoner Seide; ihnen entsprachen die Fenstervorhänge wie die Portière, welche zum Arbeitszimmer des „alten Herrn“ führte. Daß ich diesen letzten Raum mit dem ausgesprochenen Namen belege, geschieht zu Ehren der Pietät, von der das ganze Haus beherrscht wurde, deren Einfluß auch ich mich gern unterwarf. Das Gemach hatte nämlich eine Doppelbestimmung. Während den besten Platz (vor dem Fenster) des Haus- und Hofherrn Cylinderbureau einnahm, hatte sich ein kleines gelbes Damastsopha, ein zierlicher Schreibtisch mit wohlbestandenem Bücherbrett in den Hintergrund zurückgezogen. Während der hochgepolsterte Großvaterstuhl breitspurig vor dem Ofen thronte, schmiegten sich zwei kleine Fauteuils verschämt an die Seiten des ebenbürtigen Sophas. Kurz: Vater und Tochter hausten hier, bei- und miteinander, nur mit dem Unterschiede, daß ersterer sich nur blicken ließ, wenn er nothwendige Rechnungen zu schreiben oder Eintragungen in seine Bücher zu machen hatte, dagegen führte die Tochter nicht nur die Privatkorrespondenz des Hauses, sondern suchte und fand hier auch Erholung, Ruhe und Anregung in einsamen Stunden. Vom Flur aus führt eine bequeme Treppe nach den Giebel- und Erkerstuben, die theils den Kindern als Schlafzimmer dienen, theils dem Dienste der Gastfreundschaft gewidmet sind. Aeußerste Sauberkeit ist auch dieser Gemächer vorherrschender Charakter; nur zeichnen sich erstere durch ländliche Einfachheit, letztere durch urbane Eleganz aus.

Von hier aus führte eine leichte, doch sichere Stiege zu dem Bodenraum, welcher luftige Trockenplätze und einige Kammern für

wirthschaftliche Vorräthe enthielt. Kisten, Schränke und Kasten, welche des Hauses Schätze an Linnen und Betten bergen und die Staatsgemächer des reichen Bauern Schlesiens und Sachsens zu verunzieren pflegen, finden hier gleichfalls ihren Platz. Es ist das wenig bequem; erhält aber die jungen Füße in löblicher Uebung.

Von des Hauses „weitschauendem Giebel" stiegen wir wieder hinab zur ebnen Erde. Auf dem Hofplatz fiel mir zunächst ein Miniaturbild des „Hofes" ins Auge: Ein getreuer Abklatsch des Hauptgebäudes, übertragen in eine Duodezausgabe. „Das Höfchen" schaute mit seiner Vorderfront auf den geräumigen Hofraum, mit der Hinterseite in den „Baumgarten". Hier residirte die einundachtzigjährige Großmama in aller Herrlichkeit ihrer traditionellen Machtfülle. (Heinrich bezeichnete sie mir als unduldsame Hüterin der alten, guten Sitte). Sie besaß einen Zauber, welcher die frivole Neuzeit von ihrer Schwelle fern hielt. Unter der strengen Hand der resoluten Matrone standen die Mägde; auch über die Speisekammer und die Käserei führte sie noch die Oberaufsicht. Doch schon die Küche (obwohl sich dieselbe sich unter ihrem Dache befand) war ihr unsympathisch, denn mit dem weiten, hellen Gemach, mit den blankgescheuerten Geräthen aus Holz und Kupfer, dem, nach den neuesten Verbesserungen konstruirten Sparherd, dem „Ausguß" und der Wasserleitung konnte sie sich nicht befreunden; alles schien ihr affizirt von der Pest eines frevelhaften Luxusses. Noch weniger aber hätte man sie bewegen können, die Räume zu betreten, in welchen der Kultus des Götzen „Mode" getrieben wurde. Auch ich begnügte mich damit, ihr aus der Ferne meine Ehrfurcht zu bezeugen, als einer Reliquie, die an die ursprüngliche Einfachheit niederdeutscher Sitte mahnt.

Ställe, Scheuern und Remisen und Speicher umschlossen den weiten, nach der Mitte zu ein wenig erhöhten, mit Kies häufig und reichlich überschütteten Hofplatz. Bohlenstege längs der Gebäude, unter denen das Wasser nach den Jauchenbassins ablief, gestatteten es, selbst bei nasser Witterung trockenen Fußes in sämmtliche Räume zu gelangen. Auch in den Ställen herrschte holländische Sauberkeit. Selbst für die Kühe hatte man gesonderte Stände, zwischen denen ein Gang für den „Futterrock" frei blieb. Die gußeisernen Krippen und Raufen werden täglich gescheuert, der mit Bohlen ausgelegte Fußboden eben so oft gereinigt, obwohl das „Vieh" während des Sommers nur die Nachtzeit unter Dach zubringt. Aber auch diese Konzession ist eine neue Errungenschaft rationeller Oekonomie, welche den Werth des Düngers zu schätzen beginnt. In vielen Wirthschaften kommt von Monat Mai bis Mitte September das Rindvieh nicht in den Stall; die Melkerinnen müssen sich zu ihnen auf die Wiesen begeben.

In den Pferdeställen dagegen fanden wir zwölf Braune, von jenem starkknochigen Bau, der durch eine Kreuzung von Percherons mit brabanter Blut erzeugt ist. Ihr kurzes, seidenweiches Haar glänzte wie Atlas. In getrennten Räumen standen die Fohlen, sowie vier Reit- resp. Kutschpferde. Der kölmische Gutsbesitzer ist kein Sportsmann und pflegt in solider Weise mit dem Nützlichen das Angenehme zu verbinden. Obwohl von gutem trakehner Halbblut müssen diese Thiere im Doppeldienste gleich firm sein. In besonderen Kammern

hängen, blankgeputzt, die Staatsgeschirre, das Sattelzeug, die Glockengeläute, Schneedecken, Arbeits- wie Luxuswagen und Schlitten. Weite Remisen beherbergen eine Kollektion der neuesten landwirthschaftlichen Maschinen.

Schäfereien giebt es im Werder nicht. Man müßte für sie das Futter, das feine, kurze Gras und den mageren weißen Klee von der Höhe importiren; auch bringt bei den gesunkenen Wollpreisen die Viehzucht mehr ein.

Die Gärten zerfallen in drei Abtheilungen. Im eigentlichen Obstgarten fanden wir nur alte, hochstämmige Aepfel-, Birn-, und Pflaumenbäume, im Rasen stehend, der von Zeit zu Zeit mit verdünnter Jauche übergossen wird. Darum auch hier der üppigste Graswuchs, den die Sense alle vierzehn Tage kürzen muß, zum Vortheil der Pferde, für die hier seit Menschengedenken Stallfütterung eingeführt ist

Dagegen finden wir in den Gemüsegärten nicht nur Spalierobst an den hohen, schwarzgestrichenen Brettzäunen, sondern auch auf den Beeten, in weiten Abständen kugelförmig gezogene Zwergbäumchen, als Vertreter der feinsten französischen Obstsorten, während auf den rundumlaufenden Rabatten riesige „Prasseln“ (Gartenerdbeeren) gezogen werden. Vom Gemüse, das man hier mit besonderem Erfolge und in ganz vorzüglicher Güte züchtet, möchte ich noch hervorheben: Blumenkohl, Sellerie, Rosenkohl, Karotten, Kohlrabi (wie überhaupt die meisten Kohl- und Rübenarten), Zuckererbsen und selbst Bohnen.

Auch im Blumengarten, der an Umfang seinen Vorgängern nur wenig nachgiebt, stoßen wir auf Spalier- und Zwergbäume aller Art; doch werden Pfirsiche, Aprikosen, Herzkirschen, Morellen, Reineclauden und Muskatellertrauben hier vorzugsweise kultivirt. Die sich durchkreuzenden, breiten, mit Kies überstreuten Hauptgänge sind von hohen, sorgfältig gepflegten Weißbuchenhecken beschattet. An ihrem, dem Felde zugewandten Ende erhebt sich über der Ebene auf künstlich gewölbtem Hügel ein zweistöckiges Belvedere, aus leichtem Holzwerk erbaut, mit dunkelrothen Wänden und hellgrünen Jalousien, bis zur oberen Etage von Gaisblatt umrankt. In den zierlich geformten, von Buchsbaum umsäumten Beeten prangte noch eine köstliche Sammlung Harlemer Spättulpen, aus dem Centrum jedes Rondels erhob sich ein mächtiger Busch der poetisch stimmenden Diklitra, dem Gaste mit den langen, schwankenden Aehren „thränender Herzen“ bedeutungsvoll zunickend. Nirgend aber habe ich Levkoien und Rosen in solcher Fülle, und so üppiger Pracht gesehen.

Unsere erste Umschau war vollendet; hochbefriedigt kehrte ich durch ein verstecktes Nebenpförtchen auf den Hof zurück. Da stand „Gretchen unter den Küchlein“. O, warum hieß sie nicht „Hannchen“! Doch nein! es waren ja nicht nur „Küchlein“, sondern auch Enten, Tauben und Hühner aus allen Zonen, Vertreter aller bei uns eingeführten Spezies, vom Zwerghuhn bis zur Pute und dem stolzen Pfau. Sie sah meine Freude an dem lebensvollen Bilde und vertraute mir, ohne meine Bitte abzuwarten, die Futterschwinge an mit unbeschränkter Vollmacht für den Gebrauch. Doch Heinrich nahm sie mir bald wieder ab, ihren Inhalt mit kräftigem Schwunge über den Hofplatz verstreuend.

Flatternd und schreiend zerstäubte die muntere Schaar, um im nächsten Moment sich wieder über die willkommene Beute zu stürzen.

„Komm!" meinte Heinrich, „ich habe Appetit bekommen und Dir wird's, hoffe ich, nicht schlechter gehen."

Im Wohnzimmer fanden wir bereits die Familie Rössel stark vertreten; auch einen Repräsentanten der „Burschicken" (Nachbars-Söhne des Dorfes), Herrn Gilz' (Julius) Wiens, an dem nichts mehr von dem Apparat zu sehen war, durch welchen sonst „kölmisches Junkerthum" sich zu kennzeichnen liebte. Seiner äußeren Erscheinung nach hätte man ihn ganz gut für einen fashionablen Landedelmann nehmen können. Wir fanden die Gesellschaft sans gêne und ohne zu große Rücksicht auf unsere Abwesenheit bereits um den Samowar plazirt; denn im Wilkenschen Hause war die einfache, aus Käse, Wurst und Brod bestehende „Vesper" bereits — nach englisch-niederländischer Sitte — in einen prätentiösen Thee mit „Zubehör" übergegangen d. h. mit frischen Eiern, Schinken, Kümmelquark und Sardellenschnittchen. Nach uns war auch Gretchen, etwas überhastet, eingetreten und machte sich alsbald eifrig an die, fast versäumte, Pflicht des Theebereitens; auch eine Kunst, die erlernt sein will, wie ich anerkennen mußte.

„Eßt Ihr stets so frühzeitig zu Abend?" flüsterte ich schüchtern meinem Pilades ins Ohr.

„Abendbrod meinst Du?" erwiderte er lachend. „Nein mein Sohn! Das nennen wir „Vesper". Zu Nacht wird bei uns, im Sommer wenigstens, etwas später gespeist."

„Aber, ich bitte Dich, soviel Mahlzeiten hält doch unmöglich ein städtischer Magen aus."

„Sei ganz ohne Sorgen! ein flotter Ritt in die Felder wird Dich schon anderen Sinnes und unsere Lebensweise Dir plausibel machen."

Als wir uns nach einer Viertelstunde wieder erhoben, standen die Reitpferde bereits gesattelt im Hof. An den Umgang mit Pferden gewöhnt, kannte ich keine größere Lust als das Doppelleben eines Centauren. Da mir die Wahl gelassen, suchte ich mir einen leichtfüßigen Renner, dessen blitzendes Auge mir sein feuriges Temperament verrieth. Solch ein Roß meinte ich noch nicht zwischen den Schenkeln gehabt zu haben; obwohl von lebhaftem Temperament folgte es doch, fein geschult in der Elbinger Reitbahn, dem leichtesten Wink des Schenkels. Allein der Triumph: das Dorf entlang meine Reiterkünste zu zeigen, sollte mir nicht zutheil werden. Das große Hinterthor ward geöffnet; wir ritten ohne alle Ostentation, hinten hinaus. Wozu diente denn der elegante „Groom" der auf muthigem Ponyhengste uns folgte?! Die Antwort auf diese, etwas unwillige Frage, die ich, in aller Stille, mir selbst vorgelegt, sollte, zu meiner Beschämung, nicht lange auf sich warten lassen. Früher bediente man sich zu dergleichen Diensten wohl eines einfachen Pferdeknechtes; die Neuzeit versucht es bereits, auch ihn in ein gefälligeres Gewand zu kleiden. Doch sträubt sich des Niederunger gesunder Sinn gegen gedankenlose Nachäffung. Ihm wäre ein „bunter" Jockei" unpassend, lächerlich vorgekommen. So steckt man denn bei solcher Gelegenheit den Eselsjungen, nachdem er ordentlich Reiten gelernt, in den landesüblichen, schwarzen Manchester, den man, zur Kennzeichnung, mit silbernen Borten zierte;

schwarz waren selbst die Kappe und an den faltenreichen Stiefeln die Stulpen.

Wir ritten in eine Trift ein, welche sich bald in mehrere, von tiefen Wassergräben flankirte Feldwege verzweigte. Auf den Wiesen lagen hier, von fast mannshohem Grase halb verborgen, wiederkäuende Kühe, dort standen hohe „Kepsen" duftenden Heues, vielleicht die zweite oder dritte Maht. Das Getreide aber, obwohl erst im Begriff in Aehren zu schießen, erregte mein gerechtes Staunen. Weizen und Gerstenschläge (über deren breite, dunkelgrüne Blätter ein frischer West daherfuhr) erschienen mir, wie ein tiefes, wogendes Meer. Wohl erinnerte ich mich des männlichen Grundsatzes, den ich kürzlich aus dem Munde unseres Ordinarius aufgeschnappt „nil admirari" und glaubte überdies einige, nicht zu verachtende, Kenntniß von Landwirthschaft zu verrathen, als ich die Besorgniß aussprach: es werde der nächste Platzregen diese, dicht gedrängten, üppigen Halme „ins Lager" werfen. Allein Herr Gilz entgegnete mit überlegenem Lächeln: „O! es lagert sich nicht, wenn's nur die Kräfte hat, aufrecht zu stehen. Das „Umbodenliegen" ist immer ein Zeichen von Schwäche."

Wir kamen an ein Stück Frühhafer. Nein! das ging mir doch über den Spaß. „Hafer soll das sein?" rief ich ungläubig; und im Augenblick war ich vom Pferde; meine Begleiter desgleichen. Noch hatte die schwellende Hülle, welche die Rispe umschloß, sich nicht geöffnet, und doch überragten mich einzelne Halme um ein Bedeutendes. Doch was ließ sich dagegen sagen; es war wirklicher, inländischer Hafer, nur rohrartig aufgeschossen, von so urkräftigem Habitus, daß die Stengel, ohne Gefahr für ihre Standhaftigkeit, leicht sieben bis acht Fuß hoch werden konnten. Einen der stärksten von der Dicke eines Spazierstöckchens, schnitt ich mir heraus um ihn als Trophäe nach Hause zu bringen. Man lachte mich aus und meinte: „Da müßte ich zur Erntezeit schon wieder kommen, um meine Sammlung naturhistorischer Merkwürdigkeiten lohnender zu vermehren. Bald erfuhr ich denn auch, wozu der Groom gut war. Hier gab es keinen Baum, keinen Strauch oder Zaun, um die Zügel daran zu befestigen. Während wir die breiten Gräben übersprangen oder, auf schwankem Steg, überschritten, mußte der Bursche die erhitzten Rosse auf und ab führen. Zu schauen, zu prüfen, zu bewundern gab es so viel, daß wir, so zu sagen, alle Augenblicke aus dem Sattel sprangen, um nach kurzem Verweilen, wieder aufzusitzen.

Auch durch ein blühendes Rapsfeld ritten wir, wie durch einen tropischen Blütenwald. Nur hoch zu Roß war man imstande dieses „gelbe Meer" zu übersehen. Der süße Duft, den es ausströmte, wirkte fast betäubend, so daß wir unsere Pferde in Galopp setzten, um schleunigst aus dem „gelben" in das „blaue Meer" zu gelangen. Täuschender vermag wohl kaum der tüchtigste Theatermaschinist den sanftbewegten Ozean nachzuahmen, als es hier Milliarden dichtgedrängter Flachsstauden fertig brachten. Die eben vorbrechenden, himmelblauen Blüten auf hohem, elastischem Stiele, von blaßgrünen Blättchen umhüllt, wiegten sich unter dem Druck jedes Luftzuges, in langgestreckten Wellen, so natürlich, daß mich die Lust anwandelte, mitten hinein zu springen in die Umarmung der kühlenden Wellen. Endlich gelangten

wir zu einem Ackerstück, auf dem, ohne Entweihung des Feiertages, denn es galt einen Nothdienst, grüner Futterklee gemäht und abgefahren wurde. Eben stand ein vollgeladener Wagen zur Abfuhr bereit. Staunend schaute ich auf diesen wandernden Berg. Nun begriff ich auch, warum die Thore der Scheunen so riesige Dimensionen haben. Das Laden eines solchen „Austwagens" ist eine Kunst, die erlernt sein will. Um das hochgethürmte Fuder vor dem Umfallen zu behüten, muß die höchste Sorgfalt auf gleichmäßige Vertheilung des Gewichtes, wie bei einem Schiffe auf See, verwandt werden. Auch der Schönheitssinn verlangt dabei sein Recht. Schließlich wird der Wiesbaum angespannt, festgeschnürt, die Laderinnen (resp. Binderinnen) sitzen oben auf, durch breitrandige, schwarze Strohhüte gegen die Sonne geschützt, und fort geht's im gestreckten Trabe.

Auch wir kehrten heim und brachten den prophezeiten gesunden Appetit mit. Doch vergaß ich denselben beinahe über einem kleinen Idyll, das sich auf dem Hofe unter meinen Augen entwickelte. Um einen Haufen des abgeladenen Klees war die ganze Gemeinde des weiblichen Rindviehs versammelt, als Dessert an den süßen Blüten naschend. Während dieser, ziemlich nachlässigen, Beschäftigung arbeitete der dienstbeflissene Futterrock an ihrer Toilette mit Striegel und Bürste. Sobald der Atlasglanz der, etwas derangirten, Toilette wieder hergestellt, traten die Mägde ihr Amt an. Auch sie schienen für dies Geschäft besondere Toilette gemacht zu haben; mindestens sahen sie aus: „wie aus dem Ei gepellt." Jede derselben wusch aus hölzernem Kübel sorgfältig mit Seife und spülte dann die kolossalen Euter, die, angeschwollen, den Thieren das Gehen erschweren. Dann erst kniet die Melkerin (der im Oberlande übliche Melkstuhl wäre hier nicht angebracht) vor der Kuh nieder, unter deren Euter sie vorher eine flache weite Wanne gestellt. Wie strömte, wie schäumte der Strahl in die schneeweißen Gefäße!

Jetzt erst begriff ich die Möglichkeit jener stolzen Behauptung Heinrichs, den ich so lange im Verdacht windiger Aufschneiderei gehabt, daß auf seines Vaters Hof schon eine mittelmäßige Kuh zwölf alte Quart Milch von jedem Gemelke liefere. Aus diesen Wannen wandert das kostbare Naß, nachdem es in große Eimer gegossen, nach dem kühlen Milchkeller, wo bereits die blinkenden „Gelten" ihrer Aufnahme harren.

Bei alledem nimmt das Waschen, Scheuern und Putzen gar kein Ende und darf auch an Festtagen nicht eingestellt werden.

Ganz versunken im Schauen, fuhr ich ordentlich zusammen, als ein kräftiger Schlag von Heinrichs Hand mich daran mahnte, daß die Suppe bereits aufgetragen sei. „Die hier", meinte er, „haben schon zu Abend gegessen, und wolltest Du warten, bis sie fertig sind, so könntest Du hungrig zu Bett gehen."

An dem frugalen Abendbrod, das aus Milchsuppe — Klitermuß nennt man es hier — und weichen Eiern bestand, betheiligten sich, mit Ausnahme der Großmutter, die Familien meiner Freunde vollzählig, denn das „junge Volk" wußte, daß es nach Tisch noch ein „Tänzchen" gebe. Die Frau Prediger hielt es nicht unter ihrer Würde den „Kindern" eins aufzuspielen. Auf meine galant sein sollen=

den Dankesworte erwiderte sie lächelnd: in höherem Alter pflege [illegible] sich auf das Vergnügen zu beschränken, andern Freude zu bere[illegible] auch sei es an und für sich schon eine Lust, auf einem solchen Instrument Musik machen zu dürfen." Der Herr Pastor jedoch trat der Absicht des Wirthes: den Gaum der tanzenden und singenden Jugend durch auf Flaschen gefüllten Nektar anzufeuchten, entschieden entgegen mit dem Ausspruch: „man darf nicht Oel ins Feuer gießen; Limonade thut's auch." Und sie that's. In gehobener Stimmung geleitete die ganze Gesellschaft, bei magischer Mondscheinbeleuchtung, uns bis zu den Pforten des Pfarrhauses.

Einsiedler.

Es war ein schweres, hartes Loos
Der alten Anachoreten,
Begraben in der Wüste Schoß
Einsam zu Gott zu beten.

Umgeben von starren Felsen nur
Und beutesuchenden Thieren,
Fern jeder traulichen Menschenspur
Den Muth nicht zu verlieren.

Und freudig zu bleiben und stolz und groß
Trotz giftig zischelnden Schlangen —
Es ist ein schweres, hartes Loos,
Wem mag davor nicht bangen?

Verlassen und einsam in seinem Schmerz
Und einsam in seinem Jubel,
Theilt dieses Loos ein Dichterherz
Mitten im Menschentrubel.

Benno Rüttenauer.





Tantalus.

Roman eines Stubengelehrten von **Paul Deviloff.**

(Schluß.)

Die Ruhe zog allmälig ein. Die Musik des Waldes berauschte wie zuvor, nur das Lispeln in den Zweigen erschreckte mich jedesmal, als wäre ihr Schritt zu vernehmen gewesen. Mein Zustand, ich fühlte es damals nicht so, war nur durch den Gedanken an die Zukunft getrübt. Mir war bald, als ob wir uns angehörten, bald schien mir dies unmöglich, nachdem ich ihr so stolz die Wahrheit gesagt, sie auf den edlen Kern gewiesen, der in ihr lag, und nach der traurigsten Nacht meines Lebens, da ich meine ganze Kraft zusammennehmen mußte, um nicht der Verzweiflung zu erliegen, war es plötzlich sonnenhell und klar in mir. Ich träumte mich in ein Glück hinein, das ich mir rücksichtslos gegen mich und gegen sie aufbaute. O, selbst jetzt, in der Zeit der Selbsterkenntniß, mache ich mir keinen Vorwurf.

Einmal, das wußte ich, kam wohl noch ein schwerer Augenblick, wenn ich das Zimmer betreten wollte, in dem ich ihr meine Liebe in Worten gestanden hatte. Doch die Zukunft war mein Halt. —

In diesem Gefühle würde ich auch einer neuerlichen Einladung Herrn Oswalds Folge geleistet haben. Er hatte nichts bemerkt und es schien mir doppelt kostbar, an seiner Seite zu weilen, an der Stelle, wo ich zuerst dachte: „Sie ist mein!" Und alle Negation war vergessen, ich sah sie verklärt. Alle Wege waren geheiligt.

Die Einladung kam richtig, mit zitternder Hand geschrieben:

Verehrter Freund!

Da mir bekannt, welchen Antheil Sie an der weiteren Reise meiner lieben Enkelin nehmen, so sende ich Ihnen sogleich die Zeilen, die ich soeben von ihr erhielt und grüße Sie herzlichst, in der Hoffnung eines baldigen Wiedersehens."

Ihr ergebener Oswald.

Dabei lagen einige flüchtige Zeilen Stellas an den Alten.

Ich eilte hin, gab das Billet zurück, dankte für die zarte Aufmerksamkeit und bat ihn, mich zu entschuldigen, daß ich nicht schon

selbst nachgefragt hatte. Aber, als ich an der Schwelle ihrer Kammer stand, da wagte ich es nicht, dieselbe zu betreten. Ich hatte Oswald gebeugt, verloren und mißmuthig angetroffen. Wir saßen einsilbig alle zwei und gingen in den Garten; keine Konversation wollte aufkommen.

„Sie fehlt mir doch sehr", sagte er vor dem Abschiede.

Ich schwieg; er wußte nicht, wie sie mir fehlte. Aber in mir schrie es auf: Stella! Warum mußte ich ihn kennen lernen und durch ihn Dich? Mein Leben wäre — —

„Und die anderen", unterbrach Oswald meinen Gedankengang, „können nicht kommen; ich bin ganz allein. Kommen Sie doch wieder zu mir, Ihr Wesen thut mir wohl, Ihr liebes Gesicht mit den treuen Augen erquickt mich."

Noch wartete ich drei Tage auf einen Brief, es kam keine Zeile, kein Lebenszeichen von Stella. Ich fragte mich: Hatte sie mir ein Schreiben in Aussicht gestellt? Schwere Ahnungen stiegen in mir auf, dennoch wagte ich es nicht abzureisen. Ich nannte mich „Schwächling" und blieb dennoch in Hallreich.

Als seit ihrer Abreise acht Tage verflossen waren, schrieb ich nochmals an sie:

„Es ist eine Woche, daß ich mit der Sicherheit heimkehrte, daß meine Liebe erwidert sei. Ich brachte Ihnen das Opfer, nicht zugleich abzureisen und leiste Ihrem Großvater seither häufig Gesellschaft. Meine Liebe wollte ja alles, was Sie verlangten. Wie sanft, wie mild Sie sprachen. Es ist unmöglich, daß Sie mich damals nicht liebten! Und in diesen acht Tagen drängte es Sie nicht, mir den Trost auch nur ein einziges Mal zu senden? O, so schreiben Sie mir von Haß und Verachtung, Feindschaft, nur irgend etwas, aber schreiben Sie. Haben Sie mir erlaubt, zu schreiben, ohne das Recht auf Antwort zu gewähren? Ich darf Sie besuchen, ohne Sie allein zu sehen? Halten Frauen ihr Wort so? Ich Narr, ich habe mir das Glück um Ihretwillen geraubt, neben Ihnen im Wagen selige Stunden zu verbringen, ich habe es Ihnen hingegeben, und der Dank ist — Nichtbeachtung? Wenn Sie Ihr Versprechen nicht erfüllen, so tritt die Selbsterhaltung in den Vordergrund. Ich warte noch vier bis fünf Tage, erhalte ich auch dann keine Antwort, so muß ich einen anderen Weg suchen, verständigen muß ich mich mit Ihnen. — Die Trümmer meiner Hoffnungen, ich weiß es, werden mich bald bedecken, wer hilft mir hervor? Im Kampfe waren Sie beredt, schreibselig, jetzt, meiner Ergebenheit sicher, glauben Sie mich durch Stillschweigen zu heilen, mich, der ich für Sie dulde und ringe, der ich alles enden könnte, um mit Ihnen ein neues Leben zu beginnen?"

Wieder folgte keine Antwort. Ich sah, sie hatte aus Erbarmen so gehandelt und jetzt, ferne von mir, kein Mitleid mehr. Was sollte mir mein Ringen? Wollte sie mich langsam tödten? Ich fühlte auch, daß nach dem Vorgefallenen bei etwaigem Wiedersehen unter anderen Verhältnissen mir die Unbefangenheit fehlen würde. Ich begann meine Sachen zu packen, ich wollte enden.

Da kamen drei Zeilen auf einer Visitenkarte des Herrn Oswald.

„Niemand kömmt mich abholen; ich will nach Hause reisen. Ich biete Ihnen Platz bis München an, wenn Sie mich begleiten wollten.“

Also darum hatte mir Stella geheißen zu bleiben? —

Ich nahm von der „Musterfrau“ kurzen Abschied; sie blickte mich forschend an. Wir stiegen ein und flogen, von Station zu Station mit frischen Pferden versehen, auf derselben Straße fort, auf welcher uns Stella verlassen.

O, sollten sie nie wiederkehren, die seligen Stunden im Verkehre mit ihr? Ich liebte zum ersten Male, ich liebte ernst und wahr, sollte ich verschmachten? Nein! Ich beschloß, Herrn Oswald über Stella auszuforschen.

Aber er war zurückhaltend. Ich sah meine Taktlosigkeit ein. Es wurde mir durch dieses Vorgehen nahegelegt, daß man mich brauchen konnte, ohne daß ich mich deßhalb schon zu den Freunden des Hauses zählen durfte. Und von solchen Leuten hatte ich Gastfreundschaft angenommen? Meine Begriffe hatten sich verwirrt, ich trennte nicht mehr die Handlungsweise Stellas von dem Gedankengange ihres Großvaters, ich begann, sie alle als meine Feinde anzusehen, ich war in das gefährliche Stadium gerathen, in welchem man Menschenfeind wird. Ich hatte Abschied genommen von jener Thür, durch welche ich zum höchsten Glückstaumel eingegangen war, um mit einer Sinnestäuschung herauszutreten.

So kamen wir an. Er blieb frostig; ich schien ihm unbequem. Ich dankte kurz, aber herzlich.

Der einzige Trost, die Arbeit, war mir nicht genommen.

Jetzt war ich ganz allein.

IX.

Der Jubel der Kinder meiner Münchener Hausfrau that mir weh. O, ich sah schwarz, so schwarz! Sie begriffen meine Traurigkeit nicht und daß ich nicht mehr der alte Spielkamerad sei, der in freien Stunden zu jeder Narrheit bereit war. —

Noch einen Trost zwang ich mir auf: Vielleicht hatte sie die Briefe nicht erhalten? Kam etwa die Verstimmung des Alten davon? Ich beschloß daher, Stella'n abzuwarten. Oder war sie krank? Ich durfte nicht ungerecht verurtheilen. Ich schrieb also, was blieb mir übrig, da ich nicht besuchen konnte?

„Unvergeßliche!

Ich sitze wieder in meiner Münchener Studirstube und besuche neuerdings die Bank im Nymphenburger Parke. Kalt und unfreundlich ist das Wetter, aber wie ein Sonnenstrahl leuchtet Ihr letzter Wink, Ihr letzter Gruß aus dem Wagen. Ich lese täglich Ihre Briefe und ich klammere mich an Ihre Worte: „Unvergeßlich bleibt die hellleuchtende Erinnerung jenes Augenblickes — doch für die Ewigkeit —“ Sie lassen mich verkümmern, wollen, ich solle vergessen? Sie schweigen! Warum die Thränen in den Augen, warum das innige Lebewohl? Ohnmächtig rüttle ich an den Ketten, die Sie mir angelegt haben. Geben Sie ein Zeichen am Sockel der

Diana-Statue, wenn Sie nicht wünschen, daß ich erscheine. Ich weiß, als ganzer Mann sollte ich jetzt schon auf ein Wiedersehen verzichten, aber die Liebe hat mich grausam verwandelt. Ich lechze nach einem Worte von Dir, Stella, nach dem Hauche Deiner Lippen. Solche Leidenschaft habe ich nie geahnt, geschweige denn gefühlt. Ich trage den Tod im Herzen. Es ist ja nur ein Aufschub. Mit aller Macht kämpfe ich an. Ich kann nicht vergessen; die Liebe ist stärker als ich. Ich bin gebrochen an Leib und Seele. Nur eine Zeile des Trostes!

Karl Werner.

Ich warf diesen Brief in den Sammelkasten an dem Hausthore ihres Großvaters.

Zwei Tage später, es war schon fast dunkel, eilte ich in den Nymphenburger Park.

Ich näherte mich der Statue.

Mit gierigen Augen verschlang ich schon von weitem die breite Fläche des Sockels. Ich mußte mich vollständig nähern, um zu unterscheiden.

Ein großes, frischgeschriebenes „Nein!" starrte mir entgegen. Es war zwei, dreimal mit Blei unterstrichen.

Ich taumelte bis zur Bank zurück und saß dort regungslos, bis mich der Wächter hinauswies, weil die Gitter geschlossen wurden.

Jetzt wußte ich, daß mein Ungestüm uns verrathen hatte: Dieses „Nein"! rührte von einer fremden Hand her. Ich verglich ihre Schriftzüge am nächsten Tage mit dem großen „Nein"! das über mein Leben entschied; ich hoffte, ich frohlockte; es war nicht von ihr. Aber von wem? Oder galt es nicht mir?

Ich gab nun weniger die Hoffnung auf, als zuvor. Die Briefe mußten, schloß ich, in unrechte Hände gekommen sein. Sie war nicht prüde. Sie gehörte nicht zu jenen Zierpuppen, jenen Treibhauspflanzen; sie war ein selten geartetes Wesen. Ich durfte mich aufraffen, denn auch sie schien unter dem Banne der ungewöhnlichen Verhältnisse zu leiden. Ich hatte ihr offen gesagt, was ich über sie dachte, ich kannte keine Halbheit, eben weil ich sie liebte. Ich mußte es nochmals offen aussprechen, daß, nachdem sie so freundlich geschieden, ich ihr Schweigen nicht begreifen konnte. Ich mußte von ihr den Frieden zurückverlangen, den sie mit ihren Küssen mir geraubt; sie allein konnte ja den Sturm im Busen beruhigen. Mein Inneres war der Abglanz ihrer Briefe, das Echo ihrer Herztöne gewesen. Nein, so durfte ich nicht scheiden. Ich bethörte mich mit dem Gedanken, daß ein Brief sie treffen müsse. Ich schrieb also nochmals. Wie oft war es vergeblich. Auch diesmal?

„Verehrtes Fräulein!

Jenes „Nein"! auf dem Sockel der Diana-Statue wurde nicht von Ihrer Hand geschrieben, ich weiß es; darum lasse ich nichts unversucht, mich Ihnen zu nähern. Sie haben die Kraft meiner Liebe kennen gelernt; Sie haben niemals daran gezweifelt. Sie haben sie gesehen, beweint, gefürchtet; sie hat Sie beseligt und erschreckt. Ich bedarf wenigstens einer künstlichen Ruhe. Wundern

Sie sich nicht, daß ich so vernünftig schreibe. Muß ich nicht? Sie sehen, alle Muthmaßungen würden an jenem „Nein“! von unbekannter Hand zerschellen. Sie vertrösteten mich, Sie ließen mich hoffen; seitdem kein Zeichen von Ihnen! Soll ich an die Erfüllung Ihres Versprechens nicht glauben und mich damit trösten? Sie wollten mir nicht weh' thun? Aber Ihr Vorgehen sollte mir längst klar sein. Das ewige Schwanken zwischen Hoffen und Zweifeln erträgt mein offenes Herz nicht. Ihre Briefe waren mir zur Existenz nothwendig geworden. Wenn jenes „Nein“ Ihr Wort war, dann leben Sie so fort, Ihren Freund vergessend. Er vergißt Sie nicht. Oder glauben Sie wirklich, eine große Leidenschaft heilt man durch Schweigen? O, meine Liebe ist eine Hydra, tausendköpfig; jeder Kopf hat tausend Nachkommen, die schon warten, auf das grausame Amt des Herzzerfleischens. Dich zu verlieren ist doppelter Verlust, Dich zu besitzen der Himmel! Ich glaube noch immer an den Himmel! Unseliges Sehnen! Ob ich mich täusche?

Ihr unglücklicher Freund.“

Zwei Tage vergingen: Keine Antwort kam.

Nochmals griff ich zur Feder: Einer wird ihr zukommen, dachte ich:

„Meine schweigsame Stella!

Mit aller Macht kämpfe ich an. Ich kann es nicht verwinden. Es ist stärker, als ich. Bitte den Empfang meines Briefes wenigstens zu bestätigen, sonst wäre ich gezwungen, persönlich in Ihrer Villa anzufragen, welche Sie niemals zu verlassen scheinen.“

Es war Sonntag. Ich ging schon frühmorgens hinaus, wanderte vorüber; die Spiegelscheiben glänzten an Oswalds Hause, aber kein Mädchenkopf erschien. Im Parke sah ich Leute auf meiner Bank sitzen; ich wählte darum einen anderen Weg. Es überkam mich wie Schüchternheit; plötzlich fiel mir ein: Ich hatte nicht beachtet, wer dort gesessen, oder vielmehr aus Scheu, vor die Augen der Mutter zu treten, wenn sie es waren, einen Umweg gesucht.

Ich kehrte weiter oben um. Aus großer Entfernung sah ich nicht deutlich; als ich näher kam, bemerkte ich sie. Es war Stella mit ihrer Mutter.

Ich eilte hin; als ich jedoch zur Bank kam, waren die Damen verschwunden. Ich zögerte, ging zu dem Sockel und fand:

„Loin des yeux, loin du coeur“ aufgeschrieben.

Das waren Stellas Schriftzüge. Das war die verlangte Antwort? Hieß es: „Komme, Du bist meinem Herzen ferne?“ Oder: „Seit ich Dich sah, habe ich meine Liebe vergessen?“

Vierundzwanzig Stunden lang suchte ich zu lösen; endlich kam ich doch wieder zum Resultat: „Schreiben“.

„Stella!

Es ist das Loos aller Idealisten, daß die Wirklichkeit sie vernichtet. Soll der schönste Traum meines Lebens zusammenbrechen? Ich habe meine ganze Zukunft auf eine Karte gesetzt, diese heißt Stella. Wenn Du willst, so reiße das Gebäude ab, zerstöre alle Illusionen, ehe ich langsam, für mein Leben vergiftet, zu Grunde

gehe. Ich habe nichts auf der Welt, als Dich und wieder Dich! Was ich gelitten ohne Brief, das kannst Du mir nicht vergelten. Mit einem Federstriche könnte das Leid enden, während ich so im Vorurtheile, in der Furcht vor Unbekanntem vergehe. Den Geliebten quälst Du zu Tode; aber, bin ich es noch? Nein! Das ist nicht die echte, große Liebe, das ist Mädchenlaune, die nur so lange glücklich macht, als alles nach ihrer Pfeife tanzt. So muß ich denn fortleben in dem Glauben, daß Dein verwöhntes Köpfchen mir einmal Liebe beweisen könnte. Dein kalter Egoismus wird sich rächen: Ein Stachel wird Dir im Herzen bleiben, wenn Du nur an Dich denkst. Ich sah Dich gestern im Traume knieen vor mir, ich sah Dich fliehen vor Verfolgern. Schreibe mir, nenne sie mir, Deine Feinde. Sage mir, für was ich entbehren muß, entsagen soll? Vor der Wirklichkeit ist leichter zu kämpfen, als vor einem Phantom. Ich bin bereit, mich aufzuraffen!

Dein kranker, verzweifelter Freund."

Wieder keine Antwort.

Jetzt raffte ich mich in aufs Höchste gesteigerter Unruhe wirklich zum letzten Schritte auf. Ich beschloß, hinzugehen und bereitete für alle Fälle ein Schreiben vor, folgenden Inhalts:

„Stella!

Sie rechnen darauf, daß der Sturm sich von selbst legen werde? Aber, was läßt ein Sturm zurück? Ruinen, Verheerung. Oder wollen Sie mich nicht auf einmal tödten, langsam zu Tode martern? Ich bin ein wahrer Tantalus. O Spiel mit dem Herzen! Habe ich noch Kraft genug, vor Sie hinzutreten? Galten Ihnen meine Briefe als leere Phrasen. Ja, fern dem Blicke, fern dem Herzen, schrieben Sie: „Aus den Augen, aus dem Sinn", jetzt erfasse ich es. Versuchen soll ich? Was kostet ein solcher Versuch? Führe ich auch alle Gründe der Welt ins Treffen, meine Liebe schlägt durch mit wilden Flammen! Stella heißt das Weib, das ich liebe, für das ich geschaffen bin. Jeder Kampf ist vergeblich, kann es so fortgehen? Nein! Tiefe Stille umgiebt mich, nur die Feder höre ich, die einst besseres schrieb. Alle Erfolge gäbe ich hin für ein Wiedersehen. Die ehrenden Worte meiner Berufsgenossen sind mir leerer Schall; Deine Stimme ist Gesang, Dein gesprochenes Lied ist mein Leben. Warum hast Du mich geküßt? O, so schreie mir die Wahrheit ins Ohr: „Ich habe einen anderen!" Ich komme zu Dir. So lange ich noch glaube und vertraue, vergiftest Du meine Seele durch Dein Schweigen. Und doch, es giebt nur eine Stella!" K. W.

Dieser Brief beruhigte mich. Ich gewann wieder Fassung.

Am nächsten Vormittage wollte ich hingehen.

Mein warnender Freund Hugo stand plötzlich vor meinen Augen, so klar, als ob er zu mir spräche.

„O, er würde lachen", klang es in mir, „wenn er mich jetzt sähe durchschaute." Er hatte mich gewarnt!

Diesen Triumph gönne ich ihm nicht!

Und dennoch hat er wahr prophezeit!



Almosen.

Nach einem Originalgemälde von John J. Hammer.

X.

Ich hatte den Vorwand gewählt, mich bei Herrn Oswald zu bedanken und nach seinem Befinden zu erkundigen. Wieder dachte ich: „Was würde Hugo sagen?“ Sein Bild verfolgte mich wie ein Schatten. Ich schellte. Ein Hündchen knurrte; dann zur Beschwichtigung des Thieres einige Zischlaute; schwere Tritte auf der Holztreppe. Ich holte tiefen Athem, schlug rauh noch den Staub von den Stiefeln und nahm eine herausfordernde Haltung an.

Noch ehe die Thür ganz offen war, rief ich: „Herr Oswald zu —“

Das „Hause“ blieb mir in der Kehle stecken; ich hatte wahrhaftig den Teufel an die Wand gemalt: Hugo stand vor mir.

Eine Wolke zog über seine Stirn. „Du hier?“ fragte er verwundert.

„Ach, zu Besuch bei dem Alten“, erklärte ich.

„Der Diener ist fort, da bat er mich, zu öffnen.

„Hm! Hm! Du hier? Ja wie — und Fräulein Stella?“

„Was willst Du von ihr“, entgegnete er barsch. „Sie ist krank.“

„Ich muß mit ihr sprechen.“

„Du? Aber, wenn es nicht geht“, entgegnete er ungeduldig. „Was willst Du von ihr? Sage.“

„Ein Schreiben überreichen“, stammelte ich schon eingeschüchtert durch die Art Hugos.

„Liegt sie?“ setzte ich so gleichgiltig als möglich hinzu. „Das arme Wesen!“

„Auf dem Ruhebette. Ich werde den Brief besorgen.“

Er stieg langsam aufwärts und klopfte an eine Thür. „Dort ist der Alte.“

Als ich nicht eintrat, klopfte er gegenüber.

„Fräulein Stella, ein Brief ist da!“

Eine Hand kam zum Vorschein; es war nicht ihre Hand und nahm das Schreiben in Empfang. Dann traten wir beide bei dem Großvater ein.

Der alte Herr war schwächer, denn je. Man bemerkte in seinen Zügen die Vorboten des Todes. Er sprach verworrenes Zeug, dankte mit überschwenglichen Worten für meine Güte, nannte mich wiederholt seinen „liebsten Gast“ und bemerkte es gar nicht, als sich die Thür öffnete, und Stella auf der Schwelle erschien.

Ich fuhr auf. Sprachlos stand ich vor ihr. Das war nur ein Schatten des blühenden Mädchens von einst.

„Kommen Sie“, sagte sie tonlos und faßte meinen Arm, mehr um sich zu stützen. „Ich muß Ihnen etwas zeigen.“

Ich folgte, während Hugo bei dem Alten blieb. Ein Blick Stellas hatte ihn festgehalten.

Ein Fräulein saß in dem Zimmer des Mädchens.

„Es ist nur meine Cousine! Sie kann alles hören.“ — Wie erschreckt blickte die andere auf mich.

„Was soll sie hören?“ fragte ich. „Haben Sie gelesen, Fräulein Stella? Alles? Alle meine Briefe?“

Ein kalter Schauer machte mich erbeben. Das war ja die raf-

finirteste Todespein, sie wiederzusehen vor Zeugen, nicht allein reden zu dürfen!

„Fürchterliche! Ist alles in Ihnen erloschen?“ murmelte ich, sie zurückhaltend. „Kein Zug mehr von jener Poesie? Keine Thräne? Nichts von Hallreich?“

Sie hob die Lider und zeigte den umflorten Blick.

„Thränen in den Augen?“ rief ich; „o verzeihen Sie!“

„Lieber Freund“, antwortete sie mit klangloser Stimme, „der Schlaf der Ermattung bewahrt vor dem wilden Ausbruche der unnennbaren Wehmuth, heißt es; in welchem Buche denn nur? Warum haben Sie nicht geschlafen, wie ich?“

Aber ihre zitternden Lippen straften diese Worte Lügen. Sie trat ein und fiel auf ihre Chaiselongue.

„So willst Du mich heilen? Soll ich Dir blutige Thränen senden? Soll ich das Herz mir aus dem Leibe reißen? Kein milder Trost für den, welcher unter Deinen Fenstern im Staube gelegen, der unter der Wucht seines Schmerzes zusammenbrach? Soll ich Deine Cousine fragen? O, was ist Deine Absicht? Du wirst auch mein Schweigen herausfordern, aber die Ursache wird dann eine schreckliche sein, die Du nicht vorhersehen kannst. Ich habe mich ganz verloren! Was thun? Was unternehmen? Rede, rede! Stella! Rede!“

Sie schwieg und blickte träumend vor sich hin.

Ich wußte nicht mehr, was ich that. Ich warf mich auf die Kniee und stöhnte, ihren Arm umfassend:

„Stella! Selbsterhaltungstrieb ist oft mächtiger, als die Liebe. Es könnte eine Zeit kommen, eine Zeit, da ich würde an mich denken müssen?“

„Sie drohen?“ warf sie nachlässig hin und versuchte zu lächeln.

„Dieses Leben zwischen Hoffen und Entbehren führt mich zum Wahnsinn oder zum Selbstmorde. Ich fürchte solche Lösung, denn — ich denke nicht mehr klar.“

„Ich habe kein Herz mehr. Warum kamen Sie nicht früher? Sie haben sich alles verscherzt.“

„Grausame! Nur damals machte Sie die Musik gut? Und jenes „Lebe wohl“, jene drei Küsse aus dem Postwagen? Wo sind die?“

„Schweigen Sie in Gegenwart jenes Mädchens“, rief sie scheinbar erbost.

„Nein, Stella, ich schweige nicht! O, jener Freund drüben hat es getroffen, als er sagte: „Luna mentitur“. Jedes Weib, merke Dir, lügt.“

Sind Ihre oratorischen Versuche zu Ende?“

„Nein, ich rede, so lange ich kann; ich habe lang' genug geschwiegen. Er hat gesagt: „Jedes Weib lügt; wenn es uns nicht belügt, belügt es sich selbst!“ Auch Du, Stella, mein einziges menschliches Ideal, verbirgst Deine Liebe. Stolz lügst Du Dir und machst uns beide elend. Du liebst mich, Du liebst mich!“

Sie wendete den Kopf ab; sie sagte nicht nein!“

„Verlassen Sie mich jetzt! Ich hatte mich gefreut, Sie wiederzusehen. Sie werden mich nie verstehen. Ich wollte das Thema angeben zu Ihrem besten, aber Sie ließen mich nicht zu Worte kommen.

[illegible] zu erregt, um zu hören. Was ich Ihnen mittheilen wollte, hier ist es. Ich bewahrte es lange, um es Ihnen zukommen zu lassen. Verlassen Sie mich jetzt!" Dabei gab sie mir einen Brief und machte ein Zeichen.

Ohne Abschied stürmte ich hinaus und riß das Schreiben auf. Es lautete:

„Lieber Freund!

Durch Großpapa werden Sie erfahren haben, daß ich gut nach München gekommen bin und mich bei meinen Lieben hier wohl fühle. Was aber weder Großpapa weiß, noch sonst jemand, ausgenommen meine Mutter, das muß ich Ihnen mittheilen. Nach meiner Rückkunft eröffnete mir nämlich Mama, daß sich gewisse Schwierigkeiten, die ich Ihnen angedeutet zu haben glaube (id est, wenn Sie es verstanden haben), gelöst hätten und die ganze Situation sich in Kürze klären werde. Es steht also eine baldige Veränderung meines ganzen Lebens in Aussicht, viel früher, als ich geahnt. Daß mich dies aufregt, können Sie sich vorstellen und ebenso werden Sie fühlen und begreifen, weßhalb ich Ihnen nicht schrieb. So lange ich mich frei fühlte, war ich auch frei in Thun und Lassen, nun aber, da mir eine große Aenderung bevorsteht, ich mich in Gedanken schon als — Braut fühle —"

Ich konnte nicht fortfahren. Mir schwammen die Buchstaben vor den Augen.

Erst nach einigen Minuten starken Ausschreitens konnte ich im Schatten eines Alleebaumes weiter lesen; der Brief schloß mit folgenden Worten:

„Ich habe Sie als edeldenkenden, feinfühlenden Mann kennen gelernt. Sie werden meine Gründe zu würdigen verstehen. Sie sagten einmal, man appellire nicht umsonst an Ihre Ehre, oder Sie bewiesen es doch. Eben an diese männliche Ehre appellire ich jetzt. Ihre Liebe sagten Sie, oder schrieben Sie, sei aufopferungsfähig. O, mögen Sie es jetzt sein! Wieder flehe ich: Vergessen Sie, oder bewahren Sie die Erinnerung schöner Momente, aber nichts weiter; keine Bitterkeit, keinen Groll, keine Trauer! Bleiben Sie mein Freund in des Wortes wirklicher Bedeutung und verzeihen Sie es, wenn ich Ihnen wehe gethan. Als Mann von Ehre und Gefühl vergegenwärtigen Sie sich meine jetzige Lage und fragen Sie sich, ob ich anders handeln konnte? Mein ganzes Innere würde sich aufbäumen, könnte ich dem Verlobten nicht frei und offen gegenüber treten! Jetzt können Sie mir am besten die wahre, tiefe Empfindung Ihres Herzens zeigen, indem Sie auch dies mit mir fühlen. Leben Sie wohl. Achten Sie die Gefühle eines Mädchenherzens; versuchen Sie nicht, mich umzustimmen, — es ist ja umsonst. Leben Sie wohl für immer!"

„Schlange!" entschlüpfte meinen Zähnen. Dann stieg der Groll. Süße Worte einer Betrügerin? Nein, nein, einer Verirrten, einer Unstäten, einer Verzogenen.

Die Schuppen waren mir von den Augen gefallen. Warum

mußte dieses stürmische, aber herrliche Lied mit einem Mißtone ausklingen? Warum?

War das die „hellleuchtende Erinnerung jenes Augenblickes — für die Ewigkeit“ aus ihrem ersten Briefe zu Hallreich?

XI.

Ein Jahr war seither vergangen.

Ich hatte niemals um den Namen ihres Verlobten gefragt; ich war erwacht aus dem Traume, ich hatte mich wieder in die Arme der Antike geworfen, aber nicht mehr Diana angebetet, sondern nur Minerven gehuldigt. Der Nymphenburger-Park blieb gemieden. Ich betrat ihn nicht wieder seit meinem Besuche bei Oswalds.

Das Glück wollte, daß ich Stella nie antraf. Aber die Rolle, welche mein Freund in jenem Hause gespielt, kennen zu lernen, den Zeitpunkt seiner Einführung daselbst, das wollte ich wissen. Aber er schien mir auszuweichen, blieb niemals stehen. Mir war, als ob er etwas verschweigen wolle und darum mir aus dem Wege gehe.

Meine Arbeitskraft war nicht mehr dieselbe. Ein gewisser polemischer Geist hatte mich erfaßt und ich stürzte mich wie ein Krieger, welcher den Tod sucht, mitten in das dichteste Gewimmel der Schlacht. Und, merkwürdig, gerade diesem Umstande verdanke ich meine literarische Auferstehung. Der friedfertige Archivbesucher und Sammler war unter die Vorposten und Plänkler gegangen. Mir war keine Theorie zu waghalsig. Ich faßte Posto und stritt mit scharfer Feder.

Erst hielt man mir mein Pseudonym vor; alsbald warf ich die Maske ab. Ich tadelte sogar den Unterrichtsplan. Meine Feder wurde schon zu den „gefürchteten“ gezählt, denn man ging an Reformen. Meine Aufsätze in liberalen Blättern gehörten zu den schärfsten. Die Gegner warfen mir vor, daß ich nur schreibe, aber meine Ansicht nicht begründe und im Unmuthe ließ ich mich zu Ausfällen hinreißen, deren Spitze gegen die Regierung gerichtet war. Man sprach hierauf davon, ich strebe nach einem Mandate für die Kammer; damit sind die Leute gleich bei der Hand; sie suchen überall selbstsüchtige Zwecke aufzufinden. Glücklicherweise gelang es mir, nachdem ich überdrüssig geworden, mich ehrenvoll zurückzuziehen und eine entfernte Professur in Erlangen anzutreten. Damit war auch meine Kraft dahin.

Kaum war der Federkrieg beendet, so verfiel ich in den alten Trübsinn, besonders, da ich München nicht mehr bewohnte.

Der Winter ging vorbei; im Herzen blieb er zurück. Ich begann lebhafte Sehnsucht nach einer genauen Kunde über Stellas Schicksal zu empfinden. Was sie mir auch angethan hatte, ich liebte sie, es war mir klar, um ihrer glänzenden Persönlichkeit willen und wegen des stets durchschlagenden Feuers von einst, mochten ihre Lippen auch sagen, was ihr momentan besser schien, jene Lippen, die einst mit Feuerküssen zu mir gesprochen und mich verzaubert hatten. Wie ich aber unauffällig in Erfahrung bringen sollte, was aus ihr geworden, das blieb mir heute noch ein Räthsel. Von einer Hochzeits-Anzeige war keine Spur zu finden. Ich hatte nachgesehen. Wo lebte der heimliche Verlobte? War jene im Briefe erwähnte Verbindung wieder

gelöst worden? Wiederholt kam mir der Gedanke: „Etwa gar mit Hugo? Bah! Vollständig „unmöglich!“ Aber er mußte gewiß mehr wissen, als er damals gesagt, da er doch im Hause aus- und einging.

Ich hatte ihn freilich gesehen, aber nie gesprochen. Er war sogar in Erlangen gewesen; instinktiv waren wir aneinander vorübergegangen. Ich versuchte es später einmal, ihn zu stellen. Ich dachte, es würde mich beruhigen, aber ich konnte in seinen Mienen kein Entgegenkommen lesen. So mußte ich mich denn gedulden.

In den Osterferien 1859 kam ich zum Zwecke meiner Bibliotheksarbeiten in die Isarstadt. Des Abends blieb ich nicht im Hôtel, sondern hörte eine Opernvorstellung und ging hierauf in das Gasthaus, welches Hugo und ich in früherer Zeit so häufig besucht hatten. Ich wußte, daß er als „bemoostes Haupt“ unseren alten Stammtisch heilig hielt, wie jeder „alte Bursch“. Ich wollte ihn sehen.

Als ich in dem dichten Qualme die Gesichter gemustert hatte, wollte ich eben wieder gehen; da fiel mir ein, das Hinterstübchen sei von mir noch unbeachtet geblieben.

Ich stieg also über drei Holzstufen und fand richtig ihn ganz allein in der Ecke sitzen. Er wendete dem Eingange den Rücken, nahm ab und zu seine Meerschaumpfeife aus dem Munde, drehte sie um, indem er die Wirkung des Rauches auf die weiße Masse beobachtete, wie es jeder Meister „Kapnophilos“ zu thun pflegt, denn er war einer von jenen, welche das damals moderne Anrauchen der Meerschaumpfeifen mehr interessirt, als das Erröthen jungfräulicher Wangen. So sagten wir und seine Lehren trugen ja eine gewisse Weiberfeindschaft zur Schau. Darum betrachtete ich ihn auch nicht als Nebenbuhler bei Stella.

Er war in tiefes Sinnen verloren. Ich trat näher.

Er hatte sich verändert. Sein Gesicht war geröthet, sein struppiges Haar schien leicht ergraut, seine Haltung schlaffer.

„Guten Abend!“ sagte ich trocken und setzte mich an das untere Ende des langen Tisches, an dem wir einst so fröhliche Stunden verlebt hatten.

Er brummte „Guten Abend“, ohne auch nur im Tone Freude über das Wiedersehen zu zeigen.

Die Kellnerin stellte einen Krug vor mich hin, von welchem der Schaum wie eine Nachtmütze herabhing; ich blies ihn fort und trank.

Hugo schwieg noch; dann blickte er mich durchdringend an und fragte kurz:

„Professor jetzt?“

„Professor!“ antwortete ich ebenso derb.

„Erlangen?“

„Erlangen.“

Hierauf wiederum tiefe Stille. Mich wunderte dies nicht. Er war stets ein Original gewesen.

Ich rückte näher, legte meine Hand auf seine Schulter und schaute ihm ins Gesicht: „Was hast Du denn Hugo? Ist etwas zwischen uns getreten?“

„Laß' mich!“ sagte er barsch.

„Was ist mit Oswalds, was mit Stella?“ platzte ich heraus.

„Aha, gleich in medias res?“ höhnte er. „Natürlich bist Du nur wegen ihr gekommen.“

Ich streckte ihm die Hand über den Tisch entgegen und sagte sanft: „Nein, ich wollte Dich sehen.“

„Aber sie liegt Dir näher am Herzen, nicht wahr?“

„Möglich!“ bestätigte ich. „Warum auch nicht? Ich habe keine Nachricht. Hat sie geheiratet?“

„Hinc illae lacrimae? Du warst doch immer ein Megatherium, selbst in der Liebe Pedant. Wie Du drollig bist, wie ein närrischer Affe!“

Ich kannte ihn. Solche Reden durften nicht verletzen bei ihm. Ich also wiederholte meine Frage nach Stella.

„Nach jener Scene, nicht wahr, ging dem Herrn Kollegen, ah, bitte um Entschuldigung, Herrn Professor aus Erlangen Dr. Karl Dianenherz, Dr. Karl Frauenknecht, Dr. Karl Wartezu bis es zu spät ist, Dr. Karl Feu d'amour, Dr. Karl Heiratslust von und zur Antike, Dr. Karl Badelion, Dr. Karl —“

„Hör' auf mit Deinem burschikosen Geflunker“, zürnte ich; „Du hast es gesagt: Seit jener Scene in Oswalds Hause weiß ich nichts mehr von Stella.“

„Freilich, wenn man meinen Lehren in Bezug auf das Weibervolk nicht folgen will!“

„Welchen Lehren?“ fragte ich. „Ich habe sie vergessen.“

Er trällerte: „Femme souvent varie, bien fou, qui s'y fie.“

„Nun und was dann?“ Mir kam der alte Trotz gegen seine Präpotenz dazwischen.

„Was dann? Soll ich noch etwas citiren, etwa Shakespeares: Frailty, thy name is woman, was zu deutsch heißt: Gebrechlichkeit, Dein Name ist Weib, oder, wenn es gefällig ist im Idiome Tassos: Donna è mobile, auf Gardehusarendeutsch: Das Weib ist mobil?“

„Laß' doch die Scherze“ rief ich ungeduldig. „Ich bitte Dich! Du spannst mich ja auf die Folter!“

„Alles beruht auf Mißverständnissen. Der alte Chemiker Chevreuil sagte es oft in der Vorlesung, als ich in Paris studirte. Die Welt ist eine „Komödie der Irrungen“. Wenn ich Dir nun sagen würde: Das Mädel ist rasend vernarrt in Dich und Du läufst davon, ein sauberer Herkules am Scheidewege und wählst statt der schönsten Münchnerin Stella Lebenich, Frau Polemik, die alte Vettel, zur Geliebten.“

„Was weißt Du?“ warf ich erzürnt dazwischen.“

„Das Weib will nicht studirt oder errathen werden, im Sturme will es erobert sein. Nie blättern in solchen Büchern, stets auf einen Zug durchlesen.“

„Aber, ich kannte sie so lange Zeit.“

„Desto schlimmer; gingst wie die Katze um den heißen Brei, statt Dir einmal die Pfoten tüchtig zu verbrennen oder auch zum Ziele zu gelangen. Warum bist Du nicht in den Postwagen gestiegen? Eine schwache Stunde ist mehr als Jahre des Trotzes.“

„Mensch! Mensch! Du weißt?“ schrie ich außer mir, daß die Leute aufmerksam wurden; wenigstens Hugo deutete auf die Thüre

hin: „Du hast mir nichts gesagt und hast alles erfahren und wußtest?" —

„Werde Dir noch die Kleider zum Verlobungsfeste bürsten, nicht wahr? Kerl, der alles hat und nur anzufassen braucht! Weißt Du, warum sie fuhr? Du Halbblinder? Allein?"

„Warum? Weil ihre Mutter sie verlangte."

„Was kümmert ein verliebtes Mädel die Mutter! Weil sie Dir Gelegenheit geben wollte, Dich zu verloben. Es war ein Rendez-vous!"

„Nein, nein, das glaube ich von Stella nie! Sie wollte meine Gesellschaft nicht."

„Wenn sie es mir nicht lachend selber erzählt hätte. Die Weiber sagen nie: „Jetzt erobere mich". Sie überlassen es den Männern; wann dies passend ist. Wer zu dumm ist, zu wissen, daß eine schwache Stunde mehr werth ist, als ein Jahr Hofirens."

„Barbar! Du hast geschwiegen?"

„Weil ich selbst der Gefoppte war."

Ich starrte ihn an: „Du? Gefoppt? Von Stella?"

„Ja, was ist dabei? Die Koketten sind ja auch nicht von Holz. Nur muß man sie nicht in ihrem Stolze verletzen und ihnen über die Schwächen der Frauen Vorlesungen halten. Leider hatte auch ich den Fehler."

„That ich das? Wann?" fragte ich.

„Schriftlich und verblümt. Aber, Du hast noch mehr gethan", setzte er mit verbissenem Zorne hinzu: „Du hast ihr meine Fehler geschildert und sie mir abgewendet; das war freundschaftlich? Und da begehrst Du noch besondere Dienste?"

„O, Du scherzest! Was sollen diese Dinge? Und Dein Ideal, von dem Du sagtest. Was soll das?"

„Was es soll? Dir beweisen", fuhr er heftig auf, „daß Du, ich und sie unglücklich sind, durch einen linkischen Menschen, der es nicht verdient, von einer Zauberin vergöttert zu werden, die er mit Bärentatzen berührt. O, ich muß an Zettels Eselskopf im Sommernachtstraume denken. Ich, der Mädchenjäger war einst ausgestoßen von Dir! Clara pacta, boni amici. Schöne Freundschaft!"

Ich kam in Wuth. „Bist Du dem Tollhause entsprungen?"

„Nein, aber Du warst toll, meinen Rathschlägen nicht zu folgen, es wäre alles anders. So hat keiner 'was."

„Wer gab Dir das Recht auf sie?"

„Nun höre, ich war verlobt mit ihr, ehe Du sie sahst. Wir sind verwandt, durch unsere Väter."

„Ehe ich sie sah? Darum die Rathschläge?"

Und seit jener Badereise will Stella nichts mehr wissen von mir", fuhr er polternd fort. „Großvater Oswald ist darüber gestorben, Mama wüthet; Dein letzter Brief, den ich guter Narr ihr zusteckte, da sie mir später erst die volle Wahrheit sagte, Dein letzter Brief hat sie noch verrückter gemacht. Sie kränkelt, sie weint sich die Augen aus, Du bist ein sonderbarer Liebhaber. Sie ist unrettbar verloren, sagt der Arzt."

Ich schwieg. Es tobte in mir. Ich wußte nicht, was ich beginnen

sollte? Mir stieg das Blut zu Kopfe. Ich hatte das Gefühl, als müßte ich den Krug fassen und ihn niederschmettern auf den Kopf des höhnisch Lächelnden, der in so cynischer Weise die Dinge besprach, welche mein Lebensglück zerstörten; der mein Feind schien und sich Freund nannte.

Ich hörte noch, wie er sagte: „Alles ist Trug bei ihnen, alles; aber es giebt auch Männernaturen, die sich gefallen, den Tantalus zu spielen. Ich gönne ihr's!“

Von da ab wußte ich nichts mehr von mir. Ich war wie ein Rasender heimgeeilt, erzählte man mir später. Ich hatte das Fieber in den Adern.

Ich sah Hallreich, den Höhenweg.

Ihre heißen, heißen Küsse brannten mir glühend auf den Lippen.

„Wasser! Wasser!“ soll ich gerufen haben, den Brand zu löschen.

Zuletzt sah ich nur mehr Hugos satyrische Miene.

Dann war es Nacht um mich.

XII.

„Welches Wetter!“ sagte Doktor Willing, aber er erlaubte mir dennoch eine Ausfahrt. Ich wunderte mich, aber es war doch so. Er setzte sich neben mich.

„Wohin?“ fragte ich.

„Nach Nymphenburg!“ befahl er dem Kutscher.

Es war zwar noch September; dennoch zog er den Plaid dichter um meine schlotternden Beine. Alle Kleider waren mir zu weit und in dem kleinen Spiegel der Remisenkutsche sah ich mein schrecklich verzerrtes Gesicht. Mein Herz zog sich zusammen vor Schrecken, wenn ich dachte: „Vorbei an Stellas Hause. Ist sie todt? Ich wagte nicht zu fragen, ich der Mörder!“

„Doktor!“ sagte ich, mich aufraffend. „Ich will nicht dorthin; eine andere Richtung nehmen wir.“

„Ich aber will“, antwortete er und erfaßte meinen Puls. „Nur keine Aufregung; bezwingen Sie sich.“

„Ach, was wissen Sie, warum ich nicht will?“

„Ruhe! Ruhe! Ich weiß alles!“ mahnte er.

„Alles?“

„Sie haben ja im Typhus geplaudert. Stella erwartet Sie, Professor!“

„Nein, nimmermehr zu ihr! Nie mehr!“

„Sie will es und es wird auch Ihnen gut thun; Sie sind jetzt kräftig genug, es zu ertragen; es heißt zwar, zu gewissen forcirten Kuren müsse der Patient „gesund“ sein, um sie zu ertragen; aber im pathologischen Zustande verträgt man oft wiederum mehr, als im gesunden. Also vorwärts!“

Ich ergab mich: Stella wünschte mich zu sehen.

Zehn Minuten später läutete er an ihrem Hause. Man öffnete. Auf der Treppe stand die Mutter und betrachtete mich neugierig, als ich nur mit des Arztes Hilfe aufwärts steigen konnte. Sie verschwand ohne Gruß.

„Kennen Sie die Familie?“ fragte ich noch mißtrauisch.

„Kennen? Durch Sie vorgestellt, durch Ihre Fieberphantasien. Da gab es ja nichts anderes als: „Stella, Oswald, Stella, Nymphenburg, Hallreich, Höhenweg, Klosterberg, Grotte, Hund, Musik, Feigheit, Liebe.“

„Es ist gewagt, Doktor!“ versuchte ich zögernd.

Er antwortete nicht mehr. Also, es mußte sein.

In der Luft war mir besser geworden. Trotzdem fühlte ich heftiges Herzklopfen. Mich belebte der Gedanke an ein Wiedersehen, an die Wiederkehr eines verloren geglaubten Glückes nicht mehr.

Er schob mich zu Stellas Thür und ging zur Mutter hinüber.

Ich klopfte.

Ein fast unhörbares „Herein“! sagte mir, daß sie anwesend sei. Mein Besuch schien angekündigt. Sie wartete; also rasch die bittere Pille eingenommen!

Ich öffnete. Bei dem Fenster saß eine Nonne mit großer, schneeweißer Flügelhaube, und strickte. Im Hintergrunde lag Stella auf ihrem Sopha.

Welche Veränderung! Damals wäre sie noch blühend zu nennen gewesen, jetzt waren ihre Wangen tief eingefallen und die Hände schienen wie von Wachs. Ich vergaß meinen eigenen Zustand: Tiefes Mitleid erfaßte mich bei ihrem Anblick. Armes Wesen!

Aber auch mein Aussehen mochte sie ergriffen haben. Sie reichte mir die abgemagerte Rechte, wies stumm auf einen Sitz, wendete sich zum Fenster und suchte vergebens nach Fassung. Sie schluchzte leise; es war ein schwerer Augenblick.

Die Nonne nahm das an einer Kette um ihren Hals befestigte Kreuz und hielt es in die Höhe.

„Stella!“ hauchte ich, auf einen Lehnstuhl sinkend. „Uns hat beide das Schicksal schwer getroffen!“

„Was wollen Sie, Freund?“ antwortete sie kopfschüttelnd.

„Wie komme ich zu Ihnen? Ist es Ihr Wille gewesen?“

„Wie? Da lesen Sie“, sagte sie und reichte mir ein Blatt Papier. Ich durchflog es; es war die Schrift meines Arztes:

„Mademoiselle!

Heute Nacht wurde ich geweckt und zu einem Patienten gerufen, welcher seit drei Tagen mit heftigen Fiebererscheinungen, die ihm zeitweilig die Besinnung raubten, erkrankt war. Etwa gegen zwei Uhr morgens, in einem hellen Augenblicke griff er unter den Kopfpolster und überreichte mir eine Brief-Enveloppe mit Ihrer Adresse und begleitete diese Handbewegung mit einem flehenden Blicke. Wie ich seinen unzusammenhängenden Worten entnehme, glaubt er an seinen nahen Tod. Da seine Pflegerin, die Hausfrau, ebenfalls erkrankt ist, so bitte ich Sie, mir zu gestatten, diese Adresse zu verwenden, in der Hoffnung, durch dieselbe vielleicht eine, dem Kranken günstige Krisis herbeizuführen. Als Arzt halte ich mich hierzu verpflichtet.“

„Gewiß ist Ihnen der zerstörende Einfluß von Gemüthsbewegungen auf einen kranken Organismus bekannt. Zwar hoffe ich den Patien-

ten bei seiner anscheinend kräftigen Konstitution zu retten; soll er aber gänzlich geheilt werden, so müssen wir vor allem die Ursache seines tiefen Kummers, welcher seine wilden Phantasien erregte, entfernen. Ich habe es vergeblich versucht, durch Fragen Klarheit aus seinen Reden zu erhalten. Dieses Briefcouvert bringt vielleicht Klarheit in die Sache. Glauben Sie nicht, daß Neugierde hier im Spiele sei. Sollte Ihnen, Mademoiselle, die Ursache der Erkrankung meines Patienten und dessen Schrift bekannt sein, so gebe ich Ihnen hiermit Gelegenheit, das zu unternehmen, was ihm Linderung verschaffen kann. Als Arzt darf ich eben nichts unversucht lassen, habe ich auch keinen anderen Anhaltspunkt, als diese Adresse. Entschuldigen Sie also, falls ich mich dennoch geirrt haben sollte. Meiner Diskretion seien Sie in jedem Falle versichert. Ich zeichne, geehrtes Fräulein, in Hochachtung

Ihr ergebener Diener

Dr. Willing, prakt. Arzt."

„Stella!" rief ich und fiel ihr zu Füßen. „Ich habe Dich verkannt. Kannst Du mir verzeihen?"

„Es ist nichts zu vergeben. Sie haben gehandelt, wie ein edler Mann handeln mußte. Nur ich habe gefehlt, Ihnen zu viel Hoffnung zu machen; ich habe meiner Eitelkeit zu sehr nachgegeben; eines Gelehrten Liebe war mir neu."

„O, noch stolz und Sie erliegen doch der Liebe zu mir!"

„Ich?" fuhr sie auf; „wer sagte Ihnen das?"

Ich gedachte der Worte Hugos: „Das liebreizendste Weib ist jenes, dessen Eigenschaften unbewußter Gefallsucht entspringen." War dies noch Gefallsucht? An der Schwelle des Todes? Und war es dann unbewußte Prüderie? In dieser Stunde? Selbstmord aus Stolz? War das möglich? So war Stella!

„Sie liebten mich und verbargen es!" flehte ich. „Nur die drei Worte: „Ich liebe Dich", drei kurze Worte, zwölf Buchstaben hätten zwei Menschen glücklich gemacht."

„Ich habe kein Herz", rief sie. „Ich wollte Ihnen nur Klarheit geben, um Sie zu heilen — vom Liebeswahne. Ich bedurfte Ihrer in Hallreich wegen Hugos, da ich ihm damals verlobt war und ich wußte, er sei ihr Freund. Leben Sie wohl und verzeihen Sie das Spiel. Habe ich Sie befreit von Ihrer unseligen Leidenschaft? Sehen Sie jetzt klar? Meinen Dank gab ich Ihnen ja auf die Lippen. Sind wir fertig?"

Mit einem Schrei schnellte ich von meinem Sitze empor. Lauernd blickte sie auf mich. Ich aber wankte fort; mir war, als müßte mir die Brust zerspringen. Athem! Athem! —

Ein Fenster wurde aufgerissen. Sie lehnte sich weit hinaus und rief: „Freund, ein Wort nur!"

Sie hatte Angst bei meinem Zustande?

„Sie sind nicht werth, das Herzblut eines Mannes zu vergiften!" rief ich hinauf.

Das Fenster wurde heftig zugeschlagen; jetzt war es für ewig geschlossen; es war aus mit Stella.

Ich sprang in den Wagen, ohne auf den Doktor zu warten. Mich trieb es in den Nymphenburger-Park: Dort, wo der Roman meines Herzens begonnen, sollte er auch enden.

Ich stieg ab und lehnte mich mit geschlossenen Augen an einen Straßenstein des Vorhofes.

Eine Welt war in mir zusammengebrochen. In Staub gehüllte Menschen zogen vorüber. O, in diesem Augenblicke verleugnete sie das Herz, das nur mir geschlagen? Nur mir? Oder, hatte sich Hugo getäuscht, hatte er mich gehöhnt, oder hatte sie den Bund mit ihm unter dem bloßen Vorwande, mich zu lieben, gelöst? O, Weibertrotz! Am Rande des Grabes kein Wort der Versöhnung? Hatte ich sie nicht um ihrer selbstwillen geliebt? Hugo Schneller, wo ist Deine Weisheit?

Wieder schritt ich der Bank zu und sah Dianas bleiches Stein-Antlitz: Sie war unverändert geblieben seit jener Stunde, da ich ihr abtrünnig geworden. Du ungebändigter Aktäon, der Du wagtest die Schönheit zu schauen und darum im fahlen Scheine Lunas sterben mußtest! Glich ich ihm nicht, dem Opfer des Fürwitzes? „Du mir einzige Unwandelbare! Wenn Du auch das Abbild des Wechsels bist!" rief ich und versank in dumpfes Brüten vor Dianas Bilde; das, ich sah es, in keinem Zuge Stellas Antlitz glich.

Das menschliche Gedächtniß reicht nur bis zu einer gewissen Grenze. Infolge einer natürlichen, unbewußten Mnemotechnik bleiben jedoch oft unscheinbare Dinge durch ihre Verbindung mit wichtigen Ereignissen oder Situationen des Lebens haften; selbst die Bücherweisheit kann sie nicht bannen. — Es war wieder Herbst, fast zwei Jahre seit der ersten Begegnung. Ich sah wiederum die langen Fäden ziehen, von denen der Volksmund behauptet, sie seien von der Spindel eines Mädchens abgerissen, welches seinem fernen Liebsten ein Hemde spann und mit einem anderen buhlte. Es sei ein Sturm gekommen und habe alles vernichtet. Und „Marienfäden" heißen sie auch, weil die Jungfrau Maria sich desselben Mädchens angenommen habe, mitleidsvoll und gnädig.

Diese rührende Legende fiel mir ein, als die Fäden vorbeizogen, die damals wie warnend sich um meine Schultern gelegt hatten, als ich nach der zweiten Begegnung Stella nachgeeilt war, ihr einen Vorsprung abzugewinnen. Hätte ich damals geahnt, was ich that! Ich hätte gewartet und vergessen!

Was war ich nun? Ein Geprüfter, ein Verkannter und ein Verräther an dem Freunde wider Willen!

Ist es denn so schwer, auf dem geraden Wege zu bleiben? „O, Du schöne Götterwelt, wärest Du noch auf Erden! Es ist alles nur Karikatur des Menschenbildes, was heute vor uns wandelt" so hatte ich geträumt und er hatte mich geweckt mit den Worten: „Deine Haltung sei eine praktisch-schmiegsame und keine theoretisch schroffe". Und ich, was that ich? Ich behandelte die Liebe als Fachgelehrter. Durfte ich staunen, daß es so gekommen? Wäre ich damals in den Postwagen gesprungen und hätte auf meinem Rechte zur Fahrt (Geschäfte vorschützend) bestanden. Wer hätte mich zwingen können zu verzichten? Sie wäre mein geworden. Der Kühne gewinnt nur.

Ein Menschenalter ist seither vergangen. Ich nehme eine hervorragende Stellung in der Gelehrtenwelt ein; aber einsam wandle ich durchs Leben. Die süßesten Früchte des Lebens hatte ich schon frühzeitig nicht zu pflücken verstanden, das Glück von mir gewiesen.

Stella erlag bald nach der letzten Begegnung einem Lungenleiden. Ich trage an ihrem Tode schwer, als ob ich die Ursache gewesen wäre. Und sie gab es nicht zu.

Ich glaubte nun zeitweilig an das Schicksal. Ich war Fatalist geworden. Was blieb mir übrig, als in die leblose Welt zurückzukehren? Ich habe entbehren gelernt im Leben. Der Gedanke schreckt mich nicht mehr, daß es eine Satyre sei. Die schwache Stunde war vorübergegangen, unbenützt, todt.

Das Weib will nicht errathen, sondern im Sturme genommen werden. Der Sturm hat es geknickt, derselbe Sturm.

An dem Grabe Stellas versöhnten wir uns. Hugo blieb mein Freund.

Ich beurtheile seither die Liebe anderer nach meiner Theorie. Da ich niemanden weiß, welcher eine Polemik darüber eröffnet, behalte ich recht und beende mein freudeloses Leben als freiwilliger Tantalus.







An meine Uhr.

Winterkalte Mitternacht
Hält das Erdenrund umschlungen;
Langsam ist die Lebensschlacht,
Die der Tag so heiß entfacht,
In den Gassen ausgeklungen.

Auf dem Lager, sorgenschwer,
Sinn' ich nach den Weltgeschicken;
Horch, da tönt vom Schranke her,
Durch mein Zimmer, öd und leer,
Ein bekanntes, leises Ticken.

Feines Stimmchen von Metall,
Ob dir auch Empfindung fehle,
Weckt mir doch dein schwacher Schall
Einen hellen Wiederhall
In erinnrungsvoller Seele.

Treulich hat dein leiser Schlag, —
Wenn auch selten nur vernommen, —
Mich begleitet Tag für Tag,
Ob mein Herz im Leide lag,
Ob's im Jubelrausch geschwommen.

Hast auf grenzenloser See,
In dem Schiffe, sturmgeschaukelt,
Hoch auf ew'gem Alpenschnee,
Wo verstummen Lust und Weh,
Ungehört mich stets umgaukelt.

Stimmtest unbeachtet ein,
Wenn ich herzte meine Traute
In dem maiengrünen Hain,
Aug' und Brust voll Sonnenschein,
In der Finken Jubellaute.

Als wir uns zum letzten Mal
Weinend in den Armen lagen,
Winter war's; der Wald stand kahl,
Reifbeglänzt im Mondenstrahl, —
Hast du ruhig fortgeschlagen.

Kampfesjahre ohne Rast
Sah ich schwinden unterdessen,
Stunden athemloser Hast,
Stunden, schwer wie Centnerlast; —
Emsig hast du sie gemessen.

Silberstimmchen, klares, du!
Kleiner, stoisch-heitrer Weiser!
Singst mein wildes Herz zur Ruh,
Rufst mir durch die Stille zu
Immer leiser, leiser, leiser . . .

Reinhold Fuchs.





Ein preußisches Königsschloß.

Von **Richard George.**

Schwere Tage sind über Deutschland hereingebrochen. Die Trauerkunde, welche der Telegraph am 9. März in alle deutsche Gaue trug, hat jeden, dem ein fühlendes deutsches Herz im Busen schlägt, mit unnennbarem Schmerze erfüllt, und dieser tiefe Schmerz um das Hinscheiden des Einigers des deutschen Reiches wird noch vermehrt durch die bange Ungewißheit, in welcher wir über den Gesundheitszustand seines Nachfolgers schweben.

Kaiser Friedrich III. hat, seinen Pflichten als Regent folgend, das milde Klima von San Remo verlassen und im alten Königsschlosse zu Charlottenburg seine Residenz genommen; in dem Mausoleum, das sich im Parke desselben befindet, hat am 16. März die sterbliche Hülle des großen Kaisers ihre Ruhe gefunden, und so ist es gekommen, daß die Augen jedes Deutschen, ja der gesammten gebildeten Welt auf das alte preußische Königsschloß am Strande der Spree gerichtet sind. Es dürfte daher gerechtfertigt erscheinen, wenn wir die Wohnung des todten Heldenkaisers und die seines Nachfolgers dem Leser in ihrer geschichtlichen Entwickelung vorführen. Die mannigfachen Wandlungen und Schicksale, denen Schloß und Park Charlottenburg im Laufe der Jahrhunderte unterworfen gewesen sind, werden unsere Skizze zu einem wechselvollen Abbilde der preußischen Geschichte gestalten.

Seit alten Zeiten lag im Westen Berlins am linken Ufer der Spree ein kleines Dorf, namens Lutze. Dasselbe, welches nach einander Lütze, Lützen, Lietze, Lietzow, Lützow genannt wurde, erregte im Jahre 1694 auf einer Spazierfahrt die Aufmerksamkeit der kunstsinnigen und geistreichen Kurfürstin Sophie Charlotte. Ihren Bitten konnte Friedrich III., Kurfürst von Brandenburg, nicht widerstehen; er kaufte das dem Oberhofmeister Baron von Dobrzinsky gehörige Landgut Ruhleben für 25,000 Thaler und ließ auf demselben nach Schlüters Plänen in italienischem Stile ein Schloß errichten. Der Bau desselben wurde im Jahre 1695 unter der Oberleitung des Oberbaudirektors Nehring begonnen und 1698 vollendet; er verschlang im

ganzen die Summe von 23,000 Thalern. Simon Godeau mußte das Schloß mit herrlichen Gartenanlagen nach Rissen des berühmten Gartenkünstlers André Lenôtre umgeben; das Innere wurde im Stile der Zeit mit kostbaren Möbeln, Tapeten und Gemälden ausgestattet.

Am 11. Juli 1699, dem 43. Geburtstage des Kurfürsten, fand die feierliche Einweihung des Schlosses durch ein kostspieliges Hoffest statt, über das ein Chronist jener Zeit berichtet:

„Auf den Abend des 1. Juli (alten Stiles) des Jahres 1699 hatten Ihre Kurfürstliche Durchlaucht die Kurfürstin Charlotte Seine Kurfürstliche Durchlaucht sowie auch den ganzen Hof geladen, den 43. Geburtstag Ihres Durchlauchtigsten Gemals daselbst zu feiern und mit diesem Fest ihr Lützenburg einzuweihen. Der Saal war mit geflochtenem Blumenwerk und mit dazwischen gesetzten Sinnbildern ausgeziert und die Tafel darin also gesetzet, daß man ohne aufzustehen das hernachmals angesteckte Feuerwerk nebst der Illumination sehen konnte. Die Einfahrt zu dem Hause war ebenfalls mit allerhand Blumen ausgeflochten und über dem Thore waren in güldenen Buchstaben lateinische Verse, die der englische Envoyé Mr. Stepney verfertigt und welche in der Uebersetzung also lauteten:

„„Dies Haus, von Dir erbaut, doch das soll mir gehören,
Will Dein Geburtstagsfest heut' als seines Stifters ehren;
Sei gütig und laß zu, daß wir Dir dankbar sein,
Dies bittet Dein Gemahl, die Liebe stimmt mit ein.""

„Seine Kurfürstliche Durchlaucht haben sich bei diesem Feste nebst der ganzen Gesellschaft so vergnügt und freudig erwiesen, daß man sozusagen über Tische und Bänke gesprungen ist, und Seine Kurfürstliche Durchlaucht können sich Ihrer eignen Aussage nach nicht besinnen, sich jemals so freudig erwiesen zu haben."

Diesem Uebermaße des kurfürstlichen Vergnügens haben wir es wohl zuzuschreiben, daß Friedrich III. schon 1700 aufs neue 10,000 Thaler für den weiteren Ausbau des Schlosses anwies. Die Ausführung desselben wurde Eosander von Goethe übertragen, welcher im Barockstil das Schloß mit dem Kuppelbau schmückte und den Mittelbau Schlüters auf jeder Seite um einen Anbau von fünf Fenstern vergrößerte. Von nun an hielt Sophie Charlotte ihren heiteren Hof in Lützenburg, wie sie das neue Prunkschloß nannte. Bälle, Konzerte, Maskeraden wechselten mit Schauspielen und Opern, so daß wir es sehr erklärlich finden, daß die Hofleute die neue Freudenstätte in „Lustburg" umtauften. Aber nicht allein der geselligen Zerstreuung gab sich die Fürstin auf ihrem Lieblingssitze hin; sie vereinigte vielmehr bald eine Reihe geistreicher Männer um sich, von denen wir hier nur den berühmten Philosophen Leibniz nennen wollen. In Lützenburg war es, wo dieser seinen Einfluß auf Sophie Charlotte geltend machte, um die Gründung der Akademie der Wissenschaften durchzusetzen, hier wird die philosophische Fürstin auch in Leibniz den „Essai de Théodicée sur la bonté de Dieu, la liberté de l'homme et l'origine du mal" angeregt haben, welches Werk Leibniz bekanntlich in ihrem Auftrage schrieb.

Nicht lange war es Sophie Charlotte vergönnt, in der Lützenburg in ihrem geistreichen Zirkel das Dasein zu genießen. Erst vier

Jahre hatte sie sich im Glanze der preußischen Königskrone gesonnt, als sie am 1. Februar 1705 das Auge für immer schloß. Der König war über den Verlust seiner Gattin untröstlich; in seinem aufrichtigen Schmerz über ihren Tod beschloß er, um die Lützenburg eine Stadt zu gründen, die ihr zu Ehren Charlottenburg heißen sollte. Eosander von Goethe baute in den Jahren 1709—1712 an der Verschönerung und Erweiterung des Schlosses wacker weiter; so gehört z. B. das 700 Fuß lange Orangeriehaus dieser Bauperiode an. Friedrich I. interessirte sich bis zu seinem Tode für seine neue Schöpfung; noch ein Jahr vor seinem Ableben 1712 legte er den Grund zu der Stadt- und Pfarrkirche Charlottenburgs.

Wenig Vorliebe zeigte Friedrichs I. Sohn für die neue Stadt. Die Einwohner derselben „querulirten" ihm zuviel und wollten fortwährend Geld von ihm haben; das konnte der Soldatenkönig nicht leiden und so kam es, daß die Charlottenburger Friedrich Wilhelm I. nur selten zu sehen bekamen. Bekannt ist von ihm, daß er 1715 eigenhändig die großen Karpfen in den Teich setzte, der sich hinter dem Schloß befindet. Letzteres besuchte er nur gelegentlich, um daselbst einige Sitzungen seines Tabakskollegiums abzuhalten.

Erst unter dem großen Friedrich brach für Charlottenburg eine neue Glanzperiode an. Schon im Jahre seiner Thronbesteigung (1740) ließ derselbe auf der rechten Seite des Schlosses durch den Freiherrn von Knobelsdorf einen neuen Flügel errichten. In diesem Anbau, welcher unter dem Namen des Friedrichbaues bekannt ist, ließ der König den größten Theil der Antiquitäten aufstellen, die er für 25,000 Thaler vom Kardinal Polignac gekauft. Diese schöne Sammlung fiel im siebenjährigen Kriege leider der Brutalität fremder Kriegsvölker zum Opfer. Im Jahre 1760 verheerten nämlich die Sachsen und Oesterreicher das Charlottenburger Schloß auf eine wahrhaft entsetzliche Weise; sie plünderten dasselbe und vernichteten, was sie nicht rauben konnten. Herrliche Statuen und Büsten wurden zerschlagen; ja, man ging soweit, sie zu zermalmen, damit jede Wiederherstellung unmöglich sei.

Als Friedrich der Große aus dem siebenjährigen Kriege zurückkam und sich in das Charlottenburger Schloß begab, begegnete er den Spuren dieses Vandalismus auf Schritt und Tritt. „Er ließ seinen Konzertmeister Benda rufen und trug ihm auf, die Orgel in der Schloßkapelle, welche von dem Feinde verdorben war, wiederherstellen zu lassen. Der Orgelbauer fand aber die Orgel so verwüstet, daß er sie in einer so kurzen Zeit nicht wiederherstellen konnte. Benda stattete dem König hiervon Bericht ab und erhielt von ihm die Antwort, er möchte die Orgel vorläufig nur in ihrem Zustande lassen und zu einer gewissen Stunde das Tedeum in der Schloßkapelle aufführen. Musiker und Sänger begaben sich in die Kapelle und vermutheten den ganzen Hofstaat. Aber der König erscheint ganz allein, setzt sich nieder, winkt, und die Musik nimmt ihren Anfang. Als die Singstimmen mit dem Tedeum einfielen, stützte er den Kopf mit der Hand und verbarg die Augen, um den Thränen des Dankes gegen den Ewigen freien Lauf zu lassen. Die meisten Musiker waren dabei so gerührt, daß auch ihnen die Thränen über die Wangen rollten."

Mit diesen Worten schildert uns ein Zeitgenosse des großen Friedrich die schöne Dankesfeier, welche dieser vortreffliche Herrscher in der Charlottenburger Kapelle beging. Nach diesem erhebenden Momente sah ihn Charlottenburg nur noch selten, da der König sein herrliches Sanssouci in Potsdam jedem anderen Schlosse vorzog.

Besonders bedeutungsvoll für Schloß und Stadt Charlottenburg ist die Regierungszeit Friedrich Wilhelms II. (1786—1797); derselbe erweiterte zunächst den Park, indem er den alten Spreelauf, das sogenannte Aha, welches sich bis dahin bis unmittelbar an den Karpfenteich erstreckte, zuschütten ließ und zu Gartenanlagen verwandte. Auf dem so gewonnenen Terrain ließ er das Belvedère errichten. Dieses unscheinbare Gebäude, welches einsam und abgelegen im Parke liegt, ist Zeuge düsterer Scenen gewesen. Hier ließ sich Friedrich Wilhelm als Kronprinz, nachdem er in den Rosenkreuzer-Bund unter dem Namen „Ormesus“ aufgenommen worden war, von dem intriganten Bischoffswerder Geistererscheinungen vorgaukeln; hier erschienen dem Prinzen in feierlicher Sitzung Marc Aurel, der Große Kurfürst und der Philosoph Leibniz. Halb betäubt von dem Dunste des scharfen Räucherwerkes, das vorher im Zimmer abgebrannt war, gerieth der Prinz in die höchste Extase, als die Geister, welche durch einen Hohlspiegel täuschend dargestellt waren, ihre bleichen Lippen öffneten, als ihn ein geschickter Bauchredner mit dumpfer Grabesstimme ermahnte, auf den Pfad der Tugend zurückzukehren und vor allem die Madame Rietz, seine Maitresse, zu verlassen. Wohl versprach Friedrich Wilhelm nachher in der feierlichen Sitzung des Rosenkreuzerordens Besserung, wohl mied er die Rietz einige Tage, dann warf er sich jedoch aufs neue in ihre Arme, da er ihre Reize für die Länge der Zeit nicht entbehren konnte.

Man hat die Madame Rietz, die spätere Gräfin von Lichtenau, vielfach zu scharf beurtheilt. Ueber die Art und Weise, wie sich das Verhältniß zwischen ihr und Friedrich Wilhelm entspann, berichtet sie in ihren Memoiren: „Ungefähr als dreizehnjähriges Mädchen sah mich der Kronprinz in meiner Schwester Hause und setzte, als ich in das Haus meines Vaters zurückgekehrt war, hier die Bekanntschaft fort. Ich erhielt von dem Kronprinzen eine Gouvernante, Madame Girard von der französischen Kolonie. Diese Frau gab mir im Französischen noch weiteren Unterricht, während er selbst mich fast unausgesetzt drei Jahre lang Geschichte und Geographie lehrte. Er traktirte zuerst mit mir die brandenburgische, dann die allgemeine deutsche Geschichte. Darauf schritt er zur römischen und griechischen fort, und diese Kenntnisse waren mir nachmals auf meiner Reise nach Italien von unendlichem Nutzen. Aber er blieb nicht bloß bei diesen ersten Studien stehen, sondern mischte auch dazwischen eine sehr angenehme mannigfaltige poetische und historische Lektüre. Ich lernte den Vater aller Dichter, Homer, in der französischen Uebersetzung und so auch den Virgil kennen. Wir lasen ferner die Histoire des Juifs par Joseph, die Histoire des templiers, die Memoiren der Madame Staël, nicht der jetzigen, sondern jener aus dem Zeitalter Ludwigs XIV., wobei der Kronprinz Gelegenheit nahm, über und gegen die Einmischung der Weiber in politische Angelegenheiten seine Gedanken zu äußern. Von

Schauspielen lasen wir den ganzen Shakespeare nach Eschenburgs Uebersetzung. Von Romanen erinnere ich mich an den Cleveland und besonders an Rousseaus Heloise. Einige Bücher waren mir verboten, und ich hätte nie gewagt z. B. in Voltaires Pucelle d'Orléans nur einen Blick zu thun, obgleich ich seine sämmtlichen Tragödien las und die Henriade sogar auswendig lernen mußte."

Obgleich das Verhältniß der Madame Rietz — so hieß sie, weil sie auf Veranlassung des Kronprinzen dessen Kammerdiener Rietz geheiratet hatte — für die Dauer nicht ein so platonisches blieb, so war ihr Einfluß auf den Kronprinzen und späteren König doch kein verderblicher. Er kaufte ihr für 20,000 Thaler auf dem jetzigen Gebiet der Flora, jenes bekannten Vergnügungs-Etablissements in Charlottenburg, eine Villa, die er mit dem Komfort der damaligen Zeit ausstatten ließ. Brücken, Kanäle, Grotten und Wasserkünste schmückten den parkähnlichen Garten, in welchem Friedrich Wilhelm II. mit der Dame seines Herzens manche frohe Stunde verlebte. Nichts konnte den stark sinnlich angehauchten König auf die Dauer dieser Maitresse entfremden; der beste Beweis für diese Behauptung sind zwei Ehen, welche Friedrich Wilhelm II. auf Antrieb der ränkeschmiedenden Hof- und Adelspartei schloß, an deren Spitze Bischoffswerder und Wöllner standen. Die damalige Königin, eine Prinzessin Luise von Hessen-Kassel, die Mutter des späteren Friedrich Wilhelm III., hatte nämlich eigenthümlicher Weise gar nichts dagegen, daß sich ihr königlicher Gatte, dessen Herz sie nie besessen, mit zwei adligen Damen aus ihrem Hofstaate in morganatischer Ehe vermälte. Die erste dieser Glücklichen war die schöne Julie von Voß; sie weigerte sich anfangs standhaft, sich den Wünschen ihrer Familie zu opfern. Endlich gab sie nach unter drei Bedingungen; sie verlangte, daß der König die Rietz aus Berlin verbannen solle, daß er sich mit ihr zur linken Hand trauen lasse und daß die Königin ihre Erlaubniß dazu geben müsse. Die letzten beiden Bedingungen wurden erfüllt. Friedrich Wilhelm II. ließ sich am 25. Mai 1787 in der Schloßkapelle zu Charlottenburg durch Joh. Friedrich Zöllner in aller Stille trauen. Von einer Verbannung der Rietz wollte er jedoch nichts wissen; und so erlebte die Welt das eigenthümliche Schauspiel, daß ein christlicher König zwei ihm durch Priesterhand angetraute Weiber und daneben noch eine offizielle Maitresse besaß.

Julie von Voß, zur Gräfin von Ingenheim erhoben, blieb nur kurze Zeit Halbkönigin. Sie starb am 25. März 1789, nachdem sie einem Sohne das Leben gegeben. Ihre Nachfolgerin war eine Gräfin Dönhoff, welche Friedrich Wilhelm II. am 11. April 1790 ebenfalls in der Kapelle des Charlottenburger Schlosses zur linken Hand angetraut wurde. Diese herrschsüchtige Gräfin entsprach ganz den Erwartungen der Hofpartei; sie fühlte sich vollständig als rechtmäßige Königin und machte durch ihre Einmischung in politische Angelegenheiten Friedrich Wilhelm II. die Hölle so heiß, daß er froh war, als er die morganatische Ehe 1793 wieder durch Scheidung gelöst hatte. Auch die Gräfin Dönhoff hatte dem Könige zwei Kinder geboren, den Grafen und die Gräfin Brandenburg.

Nach der Scheidung von der Gräfin Dönhoff, welche zum Theil

auch das Werk von Intriguen der Madame Rietz war, überließ sich Friedrich Wilhelm II. wieder ganz und gar dem Einflusse der letzteren, der er niemals vollständig untreu geworden. Aus der Verbindung mit der Rietz entsprossen im ganzen fünf Kinder, welche zum Glück für die Staatskasse mit Ausnahme einer Tochter sämmtlich in frühester Jugend starben. Madame Rietz, zur Gräfin Lichtenau erhoben, erheiterte dem alternden Könige seine letzten Lebensjahre. Sie war in seiner Nähe, als er am 16. November 1797 an der Brustwassersucht starb. Und wenn sie auch wacker mitgeholfen hat bei der Verschwendung des Staatsschatzes von 50 Millionen Thaler, die der sparsame Friedrich der Große seinem Nachfolger hinterlassen, wenn ihr auch ein großer Theil der 48 Millionen Schulden, welche Friedrich Wilhelm II. gemacht hat, zur Last fällt, so war sie doch noch nicht die schlechteste Maitresse, die das vorige Jahrhundert hervorgebracht. Sie und den König umschlang ein Band inniger Liebe, das sich in den Jahren, wo die Sinnlichkeit ausgeschlossen, in warme Freundschaft verwandelte. —

Auf den verschwenderischen Friedrich Wilhelm II., einen Herrscher mit stark ausgeprägter Neigung zur Sinnlichkeit, mit großer Vorliebe für religiöse Schwärmerei, folgte in seinem Sohne Friedrich Wilhelm III. ein Mann, den wir am treffendsten mit einem Hausvater vergleichen. Jetzt sahen die herrlichen Laubgänge des Charlottenburger Parkes unter sich einen einfachen, schlichten König am Arme seiner ebenso schönen als herzensguten Gattin, der Königin Luise, lustwandeln. Doch nicht lange sollte dieses Idyll dauern. Schon 1806 wurde das einfache, häusliche Leben, welches das höchste irdische Glück des Königspaares bildete, durch die rauhe Gewalt politischer Verhältnisse zerstört. Luise folgte Friedrich Wilhelm III., als er nach Memel fliehen mußte. Erst 1809 war es den stets königstreuen Charlottenburgern vergönnt, das geliebte Herrscherpaar wieder zu begrüßen. Doch schon im nächsten Jahre am 19. Juli 1810 wurde die edle Königin dem Gatten und dem preußischen Volke entrissen. Die allgemeine Trauer um diese edelste Frau der deutschen Geschichte kleidete Max von Schenkendorf, der Sänger des Befreiungskrieges, in die ergreifenden Worte:

„Rose, schöne Königsrose,
Hat auch dich der Sturm getroffen?
Gilt kein Beten mehr, kein Hoffen
Bei dem schreckenvollen Loose?

Seid ihr, hochgeweihte Glieder,
Schon dem düstern Reich verfallen?
Haupt, um das die Locken wallen,
Sinkest du zum Schlummer nieder?"

Im Parke von Charlottenburg liegen die sterblichen Reste der schönen Königsrose. Ihr königlicher Gemal hat in demselben von Hesse ein Mausoleum aus Granit errichten lassen, dessen prunklose Einfachheit für den schlichten Sinn derer, deren Gebeine hier ruhen, bezeichnend ist. Eine düstere Tannen-Allee führt zu der Grabstätte. Das Innere des Mausoleums wird durch Oberlicht magisch erleuchtet; unwillkürlich wird man ernst gestimmt, wenn man diese Stätte des

Todes betritt. Zahlreiche Fremde besuchen das Mausoleum zu Charlottenburg, um das Grabdenkmal der Königin Luise zu besichtigen, durch welches Christian Daniel Rauch seinen Ruhm für ewige Zeiten begründete. Der große Bildhauer hat die Königin auf dem Ruhebette dargestellt. Er hat durch sein Meisterwerk ihre edle Gestalt so lebenswahr wiedergegeben, daß das Mausoleum ein patriotischer Wallfahrtsort des preußischen Volkes geworden ist. Er stellte die Königin dar, wie sie in der Erinnerung des Volkes lebte; er schuf ihr Marmorbild gewissermaßen aus dem Herzen des Volkes heraus. Wer hätte auch die Schönheit, Anmuth und Herzensgüte der edlen Frau treffender wiedergeben können als Rauch, der während seiner siebenjährigen Thätigkeit als königlicher Kammerdiener in ihrer Umgebung geweilt hatte? Die Thränen der Rührung, welche in den Augen ihres Gemales standen, als ihm der große Meister den im Modell vollendeten Kopf der Königin zeigte, mußten ihm mehr, als irgend ein anderes Zeugniß bestätigen, daß er dem Marmor Leben gegeben.

Beim Anblick dieser herrlichen Büste müssen wir unwillkürlich die schönen Verse citiren, welche ein anderer Dichter des Befreiungskampfes, Theodor Körner, an diese Meisterschöpfung Rauchs gerichtet:

„Du schläfst so sanft! — Die stillen Züge hauchen
Noch Deines Lebens schöne Träume wieder;
Der Schlummer nur senkt seine Flügel nieder,
Und heil'ger Friede schließt die klaren Augen.

So schlumm're fort, bis Deines Volkes Brüder,
Wenn Flammenzeichen von den Bergen rauchen,
Mit Gott versöhnt die rost'gen Schwerter brauchen,
Das Leben opfernd für die höchsten Güter.

Tief führt der Herr durch Nacht und durch Verderben,
So sollen wir im Kampf das Heil erwerben,
Daß unsere Enkel freie Männer sterben.

Kommt dann der Tag der Freiheit und der Rache:
Dann ruft Dein Volk; dann, deutsche Frau, erwache
Ein guter Engel für die gute Sache."

Was Theodor Körner ahnungsvoll in diesem Sonett gesungen, erfüllte sich in herrlichster Weise: in den großen Jahren der Befreiungskriege war es der Geist der Königin Luise, welcher das deutsche Volk beseelte und dasselbe von Sieg zu Sieg führte. Seit 1840 ruht nun auch ihr Gemal, Friedrich Wilhelm III., im Grabgewölbe des Charlottenburger Mausoleums; auch ihn hat Meister Rauch in einem herrlichen Grabdenkmal verewigt.

Von sonstigem künstlerischen Schmuck des Mausoleums, welches im allgemeinen auch in seinem Innern den Eindruck vornehmer Einfachheit macht, sind hervorzuheben: das Altargemälde von Professor Pfannschmidt; das Kruzifix auf dem Altar von Wilhelm Achtermann und endlich zwei Kandelaber, der eine der letzteren mit Reliefs, welche die Parzen darstellen, ist von Rauch, der andere mit den Horen von Friedrich Tieck.

Im Grabgewölbe des Mausoleums befindet sich zwischen den Särgen des Königspaares eine Urne aus märkischem Findlingsgranit; in ihr ruht das Herz Friedrich Wilhelms IV. Auch dieser König,

welcher in einer für Preußen sehr verhängnißvollen Zeit auf dem Throne saß, hat viel und gern im Charlottenburger Schloß geweilt. Die Pietät der Nachkommen hat die Räume, welche er bewohnt, unangetastet gelassen. Nach seinem Tode (1861) wurde das Schloß der Wittwensitz der Königin Elisabeth, welche hier bis zum Jahre 1873 ein geräuschloser Wohlthätigkeit gewidmetes Leben führte. Nun ruht auch sie neben ihrem Gemal in der Friedenskirche zu Potsdam.

Dem großen Kaiser Wilhelm, der jüngst diese Zeitlichkeit verlassen, war Charlottenburg lieb und theuer als die Ruhestätte seiner Eltern. Dies sprach er namentlich klar und deutlich am 11. Juni 1879, dem Tage seiner goldenen Hochzeit aus, indem er zu den Charlottenburger Deputirten sagte: „Sie haben mein theuerstes Vermächtniß zu bewahren, das Grab meiner Eltern!" Oft hat der Einiger Deutschlands im Mausoleum geweilt und an diesem weihevollen Orte den Segen des Höchsten erfleht; so betete er dort in jenem ewig denkwürdigen Jahre 1870, ehe er hinauszog in den deutschen Einigungskampf. Ein König, der im Gebete am Grabe der Eltern Kraft und Muth sammelt zum Entscheidungskriege, beweist damit, daß es ihm nicht um kriegerische Lorbeeren zu thun ist, daß es ihm nur an der Wahrung nationaler Güter liegt. Eine solche Gesinnung ist eine echt königliche, und der Lebensgang des hohen Verblichenen zeigt, daß der Segen des Himmels auf ihr ruht.

Die Stätte, welcher sich Kaiser Wilhelm so oft in kindlicher Pietät genähert und welche ihm nach seinem eigenen Ausspruche so sehr ans Herz gewachsen war, ist nun auch der Ruheplatz seiner Gebeine geworden; inmitten seiner königlichen Eltern hat man ihn am 16. März gebettet zum Schlafe für die Ewigkeit, und mit Gefühlen der tiefsten Ehrfurcht wird sich die Mit- und Nachwelt dem Fleckchen Erde nähern, wo Preußens größter König neben Preußens größter Königin ruht.

Es ist ein tief schmerzliches Gefühl, daß der Nachfolger dieses großen Monarchen, Kaiser Friedrich III., der nun in die alten Prunkgemächer des Schlosses Charlottenburg gezogen ist, von schweren körperlichen Leiden heimgesucht wird. Noch vor Jahresfrist erfreute er sich seiner ungebrochenen Manneskraft, und nun hat ihn das Schicksal seit Monaten mit herbem Siechthum getroffen. Schweren Herzens sieht das deutsche Volk in seine Zukunft; jede deutsche Brust schwebt zwischen Furcht und Hoffnung und ist von dem heißen Wunsche beseelt: Gott schütze und erhalte unser Haus Hohenzollern und wende gnädig sein Schicksal zum Heile für dasselbe und für Deutschland!





Die Jubiläums-Ausstellung im Wiener Künstlerhause.

Von Max von Weißenthurn.

Die Habitues des Künstlerhauses und auch alle jene, welche sich nur von Zeit zu Zeit an dem Bilderschmuck der hohen weiten Säle erfreuen, — am allermeisten aber die große Schaar derjenigen, welche sich alljährlich auf den Künstlerabenden und bei dem Gschnasfeste köstlich amüsirten, haben seit Monaten und Monaten in Sack und Asche einhergehen und nolens volens Buße thun müssen, denn das Künstlerhaus in der Lothringerstraße war zum Zwecke ebenso nützlicher als schöner Adaptirungen gesperrt und ist erst am 3. März durch den Erzherzog Karl Ludwig, Bruder unseres Kaisers, welcher der Protektor dieses Institutes ist, anläßlich der großen „Internationalen Jubiläums-Kunstausstellung" wieder eröffnet worden. Die ziemlich kostspieligen Aenderungen, welche sich besonders in den ebenerdigen Lokalitäten des weiten Gebäudes geltend machen, bestehen in einem großen Anbau, dann in der Kassirung dunkler Gänge, in der Freilegung der Treppe, welche zu dem ersten Stockwerke emporführt, in der Ausgleichung des lästigen Aufundabsteigens von Treppen, die sich bei den Sälen des Erdgeschosses in recht unliebsamer Weise fühlbar machte; auch die neueingeführte elektrische Beleuchtung ist ein großer Fortschritt, dessen Zustandekommen die Künstlergenossenschaft schon lange gewünscht, welchem sich aber viele Hindernisse in den Weg räumten, die nun alle glücklich beseitigt wurden. Auf die Prosa übergehend, sei auch die Errichtung der Buffets in dem ebenerdigen, hinter der Treppe gelegenem Saale, lobend genannt. Diese neue Einrichtung hat sich schon bei der Eröffnungsfeierlichkeit als sehr praktisch erwiesen und den ungetheilten Beifall des Publikums gefunden, denn für sehemüde Augen sind Caviar und Austern, Sherry, Bockbier und andere kulinarische Herrlichkeiten erwünschtes Labsal.

Es ist eine Huldigung, welche dem geliebten Monarchen dargebracht wird, daß man während des vierzigsten Jahres seiner Regie-

rung prächtige Feste veranstaltet, deren erstes die Eröffnung der Internationalen Kunstausstellung ist; haben doch die Wiener Künstler es vor allem ihrem Kaiser zu danken, wenn sie im Vaterlande eine ihrer Leistungsfähigkeit entsprechende Würdigung gefunden. Der Landesvater und sein Bruder Erzherzog Karl Ludwig sind es gewesen, welche von jeher dem Streben und Wirken der vaterländischen Künstlerschaft reges Interesse entgegengebracht und dasselbe in jeder Weise gefördert haben, wie denn überhaupt das kunstsinnige Wien sich nicht verhehlen kann, daß es erst seit der Regierung Kaiser Franz Josefs zu ersehnter Entfaltung gekommen, was in den Annalen der Geschichte vielleicht entsprechendere Würdigung finden wird, als unter den Zeitgenossen, weil es das Amt des Geschichtschreibers ist, die nackten Faktas zu verzeichnen, welche beredter sprechen, als die schwungvollste Dithyrambe.

Die internationale Ausstellung zerfällt in zwei große Abtheilungen; in die historische, welche Werke jener Künstler enthält, die seit dem Regierungsantritte des Kaisers gewirkt haben, und in die internationale. Um nur annähernd einen klaren Begriff dessen geben zu können, was es im Künstlerhause zu schauen giebt, habe ich in den Tagen, welche der Ausstellung vorangegangen sind, Stunde um Stunde, mit meiner Legitimationskarte versehen, in den geheiligten Räumen verbringen müssen und es hat das Interesse, welches jeder Gebildete der Sache entgegenbringt, wesentlich erhöht, dieselbe so nach und nach sich zu meisterhafter Vollendung entfalten zu sehen; noch am Tage vor der Eröffnung, wo man denn doch schon anfing Licht zu ahnen, war es nach dem Stande der Dinge begreiflich, wenn man zweifelte, ob es möglich sein werde, alles bis in die kleinsten Einzelnheiten fertig zu stellen — aber der große Wurf gelang über jedes Erwarten und die giftigste Feder muß sich entwaffnet bekennen, angesichts des künstlich vollendeten Totaleindruckes; die Arrangeure, welche Wochen hindurch nicht zur Ruhe gekommen sind, können nun, von dem erhebenden Bewußtsein getragen, Mühe und Anstrengung nicht umsonst vergeudet zu haben, auf ihren wohlverdienten Lorbeeren ruhen.

Doch zur Sache! Ich will auch auf diejenigen Leser Rücksicht nehmen, welche Wien nicht kennen und mich nicht in lokale Einzelnheiten verlieren, sondern, möglichst systematisch und klar vorgehend, den Schwerpunkt dessen, was ich zu erzählen habe, auf die Schwesterstaaten Deutschland und Oesterreich-Ungarn legen.

Wenn wir unseren Rundgang in dem Mittelsaale des ersten Stockes beginnen, so gelangen wir zu allererst in die historische Abtheilung und diese ist, wir müssen es, wenn wir ehrlich sein wollen, bekennen, der einzig schwache Theil des Ganzen; zu groß, um gänzlich übersehen zu werden, ist sie doch zu klein für das, was sie eigentlich vorstellen soll und trotz klangvoller Namen, welche sie aufzuweisen hat, sind nicht alle diese Namen entsprechend vertreten; so z. B. hat Makart weit besseres geleistet, als seine „Siesta am Hofe der Medici" und seine beiden „Freundinnen". Von dem zu früh verstorbenen Hans Canon hingegen sind gute Arbeiten da, so in erster Linie sein Porträt des Schriftstellers Emmerich Ranzoni; die Porträt-Malerei ist überhaupt in allen Abtheilungen auf das Glänzendste vertreten. Von den bei der historischen Ausstellung mitwirkenden lebenden oder

todten Künstlern nennen wir die Maler Führich und Ender, Ammerling, der berühmte Schüler Horace Vernets, von dem ein Porträt Thorwaldsens zu sehen ist; ferner Schindler, Ruß, Neugebauer, Franz Xaver Peter, Gauermann, Kriehuber, Daffinger mit einer feinen Miniatur-Malerei auf Elfenbein, Halauska, Carl von Blaas und L'Allemand, als Bildhauer Fernkorn, den berühmten und unvergeßlichen Schüler Schwanthalers mit seinen drei fein ausgeführten Bronzestatuetten: „Prinz Eugen", „Erzherzog Carl" und der „Heilige Georg".

Nach dieser summarischen Massenaufzählung und nach der offenen Anerkennung des einzigen, wenn auch nicht schwachen, so doch nicht ganz felsenfesten Punktes der Ausstellung, wird mir bei aller Liebe des kurzen doch wol erlaubt sein, da oder dort länger zu verweilen, wo mir dies geboten erscheint. Wenden wir uns nach links, so kommen wir zuerst in ein kleines Kabinett, in welchem Deutschland sein Zelt aufgeschlagen und in dem wir Gipsbüsten des deutschen Kaisers Friedrich und des Kronprinzen Wilhelm finden, die Reinhold Begas in Berlin geschaffen. Originell ist in diesem Saale auch Wichgrafs „Pompejanischer Wasserträger", der eine Charaktertype ist, wie sie lebensfrischer kaum gedacht werden kann. Die Italiener haben sich reichhaltig eingefunden und nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ vieles und gutes geboten, uns lebhaft daran erinnernd, daß es eine Zeit gegeben, in welcher Italien, das Land der Kunst, das gottbegnadete Heim auserlesendster Meister gewesen ist; da sehen wir zuerst Fragiacomos „Ausfahrt zum Fischfang", Sénels etwas allzu buntfarbige, aber frisch und flott gezeichnete „Spanische Locanda", Barbellas allerliebste Broncegruppe „Abmarsch des Rekruten" und „Rückkehr des Soldaten", wo dessen Liebste weint und dann lacht, wie es die Gelegenheit erfordert; Dall'Oca Bianca hat ein großes Bild ausgestellt, „Avanguardia" „Der Vortrab des Tages", man sieht da einen Straßenkehrer, welcher in aller Gottesfrühe an einem Wege längs der Mauer seines Amtes waltet und sich dabei unter dem südlich blauen Himmel eine Cigarre ansteckt. Sehr gut ist Torrinis „Besuch bei der Amme", die Bauersfrau, welche den kleinen Säugling im Schoße hält und die vornehme Mama mit entsprechender Sippe, die in eleganter Kleidung doch einmal auf den Einfall verfällt, sich um ihren Sprößling zu kümmern; nicht minder gelungen ist „Die Hausunterhaltung", das zweite Opus des noch jungen Künstlers, bei welcher nur die aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts stammenden Kostüme zu viel Farbe aufzuweisen haben; den gleichen Vorwurf verdient Sartoris „Venize la rouge", ein Bild, in welchem man die einzelnen Pinselstriche zu sehr erkennt und denen es an harmonischer Einigung fehlt; wenn wir in der italienischen Abtheilung noch Dall'Oca Biancas „Lästermäuler" „I Maldicenti" erwähnen, ein prächtiges Bild, dessen Gestalten uns förmlich aus dem Rahmen entgegenzutreten scheinen und in dem wir Höker und Hökerin sehen, wie sie über ein junges Paar, das zusammen plaudert, Glossen machen, so ist damit das Nennenswerthe der italienischen Abtheilung bei weitem nicht erschöpft, aber der Raum, der leidige Raum, welcher uns zugemessen ist, muß ja berücksichtigt werden und so gehen wir denn weiter in die internationale Abtheilung, in der die Holländer, unter ihnen Mesdag,

Valkenburg und Oppenworth uns prächtige Marinen und Landschaften bieten; auch Siemiradski, der Pole, ist da mit seinen „Glühwürmchen" vertreten. Im Stiftersaale und dessen Annexen sehen wir historische und andere Federzeichnungen, Aquarell- und Pastellstudien in internationaler Eintracht, Engländer, Franzosen, Italiener, Deutsche und Oesterreicher, unter letzteren den Maler Michalek mit dem künstlerisch ausgeführten Pastellbild einer Dame, welche zum Modell der Venus von Milo sich wegen höchst denkbaren Mangel an Fleisch nimmer eignen würde. Achinis „Mutter und Kind" ist ein allerliebstes Aquarell, das jedem Mutterherzen besonders gefallen wird. In der historischen Abtheilung sehen wir Entwürfe von Bitterlich, Zeichnungen von Schnorr, eine interessante Medaillonsammlung des Hauptmünzamtes, Zeichnungen von Steinle, Kriehuber, Overbeck, Aquarelle von Alt, Laufberger und ein unvollendetes Aquarell von Schindler, kurzum eine werthvolle Kollektion, die zum großen Theil Eigenthum der Fürstin Marie Hohenlohe ist. Im ersten Stocke seien noch die norwegischen Landschaften von Dahl und Morten Müller erwähnt, welche die Natur in wunderbarer Weise wiedergeben, nur Dahls „Töchter der Ram" wollen uns nicht so ganz zusagen; die Damen haben zum Theil das Makart'sche Kolorit und die Makart'sche Haarfarbe, auch den entsprechenden Kostümmangel, aber sie müßten schöner sein, damit wir uns all dieser Vorzüge erfreuen könnten. Die Spanier kommen schließlich im ersten Stockwerke auch noch zu Wort; sie haben eine Anzahl von Gemälden, die Eigenthum des königlichen Museums in Madrid sind, zur Ausstellung gebracht, unter denen sich viel Gutes findet; so Franco y Salinas Studie, Munoz „Leiche von Alvarende Castro", dem Vertheidiger der Gironde, Benlliures „Vertheilung der Preise im Kinderasyl zu Valencia" u. a. Der Rundgang im ersten Stockwerke ist nothdürftig beendet; wir wollen vorwärts eilen und steigen hinab in die weiten, schier unabsehbaren Räume, welche sich ebenerdig ausdehnen und in welchen Deutschland und Oesterreich das große Wort führen.

Von dem Buffetsaale links geht man nach Deutschland, geradeaus in die österreichische Abtheilung, welche die Säle XII. bis XX. umfaßt; es wird mir schon verziehen werden, wenn mein patriotisches Gefühl mich dazu verleitet, zu allererst diesen Weg zu betreten und mich befriedigter Stolz erfüllt, weil ich anerkennen muß, daß die österreichische Abtheilung der deutschen vollkommen ebenbürtig zur Seite steht, sowohl was Plastik wie Malerei betrifft; von ersterer erwähnen wir Myselbecks Gypsgruppe „Lumir" und „Das Lied", welche doppelt vergrößert in Sandstein auf der Palatzky-Brücke in Prag ausgeführt ward. Ferner die Porträtbüste des im Sommer verstorbenen Schriftstellers Johannes Nordmann, von August Werthner in Marmor modellirt, ausgeführt von Hans Schörck. Schmidtgrubers „Christusstatue", Tilgners Porträtbüsten, besonders jene des Kronprinzen, bei welchem Anlasse auch des reizenden Brunnens erwähnt sei, der von dem Meister für den Hauptplatz in Preßburg geschaffen ward und welcher in den Gartenanlagen außerhalb des Künstlerhauses zu sehen ist. Prachtvoll ist auch Bitterlichs plastische Gruppe „Mutterliebe" und Benks „Venus", sowie Professor Königs „Tristitia" und Hans

Brandstädters charaktervolles Broncerelief des Dichters Bauernfeld, als auch Professor Klotz' Büste aus gebeiztem Holz.

Ein wahres Wonnegefühl überkommt uns aber bei den Schöpfungen des Triumvirates Carl, Eugen und Julius von Blaas und man muß aus Stein gemeißelt sein, oder richtiger gesagt, man muß auch nicht eine Spur von künstlerischem Empfinden besitzen, um angesichts solcher Leistungen unempfindlich zu bleiben. Carl von Blaas, der Vater, erscheint in den unteren Räumen nur einmal, mit seinem humoristischen Bilde „Der Dorfpolitiker"; dafür sind Eugen und Julius häufiger vertreten, ersterer mit der prächtigen rothstrümpfigen „Ninetta", die lässig an der Hausthüre lehnt, welcher jeder entgegenlachen muß, der nur einmal den italienischen Typus geschaut, dann mit seinem „Marionettentheater im Kloster", dem „Venezianischen Knaben" und dem „Venezianischen Mädchen". Das Marionettentheater allein ist ein Bild, welches Eugen von Blaas zu dem stempelt, was er ist, zu einem Künstler ersten Ranges; sein jüngerer Bruder, Julius von Blaas, hat mit seinem „Pferdemarkt in Bischofshafen" ein kraftvolles, naturwüchsig wahres Werk geschaffen, welches entsprechende Würdigung fand, denn es ist bereits auf der Staffelei verkauft worden; die gedrungenen kräftigen Gestalten sind die Bauern, denen wir im Leben begegnen und nicht jene angekränkelt schönen, aber unwahren Kumpane, welche viele Freunde des Landlebens uns so gerne als echt aufnöthigen möchten. Ein anderer junger Oesterreicher, Adalbert Seligmann, der in Wien und München studirt hat und bei mehreren seiner Schöpfungen sich stark in der Askese erwiesen, bietet uns diesmal nebst einer „Heiligen Familie" ein köstliches kleines Genrebild „Der Kunstkritiker", das fein gearbeitet und empfunden ist. Unter den Landschaften, welche sich zumeist vaterländische Motive erkiesen, an denen ja unsere Heimat so reich, nennen wir Darnaut Charlemont, Lichtenfels, Schaeffer, Zetsche u. a. Von den Malerinnen ist Olga Wiesinger-Florian derzeit eine der bedeutendsten, das beweisen uns ihre prächtigen Bilder, der „Bauernhof" und die „Partie aus dem Park des Erzherzog Josef in Fiume"; Tina Blau, Irma Komlosy, Rosa Schweninger, Bertha von Tarnoczy, C. Pönninger, Fräulein Bell sind ihr würdig zur Seite zu stellen, jede in ihrer Art, während Baronin Eschenburg als Porträtmalerin noch besseres leisten könnte. General von Beres hat ein paar prächtige Nummern ausgestellt, so z. B. seine „Rückkehr vom Bauernmarkt". Unter den Porträtisten heben wir in erster Linie Angelis Bildniß der Gräfin Zichy-Redern und des Malers Achenbach hervor, dann Ajdukiewisz' Reiterfigur des General Graf Pejacevich, Felix' sprechend ähnliches Porträt des Lord-Oberrichter Anton von Schmerling, Michalek und Frösches Pastell-Porträts und L'Allemand's Bild des Grafen Trautmannsdorf. Und nun weiter, alle jene, welche wir vergessen haben, mögen es uns verzeihen, es geschieht nicht, weil wir ihr Genie nicht anerkennen, sondern weil bei einer Parforce-Jagd durch die Ausstellungsräume nicht jeder und jedes genannt werden kann, der es verdient.

Ungarn breitet sich in zwei Sälen aus und bringt so überwiegend viel Gutes, daß man bei den weniger geglückten Arbeiten gern ein Auge zudrückt. Da ist Telepys „Schiffswerfte in Alt-Ofen", Biharys

„Vor dem Dorfrichter", Benczurs Porträt des Minister-Präsidenten Coloman von Tisza, Horowitz' „Der Erstgeborene", Tahis „Slovakische Bauern in einer Schenke", Munkáczys Porträt Liszts, Vágo's „Flüchtlinge" und vieles andere, das genannt zu werden verdient; einen eigenthümlich unvortheilhaften Eindruck macht „Frau Ilka Pálmays Modell im Atelier des Bildhauer Strobl" von Vágo; zu viel Farbe, viel zu viel Farbe, das ist der Eindruck, welchen die rosenrothen Seiden- und Gazewolken, die sie umgeben, unwillkürlich in uns hervorrufen. Nun noch einen kurzen Blick nach England in den internationalen Saal und zur Architektur, um dann zum Schluß noch länger in Deutschland zu verweilen. Da ist denn zuerst die Sammlung von Aquarellen der Königin von England, nette, zierliche Arbeiten, mehr oder minder meisterhaft durchgeführt, Landschaften, Genre-Bildchen, Skizzen, unter denselben auch eine von der Prinzessin Alexandra angefertigte Ansicht des Schlosses von Windsor, dann Macquoids „Via Appia" in Perugia u. s. w.; einzelne der Bilder hängen zu hoch, um bei den kleinen Dimensionen, welche sie haben, entsprechend gewürdigt zu werden. Die Pièce de resistance der englischen Abtheilung ist aber das im internationalen Saal XXVI. placirte Porträt der Miß Grant von Hubert Herkomer, Schüler der Kunstschule des amerikanischen Southampton und der Schule von South-Kensington. Das Bild ist sehr einfach: ein blasses Mädchen in ausgeschnittenem, einfachem, weißen Kleide, mit langen, etwas schmierigen weißen Handschuhen an den feinen Händen, mit einem Gesicht, das verwundert in die Welt hineinschaut, mit weißbläulichem Himmelshintergrund, und mit Augen, mit großen schwarzen, leuchtenden Schmelzaugen, die uns das ganze Bild unvergeßlich ins Herz hineinzaubern, von denen sich träumen läßt, auch wenn man nicht ein mondscheinsüchtiger Referendar oder ein heiratslüsterner Lieutenant ist, mit Augen, aus denen eine ganze, reine, volle, schöne, edle Frauenseele spricht. Ich kenne den Künstler nicht, der dieses Bild geschaffen — habe somit weder den Wunsch, noch die geringste Veranlassung für ihn die Reklametrommel zu rühren — aber der Wahrheit gebührt die Ehre und so muß es denn gesagt werden, daß das Bild der Miß Grant mit Recht hier das Tagesgespräch bildet, seit die Ausstellung eröffnet ward; im gleichen Saal sind ein Paar nette Bilder der belgischen Katzenmalerin Henriette Ronner, ein Katzenbild und „Die Malerschule"; gut ist auch Flesch Brunningers „Obdachlos" — ein armes Weib, das erschöpft und hilflos auf einer Steinbank sitzt, eine Gestalt, welcher der Romanschriftsteller die interessantesten Seelenkonflikte auf den Leib schreiben könnte. Hirschl stellt eine Allegorie aus, eine große Bildfläche, aus der trotz Katalog und Anschauungsunterricht kein normal veranlagtes Hirn klug werden kann und wir begreifen nicht, wie diese Ausgeburt einer überreizten Phantasie ihren Weg unter die aufnahmswürdigen Schöpfungen hat finden können; wenn wir noch flüchtig erwähnen, daß zur Vervollständigung der architektonischen Ausstellung man auch Photographien jener Baulichkeiten heranzog, welche unter der Regierung des Kaiser Franz Joseph entstanden oder projektirt und modellirt wurden und daß wir unter den ausstellenden Architekten und Bildhauern Namen von bestem

Klang finden, wie Schönthaler, Heinrich von Ferstel, Hasenauer u. s. w., so steht es uns frei, unsere ganze und ungetheilte Aufmerksamkeit nun den deutschen Prachtsälen zuzuwenden, deren größter mit dem Bildnisse des jüngst verstorbenen Kaisers Wilhelm geziert ist und eine reiche Fülle des Kunstvollendeten bietet. Vautier und Defregger sind es, die wieder prächtige Arbeiten geliefert haben; ersterer mit seinem ausgezeichneten Sittenbilde „Eine bange Stunde", in welcher wir die kranke Mutter sehen, an deren Lager der Arzt auf einem Schemel sitzt, während der Gatte und die Kinder gespannt auf seine Lippen blicken, von denen das erlösende oder vernichtende Wort kommen soll. Dabei seien auch noch zweier Bilder erwähnt, welche im deutschen Kabinett des ersten Stockwerkes zu den besten gehören: Vautiers „Schachspieler" und Fritz von Uhdes „Komm Herr Jesus sei unser Gast"; eine arme Handwerkerfamilie, bei der der Heiland eintritt und von dem Manne eingeladen wird, an dem ärmlich gedeckten Tische Platz zu nehmen. Defreggers „Salontiroler", bekanntlich Eigenthum der Berliner Nationalgalerie und ein Bild, das in mehr oder minder gelungener Reproduktion so ziemlich von jedem Menschen gekannt ist, hängt ebenfalls in dem großen deutschen Saal; sein „Feierabend auf der Alm", eine der schwächeren, wenn auch höchst anmuthigen Leistungen des großen Meisters, fand im internationalen Saale Platz. Anton von Werner ist unter anderen Arbeiten auch mit dem Bilde König Wilhelms, des verewigten deutschen Kaisers, im Mausoleum zu Charlottenburg vertreten. Höcker in Berlin und Stahl in München bringen zwei gute Bilder, ersterer „Das deutsche Kriegsschiff Deutschland", letzterer den „Schluß der Saison". Maffeis „Dachsjagd", Eigenthum der neuen Pinakothek in München, ist eine treffliche Leistung, ebenso Hermanns „Holländische Fischauktion". Von den Porträtisten nennen wir Lenbach mit seinem sprechenden Bismarcksbilde; Knaus mit den Bildern der Professoren Mommsen und Helmholtz; Schrader mit jenem des Geheimraths und berühmten Historikers Leopold von Ranke; Schuch mit den Gemälden der Generale Ziethen und Seydlitz bei Roßbach und Hennersdorf; Kaulbach mit dem Porträt der Enkelin der Baronin Todesco. Menzels „Umgang in Gastein" gehört zu den feinsten Kabinettstücken, welche uns die Ausstellung überhaupt bietet. Friles „Morgenandacht im Waisenhaus" ist ein stimmungsvolles und lebenswahres Sittenbild, welches sehr sympathisch wirkt. Von den Landschaftern sei vor allem Achenbach mit seiner herrlichen „Mondnacht", Schönleber mit dem „Strand von Recco", der allen Besuchern der Riviera wol bekannt ist, genannt; auch Oeder, Palmié, Canal, Pohle und Baum verdienen erwähnt zu werden. Paul Meyerheims „Begegnung mit Zigeunern" ist ein lebenswarmes Genrebild, das nicht nur in der Phantasie entstanden, sondern der Natur nach gebildet ist. So schwer es uns wird, müssen wir doch an den Rückgang denken und werfen somit nur mehr einen flüchtigen Blick auf Plastik, Aquarell und Architektur, denn eigentlich ist jedes Bild der deutschen Abtheilung ein Treffer, welchen mit einem der in der Ausstellung zum Verkaufe gebotenen Loose zu gewinnen man sich nicht wenig freuen würde. Die plastischen Kunstwerke sind zwischen immergrünen Pflanzengruppen auf das Vortheilhafteste placirt; da ist Begas Gypsgruppe „Der

elektrische Funke", Kaffsacs Allegorie, „Deutschland als Friedensmacht" darstellend, Hirths „Quellennymphen", Bergmeyers „Madonna", Eberleins Marmorrelief „Mutterglück", Wegners Broncestatuette „Ein Mädchen mit der Katze", Sommers Broncegruppen „Satyr mit Amor" und „Wer kauft Liebesgötter". Unter den Aquarellisten verdient Menzel ganz besonderer Erwähnung, zu den besten seiner Arbeiten gehört sein Aquarell „Am Wärmkessel zu Bad Kissingen" und die Motive aus Bad Gastein. Von Entwürfen ist jener des neuen Rathhausthurmes von Passau von Heinrich Freiherrn von Schmidt besonders hübsch und fleißig durchgeführt. Schließlich kommen wir noch auf eine Gypsbüste und ein Marmorrelief der österreichischen Abtheilung zurück, wir meinen Brandstädters Gypsbüste des Landmarschalls Grafen Christian Kinsky und Borns schönes Porträt der zu früh dahingeschiedenen Hofschauspielerin Josephine Wessely, welches für das Grabdenkmal derselben bestimmt ist. Nun wären wir fertig, das heißt fertig, wenn man eben leichtsinnig ist und nur das Hervorragendste nennt; damit es aber doch nicht ohne Postskriptum abgeht, möchten wir noch Jan Matejkos Mädchenporträt und die reizenden Aquarelle erwähnen, welche Ludwig Passini aus Venedig, ein Schüler der hiesigen Akademie, ausstellt. Da ist vor allem eine Beichtstuhlscene und dann ein kleines Mädchen, das seine Puppe an's Herz drückt, an denen man sich nicht satt sehen kann.

Und nun schließen wir widerstrebenden Herzens unseren Bericht, denn es thut uns leid um das Viele, was wir des Raummangels wegen vorenthalten müssen; deßhalb schweigen wir einstweilen auch von einer Kollektion orientalischer Bilder, die im Kunstverein bei Beleuchtung gezeigt werden und es verdienen eingehender besprochen zu werden. Die Säle des Künstlerhauses sind bis zum 31. Mai dem Publikum geöffnet und es steht zu hoffen, daß sie reich besucht werden, auch von den deutschen Stammgenossen, welche in der schönen Frühlingszeit ja gerne ihre Schritte nach dem fröhlich lachenden, sonnenhellen Wien lenken und es gewiß nicht bereuen.





Friedrich Rückerts Kindheit im Lichte späterer Selbstschilderung.

Von Ludwig A. Rosenthal.

(Aus einem Vortrage.)

Klage man nicht über die vielen hundertjährigen Geburts- oder Todestage, deren Feier einen großen Theil unseres öffentlichen geistigen Lebens beherrscht. Wie lehrreich ist nicht der Blick auf die Wiege oder auf die Grabesstätte eines großen Mannes! Kaum giebt es etwas Lohnenderes, als dem äußeren Lebensgange eines bahnbrechenden Geistes von der Kindheit bis zum letzten Athemzuge zu folgen und damit in seinen Werken das geistige Ergebniß zu vergleichen. Die hemmenden Einflüsse, denen ein solches Streben durch die Außenwelt unterliegt, wie die Personen oder Thatsachen, welche fördernd gewirkt haben, treten dabei vor unser Auge; wir lernen, wie in einem Falle der ringende Menschengeist durch Schicksalsschläge oder auch durch die Masse unerquicklicher Einzelheiten erdrückt wird, oder andernfalls sich derselben bemächtigt, sich über sie hinwegschwingt, ja, in rechter Erkenntniß des Lebens sie selbst zu seinen hohen Zielen benutzt. Letzteres ist bei keinem Dichter so vollkommen und ganz geschehen, wie bei Friedrich Rückert. Ist nun der Tag wiedergekehrt, der ihn uns vor einem Jahrhundert geschenkt hat, so lenkt er unsere Blicke nach Franken, nach Schweinfurt und seiner Umgebung, wo der Knabe seine Jugend verlebte. Die Kindheit kann uns bei ihm ein um so sicherer Schlüssel des späteren Lebens sein, als er später, im Jahre 1829, uns in einer Reihe ernster und launiger Dichtungen diese Zeit selbst vorgeführt hat.

Seine Knabenjahre verlebte er auf dem Lande. Von einer friedlichen Welt umgeben, in deren engen Kreis so nichts Fremdes drängte, mußte sich in ihm selbst ein friedlicher, an der Scholle der Wirklichkeit haftender Sinn entwickeln, dem die harmlose Freude die nächstliegende war. So weit sein Auge reichte, sah er die Wohnung des Landwirths, den Boden, von dem sie umgeben war, als ein zusammengehöriges Ganze an. Die Thiere, welche zum Bearbeiten des Bodens nöthig sind, erhalten von derselben Mutter Erde, der sie dienen, ihre Nahrung; die Bedürfnisse des Hauses werden durch die Erzeugnisse des Bodens befriedigt, nicht von außen her kommt Speise und Trank,

sondern aus den alle Zeit sichtbaren Quellen des Ackerbaus und der Viehzüchtung. Vom Entstehen bis zur Verwerthung wird dem Knaben das Ergebniß der Landwirthschaft klar, der Arbeitende selbst bleibt zu etwas Lebendigem in beständiger Beziehung, der heitere oder wolkige Himmel beeinflußt diese kleine Welt, und so weit er sich ringsum wölbt, sind alle Wesen, alle Dinge zu einem Zwecke vorhanden. Unbewußt drängt sich ihm der Begriff eines Weltganzen auf, und wenn dasselbe auch nur der Weite des Gesichtskreises entspricht. Aber die Außenwelt muß doch als Gegensatz an ihn herantreten, um seine Einbildungskraft mit den Bildern der Ferne zu füllen und die dem Dichter und dem strebenden Menschen überhaupt nothwendige Sehnsucht nach dem Unbekannten anzuregen. Ein Freund ist aus dem dörflichen Kreise fort ins Gymnasium gekommen, und gewiß ist ihm Rückert im Geiste gefolgt. Die Welt jenseits des Gesichtskreises ist ihm die unbekannte Stätte des großen Lebens, aber auch des Gymnasiums, also des Wissens. In ergötzlicher Weise erzählt er uns von den Ferien:

Da kam er wieder zu Besuch,
Nicht mehr wie wir ein dörfscher Simpel,
Er wußte manchen städtschen Spruch,
Mit dem er fing uns Bauerngimpel.
Er handelte beim Nüssespiel
Mit uns um unsre Haselnüsse,
Daß man, ich weiß nicht mehr wie viel,
Ihm für den Heller geben müsse.
Er dingte so und so viel Paar —
— Ein Pärchen in der Stadt sei drei,
Gemeinet hab' er solche Pärchen.

Es läßt sich denken, wie der städtisch sich geberdende Genosse von den Knaben des Dörfchens, und gewiß nicht zuletzt von Rückert selbst, angestaunt wurde. Sollte von da ab das Bild der Stadt mit ihren geistig so reifen und überlegenen Knaben sich nicht oft in seine Träume gedrängt, sollte der zum Gymnasiasten umgewandelte Freund nicht auch in Rückert den Wunsch erregt haben, auch einmal von oben auf die heimische Dorfjugend herabblicken und sie städtisch meistern zu können?

Aber es blieb nicht dabei. In einem Hause hört der Knabe ein Buch über Länder- und Völkerkunde lesen, da führt es ihn noch weiter, als bloß in die Gymnasialstadt — es werden ferne Erdstriche mit allen Reizen ihrer Thier- und Pflanzenwelt geschildert, und unser Held erfährt mit Staunen, daß es weit hinter seinem Dorfe, ja, weit hinter seiner Geburtsstadt noch andere Länder gebe,

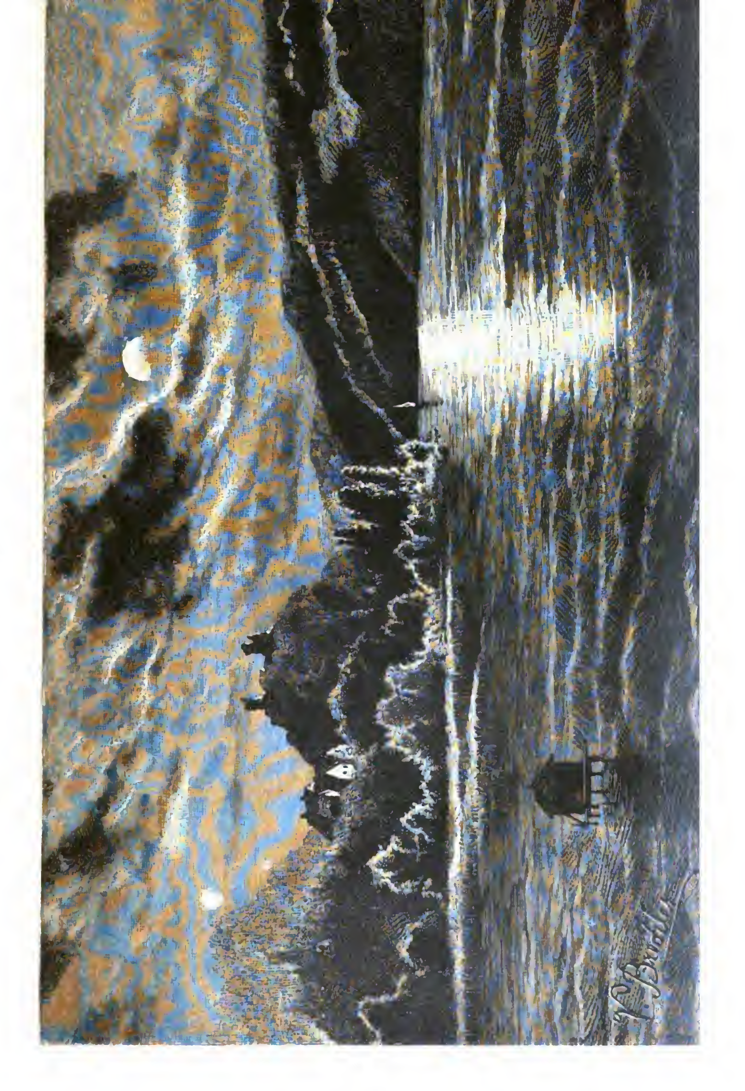
Die seh' ich nun in allen Träumen,
Daß es mich fast verdroß.
Dort sind nicht grau die Papageien,
Wie hier die Nachtigall,
Doch auch nicht lieblich ist ihr Schreien,
Wie meiner Freundin Schall.
Dort blühen purpurn ganze Bäume,
Wie hier der türksche Klee,
Indeß der Lenz auf Gartenräume
Hier streut einfarb'gen Schnee. —

Nach goldnen Früchten möcht' ich langen
Die Palmen dort hinan,
Doch silbern ringeln sich die Schlangen
Und droh'n mit giftgem Zahn. —
— Ich will mich trösten, daß mit Brüllen
Und Heulen Wald und Schlucht
Hier Wolf und Löwe nicht erfüllen,
Wenn man die Himbeer' sucht.

Wenn sich Rückert hier durch die gutmüthige Selbstverspottung hindurch mit unverfälschten Farben gezeichnet hat, so können wir uns denken, wie seine Einbildungskraft jene fremde Welt sich ausgemalt haben mag; sie mag sich da um so abenteuerlicher ausgenommen haben, je gleichmüthiger und einförmiger ihn seine Heimat umgab, je weniger Abwechslung in das Dorfleben jener Zeit hineingetragen wurde. Wohl trug ihn sein Traum in die Ferne, und zu Zeiten muß ihn brennende Sehnsucht erfüllt haben, einmal statt des heimischen Feldbrandes ein Prairiefeuer zu bewundern. Aber, hingen ihm die Trauben zu hoch, so daß er sich nothgedrungen mit der Heimatflur begnügte, oder kränkte es sein fränkisches Hochgefühl, daß es in Südamerika schöner sein könne, als in der Schweinfurter Gegend — genug, er sucht die Lichtseiten seines Dorfes auf, und da findet er so viel Herrliches, verbunden mit dem beruhigenden Gefühl, daß er hier nicht von Löwen oder Wölfen verspeist werden könne. Er lernte, sich zu Hause am behaglichsten fühlen, schloß lieber die Augen vor der unbekannten Welt, als daß er sich sein gesundes Heimgefühl hätte rauben lassen.

Aber die Umgegend selbst bot, wenn den Knaben die Schritte nach den Nachbarorten führten, manches seltsame, daher anregende. Eine wüste Stelle bezeichnete den Ort, wo einst ein Dorf versunken; beim Schöppengericht des Kreises bleibt der zwölfte Stuhl unbesetzt, weil einst der Vertreter jener verschwundenen Ortschaft darauf gesessen; man muß ihn noch jetzt zu Gericht laden, aber der Bote muß jedesmal schnell dem Verderben entrinnen. Uralte Klöster zogen den Blick des empfänglichen Knaben auf sich, so daß Gegenwart und Vergangenheit ihm dichterische Eindrücke boten. Aber auch für Gegenstände gesunden, bäuerischen Spottes sorgte die derbe Menschheit, die ihn umgab. So hörte er erzählen:

Im Dorf Leinach an der Leinach
Hat es eine Dorfgemeinde,
Der da sagen ihre Feinde
Allerlei nach.
Im Dorf Leinach, Haus für Haus,
Wenn ihr wollet zählen,
Morgens früh aufs Betteln aus
Geh'n dort alle Seelen;
Nur der Schulze bleibt zu Haus,
Weil ihm Schuhe fehlen.
Ei, wenn ihm die Schuhe fehlen,
Sollt' er sich die Schuhe stehlen;
Freilich wohl; allein, ach,
Schuhe giebt es nicht zu stehlen,
Barfuß gehen alle Seelen
In dem Dorfe Leinach.



So spottete die arbeitsfrohe und selbstständig-stolze Bauernschaft und der Knabe war empfänglich für dieses Hohnlachen des Kraftgefühls dem unthätigen Bettlerthum gegenüber.

Wer weiß jedoch, ob diese reichen Keime sich entwickelt hätten, wenn die Anregung nicht in Gestalt zweier geistlicher Freunde sich geboten hätte; diese beiden, ein Greis und ein jüngerer Mann, haben nach des Dichters späteren Geständnissen das Ihrige zu seiner Entwickelung beigetragen. Sie hatten ein gastliches Haus, das sie jedem, ohne auf Gegensätze zu achten, freudig öffneten. Bei der Mahlzeit war es, wo sich das Gemüth des alten Herrn dem Knaben öffnete. Bisher war sein Gesichtskreis noch sehr eng gewesen.

Schon war die Morgenröthe
Am deutschen Helikon
Gegangen auf in Goethe,
Und ob den Wolken schon
Als höchster Morgentriller
War aufgeschwungen Schiller;
Ich aber sah und hörte nichts davon.
Es drang vom Buchverleiher
Manchmal in meinen Busch
Wie ein verflogner Reiher
Ein Ebert oder Dusch; —
Ich kost' im Kosegarten,
Schon matt von Matthisson,
Und schwor zu Gleims Standarten,
Dem Frühling Kleist's entflohn.

So waren bisher nur die älteren Dichter zu ihm gedrungen; ein Götz von Berlichingen beunruhigte ihn so wenig, wie er von den Seelenkämpfen eines Karl Moor und von dem Freiheitsstreben Posas etwas wußte. Die Empfindsamkeit und Ehrbarkeit jener Ebert und Dusch waren seine ganze Bewunderung, aber auch sie brachten ihm Frieden, und Gleims Grenadierlieder mögen den Keim zur späteren Vaterlandsliebe in ihn gelegt haben. Hier, bei seinen väterlichen Freunden wurde er weiter geführt.

Da wies der Greis zur Beute
Mich hin auf andres Erz,
Es waren seine Leute
Catull, Tibull, Properz. —

Andeutungsreich wies er den Knaben auf die Tiefe der alten Dichtung und brach oft in der Mitte ab, um noch Bedeutenderes ahnen zu lassen.

Auch von dem jüngeren Geistlichen wurde er auf neue Gebiete geführt. Er war es wohl, der dem Knaben Reisebeschreibungen vorlas, der ihm seine Sammlung nachgeahmter ausländischer Blumen und Steine zeigte, so daß er den Gelehrten bewundern mußte, der Forschersinn und Wirklichkeitsdrang so wirksam vereinte.

Von fremder Länder Sitten
Wann er erzählt' einmal,
Dann war es mir, als schritten
Gestalten durch mein Thal,
Und überm Berge schauten
Gewölke, welche grauten;
Dahinter schlief vom Orient mein Strahl.

Wenn Rückert selbst schon die Liebe zu der fremdartigen, morgenländischen Dichtung von diesen Anregungen herleitet, so haben wir seinen Worten nichts Bezeichnenderes hinzuzufügen. Aber diese Zeit ging zu Ende, nicht lange mehr sollte der Amtmannssohn sich als Mittelpunkt der Dorfjugend fühlen, die sich um seine Blumen schlug, es führte ihn ebenfalls nach dem Gymnasium seiner Geburtsstadt. Zwischen dem Dorf und dem späteren Leben in der großen Welt lag also die kleine Stadt, wo er sich als Einzelner im festgegliederten Schulkörper zu fühlen hatte. So hatte sein Entwickelungsgang die richtigen allmählichen Uebergänge. Der bisher an dörfliche Umgebungen gewöhnte Blick übt sich an einem größern Menschenkreise, er blickt mit dem sicheren Auge des Dorfknaben um sich, der stets das Wenige, was er gesehen, genau und gründlich betrachten konnte. Wie ein Eden sah er nun seine Kindheit hinter sich liegen, sie wurde ebenso der Gegenstand seiner Sehnsucht, wie bisher die Außenwelt ihn gelockt hatte.

Beim Tode Wilhelms I.

So hast für immer nun die Augen Du geschlossen,
Die muthig einst geblitzt auf manchem blut'gen Feld.
Entrückt in eine schönere und beſſ're Welt
Strahlt dort Dein Geist nun ewig ruhmumflossen!
Du warst ein Kaiser und Du warst ein Held.
Der würd'ge Folger Friederichs des Großen!
Und sind wir auch der freien Schweiz entsprossen
Und lieben sie, wie nichts sonst auf der Welt:
Wir müssen dennoch rühmend anerkennen,
Das Große alles, das Du hast vollbracht;
Wir müssen preisend Deinen Namen nennen,
Gedenken wir an Deutschlands Ehr' und Macht,
Und trauern mit dem Land, das Dich geboren,
Daß es den Erst' und Größten nun verloren.

C. S.-O. in Zofingen (Schweiz).





Salonliebe.

Eine halbe Stunde aus dem Salonleben.

Von

Dr. Anselm Anselm.

Ja, Komtesse Renna verstand die schönsten blauen Ringe, die man sich denken kann, im Cigarettenrauch zu formen. Sie wußte auch nicht nur nach Belieben diese groß und klein werden zu lassen, sondern sie brachte es auch mit wunderbarer Geschicklichkeit fertig, daß ein zweiter Ring vom ersten geschnitten wurde, und manchmal gelang es, daß vier und fünf Ringe an einander hingen — es sah dann aus wie eine Kette.

Ja, das verstund sie und keiner der eleganten Kavaliere, die ihr den Hof machten, bestritt, daß sie es besser könne, als er und keiner glaubte es auch nur im stillen.

Sie sah allerliebst pikant aus, Komtesse Renna — ihre Mutter war eine Polin, Therrenna von Wolhingy und daher trug sie diesen Namen — wenn sie den kleinen, glimmenden Papierstengel zwischen den Lippen hatte und in ihrem Fauteuil lag, der nahe dem, mit einem roth-seidenen Vorhang verschleierten Fenster stund, durch welches ein mattrothes Halbdunkel auf den, gewöhnlich etwas blassen Teint fiel.

Die eine Hand war dann wohl unter den Kopf geschoben, in den dunklen, krausen Haaren halb verloren; die andere hing bewegungslos herab, so daß die langen bläulich-rosa Fingernägel den Teppich streiften, oder spielte mit der Reitgerte, oder der Breloque, an der kostbare Abenteuerlichkeiten hingen, unter anderm das mit Gold und Diamanten gefaßte Knöchelchen aus dem Hirnkasten eines Lieblingshundes.

Der Kopf war zurückgelehnt, die Augen — stets voll und groß aufgeschlagen — sahen dann, ohne mit den Wimpern zu zucken, zum Plafond empor und nur manchmal richtete sie dieselben mit einer plötzlichen Bewegung fest auf den, mit dem sie sich eben unterhielt. — Aber nicht etwa bei besonders wichtigen, interessanten Worten, sondern stets bei den gleichgültigsten; wenn sie z. B. in halb schlafendem Tone eine Bemerkung über das Wetter machte, fiel dabei ein Blick aus den dunkelgrauen Augen, so heiß und sphinxhaft, daß man eine Stunde hätte räthseln mögen über den eigenthümlichen Gegensatz, der in den gleichgültigen Worten, dem gelangweilten Tone und diesem Blick lag.

Sie liebte es, so selbst die langweilige Konversation zu einer pikanten zu machen und „Konversation machen" verstand sie auch — ja, auch darüber herrschte bei den Kavalieren kein Zweifel.

Man wußte kaum wie die Minuten, die Stunden entflohen und

wartete sehnsüchtig auf einen Blick aus den schimmernden Augen, sei es nun jener heiße, tiefe, oder der ruhige und starre, der sich eiskalt, gleichgültig und theilnahmslos auf einen richtete, gerade dann, wenn bei ihrem lebendig schäumenden Geplauder irgend eine hastige Rede, eine gute, freundliche Frage hervorsprudelte, wie, als sollte er diese Lügen strafen. Dabei flog dann ein winzig kleines, spöttisches Zucken, schnell wie ein Blitzstrahl um die blaßrothen Lippen, die sich bisweilen eigenthümlich ein wenig zurückschoben, so daß man die kleinen, weißen Zähnchen sehen konnte, die an dem Papierstengel kauten.

Dann blieb sie wohl auch eine Weile stumm und ließ alle Fragen, wie in Sinnen verloren unbeantwortet, um dazwischen aufzuspringen, munter und wild wie ein Kind, oder vielmehr wie ein junges, ungezäumtes Steppenroß.

Sie schob eben eine frische Cigarette zwischen die Lippen und wandte sich, ein leises Gähnen ganz offen zeigend, zu dem Herrn, der eben zwischen die Portièren trat, welche das Zimmer von dem, mit Besuchen gefüllten Salon schied: „Cher Baron, man braucht Sie nie zu fragen, ob Sie Feuer bei sich haben — leuchtet es ja schon aus Ihren Mienen — und Sie haben wohl auch die Güte mir ein wenig von Ihrem Ueberfluß zu borgen; ich weiß nicht, wohin der Schlingel Jacques wieder mein Feuerzeug verordnet hat."

„Ah, Gräfin, sind Sie noch hier?" und der Herr, dessen phlegmatisches, fast beschränktes Aussehen Rennas Worte von „seinem Feuerüberfluß" als einen der Witze erkennen ließen, die sie sich stets ungestraft erlaubte, flog — so viel es seine etwas kurzen Beine erlaubten — zu Renna's Füßen, ihr seinen ganzen Ueberfluß an Streichhölzern bietend.

„Wie gesagt, stets Ueberfluß an Feuer; es ist ein Glück, daß der Himmel Sie mir in den Weg führt, denn mein Feuer beginnt allmählich zu verglimmen. — Eh bien!" fuhr sie fort, als er sie und die ja nun brennende Cigarette „tout à fait stupéfait" anstarrte, „eh bien, glauben Sie etwa, daß man mit den Jahren aufwärts, statt abwärts geht? — Uebrigens brisons là!" — und sie ließ — einen leisen Seufzer hören, gleichgültig den bewundernden Blick übersehend, mit dem der cher Baron die zierliche, fast übermäßig schlanke Gestalt, die feinen, geistvollen, wenn auch nicht regelmäßig schönen Züge des blassen Gesichtchens fast verschlang.

„Gräfin Renna", begann er endlich, sein vergebliches Nachsinnen über ihre Worte aufgebend — er war gewohnt ihr Reden und Thun stets, auch unverstanden, zu bewundern — „es ist grausam, Ihre Gegenwart Ihren Gästen im Salon zu entziehen."

„Daß es Ihnen doch nie gelingt, ein richtiges Kompliment zu machen, Kinek! Sie hätten doch wenigstens hinzufügen müssen, Sie seien glücklich über diese meine Grausamkeit, die Ihnen allein meine Gegenwart gönnt!"

Kinek schwieg wieder mit betrübtem Gesicht und sah noch etwas dummer aus, als gewöhnlich.

„Ich bin müde", begann sie wieder nach einer kleinen Pause, „und muß noch eine Minute ruhen, bis ich heute im Salon erscheinen kann; Emir war unartig und ich hatte Mühe, ihn über einige Gräben

und Hecken setzen zu lassen; bringen Sie mir einstweilen das neueste von dort."

„Das neueste ist, daß Hallen's von ihrer dreimonatlichen Hochzeitsreise zurück sind."

„Nun, hat sie sich embellirt?"

„Das wäre gerade nicht zu behaupten."

„Ist auch nicht mehr als billig, da sie häßlich ist — sie ist ja reich; Lieutenant Hallen hat sein gerechtes Theil. — Denken Sie, Kinek, ich weiß eine neue Version des schönen Spruches, den zu hören die Tante zwar wieder einmal entsetzt über mich sein würde; nämlich statt: „Flott gelebt und selig gestorben, das hat dem Teufel die Rechnung verdorben", sollte man, um modern stilvoll zu sein, sagen: „Flott gelebt und reich und häßlich geworben, das hat den Lieutenants Kredit erworben." — Meinen Sie nicht Baron?" und ein spöttischer Blick traf den Ahnungslosen, von dem jedermann wußte, daß er gerade so viel Verstand besaß, um sich sterblich in Renna zu verlieben, aber sie nicht zur Frau zu begehren, da sie seinen Schulden nicht hätte helfen können.

„Bitte", unterbrach Renna wieder sein vergebliches Sinnen um eine geistvolle Erwiderung, „sehen Sie doch, ob Herr von Brantoff schon da ist; ich möchte noch ein paar Worte wegen des morgigen Rennens mit ihm sprechen; ich gab 200 auf den Walachen des Prinzen Ferdinand, gegen seinen Hengst."

„Ah, Gräfin, Sie siegen überall!"

Sie lehnte schon wieder, wie ermüdet, zurück und sagte: „Wir wollen es diesmal abwarten. — A revoir; ich werde dann sogleich in den Salon kommen; grüßen Sie einstweilen die kleine, dicke Lullu, denn glauben Sie mir, die wird noch Ihre Frau!"

„Oh, mit was hätte ich Unglücklicher das verdient?"

„Bah, regen Sie sich nicht auf, das wäre Ihnen schädlich; das kleine Embonpoint steht Ihnen allerliebst."

Der eher Baron sah wieder ziemlich konsternirt aus, aber er ging gehorsam.

Gräfin Renna hatte ihn offenbar auch sogleich vergessen; sie blickte wieder zum Plafond hinauf und bewegte sich auch nicht, als ein Herr die Portièren hob und, sie einige Augenblicke betrachtend, stille stand.

„Guten Tag, Brantoff", sagte sie ziemlich gleichgültig, diesem eine Rauchwolke entgegenblasend.

„Renna!" und ihre Hand stürmisch an die Lippen drückend, ließ sich der Eingetretene auf ein Tabouret neben ihr nieder. Ein schwaches Roth flog einen Moment über die mattweißen Züge, als der schöne, stattliche Mann ihre Finger fest zwischen die seinen drückte, aber keine Bewegung verrieth, ob sie den Druck erwidere.

„Ich habe Sie bitten lassen, um einen Augenblick mit Ihnen allein zu sprechen."

„Wie süß ist es, Renna, unser Geheimniß noch eine Weile zu bewahren — ich sinne, was verlockender sei: das köstliche Geheimniß, oder Sie stolz vor aller Welt die Meine zu nennen; ich glaube doch das letztere, und nicht wahr, heute kann ich Ihren Vater sprechen?"

Sie gab keine Antwort, sie zündete eben eine frische Cigarette an und als der reizende Kopf wieder zurückgelehnt war, entgegnete sie mit einer Frage:

„Hatten Sie, als Sie gestern verlangten, ich solle Ihre Frau werden, gewußt, daß ich ohne alles Vermögen bin?"

„Renna!"

„Bah, lassen wir diesen gefühlvoll-beleidigten Ton, wir leben nicht ein Märchenleben. — Sie wissen, ich liebe das nicht! — Sagen Sie ohne alle Phrase: ja oder nein."

„Nun gut, wie Sie wollen: ja, ich habe es gewußt."

„Ist es auch wahr, daß das Gut Brantoff allein Ihrem Vetter gehört und Sie demnach nur das kleine Steiningen besitzen, also nicht reich sind?"

„Ja, und es weiß das alle Welt."

„Ich weiß es erst seit heute."

„Was soll das heißen?"

„Bitte, lassen wir jede Erregung — es soll heißen, daß wir einander nicht heiraten werden."

„Renna, das sagen Sie, nachdem Sie mir gestern Ihre Einwilligung gegeben, die Meine zu werden?"

„Ich wußte da weder, daß Brantoff nicht Ihnen gehört, noch daß die ganze Hinterlassenschaft meiner verstorbenen Mutter nur noch in Schuldbelastung unseres Gutes besteht, und daß der Ertrag, den ich stets für einen großen hielt, gerade ausreicht dies bischen täglichen Aufwand zu decken, nachdem die Zinsen bezahlt sind. Ich erfuhr es erst heute von cher père nach genauer und dringender Erkundigung."

„Was sollen nun diese abscheulichen Berechnungen — ich hätte sie bei Ihnen wohl nicht vorausgesetzt!" sagte Brantoff nun scharf und heftig.

„Ja, ich glaube überhaupt, daß Sie sich in mir täuschen", entgegnete sie ruhig, und wieder flossen und flatterten Ringe ineinander."

„Nein, das thue ich nicht; ich kenne genau den süßen Kern, der mich unendlich beglückt, und den mir nichts verhüllen kann" — und ein Blick tiefer, inniger Liebe ruhte auf dem ausdrucksvollen Gesichtchen, das nun starr und kalt ins leere blickte, als wüßte es nichts von dem raschen Wechsel inneren Gefühles, der auf ihm sich spiegeln konnte.

„Renna", begann der Mann an ihrer Seite, als sie stille blieb, nach einer kleinen Weile wieder und man hörte ein leises Beben in seiner Stimme, die vorhin so fest geklungen hatte und wie ein dämmernder Schatten von Furcht, von qualvoller Angst, der nicht in dies Gesicht paßte, lag es auf der hohen Stirn, blickte es aus den edlen Zügen, denen man doch ansah, daß sie gewohnt waren, männlichen Gleichmuth zu zeigen und rücksichtslose Entschlossenheit auszudrücken, „Renna, besinnen Sie sich, können Sie wirklich wegen dieses äußern Tands, den Ihnen dieses „Mehr" des Geldes verschafft, Ihre Liebe aufgeben? Ich sage Tand, denn zu einem einfachen, behaglichen Leben genügt, wie Sie wissen, das was ich habe, reichlich. Sie kennen mich zu gut, um glauben zu können, daß ich irgend wie die Ansichten eines schwärmerischen Jünglings hätte — auch ich sehe die prosaische Seite

des Lebens mit ruhig prüfenden Blicken an, aber ich habe deßhalb nicht das heiße, innige Verlangen nach dem Höchsten des Lebens verloren. Oder Renna" — und nun klang Angst und Zittern hell und deutlich in seiner Stimme — „ist es nicht das Höchste, habe ich nur geträumt, haben Sie vergessen, daß auch Sie mir gestern sagten, daß mir Ihre Liebe gehöre? Oder ist auch dieses höchste, köstlichste Gefühl nicht mehr rein und wahr, ist jeder frische Zug in diesem Treibhausleben des Salons zu Künstlichkeit und Lüge geworden? Ist hier selbst die Liebe Salonliebe, die sich schwächlich und ängstlich zurückzieht, wenn sie die geschützte Parfümluft, die sammtenen Kissen vielleicht entbehren müßte?"

Sie zuckte die Achseln und ließ gleichgiltig die Asche auf die kostbaren Spitzen und Falten, die sie umrauschten, zersteuben: „Bah, lassen wir diese Definitionen — sie kommen zu spät mich zu ändern. Ueberdies sind Sie ein Thor; Sie fahren viel besser, wenn Sie eine reiche Frau nehmen. Eilen Sie, Kinek, bei der dicken Lullu vorzukommen, da können Sie Brantoff wieder erwerben und den alten Glanz Ihres Namens wieder aufrichten."

„Mag sein, aber ich liebe Sie!"

Wieder ein Moment Stille und leise und duftig verflossen vier kunstvolle Ringe ins Nichts.

„Es ist sonderbar", begann sie nun wieder, „ja komisch unerklärlich, daß auch Männer, die fast bis zur Schwerfälligkeit ernst und tief sind, Männer — nun ja, aber wirkliche Männer — wie Sie, gerade oft das an der Frau lieben, was — eh bien, pourquoi pas dire? — Das, was recht schwächlich und oben hinflatternd, was eben gerade das Gegentheil von ihrem Wesen ist."

„Nicht unerklärlich, Renna", rief er schnell und er dämpfte seine Stimme und man konnte kaum glauben, daß der Mann, der so energisch und streng aussah, so weich, liebevoll, so fast schüchtern bittend, sprechen konnte, als er fortfuhr: „Wissen Sie denn nicht, daß der Mann gerade da am innigsten, am tiefsten liebt, wo er schützen und behüten muß vor äußerer und innerer Gefahr, da, wo seine ganze Nachsicht gefordert wird, da, wo — verzeihen Sie Renna! — da, wo er glaubt das Weib allmählich zu sich heraufziehen zu können und es erst dadurch ganz sein eigen zu machen?"

„Sie irren, Brantoff", sagte sie so ruhig und kalt, als sollte durch diese Kälte all die warme Liebe, die aus seinen Worten geweht hatte, vernichtet werden, „Sie irren, das würden Sie nie; ich würde unverändert das bleiben, was ich bin. Sie gebrauchten vorhin das Wort „Salonliebe" und diese Bezeichnung war gut, war pikant treffend — si vous permettez, je l'annecte — denn das ist die Liebe, die ich gebe und — auch nur fordere. Ich lebe und athme nur in dieser Atmosphäre, die Ihnen Treibhausluft erscheint; nun wohl, ich habe nicht Lust, mir draußen Katarrh zu holen; ich finde es wohl amüsant dazwischen einmal auf meinem stolzen Roß in den Sturm und Staub da draußen zu sprengen — aber dieser Staub darf meinen Fuß nicht berühren, ich muß, wenn ich auf ihn herabsehe, wissen, daß ich heim komme in das, was Sie Treibhausluft nennen mit seidenen Kissen im parfümirten Salon. Reissen Sie mich heraus, so welkt all

das, was nun die Männer, was — täuschen Sie sich nicht — auch Sie zu meinen Füßen zieht. Dann erst wären Sie betrogen" — und wieder sahen die schönen, grauen Augen ihn an, so groß und kalt und wahr, daß er erschrak. Oder war es nicht so, flackerte nicht vielmehr über diesen ihren kalten Blick hin, unendlich mehr als vorhin die warme Leidenschaft aus seinen Blicken?

„Renna, Sie sagten vorhin: „Lassen wir das Definiren, es wird mich nicht ändern" und ich will es nicht mehr, mag alles sein, wie es will, ich will nichts, als Sie lieben, alles, was Sie sagen dulden — nur seien Sie mein!"

„Um morgens die Stallmagd zu beaufsichtigen; ich habe keine Lust dazu. Hierfür dürfte wohl auch die schwächliche Salonliebe nicht ausreichen."

„Ah, Renna, Sie verwunden mich grausam und doch — es ist schon alles vergessen, ich warte nur sehnsüchtig auf das eine Wort, daß Sie mein sein wollen! Renna, ich kann nimmer leben ohne Sie, ich flehe Sie an — seien Sie mein!"

Kein Blick, keine Bewegung wandte sie ihm zu. Ihre schlanke Hand, an deren feineren Gelenk die goldenen Reife wie unzerreißbare Fesseln hingen, langte nach einer frischen Cigarette, dann sprach sie langsam und scharf accentuirt: „Ei Baron, ich glaubte nicht, daß sich Ihr Stolz, der in der Gesellschaft sprichwörtlich geworden war, dazu herbeiließe, um Liebe zu betteln" und das halbverbrannte Hölzchen — immer noch ein Rest von Kinek's überflüssigem Feuer — wurde mit einer verächtlichen Fingerbewegung achtlos auf den kostbaren Fußteppich geschnellt.

Brantoff war bleich geworden, aber er faßte sich rasch und nur ein leises, fast unhörbares Beben verrieth in dem ruhigen Ton seiner Stimme, daß diese Ruhe nur eine mühsam beherrschte war, als er sich erhebend, sagte: „Sie haben Recht, Gräfin, ich hatte mich vergessen" und mit einer Verbeugung, streng der Salonform angemessen, schritt er zur Thüre.

Der schöne Kopf dort, der sich von dem dunklen Sammt, auf dem er ruhte, so wundersam fein und matt abhob, sank ein wenig tiefer zurück, als man den festen, gleichmäßigen Schritt auf der Treppe hörte und nachdenklich verfolgten die weitoffenen Augen die blauen Ringe, die wieder und wieder zerflossen und verschwanden.

„Aber Renna, so komme doch endlich, man verlangt wieder Brahms „Liebestreu" von Dir zu hören; Louis sagt, Du habest gestern versprochen es zu singen."

„Sogleich, chère tante — à propos, ist Herr von Gerburg da?"

„Mais cherie", und die Dame, die eben aus dem Salon herüber gekommen war, ihre träumerische Nichte der ungeduldig wartenden Gesellschaft zuzuführen, stund starr, vraiment, tout à fait stupéfaite:

„Quelle idée! Du hattest doch bestimmt verlangt, daß „der fade, alte Schwätzer" endlich aufhöre, Dir mit seinem Hofmachen den Salon zu verbittern und da ich Dir in diesem Urtheil nicht unrecht geben konnte, so lud" —

„Schon gut — nicht wahr, Du kennst seine Verhältnisse genau, es ist sicher, daß seine Revenüen ein großes Vermögen repräsentiren?"

„Ohne Zweifel.“

„Eh bien — ich komme; habe die Güte mich in dem verlangten Lied zu accompagniren und — à propos — Du magst von nun an Gerburg wieder in den Salon bitten.“

Ein Eheroman von Alfred Friedmann.

Von J. R. Ehrlich.

Daß das Eheleben ein Gegenstand der Dichtkunst sein könne, darüber belehrt uns keine Aesthetik, noch besitzen wir klassische Vorbilder dafür. Die Dichter haben von jeher die Liebe besungen und in ihr den Frühling des menschlichen Lebens. Die Ehe als solche hatte für sie kein rechtes, poetisches Motiv; sie deutet bereits auf die Zeit der Sonnenwende hin, welche auf jenen Frühling folgt, und der Sommer des Lebens fand bei den klassischen Dichtern einen ganz anderen Ausdruck als die Jahreszeit der erotischen Leiden und Freuden. Die Vorliebe, mit welcher die modernen Poeten die Reize und Widerwärtigkeiten des Ehelebens schildern, ist auch darum nicht weit her. Romane dieser Art enthalten eine entgeistigende Einschränkung der Lebensaufgaben, Mann und Weib kommen nicht aus dem Gefühle ihrer Halbheiten hinaus; die ungetheilte Menschheit hat hier keinen Puls, keine Sprache, die Zeit ist entweder eine eifersüchtige oder treulose Frau, das Jahrhundert ein brünstiger Ehemann oder ein Maitressenjäger, die Welt ist nicht herrlicher als der Salon, in welchem kokettirt wird, des Lebens Preis nicht bedeutender als eine Eroberung. Und so gipfelt die Pointe in allen jenen Romanen und Theaterstücken, welche das Eheleben zum Gegenstande der Darstellung haben, in der Lösung erotischer Prozesse, die, weil sie nicht wie in der naiven Poesie der ersten Liebe am Platze sind, prosaisch wirken und wie eine Ignorirung der höheren Lebensprozesse des Menschen sich ausnehmen.

Daß es aber dennoch eine Poesie des Ehelebens giebt, dafür spricht der alleinige Umstand, daß die eheliche Verbindung im Gegensatze zu dem auf verzehrende Begierden gestellten „Verhältnisse“ zweier Liebenden einen sittlichen Kern habe. Die Liebe ist ein Wunder, das weder vom freien Willen gewirkt, noch vom Verstande begriffen wird. Sie kommt unvorhergesehen und untergräbt gewaltsam den Egoismus. Mit zwingender Nothwendigkeit enträth der Jüngling oder die Jungfrau dem individuellen Leben. Die Eigenliebe erlischt wie im Traume das Selbstgefühl. Dinge und Menschen sinken zu Schatten herab, der Liebende selbst ist sich wie ein Nichts, die gehegte Gestalt allein ist Wirklichkeit, lebendige Wahrheit! Ist dieser Zustand menschenwürdig? Gewiß, aber nur im Symbol, d. h. insofern dabei die Göttlichkeit der Liebe in der Natur überhaupt offenbar wird. Der Charakter des Individuums hat an ihr gar keinen Antheil; er ist darum nicht besser, edler, vernünftiger, freier. Im Gegentheile, das Individuum ist unzurechnungsfähig, ein Wesen, das ohne Einsicht, ohne Herrschaft über die Sinne lebt, ein Spiel von Launen und Stimmungen, die bald die Welt in rosigem Lichte, bald in finsterer Grabesnacht zeigen. Der

Mensch ist in diesem Zustande untauglich geworden für den Dienst seiner Mitmenschen, er ist unverläßlich in Wort und Handlung, leichtfertig in allen Angelegenheiten des Daseins, falsch im Urtheile, unstät im Schauen, da sein bester Theil, die Vernunft, im Drange des aufgewühlten Herzens untergegangen. Anders dagegen ist es mit der Liebe in der Ehe. Sie ist hier keine Leidenschaft mehr: der Besitz der Geliebten ist zur Thatsache geworden, das Herz ist befriedigt, die Sinne gezügelt, und allmählich wie der Tag aus der Dämmerung erhebt sich der Verstand aus dem Zwielichte der Träume, das Bewußtsein erwacht, der Charakter wird wiedergeboren, die Herrschaft über das Sinnesleben beginnt. Ein Mensch von sittlicher Unbedeutendheit, verbleibt er nach wie vor in den Banden der elementaren Natur, die zu dem Gepriesensten, Köstlichsten dieser Welt spricht: Welke, vergehe! Der Unbestand will sein Recht: der Mann oder das Weib werden an einander ernüchtert, die Eigenheiten scheiden sich aus und werden zu Centren der Eigenliebe, der Selbstsucht. Bald tritt die Untreue an den Tag, das Herz mit seinen Leidenschaften erhält einen anderen Schwerpunkt, eine andere Liebschaft, der Ehebruch ist vollbracht. Bei einem Menschen von sittlicher Kraft und Schöne aber übernimmt der wiedergeborene Charakter die Herrschaft über die wandelbare Natur. Aus der selbstvergessenen Liebe wird selbstbewußte Treue. Die untergegangene, aber wiedererstandene Individualität entwickelt sich ohne die Elemente des Egoismus zur freien Persönlichkeit. Die Eigenheiten des Mannes und die des Weibes sondern sich gefahrlos aus wie Zweige aus einem Herzensstamme, erblühend im gegenseitigen Verständnisse. Die Centren der Selbstständigkeit im Fühlen und Denken werden zu Centren des sich unausgesetzt erneuernden Liebesbundes. Mann und Weib sind hier keine Halbheiten, die sich „ergänzen", sondern Totalitäten, deren Einheit eine freie That des Willens, ein Werk des sittlichen Bewußtseins ist. Die Bewerkstelligung dieser Einheit, die an sich gar nicht im Plane der elementaren Natur liegt, kann auch nur im Kampfe gegen diese vollbracht werden. In solchen Kämpfen und fortwährend errungenen Siegen, welche die eigentliche Poesie des Ehelebens bilden, bewegt sich der neue Roman von Alfred Friedmann „Zwei Ehen."*)

Wir haben es hier mit fünf Personen zu thun, von denen jede in anderer Weise ihre sittlich schöne Natur entwickelt: Oberst Woronin, Gerda, Fritz Hartmann, Zerline und Adalbert von Seedorf. Es sind durchwegs moderne Gestalten, erheben sich aber im Verlaufe der Handlung zu Menschen, die man nicht so bald findet. Wir lernen sie kennen zu einer Zeit, in welcher sie nur scheinbar des Lebens froh sind. Sie reden sich ein, glücklich zu sein. Sie leben im behaglichen Wohlstande; die Prosa des Daseins mit ihren Wirren und Misèren berührt sie nicht im entferntesten. Woronin ist ein unumschränkter Gebieter seiner Zeit, seines Vermögens. Er ist noch unverheiratet. Er liebt die Frauen und wird von ihnen wieder geliebt. Trotz seiner unbezähmbaren Sinne hat er sich noch keiner hingegeben. Er kniete vor keiner Schönen, obschon die schönsten Frauen ihm zu Füßen lagen.

*) Verlag von Rosenbaum und Hart, Berlin, 1888.

Sein sorgloses Naturell täuscht ihn über die Möglichkeit, seine Freiheit zu verlieren, dazu besitzt er einen hohen Grad von Selbstbeherrschung, und insoweit mag er recht haben, sich einen „Glücklichen" zu nennen. Baronesse Gerda ist eine züchtige, stolze Jungfrau, eine Juno an Gestalt und Haltung. Nach ihren Anschauungen zu urtheilen, dürfte sich kaum ein Mann finden, der ihr gefällt. Sie ist nicht anspruchsvoll, das Bewußtsein ihrer Schönheit ist fern von jeder Eitelkeit, allein sie verträgt keine Anbetung, keine schmachtenden Blicke, keine Sklavendienste von Seite des Mannes. Ihr Ideal liegt abseits vom modernen Männerschwarm — vielleicht aber auch schon in nächster Nähe — sie sucht es nicht. Sie ist glücklich in ihrem Selbstvertrauen, in der Bemeisterung ihres Herzens, das sich nicht voreilig giebt. Gerda und Woronin lernen sich kennen, zwei in sich gefestigte Individualitäten, die nicht so leicht in einander überfließen. Nun aber hat die Natur das Wort. Woronin entbrennt in Liebe zu Gerda, er kämpft gegen diese nie gekannte Leidenschaft, aber vergeblich; er will nicht der Sklave eines Weibes sein, und muß es sein, denn die Begierde ist stärker als die Vernunft. Seine Grundsätze sind entwurzelt, seine Erfahrungen verblassen, seine Anschauungen verwirren sich, sein ganzes Selbstbewußtsein setzt sich um in ein Bewußtsein der Geliebten, die an die Stelle seines Ich getreten — ein fremdes Leben, das ihm lieber geworden als das seine. Er wirbt mit Ungestüm um Gerdas Hand, Gerda fühlt sich zu ihm angezogen, sie achtet ihn um gewisser Eigenschaften willen, die ihn ihrem eigenen Charakter verwandt machen. Ein Bedürfniß, diesen Mann, der bis zu seinem zweiunddreißigsten Lebensjahre von Genuß zu Genuß hastete, mit dauerndem Glücke zu erfüllen, bringt sie zu ihm. Sie will es nicht Liebe nennen, ihr Gefühl ist von der lautersten Besonnenheit getragen. Dann sieht sie in ihm Eigenschaften, die sie antipathisch berühren, Sie fürchtet seinen Egoismus, seinen zähen Charakter, seine unabänderliche Individualität, Dinge, die sie doch selbst, ohne es zu wissen, in hohem Grade besitzt und die sie unfähig machen, sich zu vergessen, sich unterzuordnen, sich ohneweiters hinzugeben. Gerda beantwortet Woronins Werbung mit einem zaudernden, unentschiedenen Ja, das wie ein Nein in das enttäuschte Herz des Obersten fällt. Er trennt sich von ihr; der tiefe Schmerz, daß sein bester Theil, der männliche Stolz, gedemüthigt, erschüttert wurde, entzweit ihn mit sich selbst. Er hat sein Ich an Gerda verloren und vermochte es nicht zurückzugewinnen in ihr. Die Natur der Liebe, die nach ewigen Gesetzen in jedem Wesen — wenn auch vorübergehend — das Fürsichsein aufhebt, um es als ein Leben in anderen fortzusetzen, hat in unbewachten Augenblicken Woronins individuelles Sein untergraben. Und dasselbe Gesetz will sich auch an Gerda, aber langsamer vollziehen, denn sie ist zäheren Charakters und viel zu wachsam, als daß sie ihrem Selbst entrathen könnte. Vorläufig leidet Woronin unter der ihm abhandengekommenen Selbstbeherrschung; sie entwerthet seinen Willen zum Leben ganz und drängt ihn zum Selbstmorde.

Baronesse Gerda findet ihn an der Schwelle des Todes. Der Schuß, den er gegen sich abgefeuert, verfehlte sein Ziel. Gerda strebt seine Rettung an, verdammt aber die That, die ihn in ihren Augen

zum Verbrecher stempelt. Liebt sie ihn jetzt? Nein, aber sie empfindet tiefes Mitleid mit ihm. Fühlte sie sich als Ursache des angestrebten Todes, so will sie nun auch die Ursache seines neuen Lebens sein. Die ganze Vergangenheit dieses Mannes, die aus seiner Wunde wie ein verfehltes Dasein ihr vor Augen tritt, soll wie die Nacht vor dem anbrechenden Tage schwinden. Sie reicht Woronin die Hand, er ersteht wie neugeboren aus dem Tode; sie wird seine Gattin, noch ehe die Liebe in ihr erwacht. Nun beginnt von neuem der Kampf, denn das Glück der Ehe besteht nicht im gegenseitigen, sicheren Besitze allein. Woronin kann es sich nicht verhehlen, daß Gerda ihn sittlich überragt, er erträgt nicht den Gedanken, daß sie ihn aus Mitleid geheiratet. Im Vollgefühle seiner wieder erwachten Individualität schickt er sich an, diejenige Gerdas sich anzupassen, ja sich unterzuordnen, allein Gerda kennt keinen Zwang. Was Natur noch nicht gewirkt, kann Menschenwitz und Menschenkunst nicht vollbringen. Der Autor hat sich hier eine der schwierigsten Aufgaben gestellt, deren Lösung wahrlich kein technisch-literarischer Deus ex machina ist. Durch eine Reihe von Ereignissen, die eigenartig in der Erfindung und poetisch in der Darstellung sind, bringt er die Vermittlung der Natur zuwege. Gerda wird nach und nach ihrem individuellen, in sich abgeschlossenen Sein entrückt; nicht mit diesem oder jenem Gefühle langt sie nach dem Herzen Woronins, ihr ganzes Selbst stellt sie in seinen Willen. Die Liebe ist es, die ihr Eigenleben und Eigensein in des Mannes Sein und Leben umsetzt. Jetzt erst empfängt Woronin sein Selbst aus Gerdas Wesen zurück, und Gerda versteht sich voll und ganz in Woronins verjüngtem Dasein. Nicht die gegenseitige Ergänzung oder gar der Untergang beider in wechselseitigem Genusse, der freie Austausch der Individualitäten ist es, der für alle Zukunft ihr dauerndes Glück begründet. So viel von der einen Ehe.

Die andere Ehe betrifft das Zusammenleben Fritz Hartmanns und Zerlinens. Das sind einfache Menschen nach außen, bedeutende nach innen. Sie lieben einander auf das innigste, und wir lernen sie in diesem Glücke kennen. Die Natur hat ihre Individualitäten in einander aufgehen lassen, wie sie es an tausend anderen Beispielen thut, und wir hätten gar kein weiteres Interesse an ihrem Liebesleben, an ihrer glücklichen Ehe, wenn nicht der Autor die Haltlosigkeit dieses bloß natürlichen Glücks gezeigt und den eigentlichen Werth einer solchen Ehe in die Harmonie der sittlichen Elemente verlegt hätte, welche im Weibe ganz anders sind als im Manne und die zu bauen von Natur wegen meist vernachlässigt wird. Es kostet den Dichter keine besondere Mühe, das Glück Hartmanns und Zerlinens zu trüben, zu erschüttern.

Zerline, von seltener Naivetät und in vollkommener Unkenntniß der Welt oder des Bösen, lebt in dem Wahne, Hartmanns Vergangenheit sei von eben solcher Zucht und Keuschheit wie die ihrige, daß er vor ihr kein Mädchen geliebt, weder im Ernste, noch im Scherze die Wonne weiblicher Umarmung genossen. Zerline bildet sich ein, sie sei wirklich und wahrhaft Hartmanns erste Liebe, und ist hocherfreut im Bewußtsein, daß sie allein es sei, durch die er alle Holdseligkeiten weiblicher Schönheit und Jugend erkannt und genossen. Nun

erfährt sie das Gegentheil und nimmt es sich dermaßen zu Herzen, daß sie ihrem Gemale bittere Stunden bereitet. Sie ist eifersüchtig auf die Schönen oder auf die Schöne, der er einst sein Herz erschloß. Im Gegensatze zu Gerda, die froh darüber ist, daß Woronin ehedem vieler Frauen Gunst genossen, weil sie weiß, wie viel mehr sie ihm zu bieten vermag, ist Zerline untröstlich über Hartmanns ehemalige Liebesfreuden, da sie in ihrer Einfalt, des eigenen Werthes unbewußt, es nicht begreift, daß sie ihm darum um so theurer erscheinen muß. Hartmann giebt sich alle erdenkliche Mühe, den Seelenkummer seiner Gattin zu verscheuchen, vergebens; er nimmt eine immer ernstere Gestalt an und legt den Grund zu einem häuslichen Unfrieden, der erst nach Jahren durch ein für Zerline ungewöhnliches Ereigniß geschlichtet wird.

Es gelingt ihr nämlich, einen Brief in die Hände zu bekommen, den der Postbote von der Sängerin Carla Sarolta, Hartmanns „erster Liebe", demselben überbringt und worin er um ein Rendez-vous gebeten wird. Diese Zumuthung verletzt ihn. Zerlinens reines, aber verstörtes Gemüth hat ihn im Laufe der Zeit dermaßen gegen alles, was der Lauterkeit der Gesinnung und des Herzens widerspricht, empfindlich gemacht, daß er nicht nur mit Widerwillen auf die Vergangenheit zurückblickt, sondern auch mit Abscheu von den Verlockungen der Sängerin sich abwendet. Er erwidert ihre Einladung, das Rendez-vous findet wirklich statt, aber zu dem Zwecke, um Carla Saroltas verführerische Worte und Annäherungsversuche ein für alle Mal zurückzuweisen. Zerline setzt ihr Leben daran, um ungesehen diesem Rendezvous beizuwohnen. Welch ein Uebermaß von Glück erfüllt ihr Herz, als sie sieht, wie tapfer ihr Gemal dem Syrenengesange der Sarolta widersteht, ihrer Reize nicht achtet und ihre schlüpfrigen Worte aus keinem anderen Grunde verdammt, als weil er das Bild seiner Gattin in sich nicht entweihen will! Nun ist Zerline von ihrem Kummer geheilt, der Friede zieht in beider Herzen ein, die sittliche Wiedergeburt hat der Ehe dauerndes Glück gebracht.

Das hier entwickelte Motiv, so unwahrscheinlich es auch in der Skizzirung klingt, tritt in der Darstellung mit überzeugender Naturwahrheit auf. Die Begebenheiten enthalten zahlreiche psychologische Züge, in welchen das Frauengemüth mit Feingefühl geschildert wird. Neben den Hauptgestalten sieht man Figuren, welche in dem Gemälde die Aufgabe des Hintergrundes erfüllen und deren eheliche Freuden vom Autor mit Ironie und Satire behandelt werden.

Schließlich haben wir noch einer Gestalt, jener des Adalbert von Seedorf zu gedenken. Aus diesem Menschen wird kein Ehemann. Er giebt wohl zu, daß die wahre Ehe eine „Ausrottung des Egoismus" ist, aber sein Sinn geht dahin, die Selbstlosigkeit ohne die „Gehilfin" zu bewerkstelligen. So mannigfach auch die Versuchungen sind, einem Weibe für das ganze Leben in die Arme zu eilen, so groß auch die Gefahren, die ihm gerade Zerlinens Wesen bereitet, er überwindet sie dennoch, überwindet die elementare Natur in sich, um aus freien Stücken seine Individualität in der Menschheit aufgehen lassen, aus ihr allein sie zurückzugewinnen durch Thaten, wie sie der Held mit Hingabe seines Lebens, das weder ihm, noch einem Weibe gehört,

vollbringt. Und mit einer solchen That beschließt auch Seefeld seine Vollendung. In dieser Gestalt sucht der Autor die philosophische Höhe seiner Zeit zu erklimmen und den denkenden und fühlenden Leser in einer Weise, wie man sie bei vielen modernen Romanschriftstellern vergeblich sucht, zu befriedigen.

Nippsachen.

Pierer's Konversations-Lexikon. Siebente Auflage. Herausgegeben von Joseph Kürschner. Mit Universal-Sprachen-Lexikon. Vollständig in 230 Heften à 35 Pfennig. Verlag von W. Spemann in Berlin und Stuttgart. — Pierer's Konversations-Lexikon hat sich von jeher vor den anderen Konversations-Lexikas durch eine tiefgehende, geradezu wissenschaftliche Gründlichkeit und Vollständigkeit hervorgethan, sodaß diese Neu-Auflage mit lebhafter Freude begrüßt werden muß. Freilich haben seit der Zeit, wo dieses Lexikon das letzte Mal aufgelegt wurde, Brockhaus und Meyer gewaltige Anstrengungen und Fortschritte gemacht. Das vorliegende erste Heft des Pierer zeigt aber, daß es die Konkurrenz jener mit Erfolg aufzunehmen imstande ist. Zunächst sei erwähnt, daß mit dieser neuen Auflage des Pierer dem Publikum zum ersten Male ein derartiges Werk zu dem noch nie dagewesenen Preis von ca. 80 Mark geboten wird. Die illustrative Ausstattung ist eine ganz vorzügliche: Heft 1 enthält neben vielen Holzschnitten ein aus der Kunstanstalt von Meißner und Buch in Leipzig hervorgegangenes farbenprächtiges Oeldruckbild: Kolibris, außerdem vorzügliche farbige Alpenkarten u. a. Der Herausgeber hat aber das Unternehmen durch Hinzufügen des lexigraphischen Inhalts von zwölf Sprachlexikas geradezu für die Konkurrenz unerreichbar zu machen gesucht. Man bedenke: zwölf Sprachlexikas gewissermaßen als Zugabe. Der deutsch-fremdsprachliche Theil dieser Wörterbücher ist in der jedem Artikel des Konversations-Lexikons hinzugefügten Uebertragung in jene zwölf Sprachen enthalten, während der fremdsprachlich-deutsche Theil sich in einer besonderen Spalte jeder Seite fortlaufend vorfindet, welche Anordnung den Vortheil hat, daß man auf diese Weise die Bedeutung eines beliebigen fremdsprachlichen Wortes nachschlagen kann, auch wenn man gar nicht weiß, aus welcher Sprache dasselbe stammt. — Daß schließlich der Herausgeber die Handlichkeit des Lexikons durch ein Beschränken auf zwölf Bände zu erhöhen bestrebt war, können wir ihm nur als Verdienst anrechnen. Wir können unsern Lesern dies vortreffliche Haus- und Nachschlagebuch, welches ganz auf der Höhe der Zeit steht, auf das Wärmste zur Anschaffung empfehlen.

Kabel- und telegraphische Depeschen in den Vereinigten Staaten. Fast alle civilisirten Nationen, einschließlich China, Japan und die südamerikanischen Staaten, gestatten Depeschen in Chifferschrift, nur Rußland und seine Dependenzien machen eine Ausnahme. Telegramme aus und nach Rußland, Bosnien, Bulgarien, Serbien, Rumänien, Montenegro, Herzegowina, und Orte Sibiriens müssen in offener Sprache abgefaßt sein, damit die Telegraphen-Censoren sie ohne Mühe lesen und prüfen können.

Die theuerste Drahtdepesche von Stadt New-York ist die nach manchen Städten im Innern Süd-Amerikas. Auf direktem Kabel und auf der Eastern-Route kostet jedes Wort 8 Dollars 20 Cents (32 Mark 80 Pfennige). Viel billiger ist die Küstenlinie, da sie aber sehr oft in Unordnung ist, so geht die Depesche dann auf transatlantischem Umwege. Nach Bosnien oder Serbien kostet von New-York jedes telegraphische Wort nur 52 Cents, wovon die Kabelgesellschaften für sich 40 Cents in Anspruch nehmen. Nach Japan kostet jedes Wort 2 Dollars 70 Cents, und nach China ebensoviel, nach Khartum 95 Cents, nach der Türkei über Malta 1 Dollar, via Frankreich 57 Cents. Depeschen nach den verschiedenen Südamerikanischen Staaten kosten 1 Dollar 40 Cents bis 3 Dollars; hingegen nach Siam jedes Wort 2 Dollars 30 Cents und nach Petersburg nur 58 Cents. Aus diesen Zahlen ergiebt sich, weßhalb die kaufmännische Welt die Depeschen in Chiffer bevorzugt.

Die Schwalben sind kommen! *)

Die Schwalben sind kommen!
  Der Lenz ist da!
Die Sonn' ist erglommen!
  Halleluja!

Wo warst du, o sage,
  Du Schwalbenfrau?
Wie fandst Du, ich frage,
  Dein Nest so genau?

„Weit bin ich geflogen
  Ueber den Strand
Und weiter gezogen
  In fernes Land!

Da hat wohl die Sonne
  So heiß geglüht,
Doch war's keine Wonne
  Im fernen Süd.

Und als hier im Norden
  Der Frühling kam,
Da ist mir geworden
  So wundersam!

Mich litt's nicht da unten,
  Es zog mich fort,
Bis daß ich gefunden
  Den trauten Ort.

Und wie es gekommen,
  Ich weiß es nit,
Es hat mich genommen
  Die Sonne mit!

Wohl sind es Triebe
  Im Herzen tief,
Es ist wohl die Liebe,
  Die heimwärts rief.

Die Liebe, die hehre,
  Kein Sturmwind bricht
Und Länder und Meere
  Trennen sie nicht.

Denn Liebe wird treiben
  Das Rad der Zeit
Und Liebe wird bleiben
  In Ewigkeit!"

Die Schwalben sind kommen!
  Der Lenz ist da!
Die Sonn' ist erglommen!
  Halleluja!

Der Traum nach dem Balle. Die Feste des Grafen Rothenstein gehörten zu den beliebtesten der Residenz; doch noch keinem hatte man mit solcher Spannung entgegen gesehen, wie dem heutigen. Sollte doch Komtesse Erna, des Grafen jüngste Tochter, zum ersten Male in der Gesellschaft erscheinen, wohin der Ruf ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit ihr schon vorausgeeilt war. Und wahrlich, die Fama hatte nicht zu viel berichtet.

Wie entzückend ist diese schlanke Mädchengestalt in dem silberglänzenden Atlaskleide, die dort neben der Gräfin-Mutter die Gäste empfängt! Bezaubernd wirkt der Blick dieser großen dunklen Augen, die einen so wunderbaren Kontrast bilden zu dem goldblonden Gelock, das in schwerer Fülle den feinen Kopf umgiebt. Bald ist die junge Gräfin denn auch von einer Schaar Kavaliere umringt, die sich auf alle mögliche Weise bemühen, dem neu aufgegangenen Stern zu huldigen. Nur Graf Waldenau hat sich nach der ersten flüchtigen Vorstellung in eine Fensternische zurückgezogen, doch verlassen seine Augen keinen Augenblick die Tochter des Hauses. Fühlt sie diese unausgesetzte Beobachtung? Oder ist es ein Zufall, daß ihre Blicke sich begegnen? Erröthend wendet sie das Köpfchen, doch eine unsichtbare Macht dreht es immer wieder jenem Fenster zu. Da endlich ertönt die Musik zum Beginn des Balles. Graf Waldenau verläßt seinen Platz und schreitet langsam auf Erna zu, sein Recht auf den ersten Tanz geltend machend. Unwillkürlich schweifen ihre Blicke zu den anderen Herren hinüber, um dann auf seiner edlen Erscheinung haften zu bleiben und in ihrem Herzen erklingt es leise:

„Er, der Herrlichste von Allen!"

Wie der Abend mit seiner Freude dahinrauschte, sie wußte es kaum; nur immer so in seinem Arm dahin schweben zu können, welche Seligkeit!

Das schönste Fest hat sein Ende; so auch dieses. Doch wenn die Wirklichkeit verschwindet, erhebt die Phantasie ihren Zauberstab und sendet ihre luftigen Gebilde dem Menschenherzen zur Erquickung. So ging es auch Erna, als sie in ihrem Boudoir sich allein fand nach all dem Geräusch und Gewirr der verflossenen

---

*) Aus „Renate" von Ludwig Sohaux. Verlag von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig.

Stunden. Jetzt trat nur sein Bild ihr entgegen; jedes Wort, jeden Blick rief sie sich mit Entzücken ins Gedächtniß zurück und mit unbeschreiblicher Wonne und Sehnsucht drückte sie ihr Gesichtchen in den vollen Rosenstrauß, den er ihr im Cotillon gebracht. Könnten sie nur sprechen, diese Rosen, die er leise mit seinen Lippen berührte, bevor er sie in ihre Hand gelegt! Doch auch die stummen Boten sind ihr so verheißungsvoll, daß sie sich nicht von ihnen trennen kann. Selbst als ihr müdes Haupt schon auf dem spitzenbesetzten Kissen ruht, umflutet von den goldigen Haarwellen, suchen die schlaftrunkenen Augen noch immer die duftenden Blüten mit zärtlichem Blick; dann halb im Traume streckt sie die Hand nach ihnen aus, eine wenigstens soll an ihrem Herzen ruhn. Die Augen schließen sich immer mehr und wie ein Hauch tönt es von den selig lächelnden Lippen:

„Er, der Herrlichste von Allen!“

Almosen sind Spenden eines echten, barmherzigen Samariterherzens und Frauen, die kein Mitleid kennen, und für die Armuth keine offene Hand haben, entbehren des holden Duftes der echten Weiblichkeit. Darum rathen wir jedem liebebedürftigen Junggesellen, die Almosenspenderin unseres Bildes aufzusuchen und sie zur Frau zu nehmen, denn sie hat das Herz auf dem rechten Fleck. Hilf und gieb gerne, wenn du hast, und dünke dich darum nicht mehr, und wenn Du nichts hast, so habe den Trunk kalten Wassers zur Hand und dünke dich darum nicht weniger, sagt Matthias Claudius. Eine der elendesten Redensarten der Menschen ist, wenn er sagt: „Dieser Mensch verdient kein Mitleid.“ Mitleid und verdienen! Mitleid muß man schenken, nur Tagelohn muß verdient werden. Es giebt allerdings sehr verschiedenartiges Mitleid und auch die französische Dame war mitleidig, die, als die Pferde sich anstrengten, den zu diesem schauerlichen Tode verurtheilten Damiens zu zerreißen, als mitleidige Zuschauerin ausrief: „Ach, die armen Pferde!“

Der Plattensee. Im westlichen Ungarn, unweit von Stuhlweißenburg, liegt inmitten einer hübschen Berggegend der größte See in Südeuropa, der Plattensee, Balaton, wie die Magyaren ihn nennen. Er bedeckt mit den anliegenden Sümpfen ein Areal von 1320 Quadratkilometern, ist in seiner größten Breite 30 Kilometer breit und 75 Kilometer lang. Seine Tiefe erreicht über 10 Meter; also bildet er ein ganz respektables Gewässer, das übrigens wegen seiner stürmischen unruhigen Wellen zur Schiffahrt nicht viel benutzt werden kann. Seit 1847 verkehren Dampfschiffe auf dem ungeheuren See, dessen vielfach sumpfige Ufer ein wahres Paradies für das Geschlecht der Wasservögel sind, welche, wie sich leicht denken läßt, hier in ungezählten Schaaren leben und von vielen Jägern eifrig gejagt werden. Aber auch das Fischerhandwerk steht am Plattensee in hoher Blüte, denn das süße Wasser des Balaton birgt eine große Menge schmackhafter und vielbegehrter Fische, darunter den besonders geschätzten Fogasch (das ist Zahnfisch). Auch die umliegende Gegend, welche nördlich und nordwestlich vom See aus hübschen Bergreihen besteht, ist fruchtbar und reich an mineralogischen Schätzen. In den letzten Jahren hat die Regierung vielfach Regulirungen und Trockenlegungen der Ufer vorgenommen. Zu bemerken ist noch, daß sich am nördlichen Seegestade der vielbesuchte Badeort Füred befindet und am südlichen Ufer die Krater erloschener Vulkane, der Badascomy erheben. Hier wird Weinbau getrieben. Ein interessanter Punkt am See ist ferner die Abtei Tihany, und daß in der Seegegend in den Revolutionsjahren 1848 und 1849 einige blutige Kämpfe stattgefunden haben, wollen wir auch noch erwähnen.





Neueste Moden.

Nr. 1. Diner-Anzug.

Die Taille aus Surah mit weit herabgehendem herzförmigem Ausschnitt ist schräg übereinander geknöpft und mit breiten spitzigen „Directoire"-Aufschlägen von



Nr. 1. Diner-Anzug.

Sammet besetzt. Die halblangen Aermel haben einen gleichen spitzigen Aufschlag. Den Halsausschnitt, wie auch den unteren Rand der Aermel umgiebt eine breite, faltig angesetzte schöne Spitze. Der Rücken geht in kleine Schößchen aus.

Nr. 2. Runder Hut.

Der breite Rand des Hutes ist hinten aufwärts gerollt. Der oben abgerundete Kopf ist mit einer breiten, oben und unten mehrfach eingereihten Rüsche aus lederfarbener Faille umgeben. Gleichfarbige schöne breite Bandschlupfen sind vorn oben auf dem Hute angebracht. Der Rand des Hutes ist mit otterfarbigem Sammet und das Kopftheil mit weißem Florence gefüttert. Stoff ist dazu verwendet: 50 Centm. Faille. 2 Mtr. 50 Centm. Band Nr. 12. 50 Centm. Sammet und 25 Centm. weißer Florence.



Nr. 2. Runder Hut.

Nr. 3. Frühjahrs-Capote.

Beigefarbige Faille ist über eine Tüllform gebreitet, vorn faltig zusammengefaßt und mit einer rothen Federaigrette befestigt. Unter dem vorn faltig emporstehenden Rand sind auf der glatten Tüllform Rüschen angebracht. Die beigefarbigen Bindebänder umsäumen den hintern Rand des Hutes. Verwendet ist dazu: Eine Tüllform. 1 Mtr. Faille. 1 Mtr. 75 Centm. Band Nr. 12. Eine Federaigrette und 25 Centm. weißer Florence.

Nr. 4. Anzug aus indischem Caschmir mit Stickerei.

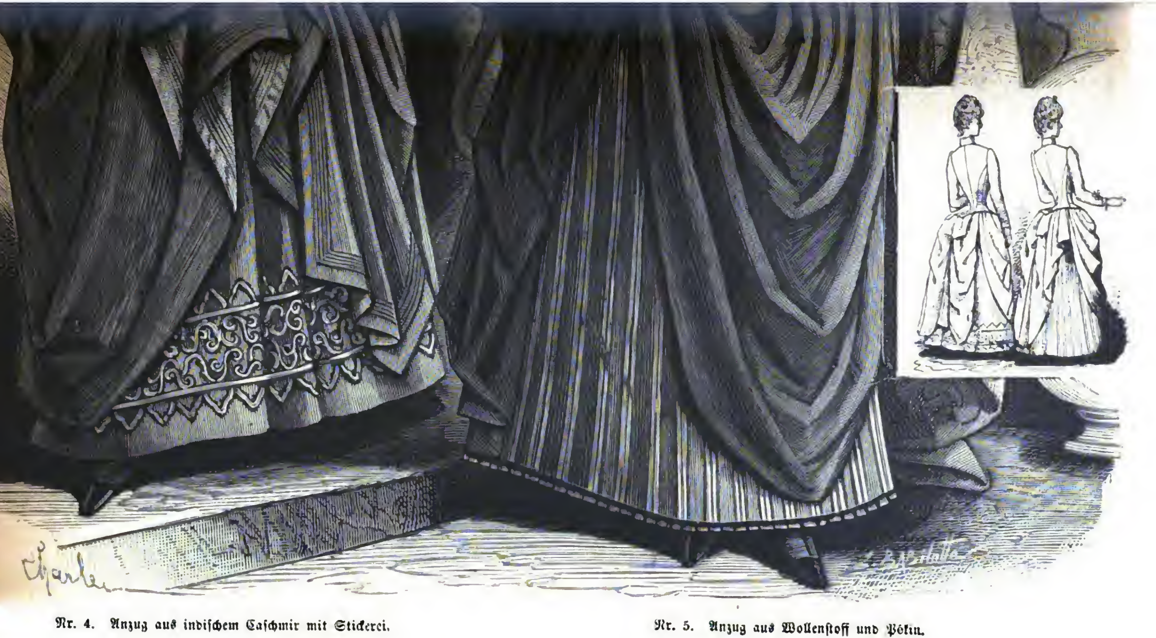
Am Rande des ersten Rockes befindet sich eine breite Stahlperlenstickerei.

Der darüber fallende Rock besteht aus doppelten, mit Seide gefütterten Theilen, welche an der Hüfte befestigt und von da in zackig abgestuften Bogenfalten, welche in der Mitte eine Doppelfalte bilden und nach dem Rücktheil faltig herabreichend, hin und wieder erhoben befestigt sind. Die anliegende Taille ist vorn über einem bestickten Latztheil offen und wird unten übereinandergehend geschlossen. Den Latztheil begrenzen in Falten gelegte, oben breite und abgeschrägte seidene Aufschläge, welche oben mit Stahlknöpfen befestigt und unten hin, dem Taillenschluß folgend, denselben in kleinen Fältchen aufgenäht sind. Der Stehkragen ist, gleich dem Latz-



Nr. 3. Frühjahrs-Capote.

theil, vorn benäht und an den Seiten der glatte Stoff ebenfalls mit Stahlknöpfen daran befestigt. Die Ellbogenärmel haben auf der Schulter herab eine ähnliche Stickerei wie der Rock und das Latztheil, sowie am untern Rand eine Faltenverzierung aus Seidenstoff, nebst einer kleinen Stickerei. Der Rücken der Taille geht in einen anliegenden Schooß aus. Der untere Rand der Taille und die Ränder der Tunika haben kleine Säume. Stoff zu diesem Kleide ist erforderlich: 2 Mtr. 50 Centm. Caschmir zum Rock. 2 Mtr. 50 Centm. zur Draperie. 1 Mtr. 50 Centm. zum Puff. 1 Mtr. 50 Centm. zur Taille und 3 Mtr. Stickerei.



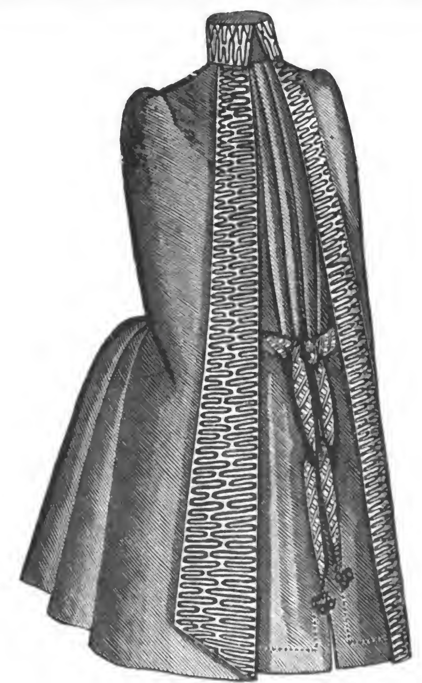
Nr. 4. Anzug aus indischem Caschmir mit Stickerei.

Nr. 5. Anzug aus Wollenstoff und Pékin.



Nr. 5. Anzug aus Wollenstoff und Pékin.

Ein kleines Plissé ist am ersten Rock aus Pékin am untern Rand desselben angebracht. Der zweite Rock ist am Vordertheil oben in mehrere Reihen kleiner Fältchen eingereiht, an den Seiten ist der herabfallende Stoff hoch genommen und an der Taille in gleichmäßige, nach vorn fallende Falten gelegt, wodurch unten eine Spitze gebildet wird. Die Rückbahnen sind lang geschnitten und zum Puff erhoben. Die glatte Schooßtaille ist vorn offen und läßt eine weiße Weste frei. Der untere Theil der Taille ist mit Moirébändern geschlossen, welche unter dem Schooß befestigt sind und schräg nach vorn zusammengehen. Oben auf den Vordertheilen am Kragen



Nr. 6. Mantel für Mädchen.

sind zwei große Passementagraffen befestigt. Die untere Verzierung der Aermel sind Moirébandschleifen, welche dem etwas zackigen Einschnitt am Rand aufgesetzt sind. Stoff zur Anfertigung dieses Anzugs ist erforderlich: circa 5 Mtr. Pékin zum Rock. 1 Mtr. 50 Centm. Wollenstoff zur Draperie. 1 Mtr. 50 Centm. zum Puff. 1 Mtr. 50 Centm. zur Taille.

Nr. 6. Mantel für Mädchen.

Mantel und Kragen sind aus glattem maronenfarbigem Tuch angefertigt. Die breiten Aufschläge an beiden Seiten herab sind aus bernsteinfarbiger Seide mit maronenfarbiger Soutache benäht. Der Stehkragen hat die gleiche Verzierung. Auf den Vordertheilen sind bis zur Taille herabreichend Falten aus bernsteinfarbiger

Seide angebracht. Ein gewirkter Seidengürtel ist in der Taille geschlungen; die herabhängenden Enden endigen in Eicheln. Der glatte Rücken geht in Rockfalten aus.

Nr. 7. Frühjahrs-Umhang.

Der aus leichtem Tuch angefertigte Umhang hat vorn glatt herabgehende Vordertheile, welche unten spitz und nach den Hüften zu bis zur Taille abgeschrägt sind. Der Rücken ist anliegend und endigt in einer spitzen Schnebbe. Die Rückenseitentheile reichen weit herab und sind nach innen umgebogen. Die Schnebbenspitze des Rückens und die abgeschrägten Seiten der Vordertheile sind mit Chenillefransen besetzt. Die Vordertheile vorn herab und nach den Hüften sind mit Stickerei verziert, ebenso auch die Enden der Rückenseitentheile, der Rücken oben, die Achseln, Stehkragen und vorderen Aermel.



Nr. 7. Frühjahrs-Umhang.

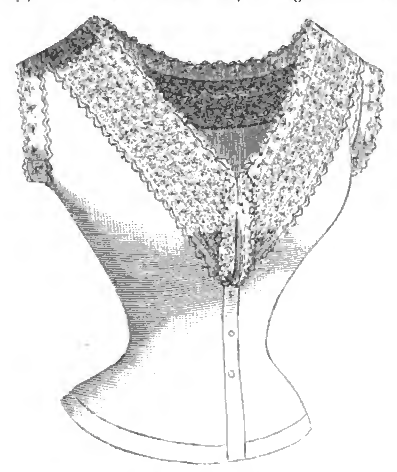
Nr. 8. Unterfaille.

Die Taille ist herzförmig ausgeschnitten und mit Stickerei am Rande verziert. Die Aermel bildet ein gestickter Streifen.

Nr. 9. Häkelmuster.

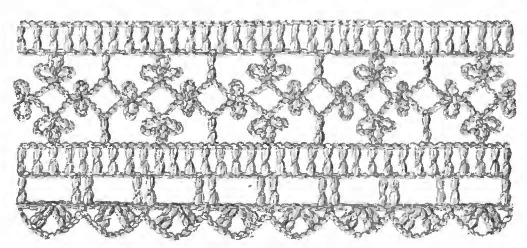
Dasselbe ist zur Begrenzung von Zwischensatz an Hemden, Beinkleidern rc. zu verwenden. Man häkelt die Spitze der Länge nach und beginnt mit einer Reihe Stäbchen und Luftmaschen. Die zweite Reihe fängt mit einem aus 5 Luftmaschen gebildeten Pikot an, d. h. man schließt die 5 Luftmaschen. 4 Luftmaschen, 1 Pikot, 2 Luftmaschen, 1 Masche in die erste Reihe, 2 Luftmaschen und wieder zum Pikot geschlossen ist das zweite, ein drittes Pikot beendet das Blättchen. 4 Luftmaschen, 1 Pikot, 4 Luftmaschen, 1 Stäbchen in die vorige Tour. 4 Luftmaschen und

wieder mit einem Pikot beginnen. Die dritte Reihe fängt mit einem Pikot an, welches dem der zweiten Reihe entgegengesetzt ist. 4 Luftmaschen, 3 zusammenhängende Pikots, 4 Luftmaschen, 1 mit dem Pikot der zweiten Reihe verbundenes Pikot, 9 Luftmaschen und wieder mit einem Pikot beginnen. Die vierte Reihe be-



Nr. 8. Untertaille.

steht aus einer von Luftmaschen unterbrochenen Stäbchenreihe, welche die Blättchen und Luftmaschenbogen der vorigen Tour mit Halbmaschen und Stäbchen aufnimmt. Eine nächste Reihe besteht aus zwei nebeneinander liegenden Stäbchen und 5 dazwischen liegenden Luftmaschen, in welche zum Schluß Zacken gehäkelt sind. In



Nr. 9. Häkelmuster.

der Mitte, zwischen den 2 Stäbchen beginnend, häkelt man 2 Luftmaschen, 2 Stäbchen in die Mittelmasche der 5 Luftmaschen der vorigen Tour. 2 Luftmaschen, 2 Stäbchen in dieselbe Masche, wie die ersten zwei Stäbchen, 2 Luftmaschen, 1 feste Masche zwischen die 2 Stäbchen der vorigen Tour u. s. f.

Redaction, Verlag und Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig.



Trompeters Mußestunden.

Nach einem Originalgemälde von Max Todt.



Ein improvisirtes Verlobungsfest.

Humoreske von Ida Barber.

I.

Vor einem der lebhaftesten Cafés der Ringstraße in Wien sehen wir einen älteren, behäbig aussehenden Herrn seinen Mokka schlürfen, dann eifrig die Zeitungen durchstöbern, auch wohl die Passanten mustern. Auf hundert Schritt Entfernung glaubt man zu erkennen, daß er ein Ausländer sei, und doch ist Leopold Buchler ein gutes Wiener Kind, das noch in seinen alten Tagen von der Sehnsucht heimwärts getrieben wurde und die weite Reise unternommen, um seine Tage da zu beschließen, wo er sie begonnen, in seiner geliebten trauten Kaiserstadt, nach der es ihn, als er seine Geschäfte in Kalkutta abgewickelt, wie mit Zauberbanden zurückzog. Da ist er nun heute nach zwanzigjähriger Abwesenheit zurückgekehrt, alles ist ihm so fremd und neu, er hat noch keinen seiner alten Bekannten aufgesucht, doch späht er eifrig aus, ob ihm nicht ein günstiger Zufall den einen oder den anderen entgegen führen würde. Wohl ist vielleicht mancher, mit dem er sich einst gut Freund nannte, schon an ihm vorbeispaziert, doch vermochte er ihn nicht zu erkennen; in seiner Vorstellung sind sie alle noch „flotte Bursche", die da jetzt mit weißen oder ganz haarlosen Köpfen, in gebückter Haltung, sorgenvoll, gedankenschwer einhergehen; zwanzig Jahre sind in unserer leichtlebigen Welt, die die Menschen schneller altern, ihnen keine Zeit zur Ruhe und Erholung läßt, ein Zeitraum, der aus lebensfrischen Menschen müde Greise macht.

Leopold Buchler erkannte niemanden, auch nicht den jetzt sinnend vor ihm stehen bleibenden breitschultrigen Mann, der dann einige Schritte vorwärts ging, sich alsbald umwandte und ihm dann derb einen Schlag auf die Schulter versetzte.

„Grüß Dich Gott, alter Freund!" rief jener, der jetzt seiner Sache sicher zu sein schien; „was führt Dich wieder heim in unsere liebe Vaterstadt?"

„Roderich!" rief Buchler jetzt, beide Arme ausbreitend und den Jugendfreund herzlich umarmend; „Dich, Dich habe ich nicht erkannt!"

„Dafür ich Dich auf den ersten Blick!“ rief jener, aus dessen gefurchtem, eingefallenem Gesicht jetzt Freude und Glück sprühte; „Du hast Dich aber auch prächtig konservirt!“ fuhr er, am Tische Platz nehmend, fort, „man sieht es Dir an, daß Du nur die Lichtseiten des Lebens kennen gelernt —“

„O Freund“, unterbrach Buchler, „auch die Schattenseiten sind mir nicht verborgen geblieben!“

„Ich weiß“, entgegnete Professor Detmold; „Du hast Deine gute Frau in der Blüte der Jahre verloren. Wir sprachen gar oft von ihr und meine Anna weinte wie ein Kind, als die Nachricht von ihrem Tode einlief.“

„Sie war eine seltene Frau!“ sagte Buchler, eine Thräne im Auge zerdrückend; „Jahre sind darüber hingegangen, ehe ich —“

„Das kann ich Dir nachfühlen“, unterbrach ihn der Freund; „auch ich habe, seitdem ich meine Anna verloren, keine rechten Freuden genossen.“

„Anna todt!“ sagte Buchler mit aufrichtigem Mitgefühl. „Wann hat Dich das Unglück getroffen?“

„Vor fünf Jahren!“ entgegnete Detmold, den Blick zur Erde gewendet.

„Und hast Du nie daran gedacht, Deinem Wittwerstand ein Ende zu machen?“ forschte Buchler. Der andere sah ihn groß und fragend an. Ein stummer Vorwurf schwebte auf seinen Lippen, doch er vermochte ihm in seinem Schmerz nicht Worte zu leihen. „Wer wäre würdig genug gewesen, den Platz einzunehmen, den Anna inne gehabt!“ sagte er nach einer Pause. Beide Männer schwiegen; Buchler wollte offenbar etwas entgegnen, doch er besann sich und auf ein anderes Thema übergehend, suchte er den Freund zu erheitern; er erzählte ihm, wie er vor einem halben Jahre sein Geschäft verkauft, wie dann die Sehnsucht nach der Heimat in ihm mächtig geworden und er beschlossen, alle Verbindungen abzubrechen und sobald als möglich westwärts zu steuern, so sei er denn vor drei Monaten von Kalkutta abgereist und nach mancherlei Unterbrechungen, Aufenthalt in Italien, der Schweiz und dem Salzkammergute, gestern glücklich in seinem lieben Wien angelangt.

„Und Du denkst Dich hier dauernd niederzulassen?“ forschte der Freund.

„Ich suche soeben eine hübsche Stadtwohnung, von vier bis fünf Zimmern, die ich mir mit allem Komfort herzurichten gedenke!“

„Siehst Du, alter Knabe!“ rief Detmold hocherfreut, „das ist die gescheiteste Idee Deines Lebens! Doch was willst Du mit einer so großen Wohnung?“ fuhr er nach einer Pause fort.

„Nun, nun“, erwiderte jener sichtlich verlegen, „man mag doch nicht immer allein bleiben und dann erwarte ich“ — er hielt inne, da ihn ein Geständniß, das ihm schwer auf den Lippen schwebte, nicht so recht herunter wollte.

Doch Detmold schien dies kaum zu bemerken.

„Hast auch recht“, nahm er das Wort, „daß Du Dir, nachdem Du auf eine gesegnete Thätigkeit zurückblicken kannst, das Leben angenehm machen willst! A propos!“ begann er nach kurzer Pause, während er mit Behagen seinen Mocca schlürfte, „da fällt mir ein,

daß die Sektionsräthin Sturm in ihrem neu erbauten Hause am Ring eine prächtige Wohnung zu vergeben hat; sie bewohnt das Parterre, im zweiten Stock wohnt ein Börsianer, der erste Stock ist noch frei. Du kommst da gleich zu einem sehr angenehmen, geselligen Verkehr, die Räthin ist eine charmante, sehr gastfreie und unterhaltende Dame, die Töchter sind gebildete überaus reizende Mädchen, in deren Umgang Du sicher —"

„Aber bester Freund, Du willst mir doch nicht gar eine Partie aufschwatzen?"

„Das will ich nicht, bei Gott!" entgegnete Detmold ernsthaft; „weiß ich ja, daß Du Deine Marie nie vergessen wirst und wenn schon die Räthin nach einem reichen Freier für ihre älteste Tochter ausspäht, lag mir eine solche Kombination fern. Mich leitete nur der Gedanke, Dir, der Du hier fremd bist, ein gastliches Haus zu eröffnen —"

„Ich verstehe", unterbrach ihn Buchler, „und bin Dir dankbar für Deine Fürsorge. Wollen wir miteinander die Wohnung anschauen?"

„Du hast heute ganz über mich zu verfügen, alter Freund!" entgegnete Detmold.

Gar bald standen die beiden Männer vor einem großen stattlichen Hause.

„Frau Räthin zu sprechen?" fragte Detmold den Portier.

„Die Gnädige muß jeden Augenblick zurückkehren!" entgegnete Jean. —

„So nehmen wir einstweilen die Wohnung in Augenschein!" sagte Detmold, die Treppe hinaufgehend. Kaum hatten die beiden Männer die Runde durch die mit allem Komfort eingerichteten Räume gemacht, als man unten einen Wagen vorfahren hörte.

„Unsere Frau Wirthin!" sagte Detmold, der ans Fenster getreten war, „willst Du mit ihr sprechen?"

Doch ehe dieser noch zu einem Entschluß kommen konnte, stand schon ein Diener vor ihnen, der die Herren bat, in den Salon der Frau Räthin hinunter zu kommen.

„Bist Du hier Hausfreund?" neckte Buchler; „Madame ist ja sehr pressirt, Dich zu empfangen?"

„Oder richtiger, ihre Wohnung zu vermiethen! Der Portier hat ihr vermuthlich gesagt, daß ich mit einem Fremden hinaufgegangen."

„Mein lieber, werther Professor, wie lange haben wir Sie nicht gesehen!" erscholl es, als sie noch kaum den Salon betreten, aus dem Munde einer kleinen, runden Frau, der Detmold alsbald seinen Freund Buchler aus Kalkutta mit dem Zusatze: „Millionär außer Dienst!" vorstellte.

Die Räthin machte augenscheinlich eine tiefere Verbeugung, als sie eigentlich beabsichtigt, der „Millionär" schien ihr gewaltig zu imponiren. Mit überaus gewinnender Liebenswürdigkeit lud sie ihn ein, neben sich auf dem Divan Platz zu nehmen und hatte gar bald mit der klugen Frauen eigenen Unterhaltungsgabe erkundet, was sie wissen wollte. Buchler war enorm reich, fünfundvierzig Jahre, wollte sich hier niederlassen, eine Wohnung mit allem Komfort einrichten, das Leben genießen! Er war doch ein hübscher, ansehnlicher Mann, mit

dem selbst ein achtzehnjähriges Mädchen, so meinte sie, hätte glücklich sein können. Gar schnell war in dem Köpfchen der klugen Frau ein Plan gereift; ihre Camilla war vierundzwanzig Jahre alt, aus der Verbindung mit dem mittel- und stellungslosen Doktor Richard könnte nichts werden, der Millionär, den ihr der Zufall ins Haus geschneit hatte, mußte mit allen Mitteln der Koketterie und Liebenswürdigkeit derart gefesselt werden, daß er, mochte er Heiratspläne haben, oder nicht, um Camilla werben mußte.

Dem arglosen Buchler sagte die sympathische, unterhaltende Dame sehr zu; er fragte kaum nach dem Preis der Wohnung und erklärte, daß, obgleich er gern noch ein Fremdenzimmer eingerichtet hätte, er doch der angenehmen Geselligkeit wegen, die ihm Madame in Aussicht gestellt, auf eine größere Wohnung verzichten, und diese miethen werde. Die Räthin war überselig; das war ihr in ihrer jahrelangen Praxis als Hausherrin noch nicht vorgekommen, ein Miether, der nicht einmal nach dem Preise fragte!

„Er muß ein Nabob sein!“ sagte sie, nachdem die Herren gegangen, zu ihren Töchtern, die im Nebenzimmer die Unterhaltung mit angehört hatten; „wir können uns Professor Detmold zu aufrichtigstem Danke verpflichtet halten, daß er uns diese Bekanntschaft vermittelt.“

„Beste Mama“, entgegnete Camilla, ein hübsches, blondlockiges Mädchen, dem Freude und Lebenslust aus den Augen schauten, „wenn Du doch nur den alten langweiligen Professor —“

„Thörin“, unterbrach sie die jetzt völlig metamorphosirte Mutter, deren Blick ernst und finster geworden war, „Du könntest leicht Frau Professor sein, wenn Du es verstanden hättest, Deine Vorzüge zur Geltung zu bringen.“

„Soll ich dies vielleicht, da ich es bei Detmold unterließ, bei dem indischen Nabob versuchen?“ fragte Camilla lächelnd.

Die Räthin schien den Spott nicht herauszuhören. „Gut, daß Du endlich einmal zur Vernunft kommst Mädchen“, sagte sie, dicht zu ihr heranrückend. „Ich will Dir all' Deine bisherigen Unklugheiten verzeihen, wenn Du mir in diesem Punkte zu folgen versprichst.“

„Also, was soll ich thun, Mütterchen, um Deine Zufriedenheit zu erwerben?“ fragte Camilla, sich zum Ernste zwingend. „Mon Dieu“, entgegnete die Räthin nach Worten suchend, „soll ich denn einem Mädchen von vierundzwanzig Jahren Vorschriften geben, wie sie sich benehmen soll, um ihre Zukunft zu sichern? Mr. Buchler wird unser Hausgenosse sein, wir werden selbstverständlich Gelegenheit haben, ihn öfter zu sehen, ihm bei seiner Einrichtung und Wirthschaftsführung an die Hand gehen, Du wirst Dich ihm als praktische Haustochter unentbehrlich machen, unser Freund Detmold ist sein Intimus, selbstverständlich wird das „Motto“ gelten: „Les amis de mes amis sont aussi mes amis!“

„Und weiter nichts als amis?“ spottete das übermüthige Mädchen. „Gut, Mama, auf diesen Vorschlag will ich eingehen; ich werde den alten indischen Nabob mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln zu umstricken suchen, verspreche Dir, ihm sogar, und wenn er uns täglich besuchen sollte, etwas vorzulesen, vorzusingen, vorzuspielen, vorzuweinen —“

„Du bist und bleibst eine Närrin!" unterbrach sie die Räthin unwillig. „Doch erkläre ich Dir fest und entschieden, Camilla, daß, wenn Du all' meine Pläne konsequent kreuzen wirst, ich Dr. Richard von heute an den Verkehr in unserem Hause untersage."

Das schöne Mädchen wurde nachdenklich.

„Aber Mutterlieb", begann sie, ihre Arme um den Hals der kleinen Frau schlingend, „was hat Dir denn Adalmar gethan? Ist er nicht der beste Gesellschafter, der aufrichtigste Freund?"

„Und die aussichtsloseste Partie, die Du nur anstreben kannst!" entgegnete die Mutter.

„Strebe ich denn eine Partie an?" fragte Camilla verwundert.

„Das ist ja eben Dein strafbarer Leichtsinn, daß Du es nicht thust! Ein Mädchen in Deinen Jahren, ohne Vermögen, ohne Versorgung, hat die Pflicht —"

„Aber Pardon, beste Mama, sich doch nicht etwa einem alten, abgelebten Manne als Krankenpflegerin zu opfern?"

„Du kannst mich mit Deinen albernen Ansichten bis zur Verzweiflung bringen!" entgegnete die Räthin mit dem Fuße stampfend; man sah jetzt, wie die noch eben im Verkehr mit den beiden Herren so äußerst einnehmende Frau bitterbös sein konnte, so daß sich ihre Züge bis zur Unkenntlichkeit entstellten. Schmollend verließ sie das Zimmer.

Kaum war die Thür hinter ihr ins Schloß gefallen, als Camilla ein Bild aus ihrem Notizbuch hervornahm, und es, indem ihre Augen sich mit Thränen füllten, herzlich küßte. „Mein Adalmar, Dein auf ewig!" flüsterte sie, „und wenn zehn indische Nabobs mir ihre Schätze zu Füßen legen wollten!"

II.

Leopold Buchler hatte seine herrlich eingerichtete Wohnung im ersten Stock bezogen; die Räthin war ihm in besonderer Liebenswürdigkeit bei der Beschaffung der Einrichtung hilfreich gewesen, sie hatte Tapezierer und Dekorateure bei ihren Arbeiten überwacht, eine Haushälterin engagirt, Dienstboten aufgenommen. — Buchler wußte in der That nicht, wie er der ihm vollständig fremden Dame ihre Freundlichkeit danken sollte. Madame war klug genug, bis jetzt nichts von ihren Töchtern hören zu lassen, Camilla hielt sich, so oft der „Nabob", anders titulirte sie ihn nicht, bei ihnen vorsprach, konsequent verborgen. Doch nun gab es zur Einweihung der neuen Wohnung ein Fest, bei dem selbstverständlich die Räthin die Honneurs machte und „sammt Familie" eingeladen war. Buchler war in der That überrascht, die noch jugendliche Frau mit drei jungen Damen erscheinen zu sehen, die für ihre Schwestern hätten gelten können.

In chevaleresker Weise machte er den jungen Damen, aber nicht minder der Mutter Komplimente, und fast stieg schon in der noch immer feschen, lebenslustigen Frau die Idee auf: „Wie, wenn er Dich meint?" Sie war vierundvierzig Jahre, konnte aber noch gut für sechsunddreißig gelten; einst eine berühmte Schönheit, waren ihre Züge

immer noch angenehm, ihre Figur litt zwar durch die zunehmende Körperfülle, doch verstand sie so prächtig Toilette zu machen, daß jedermann noch die schöne Räthin Sturm von ehemals sah.

Nur einen Augenblick konnte sie jenem Gedanken nachhängen, das Muttergefühl war stärker als der Wunsch für ihr persönliches Glück. Camilla glänzend verheiratet zu sehen, war ihr Hauptziel. Geschickt wußte sie Buchler in eine Unterhaltung mit Camilla zu verflechten und schien sichtlich erfreut, die Tochter so gesprächig und liebenswürdig zu finden, wie sie sie lange nicht gesehen.

Auch Camilla hatte ihren Plan; war die Mutter berechnend, so glaubte die Tochter noch berechnender sein zu sollen. Ja, sie wollte sich die Gunst des reichen Buchler, dessen Neffe, wie sie wußte, Professor Wenzel in Prag war, gewinnen. Wenn dieser ihrem angebeteten Adalmar zu einer Stellung an der Prager Universität verhalf, konnte selbst die ehrgeizige Mutter, die durchaus für sie eine „glänzende Partie“ anstrebte, nichts gegen ihre Verbindung einzuwenden haben.

Diesem Plane gemäß war Camilla von ausnehmender Freundlichkeit gegen Buchler, sie wußte ihm mit schalkhaftem Ernst dies und jenes pikante Histörchen zu erzählen, dann wieder ihn selbst zum Reden zu veranlassen, und da sie gar bald gewahrte, daß er mit Vorliebe von seinen fernen Besitzungen, seinem früheren Geschäft, der Seereise rc. sprach, war sie bald die aufmerksamste Zuhörerin, der zuliebe er die ganze, ihn umgebende Gesellschaft zu vergessen schien.

Die Räthin strahlte vor Wonne und Glück; nie hatte sie geglaubt, daß Camilla denn doch noch Raison annehmen und auf ihre Pläne eingehen werde. Man setzte sich zur Tafel; Buchler, der ursprünglich beabsichtigt hatte, die Räthin zu Tisch zu führen, fühlte sich derart von dem Reiz, den das junge Mädchen auf ihn ausübte, bestrickt, daß er an ihrer Seite blieb und auch, nachdem die Tafel aufgehoben war, stetig um sie bemüht blieb. Bald holte er Noten herbei, um sie zum Singen zu veranlassen, bald Kupferstich-Sammlungen, die sie, wie er meinte, interessiren müßten. Im Grunde interessirte sie nur, daß sie im Laufe der mehrstündigen Unterhaltung herausgebracht, Professor Wenzel sei ein sehr zugänglicher, liebenswürdiger Mann, dessen Besuch er, sobald die Hörsäle geschlossen, erwarte. Sie selbst nahm Buchler, als man sich trennte, das Versprechen ab, recht oft ihr Gast sein zu wollen, und um in ihrem bonhomme nicht etwa Hoffnungen zu nähren, die sie nicht zu erfüllen gewillt war, theilte sie ihm ganz im Vertrauen und unter dem Siegel des strengsten Geheimnisses mit, daß sie ihn mit einem hochbegabten jungen Manne, einem enthusiastischen Verehrer seines Neffen bekannt machen wolle, der, so sehr er ihr gefalle, das Unglück habe, der Mama zu mißfallen, da er stellenlos sei. Buchler schien sich sichtlich durch das ihm geschenkte Vertrauen geehrt zu fühlen und gestand sich gar bald, daß er lange kein Mädchen gesehen, das bei eminentem Geist und gediegener Unterhaltungsgabe so viel Wahrheit und Natürlichkeit besäße.

Als er wenige Tage nachher in der Wohnung der Räthin einen Besuch machte, fand er Dr. Adalmar Richard anwesend, der ihm, zum nicht geringen Erstaunen der Räthin, mit herzgewinnender Freundlich-

keit entgegen kam. „Ahnt Adalmar in ihm keinen Nebenbuhler?“ fragte sie sich. „Thut er doch sonst, wenn er irgendwo einen Rivalen wittert, als wollte er ihn vergiften.“

Buchler seinerseits betrachtete mit sichtlichem Wohlgefallen den schönen jungen Mann, dessen edle, hohe Gestalt, dessen geistfunkelndes Auge jedem imponiren mußten. Mit Freude nahm er Dr. Richards Vorschlag, ihn auf seinen Ausflügen in der Umgegend zu begleiten, an, lud auch die Räthin und Camilla ein, da, wie er ziemlich unbeholfen sagte, „die Equipage ja nun doch einmal täglich gemiethet sei.“

Einem anderen würde die Räthin eine derartige taktlose Einladung nie verziehen haben. Doch in diesem speziellen Falle schien die sonst in Etikettefragen ungemein subtile Dame keine Verletzung des guten Tones zu finden, war auch die Gesellschaft Adalmars ziemlich lästig, so hoffte sie doch, diesen bald in geschickter Weise beseitigen zu können, und dann galt ja auch die Gelegenheit, täglich des Nabob elegante Equipage zur Verfügung zu haben, sich an seiner Seite zeigen zu können, nicht wenig.

Die gute Frau legte sich gar manche Strapaze auf, sie war auf Promenaden, Landpartien, in Theatern und Konzerten stets die vorsorglichste Gardedame und stellte es, wenn gute Freundinnen auf ein intimes Verhältniß hindeuteten, kaum in Abrede, daß Mr. Buchler ihr ein erwünschter Schwiegersohn sei. Dr. Richard war einige Wochen hernach, wie es hieß, nach seiner Heimat abgereist, in Wirklichkeit aber nach Prag, wo er sich auf Anrathen und Empfehlung des Buchlers an Professor Wenzel wenden sollte, um dessen Protektion zu gewinnen. Täglich sandte er Briefe an Camilla, doch da die Räthin energisch gegen einen Briefwechsel protestirt hatte, machte der gutmüthige Buchler den Mittler und erntete für jedes Briefchen, daß er Camilla heimlich zusteckte, tausend Dank. Diese Heimlichkeiten entgingen dem sorglichen Auge der Räthin nicht, doch lag ihr alles ferner, als sie zu stören; sie war sogar unvorsichtig genug, ihrer Busenfreundin mitzutheilen, daß Buchler sterbensverliebt sei und Camilla täglich Korrespondenzen sende, so liebeglühend, so feurig, daß sie sicher seiner Erklärung entgegensehen könne.

Buchler sprach jetzt auch öfter von einem Feste, daß er demnächst zu geben beabsichtige, von lieben Verwandten, die zu demselben eintreffen sollten.

Niemand fragte, wer diese Verwandten wären; Professor Detmold, der täglich im Hause verkehrte, hatte wohl gelegentlich von einer Nichte gesprochen, die bei Innsbruck auf einem Gute lebe, — vermuthete man, daß diese oder eine andere Verwandte kommen werde? Da man den zu erwartenden Besuch nicht kannte, interessirte man sich nicht für ihn. Gerne ließ sich die Räthin vom Professor Detmold von Buchlers verstorbener Gattin unterhalten. Er schilderte sie als eminent schöne, geistbegabte Frau, der Buchler von ganzer Seele zugethan war.

„Sonderbar“, sagte die Räthin, „daß Buchler nie an eine Wiederverheiratung gedacht hat!“

„Das wundert mich durchaus nicht!“ entgegnete der Professor; „wer einmal wahr und rein geliebt hat, bleibt dieser Liebe getreu.“

Die Räthin lächelte im stillen; sie glaubte in Buchlers Herzensangelegenheiten besser unterrichtet zu sein.

Die beiden hatten nicht bemerkt, daß gleich bei Beginn ihres Gesprächs die Portière leicht gehoben worden, doch eben so schnell wieder fiel. Buchler, der gerade seinen Namen nennen hörte, war zurückgetreten. — „Der gute Professor wird es Dir nicht verzeihen können", dachte er, „wenn er denn doch über kurz oder lang die große Neuigkeit erfahren muß."

Leise ging er wieder hinaus und traf im Vorzimmer Camilla, der er ein eben erhaltenes Briefchen zusteckte. Sie dankte ihm herzlich und verschwand sogleich im anstoßenden Gemach. Die Räthin hatte die Thür gehen hören, ja, sie glaubte sogar Buchlers Tritt erkannt zu haben. Eilig war sie hinausgegangen und kam noch zu rechter Zeit, um zu sehen, wie Camilla einen Brief freudestrahlend aus Buchlers Hand in Empfang nahm. — Wiederum lächelte sie und dachte still für sich: „Was doch so ein Professor ungeachtet seiner Gelehrsamkeit stockdumm ist!" Buchler eilte die Stiegen hinauf; die Haushälterin erwartete ihn schon an der Thür, um ihn zu fragen, ob er heute zum Frühstück Rinderfilet oder Kalbsbraten, Roth- oder Weißwein, Kompott oder Salat wünsche.

„Liebe, beste Frau Lorenz", sagte er, sie um die Taille fassend, „fragen Sie mich nicht, ich weiß ja, was Sie mir vorsetzen ist gut und schmackhaft."

Frau Lorenz schien überglücklich, ob dieses Kompliments und tänzelte wie ein Backfischchen hinaus, um für den gnädigen Herrn herzurichten.

„Alte Närrin!" sagte Buchler ihr nachsehend, „ich glaube gar, sie hat sich heute geschminkt."

„Jean", rief er dem eintretenden Diener, „recherchire doch 'mal, ob die Lorenz nicht gar Schminktöpfchen und derlei Kleckserei gebraucht; es schien mir heute ganz —"

„O, gnädiger Herr", unterbrach Jean lachend, „ich selbst habe sie ihr holen müssen und könnte Ihnen noch manches erzählen, was sie anstellt, um Ihnen zu gefallen."

„Nun was denn?" fragte Buchler augenscheinlich belustigt. „Früh vor dem Kaffee trinkt sie beispielsweise drei rohe Eier — das giebt klaren Teint, sagt sie, dann läßt sie sich kalt abreiben und fragt jedesmal hernach das Stubenmädchen: „Sehe ich jetzt frisch aus?" Dann geht es ans Schnüren und Schminken, ich glaube, sie braucht zwei Stunden, bis sie mit ihrer Toilette fertig wird."

„Aber, mein Gott", unterbrach Buchler, „für wen putzt sie sich denn, die alte Schachtel?"

Jean lächelte verschmitzt. „Sie glaubt", meinte er „der gnädige Herr würde sie —"

Plötzlich schien ihm die Zunge wie gelähmt; das verhängnißvolle Wort wollte nicht über seine Lippen.

„Was würde ich?"

Jean blieb stumm.

„Aha", lachte Buchler hell auf; „ich bin ja für Euch — schon

gut, schon gut", unterbrach er sich plötzlich und bedeutete Jean, das Zimmer zu verlassen.

„Spaßhaft!" sagte er dann; „hat mir der gute Detmold überall den Ruf eines reichen Wittwers gemacht und noch heute habe ich nicht das Herz, ihm seinen guten Glauben zu nehmen! „Doch", fuhr er nach einigem Nachdenken fort, „weßhalb auch? Die Sache ist amüsant! Meine liebenswürdige Wirthin glaubte, ich sei ein Prätendent auf Camillas Hand, die gute Lorenz hegt und pflegt mich wie ein neugebornes Kind, putzt sich für mich, schminkt sich, träumt wohl gar von mir — wahrlich, die alten Junggesellen sind gar nicht so bedauernswerth, wie ich stets geglaubt!"

Soeben öffnete die holde Hausfee die Thür und brachte auf einem silbernen Kabarett so viel herrlich duftende Speisen, daß man auch, ohne Appetit zu haben, sich zum Essen veranlaßt gefühlt hätte.

„Oho, meine gute Lorenz", sagte Buchler, „weßhalb lassen Sie Jean nicht serviren?"

„Ich bringe es dem gnädigen Herrn lieber selbst!" entgegnete die Angeredete, verschämt lächelnd.

„Sie denken, es schmeckt mir besser, wenn —"

„Wie gut der gnädige Herr meine Gedanken errathen können!" unterbrach die Haushälterin.

Schon hatte sie alles appetitlich aufgestellt und schickte sich eben an, einen Stuhl zu nehmen und sich dem Hausherrn gegenüber zu placiren.

„Warum, liebe Lorenz, halten Sie sich in so angemessener Entfernung?" fragte Buchler, gutmüthig lächelnd; „wollen Sie nicht bei mir auf dem Divan —"

„O bitte, gnädiger Herr", unterbrach sie erröthend, „das würde sich nicht schicken; muß unsereiner nicht auch auf Ehre und Reputation halten?"

Indem glättete sie die weiße, reich mit Stickereien besetzte Schürze, zog den Brustlatz gerade und lächelte so stillvergnügt in sich hinein, als hätte sie einen Haupttreffer gemacht.

„Wie alt sind Sie eigentlich, meine liebe Frau Lorenz?" fragte Buchler, nachdem er sich reichlich bedient.

Die Angeredete wurde über und über roth. „Achtundzwanzig!" sagte sie, verschämt die Augen niederschlagend.

Buchler lachte hell auf. „Achtundzwanzig? Da haben Sie sich ja prächtig konservirt! Ich hätte Sie höchstens für zweiundzwanzig gehalten!"

Das war denn doch zu stark! Ungläubig schaute die Achtundzwanzigjährige, die bei sich selbst recht gut wußte, daß sie nahezu vierzig Lenze hinter sich habe, an, doch Buchler hatte sein Gesicht in so ernste Falten gelegt, daß sie in der That glaubte, sie habe sich mittels der in letzter Zeit angewandten Schönheitsmittel derart verjüngt, daß man sie noch zu den Jugendlichen zählen könne. — Diese Annahme steigerte ihre gute Laune; Buchler schien sich prächtig zu amüsiren, indem er mit Kennerblick beobachtete, wie sein keineswegs feines Kompliment die Lebensgeister der alten leichtgläubigen Kokette erregte.

„Haben Sie mir, meine liebe Lorenz, gute Anschaffungen in Speis

und Keller gemacht?“ fragte er nach einigem Nachdenken. „Wir werden da nächstens ein Verlobungsfest zu feiern haben, zu dem es —“

„Ein Verlobungsfest?“ unterbrach ihn die Lorenz, an allen Gliedern bebend.

„Ja, ein Verlobungsfest, meine Liebe, und Sie sind die erste, die in das große Geheimniß, das Sie aber gehörig respektiren müssen, eingeweiht ist. Niemand im Hause darf eine Ahnung davon haben; ich beabsichtige eine große Ueberraschung, und hoffe, daß, wenn schon gewisse Leute sehr verwundert sein werden, doch alles nach Wunsch gehen und zwei Menschen dauernd —“

„O, Sie sind so gut, wie Sie klug sind!“ unterbrach ihn Frau Lorenz, seine Hände ergreifend. „Ja, es ist besser, alles bis dahin diskret zu halten, sich nicht zu verrathen! Ich verstehe Sie vollkommen und theile Ihre Ansicht.“ Dabei schaute sie ihn mit ihren ehemals gewiß schönen, funkelnden Augen so überselig an, daß Buchler, dem dann doch ein klein wenig um seine Herzensruhe bangte, es für das beste hielt, schnell aufzustehen und sich zu entfernen.

„Wie rücksichtsvoll und edel er ist!“ sagte Frau Lorenz überglücklich, indem Freudenthränen über ihre Wangen flossen. „Er fühlt sich nicht standhaft genug, mit mir allein zu bleiben, und entfernt sich lieber, um mich nicht zu kompromittiren!“

Mit der noch eben schneeweißen Schürze trocknete sie die rothgeschminkten Wangen und, das Unheil bemerkend, das ihre Thränendrüsen angerichtet, eilte auch sie schnell in ihr Gemach, um durch Schmink- und Puderbüchsen ihrem, wie sie meinte, bezaubernden Gesichte seinen früheren Glanz zurückzugeben.

III.

Doktor Richard hatte bei Professor Wenzel die freundlichste Aufnahme gefunden. Wenzel war dem reichen Onkel, der ihn während seiner ganzen Studienzeit und auch noch hernach, als er schon die Examina hinter sich hatte, unterstützte, zu größtem Danke verpflichtet und sichtlich erfreut, eine Gelegenheit zu haben, diesen Dank abzustatten. Eine Professur an der Prager Universität war zu vergeben, doch war dies Sache des Unterrichtsministers, dem sich Dr. Richard, versehen mit Empfehlungsschreiben und eingeführt durch die denkbar günstigsten Protektionen demnächst vorstellen sollte.

Professor Wenzel galt als ein unparteiischer, streng-rechtlicher Mann, dessen Empfehlung ein großer Werth beigelegt wurde. Gar bald stand es außer allem Zweifel, daß Dr. Richard demnächst als außerordentlicher Professor angestellt sein würde. Ueberglücklich meldete er dies dem guten Buchler, der sich ganz in die Rolle seines Beschützers hineingelebt hatte. Camilla wußte nicht, wie und wodurch sie dem kreuzbraven Manne, der, obgleich er ein Fremder war, ihnen ein so lebhaftes Interesse entgegenbrachte, danken sollte. Sobald sie ihn sah, leuchtete ihr Gesicht, sie eilte auf ihn zu und drückte ihm mit Herzlichkeit die Hand, sie hatte soviele kleine Aufmerksamkeiten für ihn, daß die Räthin, die sonst Camillas Zurückhaltung den Herren gegenüber stets getadelt hatte, fast zu glauben begann, Camilla liebe ihn

wirklich. Wenn sie dann mit ihr von der glänzenden Zukunft sprach, lächelte das junge Mädchen still vergnügt in sich hinein und sagte wohl manchmal: „Mutterchen, Du ahnst gar nicht, wie und warum ich unseren braven Buchler so lieb habe."

Ja aber, warum macht ihr denn nicht endlich Anstalt?" fragte die sehr praktische Frau; „sein Haus ist eingerichtet, Deine Aussteuer ist längst fertig, ich weiß wirklich nicht, worauf ihr wartet."

„Ein Geheimniß, Mütterchen", flüsterte Camilla überglücklich.

„Aber, beste Tochter, wer wird vor der eigenen Mutter Geheimnisse haben!"

„Ein klein wenig will ich Dir verrathen, aber Du darfst, nach dem, was ich Dir mitgetheilt habe, nicht weiter fragen!"

„Du machst mich wirklich neugierig."

Camilla rückte ihren Sessel ganz dicht an den der Mutter und flüsterte ihr ins Ohr: „Buchler strebt einen Titel an! Er hat schon die einleitenden Schritte gethan!"

„Ah so!" rief die Räthin erleichtert; „nun wird mir alles klar! Aber was für einen Titel kann er denn —"

„Lieb' Mütterchen, nicht weiter fragen!" unterbrach sie Camilla, „das wäre gegen die Verabredung!"

„Du meinst einen Orden, mein Kind!" entgegnete wiederum die Räthin, die ihren Scharfsinn vergeblich anstrengte, zu erdenken, welchen Titel ein Mann in Buchlers Stellung erhalten könne. Doch Camilla hielt konsequent den Finger auf den Mund gelegt und antwortete nichts weiter.

„Nun, die Sache ist spaßhaft", sagte die Räthin nach einer Weile, „nicht minder spaßhaft, wie das, was mir Buchler gestern über die Lorenz mitgetheilt."

„Und was denn?"

„Denke Dir, diese alte Hexe bildet sich ein, er werde sie heiraten, und sie wendet alle möglichen Schönheitsmittel an, ihm zu gefallen!"

Camilla lachte laut auf. „Das ist in der That sonderbar! Ich vermuthete wohl, daß irgend jemand seinem Herzen nahe stehe und weiß sogar, daß er, um Professor Detmold, der seine erste Gattin wie eine Heilige verehrt, zu schonen, nie davon sprach, doch — die Lorenz, die sollte doch längst über die Zeit, in der man Heiratsprojekte hegt, hinüber sein!"

„An ihr hat meine Camilla keine Konkurrentin", sagte die Räthin, die anmuthige Gestalt des jungen Mädchens mit den Augen verschlingend.

„Darüber kannst Du beruhigt sein, Mütterchen", entgegnete Camilla sichtlich belustigt: „Derjenige, der mich liebt, kennt keine Madame Lorenz!"

Wochen waren vergangen, Dr. Richard war zurückgekehrt und glaubte seine Professur so gut wie gesichert. Mit warmen Worten dankte er dem guten Buchler für seine Empfehlung, doch dieser wies jede Anerkennung zurück.

„Macht mir ja selbst die größte Freude", sagte er, „wenn ich anderen nützlich sein kann. Habe da nämlich", fuhr er nach einigem Besinnen fort, „einen verteufelt schönen Plan, an dessen Ausführung

ich schon lange arbeite. — Denken Sie, Ihr Dekret in vier Wochen haben zu können?"

„Wenn ich überhaupt der Glückliche bin, auf den die Wahl fällt, schon in vierzehn Tagen!"

„Very well! Da versprechen Sie mir, Ihr Geheimniß so lange zu wahren, bis —"

„Doch Camilla darf erfahren", unterbrach Dr. Richard, „daß ich —"

„Camilla, ja, wenn sie schweigen und sich beherrschen kann. Ich erwarte nämlich heute in vier Wochen lieben Besuch, dem zu Ehren ich ein hübsches Familienfest arrangiren möchte. Ich habe die Räthin und auch Frau Lorenz schon für das Arrangement desselben interessirt und durchblicken lassen, daß man ein Verlobungsfest feiern wird. Beide gehen mit riesigem Eifer ins Zeug, denn sonderbarerweise glauben sich beide bei der Verlobung interessirt."

„Meine Schwiegermama in spe wird doch nicht gar auf ihre alten Tage —"

„Ihre Braut war zartfühlend genug, Sie nicht von den Plänen ihrer Mutter in Kenntniß zu setzen", unterbrach Buchler; „die vorsorgliche Frau glaubte nämlich eine Verbindung ihrer Tochter mit —"

„O, ich errathe!" rief Dr. Richard, indem er sich entfärbte und fast ohnmächtig in den Stuhl sank; doch bald sich fassend, fuhr er fort: „Und wie soll ich Ihnen nun doppelt, nein zehnfach danken, verehrter Freund, daß Sie, der Sie ja, wie ich weiß, Camilla so überaus schätzen, mir zuliebe Verzicht leisteten!"

„Machen Sie mich nicht zum Helden!" entgegnete Buchler still lächelnd; „wer weiß, wenn —" er hielt inne.

„Wenn Camilla Ihnen nicht klugerweise gebeichtet hätte, daß sie mich liebt?" forschte Dr. Richard.

„Nein, mein Freund, es spielt da noch ein anderes „wenn", das bis in vier Wochen mein Geheimniß bleibt; — doch vertrauen Sie mir, Ihre Camilla wird die Ihrige, so wenig auch heute unsere gute Räthin daran denkt! Hat sie erst einmal die Einladungen zur Verlobung ausgesendet, die Arrangements getroffen und sieht sie, daß der alte Buchler so ein unverbesserlicher Hausnarr ist, der stets seine Extrapossen im Kopfe hat, so wird sie schon hernach —"

„Aber sie wird all' ihren Bekannten sagen, daß Camilla ihre Verlobung mit Ihnen feiern wird?" unterbrach Dr. Richard, die Stirne finster runzelnd.

„Halten Sie mich für einen solchen Schwachkopf, daß ich, wenn ich etwas in Scene setze, die Pointen vergesse. Ihre liebe Schwiegermama muß mir das Wort geben, niemandem zu sagen, mit wem sich Camilla verlobt; es soll ihr und Camilla und vielen andern eine Ueberraschung sein."

Und in der That. Woche auf Woche verging, die sehnlichst erwartete Ernennung war eingetroffen, die beiden Liebenden hätten es zwar gern hinausgejubelt in alle Lüfte, doch sie schwiegen eben so gern, da der gute Papa Buchler, wie sie ihn nun nannten, es so wollte.

„Kinder", sagte er, zwei Tage vor dem längst besprochenen Feste,

„heute begleitet Ihr mich zur Bahn. Um 6 Uhr treffen meine Gäste aus Innsbruck ein!“

„Aber Sie wissen ja, bester Freund“, entgegnete Dr. Richard, „daß Camilla nach dem neuesten Verdikt der gestrengen Mama sich nicht mit mir zeigen darf!“

„So fahre ich mit Fräulein Camilla zur Bahn und wir treffen Sie draußen, Herr Professor“, sagte Buchler, das letzte Wort so stark accentuirend, als thäte er sich selbst auf die neu verliehene Würde etwas zugute.

„Wollen Sie uns heute auch noch nicht sagen“, forschte Camilla, „wen Sie erwarten?“

„Nun, meinethalben, wenn Sie mir versprechen, Freund Detmold nichts zu verrathen!“

Beide gelobten Schweigen und so begann Buchler, während sein Auge in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, strahlte: „Bald drei Monate sind es, daß ich mit meiner Frau in Triest landete —“

„Mit Ihrer Frau?“ unterbrachen beide wie aus einem Munde.

„Mit meiner Frau!“ bestätigte Buchler schmunzelnd. „Der gute Detmold hat mich hier in den Ruf eines trauernden, womöglich gar eines heiratslustigen Wittwers gebracht, und da mich die Sache zuerst amüsirte, ich hernach, da ich sah, mit welcher Pietät er das Andenken an meine verstorbene Gattin bewahrte, sein zart besaitetes Gemüth durch die Mittheilung, daß ich seit zwei Jahren wieder vermält sei, zu verletzen fürchtete, störte ich die vorgefaßte Meinung nicht, um so weniger, da ich mich in jeder Hinsicht gut dadurch befand. — Ihre Mama, liebe Camilla, wußte mir das Haus sehr angenehm zu machen, Detmold blieb mir ein treuer Freund und last, not least selbst meine gute Frau Lorenz hegte und pflegte mich, daß ich mich durchaus bei meiner Wittwerschaft wohl fühlte. Vielleicht hätte ich schon eher den Schleier gelüftet, denn gar oft drückte es mir das Herz ab, daß ich zu niemandem von meiner braven Gattin sprechen konnte. Doch da kam Euer Liebesroman dazwischen, den ich mir nun einmal, ein närrischer Kauz, wie ich es bin, vorgenommen, zum definitiven Abschluß zu bringen. Konsequent mußte ich also meine Rolle durchführen, sonst hätte ich morgen nicht das Vergnügen, Euer Verlobungsfest feiern zu können!“

„Sie guter, edler Mensch“, riefen beide, ihm zärtlich die Hände drückend.

„Doch nun“, begann Camilla mit feinem Takt, „nun plaudern Sie uns von Ihrer Gattin, die ich wie eine Schwester lieb haben will!“

„Auch sie sehnt sich, Ihre Bekanntschaft zu machen, Camilla, und zählt die Stunden bis —“

„Aber, verzeihen Sie meine Frage“, unterbrach das junge Mädchen, „wie konnten Sie, ein gemüthvoller, häuslicher Mann es über sich gewinnen, drei Monate von einer sicher sehr liebenswürdigen Gattin getrennt zu sein?“

„Meiner Anna“, entgegnete Buchler, „war schon in Kalkutta eine Kur in Franzensbad verordnet worden; von Triest aus fuhren wir direkt dorthin und nachdem meine Gattin einen geeigneten Kreis von Bekannten gefunden, beschloß ich nach Wien zu reisen, um das Haus

inzwischen so einzurichten, daß, wenn sie einträfe, alles geordnet sei, in längstens vier Wochen hoffte ich, meine Gattin hier zu sehen, da will es der böse oder der glückliche Zufall, ich weiß es selber nicht, daß sie in Franzensbad eine Nichte trifft, die sie einladet, die Nachkur sollte nur vierzehn Tage in Anspruch nehmen, doch da erwartet man im Hause der Nichte einen kleinen Weltbürger und meine gute Anna kann selbstverständlich die Verwandte in dieser hoffnungsvollen Zeit nicht allein lassen; nun, Gottlob, ist aber alles überstanden und — wenngleich ich mich in der Zeit meines Strohwittwerthums recht wohl befunden, zähle ich doch die Minuten, bis ich endlich meine Gattin in ihr Heim einführen kann!"

„Was nun die Mama sagen wird?" rief Camilla nachdenklich; „ich glaube gar, sie bekommt einen ihrer Nervenzufälle!"

„Von denen sie der „Professor" heilen wird", entgegnete Buchler zuversichtlich. „Und nun, Herr Professor", fuhr er fort, „eilen Sie voran, ich folge in einer halben Stunde mit Fräulein Camilla."

„Ob ich nicht doch besser thäte", begann diese, „die Mama vorzubereiten?"

„Sie würden mir meine ganze Freude verderben!" entgegnete Buchler. „Die Mama kommt noch sehr gelinde mit einem kleinen Schreck für das in meinen Augen sehr strafbare Vergehen davon, daß sie des lieben Mammons willen ein junges, in echter Liebe für einen edlen, kenntnißreichen Mann entflammtes Mädchen einem abgelebten, müden Manne zuführen wollte, den ihr Kind nicht lieben, ja kaum achten kann, wenn er herzlos genug ist, ihre Jugend an sein Alter zu ketten."

„Verurtheilen Sie die Mama nicht!" bat Camilla; „sie hat den Ernst des Lebens kennen gelernt und nach ihren Begriffen denkt sie am besten für mich zu sorgen, wenn —"

„Auch dem alten Detmold wollte sie Sie vermälen", unterbrach Buchler unwillig: „Er ist mein Freund, doch ein eingefleischter Sonderling, daß ich nicht verstehen kann, wie eine sonst so praktische Frau, wie Ihre Mama, da so unpraktisch verfahren kann, wo es gilt, das Glück ihres Kindes zu begründen."

„Und Frau Lorenz?" fragte Camilla nach einigem Nachdenken, „wird sie schweigen?"

„Glauben Sie nicht, daß meine Anna mir zuliebe ein wenig Komödie spielen kann? Niemand im Hause wird ahnen, daß sie meine Gattin ist; sie gilt für meine Nichte, bewohnt das Zimmer neben dem meinigen, zu dem Frau Lorenz schon in gutgemeinter Vorsorglichkeit den unlängst abhanden gekommenen Schlüssel hat anfertigen lassen; o glauben Sie, liebe Camilla, wir werden unsere Rollen trefflich durchführen und das Verlobungsfest noch lange in gutem Andenken behalten."

„Wie habe ich es mir verdient, daß Sie sich meiner so warm annehmen?" fragte Camilla, eine Thräne in ihren schönen Augen zerdrückend.

„Keine Reflexionen, Püppchen!" sagte Buchler, ihr die Wangen streichelnd; „jetzt eilen Sie zu Mama und bitten sie um die Erlaubniß —"

„Madame Buchler feierlichst einzuholen!“ unterbrach Camilla, muthwillig lächelnd.

„Bei Verlust meiner Freundschaft, keinen Verrath!“ sagte Buchler, mit dem Finger drohend. Doch schon war das junge Mädchen die Stiegen hinuntergesprungen und sandte bald hernach die Nachricht, daß Herr Buchler sie abholen könnte.

Im Salon empfing ihn die Räthin, die heute gegen ihre Gewohnheit ein ziemlich böses Gesicht machte. „Bester Freund“, sagte sie, ihre Worte abwägend, „meine Camilla nimmt sich jetzt oft das Recht, ohne meine oder der Schwestern Begleitung in Ihre Wohnung zu gehen, sie verlangt sogar jetzt meine Einwilligung, allein mit Ihnen eine Spazierfahrt machen zu dürfen, Sie werden begreifen“, fuhr sie nach einer Pause fort, „daß ihr Ruf —“

„Aber beste Räthin“, unterbrach sie Buchler, ihr gutmüthig die Hand auf die Schulter legend, „gedulden Sie sich nur noch zwei Tage und alles wird sich klären! Glauben Sie mir, Camillas Ehre ist mir so heilig, wie meine eigene und möchte um alles in der Welt nicht —“

„Ich verstehe“, unterbrach ihn die Räthin, durch seinen Hinweis sichtlich befriedigt, „ich weiß sie ja auch in Ihrer Gesellschaft gut aufgehoben und will nicht gleich einer bösen Schwiegermutter ein Störenfried sein —“

„O, dazu wird es nie kommen!“ entgegnete Buchler, verschmitzt lächelnd; doch die Räthin verstand ihn nicht und da Camilla freudestrahlend jetzt eben eintrat, sagte sie gut gelaunt: „Nun, Kind, da mir unser Freund Buchler mittheilt, daß sich in den nächsten Tagen etwas vorbereitet, will ich Dir die Erlaubniß, mitzufahren, nicht versagen.“

„Wie, Sie haben geplaudert?“ fragte Camilla erröthend. „Nein, meine liebe Camilla“, sagte Buchler, der schon fürchtete, daß das junge Mädchen, ihrem Drange nach Mittheilungen folgend, seinen ganzen wohldurchdachten Feldzugsplan stören werde; „bei mir heißt es nicht: Weß das Herz voll ist —“

„Nun, nun“, drohte die Räthin mit dem Finger, „der Mund geht doch manchmal über, wenn er es auch nicht eingestehen will!“

Doch schon hatte Buchler, um sich auf keine Diskussion einzulassen, Camillas Arm in den seinen gelegt und war mit ihr, höflich grüßend, hinausgeeilt. Zufrieden lächelnd, blickte ihr die Räthin nach, wie sie in die elegante Equipage einstieg, und murmelte vor sich hin: „Ist sie nicht ein rechtes Glückskind?“

IV.

Die Gesellschaftszimmer in der Buchlerischen Wohnung waren glänzend erleuchtet. Der Hausherr hatte all' seine Bekannten und Freunde eingeladen, Frau Räthin Sturm die ihrigen; auch Camillas Freundinnen waren zahlreich vertreten, sie selbst erschien an der Seite ihrer Mutter in herrlichem Schmuck; eine rosa Seidenrobe, reich mit Rosen und Maiglöckchen garnirt, umgab die anmuthige Erscheinung; für jeden hatte sie ein bezauberndes Lächeln, für Buchler einen herzlichen Händedruck; leise flüsterte sie ihm etwas ins Ohr, worauf er ins anstoßende Zimmer hindeutete. Der Räthin Blick folgte seiner

Handbewegung, doch kaum glaubte sie sich halten zu können, als sie dort Dr. Richard, dem sie schon seit vier Wochen jeden Verkehr mit Camilla untersagte, stehen sah und gewahrte, wie er der Tochter soeben eine Kußhand sandte.

„Aber, bester Buchler", sagte sie, sich fassend, „wie konnten Sie Dr. Richard einladen?"

„Das wird Ihnen, verehrte Räthin, meine liebe, kleine Frau sogleich erzählen!"

Dies sagend, nahm er die vermeintliche Nichte, eine blühend hübsche Frau, von ungefähr fünfunddreißig Jahren, an der Hand und sie der Räthin zuführend, fuhr er lebhaft fort:

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen zunächst meine Frau —"

„O, machen Sie keinen Scherz, spielen Sie keine Komödie!" unterbrach ihn unwillig die Räthin.

„Mein Mann hat sich in der That einen kleinen Scherz erlaubt", nahm Frau Anna das Wort, „um —"

„Ihr Mann? Ihr Mann?" unterbrach dunkelroth vor Zorn die Räthin.

„Herr Buchler, haben Sie es gewagt, meine Tochter in Verruf zu bringen, so —"

Sie ballte, aller Etikette vergessend, drohend die schönen Händchen, die Worte versagten ihr, doch beherrschte sie sich, um niemandem ahnen zu lassen, daß sie vor Wuth und Weh hätte aufschreien mögen.

Frau Anna, die offenbar Mitleid mit der dupirten Frau hatte, nahm ihren Arm und führte sie mit den Worten: „Ich werde Ihnen über alles Aufklärung geben!" ins Nebenzimmer.

„Ah, Herr Professor!" sagte sie, als sie anscheinend unvermuthet da den Dr. Richard gewahrte, macht Ihre neue Würde Sie so stolz, daß Sie sich ganz von der Gesellschaft zurückziehen?"

Die Räthin horchte überrascht auf und Frau Anna, bemerkend, daß sie ihren Zweck erreicht, fügte zu ihr gewendet hinzu: „Herr Professor Richard denkt in acht Tagen seine neue Stellung in Prag anzutreten!"

„Was höre ich?" rief die Räthin, die mit einem Blicke die Situation erkannt und beschlossen hatte, aus ihr den bestmöglichen Nutzen zu ziehen, „Sie sind zum Professor ernannt und lassen uns davon nichts wissen?" fragte sie halb vorwurfsvoll, halb beleidigt.

„Sie vergessen, Frau Räthin", sagte der junge Mann würdevoll, „daß Sie mir seit kurzem den Verkehr in Ihrem Hause untersagt haben und daß —"

„Aber mein bester Professor", unterbrach ihn die Räthin, ihr liebenswürdigstes Lächeln auf ihre Wangen zaubernd, „was ist eine Mutter nicht verpflichtet zu thun, wo es gilt, Ruf und Zukunft ihres Kindes zu wahren?"

„So würden Sie", sagte der junge Mann, die dargebotene Hand ergreifend, „dem Professor gestatten, was Sie dem stellenlosen Aspiranten versagten?"

Die arme Frau schien einen harten Kampf mit sich zu kämpfen, doch nur einen Augenblick. Die Gäste waren geladen, die Verlobung Camillas inscenirt, Buchler war bereits verheiratet — was blieb ihr übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen?

„Mein sehnlichster Wunsch ist“, sagte sie mit Würde, „meine Camilla glücklich zu sehen; wenn Sie ihr, woran ich jetzt nicht zweifle, eine gesicherte Zukunft bieten können —“

„Das kann er“, unterbrach jetzt Buchler, der hinter der Portière alles gehört; „ich übernehme die Garantie, daß unser Freund in zwei Jahren ordentlicher Professor ist, und bis dahin reichen, wie ich sicher weiß, seine —“

„Meine Camilla“ unterbrach die Räthin selbstbewußt, „ist ja auch nicht mittellos, und wenn sie Sie gern hat, so —“

„Fräulein Camilla, Fräulein Camilla!“ rief jetzt Buchler in den Saal hinein, „kommen S'mal schnell her und sagen S'mal, ob Sie den da gern haben?“ Die Aufmerksamkeit aller Anwesenden war mit einem Male auf das kleine Kabinett gerichtet, auf das jetzt Camilla schnell zueilte.

„Ob ich ihn gern habe?“ rief sie, in Adalmars geöffnete Arme eilend und seine leidenschaftlichen Küsse herzlich erwidernd. Die Räthin zerdrückte ein paar Thränen, man wußte nicht, ob vor Rührung oder Wuth, sich so mystificirt zu sehen. Buchler umarmte jetzt seine Frau und stellte sie jetzt in aller Form den Anwesenden als die Herrin des Hauses vor. Professor Detmold ging still beiseite und murmelte sich etwas von Treulosigkeit und Undankbarkeit in den grauen Bart, Frau Lorenz, die heute die denkbar schönsten Schmachtlöckchen gedreht und ihre großblumige Seidenrobe angelegt hatte, bekam plötzlich einen Weinkrampf und mußte auf ihr Zimmer geführt werden, doch all das hinderte nicht das Glück des jungen Paares, das jetzt von allen Seiten herzlichst beglückwünscht wurde.

„Nein, diese Ueberraschung!“ hieß es allerseits, wir waren auf ganz etwas anderes gefaßt!“

„Ich weiß, ich weiß“, sagte die Räthin halblaut, „doch konnten Sie im Ernst denken, daß ich Camillas Jugend und Lebenslust den Launen eines alten abgelebten Mannes opfern würde? Zudem“, setzte sie stolz hinzu, „wußten wir ja längst, daß er verheiratet sei; wie hätte ich sonst meiner Tochter gestattet, so intim mit ihm zu verkehren.“

„Sehen Sie, gute Räthin“ sagte eine alte Klatschschwester, „wie man Sie da ungerecht beschuldigt hat! Jedermann glaubte, man wußte selbst nicht, wer das Gerücht ausgesprengt, Camilla sei die Braut des —“

„Ha, ha, ha“, lachte die Räthin anscheinend belustigt, „meine Tochter ist seit zwei Jahren mit Professor Richard versprochen, und wenn ich mir selbst hier und da eine kleine Mystifikation erlaubte, so geschah es nur, weil mich das Gerede belustigte, das sich, seitdem Herr Buchler zu uns gezogen, überall entsponnen.“

„Sind Sie mir böse?“ fragte der Hausherr die Räthin, als er eben erspäht hatte, wie sie allein in einer Fensternische stand.

„Ich schätze Sie zu hoch“, entgegnete die kluge Frau, „um etwas an Ihrer Handlungsweise tadeln zu können, bin ich doch sicher, daß Adalmar nur Ihnen seine Berufung —“

„Pardon, wenn ich Sie unterbreche, Adalmar ist ein so kenntnißreicher talentirter junger Mann, daß, wie mir Professor Wenzel schreibt, er auch ohne jegliche Protektion reussirt hätte.“

„Darüber habe ich nun so meine eigenen Gedanken!“ sagte mit abwehrender Bewegung die kleine Frau, „doch wie dem auch sei — Adalmar ist heute in einer Stellung, daß ich ihm gern meine Tochter zur Frau gebe, und Sie, Sie haben uns eine so herrliche, liebenswürdige Dame als Ihre Gattin vorgestellt, daß ich Sie nur bitten kann, unsere früheren freundschaftlichen Beziehungen aufrecht zu erhalten.“

„An Ihnen ist ein Diplomat verloren gegangen, liebe Räthin“, sagte Buchler, der wohl erkannte, wie schwer es der Räthin wurde, gegen ihn in dieser Weise liebenswürdig zu sein, „aber auch meine Anna ist eine Diplomatin, und daß ich es Ihnen nur offen gestehe, sie ist die eigentliche Urheberin des ganzen Planes; als ich ihr mittheilte, wie sehr mich Ihre Camilla interessirt, wie sie unglücklich liebt und von dem Manne ihrer Wahl getrennt werden soll, da war sie es, die mir die Idee eingab, den jungen Leuten hilfreich zu sein, und sie schrieb damals, „wenn Du meine volle Anerkennung erringen willst, so manöverirst Du so, daß das Fest, das Du bei meinem Eintreffen geben willst, gleicher Zeit Camillas Verlobungsfest ist!“

„Nicht der gewandteste Regisseur“, entgegnete die Räthin, „hätte das Stück besser in Scene setzen können — nur, lieber Herr Buchler, einen kleinen Vorwurf kann ich Ihnen nicht ersparen: Warum haben Sie mich nicht ein bißchen hinter die Coulissen gucken lassen?“

„Ich habe strengstes Amtsgeheimniß gelobt“, entgegnete Buchler, „und war für den Erfolg des Stückes meinem in Innsbruck lebenden Oberregisseur verantwortlich.“ Er schaute sich im Saale um, um seinen Oberregisseur zu suchen, doch dieser schien verschwunden. „Wo ist meine Anna?“ fragte er Professor Richard, „ich sah sie zuletzt mit Ihnen sprechen!“

„Man hat sie eben zu Frau Lorenz gerufen, die sie in wichtiger Angelegenheit zu sprechen verlangte!“

Eilig durchschritt Buchler mehrere Räume und war endlich am Zimmer der Haushälterin, deren Schluchzen er schon von fern hörte, angelangt.

„Sagen Sie mir, Sie selbst“, bat sie mit verschlungenen Händen seine Gattin, „ob es wahr sein kann, daß Sie, — Sie seine Nichte — nun mit einem Male seine Gattin sein sollen?“

„Und was kann Sie denn dabei, meine liebe Frau Lorenz, in eine solche Aufregung versetzen?“

„Ach mein Gott, mein Gott!“ rief die arme Frau, „unser einer hat doch auch ein Herz, und der gnädige Herr war stets so gut mit mir, und dann sprach er von einem Verlobungsfest, ich solle mich nur recht schön machen, damit er Ehre einlegen könne, er wolle mich zuvor schon all' seinen Verwandten vorstellen, und dann kamen Sie gnädige Frau, und er sagte: Siehst Du, liebe Nichte, das ist meine liebe Lorenz, die so brav für mich gesorgt hat, daß —“, Thränen erstickten ihre Stimme.

„Nun ja, meine liebe Lorenz“, sagte der Hausherr jetzt hervortretend, „haben Sie bisher brav für mich gesorgt, so will auch ich ferner brav für Sie sorgen; daß indeß Ihr liebebedürftiges Herz meiner Frau Konkurrenz machen wollte, geht doch nicht! Wenn Sie

mir sagen wollen, auf wen Ihre schönen, schwarzen Augen sonst einen Eindruck gemacht —"

„Jetzt führen Sie nun schon wieder so gottlose Reden!" unterbrach ihn unwillig Frau Lorenz; „da haben Sie mir so lange von meinen schönen, schwarzen Augen gesprochen, bis ich dumm genug war, daran zu glauben, daß, daß —" sie schluchzte wiederum so heftig, daß Frau Anna jetzt ihrem Gatten ernstliche Vorwürfe machte, ein, wie sie in gut angenommenem Ernst sagte, so frevles Spiel mit den heiligsten Empfindungen des Frauenherzens getrieben zu haben. — Frau Anna schien sich prächtig auf das Gardinenpredigen zu verstehen, so prächtig, daß selbst der grollenden Schönen, die alles für baare Münze nahm, es nun genug des grausamen Ernstes schien und sie selbst der von sittlicher Entrüstung erfüllten Gattin ins Wort fiel und um Schonung für denjenigen bat, dem sie ungeachtet der bitteren Enttäuschung doch nicht ernstlich gram sein konnte.

Die beiden Gatten kehrten, nachdem die Lorenz sich endlich in ihr Unglück zu finden schien, in den Salon zurück, wo man eben im Begriffe war, zu Tisch zu gehen.

Das glückliche Brautpaar saß obenan, die Räthin nahm ihm zur rechten, das Buchlersche Ehepaar zur linken Seite Platz. Professor Detmold war verschwunden. Man toastirte, aß, trank und war in heiterster Stimmung. Professor Richard war die Hauptperson des Abends; man beglückwünschte ihn nicht nur zu der schönen Braut, die ihm ja, wie alle nun trotz aller gegentheiligen Annahmen sehr wohl wußten, längst verlobt war, mehr noch zur so schnell erlangten Professur, die seine Zukunft zu einer so glänzenden gestaltete. — Die Frau Professorin in spe leuchtete vor Wonne und Seligkeit, und als die Champagnerkorke knallten und alles in Lust und heiterer Laune aufjubelte, umarmte sie die auf ihr dereinstiges Familienglück toastirende Mrs. Buchler, und als deren Gatte nun auch seinen Theil begehrte, sich als den eigentlichen Anstifter des heutigen Festes gerirte, da hatte auch er einen herzlichen Kuß weg, ehe er recht wußte, wie ihm geschah.

Dem so sonderbar improvisirten Verlobungsfeste folgte einige Monate hernach ein von der Räthin ganz nach strengstem Hofceremoniell inscenirtes Hochzeitsfest.

„Mein Schwiegersohn, der Herr Professor!" war bei ihr stehende Redensart geworden; er war jetzt der vorzüglichste, tüchtigste, strebsamste Mensch, und so oft sie Camilla an seiner Seite sah, intonirte sie die schon ehedem angewandte Redensart: „Ist sie nicht ein rechtes Glückskind?"





„Giaour Ismir", das „Ungläubige Smyrna."

Von Dr. R—r.

Der „wahre Gläubige" ist es gewesen, der, angesichts des ihm mißfälligen kosmopolitischen Charakters und der gemischten Bevölkerung von Smyrna, der weitberühmten „Stadt der Feigen" obigen, schimpflichen Spitznamen gegeben hat. Und doch bilden die Osmanli die herrschende Partei, der man überall in den Straßen und den Cafés der „ungläubigen Stadt" begegnet, stets mit dem Bewußtsein vornehmen Auftretens der herrschenden Rasse in diesem bevorzugten Stelldichein der so verschiedenen Rassen und polyglotten Zungen der Levante, dieser kleinen Welt, welche sich so auffallend von anderen unterscheidet.

Smyrna ist ein durchweg ungewöhnlicher Platz, dessen merkwürdige Kontraste in Farbe, Kostüm und Nationalität dem Reisenden schon beim ersten Schritte nach der Landung, wie auf jedem Wege durch das verwirrte Netz der enggewundenen und unsauberen Straßen in die Augen fallen. Seine Gassen — denn von Straßen kann eigentlich nicht die Rede sein — bilden eine Art Ausstellung der verschiedenen Zweige der menschlichen Familie, worunter die europäischen Exemplare durch Seeleute von den Fruchtschiffen, die einen leichten Anflug von Touristen zeigen, vertreten werden. Europa, Asien, Afrika und Amerika — alles zieht in panoramaartiger Prozession vor dem verwunderten Auge des Fremdlings vorüber, dabei erregen aber die Söhne des Morgenlandes das größte Interesse und sie erblickt man hier in zahllosen Klassen und Abstufungen, vom „hochmüthigen Türken" bis zum afrikanischen Neger.

Smyrna kommt mehr in unmittelbare Berührung mit europäischen Händlern und mit Christen, als irgend eine andere orientalische Stadt mit der einzigen Ausnahme von Alexandria, und gerade der zwitterhafte Charakter des Platzes und seiner Bewohner bildet einen seiner Hauptreize, welcher den Reisenden hier noch länger zu weilen verleitet, nachdem er alles etwa Sehenswerthe schon in Augenschein genommen hat. Außer der ewig wechselnden Scenerie der Straßen ist auf denselben in der That wenig zu sehen. Von Ruinen, historischen Merk-

würdigkeiten oder Ausflügen jenseits des städtischen Weichbildes verlohnt es sich kaum zu sprechen; ebensowenig ist die Scenerie der Umgebung eine eigenthümliche oder besonders anziehende. Der Reiz des Platzes liegt allein in seiner Originalität und er unterscheidet sich wirklich ganz seltsam von anderen Plätzen ebenso durch die auffallende Menge von Leuten aus allen Himmelsgegenden, denen das Halsabschneiden zur Gewohnheit geworden zu sein scheint und die sich in allen Straßen drängen, wie durch die babylonische Verwirrung aller Dialekt-Zungen, welche hier in gleicher Geläufigkeit und — Unkorrektheit gesprochen werden, denn der Orient hat seine „lingua Franca“ — sein Maltesisch — eine ungeschriebene Sprache, welche aus französischen, italienischen, türkischen und arabischen Brocken zusammengewürfelt erscheint, und der „Schulmeister“ ist hier eine überflüssige Persönlichkeit, wo die Leute nur mit den Ohren lernen und ihre Kenntnisse gleichsam aufpicken, wie die Tauben Erbsen.

Ehe er durch die engen und nicht sauberen Straßen von Giaour Ismir wandert, sitzt der Reisende meist eine oder zwei Stunden in einem der nach dem Meere zu gelegenen Kaffeegärten, wo sich die Elite der höheren Stände, die gerade unbeschäftigten Smyrnaer Händler und andere Leute zu sammeln pflegen, um zu rauchen, Kaffee oder Limonade zu schlürfen oder über Menschen und Angelegenheiten in ihrer kleinen Welt zu scherzen. Auch Seekapitäne aller Nationen, bronzefarbige und bartumrahmte Gesichter, deren Mund von seltsamen Flüchen überfließt, sind hier stets zu finden. Vorzüglich des Abends staut sich da eine bunte Menge zusammen, um zu rauchen, Sorbet zu nippen oder die merkwürdigen, sehr süßen und in allen Farben schimmernden Getränke zu kosten, die man als die harmlosen, doch zuweilen, fast widerlichen Substitute für die schweren Getränke betrachten darf, denen Engländer und Amerikaner den Vorzug geben. Sehr viele Leute hier leben nämlich gewöhnlich enthaltsam und die Eingeborenen so gut wie alle. Die Griechen, von denen in der Stadt eine große Kolonie angesiedelt ist, halten es dagegen für eine religiöse Pflicht, an Festas und Heiligentagen tüchtig zu trinken, und können bei solchen Gelegenheiten ziemlich händelsüchtig werden. Im allgemeinen aber bieten diese Kaffeegärten mit ihren über den Strand hinausgebauten Plattformen dem Auge des Fremden ein ruhiges, um nicht zu sagen schläfriges Bild. In allen nur denkbaren Kostümen sitzen hier Männer in kleinen Gruppen beisammen, ohne ihre Nachbarn eines Blickes zu würdigen, und bei der geringen räumlichen Ausdehnung eines solchen Gartens bietet er stets ein höchst malerisches Bild. Frauen sind dagegen sehr selten zu sehen. Unternehmende weibliche Touristen dringen wohl dann und wann durch diese der Männerwelt und dem Tabak vorbehaltenen Schranken, und in Ausnahmefällen wagen sich vielleicht gar einzelne orientalische Frauen so schüchtern herein, als hielten sie sich selbst für Kontrebande; denn im ganzen Morgenlande huldigt man der muselmännischen Anschauung von dem besonderen Gebiete des Weibes und auch unter den griechischen christlichen Unterthanen der Pforte hält man es für unpassend, daß die Frau ihr unverschleiertes Gesicht den Blicken eines jeden Fremden preisgiebt. In der That wird auch bei ihnen die Ausschließung des Weibes von allen öffent-

lichen Orten und deren ausnahmslose Trennung von männlicher Gesellschaft — zu Hause und auf der Straße — ebenso streng durchgeführt wie bei den Mohamedanern, und damit verlieren die Gärten von Smyrna, gegenüber denen von Europa einen der lieblichsten Züge. Wendet man sich dagegen von den Cafés nach den Straßen und blickt durch die mit Eisengittern eifersüchtig verwahrten Jalousien der Fenster, so kann man eine Menge griechischer oder orientalischer Frauen beobachten, wie sie entweder auf dem Fußboden kauern oder sich lässig in amerikanischen Schaukelstühlen vor- und rückwärtsschwingen. Diese Stühle sind, da sie sich so trefflich den müssiggängerischen Gewohnheiten der weiblichen Bevölkerung anpassen, hier zu einem wichtigen Einfuhrartikel geworden. Der Schaukelstuhl ist der Liebling der Smyrniotin, denn er bietet ihr mäßige Bewegung ohne besondere körperliche Anstrengung. Die Unterstützung der angeborenen Trägheit entspricht vollkommen ihrer Konstitution und Lebensgewohnheit und daher gilt der Schaukelstuhl als die „große amerikanische Erfindung", welcher in Giaour Ismir am aufrichtigsten gehuldigt wird.

Wie überall im Orient macht auch hier der Türke seinen Einfluß überwiegend geltend und herrscht mit jener trägen, selbstgenügenden Würde, welche ein Geburtsrecht seiner Rasse zu sein scheint. Eine aus Konstantinopel entsendete Hand voll Männer als Vertreter der geistigen und zeitlichen Macht des Sultans — imgrunde doch nur eines gewaltigen Schattens — genügt hier, um mit einem Eisenstabe Städte, Dörfer und Provinzen in einem fremden und widerspenstigen Lande zu regieren, das von fremden Rassen bevölkert ist, die alle darauf sinnen und danach trachten, jenem Einflusse zu widerstreben. Diese Behauptung der Obergewalt möchte als ein höchst fragliches Ding erscheinen, da ihr die Unterstützung jeder materiellen Macht ebenso in Konstantinopel, wie an allen übrigen Regierungssitzen fehlt und ihr nicht einmal das Band gemeinsamer Sprache, Abstammung und Religion zugute kommt. Und dennoch gelingt es in fast unglaublicher Weise dem betreffenden türkischen Statthalter und seinen direkten Untergebenen, der Bevölkerung in ihren Provinzen ihre Uebermacht fühlbar zu machen, so daß sie ebenso absolut und unangefochten das Regiment führen, als wenn sie bis an die Zähne bewaffnete Legionen hinter sich hätten. Das erscheint um so bemerkenswerther wegen der in vielen Städten und vor allem in Smyrna vorhandenen großen Anzahl griechischer Christen, welche einen ererbten und durch religiösen Fanatismus immer neu geschürten Haß gegen die Türken hegen und stets danach trachten, das ottomanische Joch abzuschütteln.

Die Erklärung liegt darin, daß der Türke, bei aller Unwissenheit und scheinbaren Apathie, ganz hervorragende administrative Eigenschaften besitzt und zur Aufrechthaltung seiner unsicheren Stellung inmitten gemischter und feindseliger Nationalitäten und Religionen es versteht, diese immer auf einander zu hetzen, so daß sie gar nicht gegen ihn zu einer Verbindung gelangen, welche seiner Autorität verderblich werden müßte.

„Divide et impera" (theile und herrsche) heißt die von ihm angenommene und erfolgreich durchgeführte Maxime, und er wird oft genug als Schiedsrichter bei den Fehden und Parteistreitigkeiten der griechischen

und lateinischen Christen, wie bei solchen zwischen den verschiedenen, unter dem allgemeinen Namen der Levantiner zusammengefaßten Europäer berufen.

Der Türke kommt mit der übrigen Bevölkerung nur sehr wenig in Berührung, außer so weit es sich um Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung und um Eintreibung der Steuern handelt, und er gewährt seinen Unterthanen die breiteste Handelsfreiheit in allen weltlichen und religiösen Angelegenheiten. Denn entgegen dem gewohnten Vorurtheile ist der moderne Türke das toleranteste aller Menschengeschöpfe und giebt damit ein Beispiel von Nächstenliebe und Achtung, das sehr viel Christen nur zu ihrem Vortheil nachahmen könnten.

Die christliche Kapelle erhebt sich hier im Schatten der Moschee und die „Gläubigen“, wenn sie hier beten und sich auf ihren Matten in der Richtung nach Mekka zu niederwerfen, hören gewiß oft genug die Töne der Hymnen, welche aus einer benachbarten katholischen Kapelle zum Gotte der Christenheit emporsteigen. Es ist eine der Eigenthümlichkeiten des Orients, daß die Religion überall und unter allen Volksklassen einen hervorragenden Platz einnimmt. Eine religiöse Atmosphäre umhüllt das Land und der Glaube eines Mannes scheint sein tägliches Leben und all' sein Thun und Lassen zu durchdringen und ihm die Färbung zu verleihen. Im ungläubigen Smyrna ist das bestimmt der Fall. Fragt man, was und wer ein Mann sei, so antwortet keiner etwa mit dessen Namen oder Geschäft, sondern er sagt, der Betreffende sei Grieche oder Lateiner, in der Meinung, seinen Glauben damit hinreichend zu bezeichnen. Diese beiden Zweige der christlichen Kirche lieben einander nicht besonders, im Gegentheil herrscht auch unter den Laien zwischen ihnen eine fortwährende Fehde, welche sich oft zu so lebhaften Ausbrüchen steigert, daß die türkische Intervention zur Unterdrückung derselben angerufen werden muß.

Die griechischen Christen sind bei weitem am zahlreichsten und fanatischsten und bilden eine eigene Gemeinschaft in Smyrna und dessen Umgebung, vorzüglich in dem blühenden Dorfe Bourcabat und zwei oder drei anderen, welche drei bis fünf Kilometer von der alten Stadt entfernt liegen. Diese Leute hängen mit einer seltenen Zähigkeit an ihrer alten Tracht und Sitte und übertreffen wahrscheinlich Bewohner von Athen oder des griechischen Königreichs überhaupt an Geburtsstolz und pietätvoller Verehrung für den ehemaligen Glanz des hellenischen Vaterlandes. Obwohl Rajahs, d. h. christliche Unterthanen der hohen Pforte und unter ottomanischer Gewalt stehend, bleiben sie doch Griechen vom Scheitel bis zur Zehe, bewahren ihre Nationaltracht, halten die nationalen Feiertage streng ein und heben ihre Nationalität vor den Augen ihrer türkischen Herrn mit größter Ostentation hervor.

Letztere, statt diese sich überhebende Auflehnung zu strafen, lachen einfach darüber und lassen selbst weit ernsthafteren Demonstrationen freien Spielraum; das griechische Element verursacht auch weit schlimmere Verlegenheiten den von Konstantinopel entsendeten indolenten Paschas, welche jene im Zaume halten und von ihnen Tribut einziehen sollen für die immer leere Börse des „Groß-Sultans“, dessen Bedürfnisse noch zahlreicher sind als seine Frauen oder die Substituten für

diese, da der „Groß-Soldan" oder Sultan wie der Papst, wenn auch aus verschiedenen Gründen, nach Thakeray, „keine Gattin haben kann". Kein Sterblicher, weder Mann noch Weib, wird je für würdig erachtet mit dem „Haupte der Gläubigen" auf gleicher Stufe zu stehen, daher wurde seine „Sultanin Valide" das niemals durch einen Ehebund, sondern nur durch freie Wahl, während jedes im großherrlichen Harem geborene Kind als legitim betrachtet wird. So war z. B. auch die Mutter Abd — ul — Aziz' früher nichts als eine einfache Badedienerin. Doch das nur nebenbei — kehren wir wieder zu unseren Griechen zurück. Sie belästigen die türkischen Statthalter auf zweierlei Weise: einmal, indem sie sich, wenn sie in der Stadt wohnen, aus unbezwinglicher, hartnäckiger Opposition der Einziehung der Steuern und Abgaben widersetzen, und dann durch ihre eingefleischten räuberischen Gewohnheiten, welche die so lieblich und friedlich erscheinenden Dörfer Bournabat und Bournabaki, ebenso wie die eigentliche Umgebung von Smyrna zu etwas ganz anderem als ruhigen Aufenthaltsorten, und die Reise von und nach denselben zu keineswegs friedlichen Promenaden machen. Wer daselbst lebt oder Handel treibt, muß bis an die Zähne bewaffnet und ohne lange Ueberlegung bereit sein, von seinen Waffen Gebrauch zu machen, sonst wird weder seine Börse, noch seine Person sich der wünschenswerthen Sicherheit erfreuen. Die Kühnheit, nein, die Oeffentlichkeit, mit der dieses Unwesen in und um Smyrna getrieben wird, setzt den Reisenden in helle Verwunderung. Sein Dragoman, meist selbst ein Grieche, wird ihn oft genug in den Hauptstraßen Smyrnas aufhalten und nach der vornehm erscheinenden Gestalt eines Mannes in griechischer Tracht hinweisen, der hier in reichgestickter Jacke, schneeweißer Fustanella, rother Mütze mit goldener Troddel, welche keck auf einer Seite sitzt, und mit gestickten Beinkleidern, aber, gleich einem Arsenal von Waffen, mit Pistolenhalftern und Reihen von scharfen Patronen, die ihm zur Ausschmückung des Brustshawls dienen, und mit stolzem Gesicht einhergeht, und der doch — ein ganz bekannter Bandit aus der Nachbarschaft ist. Obgleich aber die Leute und die Polizei ihn kennen, schlendert er hochmüthig durch die belebten Straßen, das Ziel aller Beobachter, doch niemand belästigt denselben. Zuweilen freilich, wenn zu anderen Gewaltthätigkeiten noch Mord hinzukäm und das träge türkische Gouvernement sich gezwungen sah, einen Preis auf seinen Kopf zu setzen, wird seine Situation etwas kritischer und bedarf er größerer Vorsicht. Es ist ein deutlicher Beweis von dem tiefgewurzelten Fanatismus dieser Rasse, daß mehrere stadtbekannte Banditen durch die Behörde in obengenannten Dörfern bei Gelegenheit eines Heiligentages oder eines religiösen Festes gefangen wurden, zu dem jene, trotz der ihnen wohl bekannten Lebensgefahr, ein seltsames religiöses Gefühl getrieben hatte. Obwohl besudelt von gemeinen Verbrechen und durch eigene Schuld gesellschaftlich geächtet, war jenes Gefühl in ihnen doch stark genug, sie der drohenden Gefahr einer Gefangennehmung und einer Verurtheilung zum Henkerstode trotzen zu lassen, nur um an jenen kirchlichen Cermonien theilzunehmen, während ihre sonstige Lebensweise doch gewiß eher das Gegentheil erwarten ließe.

Der Reisende, dessen Blick auf diesen friedlichen Dörfern ruht,

mit ihren an Früchten überreichen Gärten gleich denen der Hesperiden, mit der goldenen Orange und der saftigen Feige und allgemeinen üppigen Vegetation — wahre Eden dem entzückten Auge — würde sich wohl nimmer von den grausigen Tragödien träumen lassen, welche sich hinter den hohen, sie umschließenden Steinmauern abgespielt haben, die jedes einzelne Haus nebst Garten dem Einblicke von außen entziehen. Als ich einige Tage in einem dieser Buen Retiros von Bournabat verweilte, das der daselbst herrschenden friedlichen Ruhe nach ein Arkadien zu sein schien, erzählte mir mein Wirth von einer markerschütternden Scene, welche erst im verwichenen Jahre hier vorgekommen war. Offenbar hatte die Nachbarschaft viel von den frechen Räubereien zweier verwegener Burschen aus der Nachbarschaft zu leiden gehabt, welche sich lange Zeit dem Arme der Gerechtigkeit zu entziehen verstanden hatten, bis ihre fortgesetzten Gewaltthätigkeiten doch die Aufmerksamkeit der Statthalterschaft erregten, bis den Uebelthätern mit Zustimmung und sogar auf Wunsch der griechischen Bewohner, die weder wußten, noch nur ahnten, wer die Räuber seien, eine Falle gestellt wurde. Wirklich gelang es, dieselben auf frischer That zu überraschen, als sie eben ein nahe gelegenes Haus auszurauben suchten, und sie in den anstoßenden Garten zu vertreiben.

Nach lebhaftem Gewehrfeuer seitens der Albanier, welche die Polizeimacht bildeten, fiel einer der Räuber, jedenfalls infolge erhaltener Wunden, wurde aber von seinem Kameraden aufgehoben, der sich den Körper über die Schultern warf, damit nach dem Thore des Gartens eilte und diesen hinter sich verriegelte. Nach dem kurzen Aufschub, den das Erbrechen des ziemlich festen Thores veranlaßte, stürzten die Verfolger hinein, fanden aber nach sorgsamster Nachsuchung kein lebendes Wesen vor, sondern nur einen ins Gebüsch geworfenen Leichnam, dessen Identität nicht festzustellen war, da ihm — der Kopf fehlte. Sein Kamerad hatte diesen abgeschnitten und mitgenommen, um eine Recognition unmöglich zu machen, denn der vorhandene Körper entbehrte selbst und an der Kleidung jedes besondere Kennzeichen, das ihn von der gewöhnlichen, griechischen Bevölkerung unterschieden hätte. Jedenfalls war es aber seiner Tracht nach ein Grieche. Der kopflose Leichnam wurde eingescharrt, und es vergingen viele Monate ehe der Schleier dieses Geheimnisses sich lüften sollte. Das geschah nämlich erst durch die Gefangennahme des anderen, bei einem ähnlichen Raubzuge, als dieser, schon zum Tode verurtheilt, noch gestand, daß er jene That verübt habe, um eine Identifizirung zu hindern und daß der ohne Kopf gefundene Mann sein eigener Bruder gewesen sei. Dieser kühne Räuber entkam doch noch einmal, indem er aus dem Kerker ausbrach und in das Land hinein flüchtete, wo er zweifellos seine „Profession weiter ausübte“ und vielleicht im Geruch der Heiligkeit stehend, tief betrauert von seinen Angehörigen und gleichgesinnten Freunden die Augen schloß.

Diese eigenthümliche Mischung von Wildheit und Religiösität welche die griechischen Räuber charakterisirt, ist ihnen doch nicht allein eigen; sie wird getheilt von ihren italienischen Brüdern, welche dieselbe Mißachtung vor aller menschlichen und dieselbe Ehrerbietung vor der göttlichen Autorität zeigen, wie die Raubgesellen griechischen Be-

kenntnisses. Gleich ihren italienischen Genossen sind sie auch alle merkwürdig populär bei den Bewohnern des Landes und den Hirten, welche im Gebirge umherziehen und die ihnen im Falle des Bedarfs Obdach und Schutz gewähren und sie nur höchst selten, außer aus Furcht und durch Bestechung, den Myrmidonen des Gesetzes verrathen. Dieses Räuberwesen ist ein Auswuchs infolge schlechter Regierung und unverständiger Bedrückung, ebenso wie ein Protest gegen das aufgezwungene und verhaßte Joch einer nicht verwandten fremden Rasse — fremd dem Glauben wie dem Blute, mit der sich die Nachkommen eines Perikles und Themistokles nimmermehr vermischen werden. Es ist in der That zu verwundern, daß eine solche Vermischung trotz jahrhundertlanger, naher Nachbarschaft und gemeinsamer Bebauung des Bodens nicht stattgefunden hat, doch auch heutzutage ist die Grenzlinie zwischen Türken und Christen noch ebenso streng gezogen wie in den Tagen der Kreuzzüge, und zwischen beiden giebt es fast gar keine sozialen und nur sehr wenig politische Berührungspunkte. Der griechische Rajah ist nur unter Protest der Unterthan des Türken und stets bereit, sich, sei es mit den Waffen in der Hand oder mit der schwertesscharfen Zunge, wieder normale Verhältnisse zu erringen. Wie ein solcher bis zum äußersten abnormer Zustand der Dinge so lange bestehen konnte und noch fortbesteht, ist ein immerwährendes Räthsel des Orients, für das noch niemand eine zutreffende Lösung zu finden vermochte. Kein anderes Land und keine andere Regierung war bisher imstande, sich unter ähnlichen Verhältnissen längere Zeit zu erhalten, doch es scheint, wenn dieses Paradoxon zulässig ist, die Ausnahme im Morgenlande die Regel zu bilden.

Doch wir streifen über Smyrna hinaus und verlieren uns in jenen griechischen Dörfern und Vororten, welche Byrons herrliche Schilderung, dieser „Eden des Morgenlandes“ rechtfertigt. Hier hat die Natur ein wahres Paradies geschaffen, das der „Mensch, an Elend und Trübsal gewöhnt“ in „eine Wildniß zu verwandeln strebt.“ Selbst dieser hohe, sehr leicht erglühende Geist hat das Bild und das Leben dieses schönen Landes und seiner unliebenswürdigen Bevölkerung nicht mit zu glänzenden Farben gemalt. Es würde jedoch eine Ungerechtigkeit sein, gegen die überwiegende Masse der griechischen Bevölkerung, ebenso hier wie an anderen Orten, wenn man dieser nachsagte, daß jene Raub- und Abenteuerlust etwa die Regel bildete. Die große Mehrzahl der Rajahs sind im Gegentheil hart arbeitende und friedliebende Leute, zwar ziemlich habsüchtig und im allgemeinen verschlossen, sonst aber gute Bürger und Muster von Moralität. Sie sind auf ihre Frauen ebenso eifersüchtig wie ihre Nachbarn, die Türken, und halten das weibliche Geschlecht, vorzüglich bis zur Zeit vor der Vermälung, so abgeschlossen wie möglich. Gerade wie bei den Türken kommt es häufig genug vor, daß dem Bräutigam nicht eher gestattet wird, die Auserwählte zu sehen, als nach vollzogenen Ceremonien, und der Verkehr der beiden Geschlechter steht dabei unter strengster Ueberwachung. Die Stellung des Weibes ist ja überhaupt nur die der obersten Dienerin oder Hausverwalterin, nicht die der gleichgeachteten Lebensgefährtin und Beratherin, und von den natürlichen Rechten des Weibes hegt man hier, auch praktisch geübte Vorstellungen, welche unsere

modernen aufgeklärten Frauen wohl als entwürdigend verurtheilen dürften.

Diese armen und geistig beschränkten Geschöpfe genießen nicht einmal den Vorzug einer feinen Kleidung, denn der Mann nimmt auch diese für sich in Anspruch. Unser Smyrnioten-Dandy, sei er Grieche oder Lateiner, schlendert in der ausgesuchtesten und wirklich sehr geschmackvollen Toilette umher, während das Weib, seine Gefährtin, sich zu ihm — was den Glanz des Gefieders betrifft — etwa verhält wie die Pfauhenne zum Pfauhahn.

Das Straßenleben von Smyrna ist während des Tages sehr lebhaft und abwechslungsreich, eine Folge der schon oben angeführten Ursachen und der im Orient herrschenden Gewohnheit, außerhalb der Thüren zu handeln und zu feilschen. Obgleich Leben und Verkehr hier nicht mit denen in Stambul, Kairo und Damaskus wetteifern können, da die Bewohner schon ein halb europäisches System zu handeln und ihre Waaren auszulegen begonnen haben, dem ihre rein orientalischen Brüder nicht huldigen, so herrscht doch an manchen Stellen das alte System zwischen der mohamedanischen Bevölkerung und christlichen Rajahs oder Unterthanen der Pforte noch immer vor, und Smyrna rühmt sich mit Recht seiner ausgedehnten Bazars auf altväterischem Platze, ausgedehnt sowohl dem Raume als auch den zahllosen merkwürdigen Erzeugnissen und Artikeln des Orients nach, welche darin oft zusammengehäuft sind. Hier erhält man die immerhin seltenen Erzeugnisse der Handweberei von Syrien und Kleinasien, Shawls und Pantoffeln zu theuren oder niedrigen Preisen; kostbare Ambra, Mundstücke von Pfeifen und reich mit Silber ausgelegte Untergestelle für Narghiles oder Wasserpfeifen, viele von seltsamer Zeichnung und wirklich hohem Werthe, zugleich mit zahllosen, merkwürdigen und — nutzlosen Gegenständen, welche Augen und Herz des Sammlers in starke Versuchung führen. Viele solcher Artikel werden eifersüchtig verborgen gehalten, und der Verkäufer scheint fast die Auslegung und den Verkauf derselben zu scheuen. Die Erleichterung, welche man beim Eintritt in diese schattigen feuchtkühlen Bazars empfindet, welche vor der Sonne durch ein gewölbtes Dach geschützt und unten besprengt werden, während das Ganze eine Art sich rechtwinklig durchschneidende Straße durchzieht, an deren beiden Seiten sich die Verkaufsläden befinden, ist besonders wohlthuend, wenn man den blendenden Glanz und den Staub der Straße, vorzüglich gegen Mittag, gekostet hat; da sieht man auf einer Plattform vor ihren Miniaturverkaufsständen kauernd und meist ein Narghile oder einen Schibuk rauchend, die verschiedenen türkischen, arabischen, syrischen, armenischen oder persischen Ladeninhaber, welche weder durch Worte noch durch Blicke einen Kunden anzulocken suchen. Erst wenn man direkt vor ihn hintritt und seine Aufmerksamkeit sozusagen herausfordert, legt ein solcher mit mißfälligem Brummen die Pfeife aus der Hand und erhebt sich widerwillig auf die Füße. Beginnt nun ein Mann zu ihm von Geschäften zu sprechen, so bietet er ihm wohl zuerst eine Pfeife und einen Sitz an, denn einige Züge Tabak bilden gewöhnlich die Einleitung zu jedem Verkauf oder sonstigen Handelsgeschäft.

Eine Eigenthümlichkeit, welche dem Fremden hier ebenso wie in

allen anderen orientalischen Bazars in die Augen fällt, liegt in dem Umstande, daß alle Läden, welche dieselbe Art von Waaren ausstellen und verkaufen, sich stets nebeneinander befinden und daß ein eigenes Quartier des Bazars jedem besonderen Geschäfts- und Handelszweige vorbehalten ist, wobei also alle Rivalen Schulter an Schulter sitzen. So findet man sehr leicht, in welchem Quartier man einen gerade gewünschten Gegenstand zu suchen hat, was für den Käufer sehr bequem ist und den Verkäufern, die von dem Begriffe der Konkurrenz offenbar nichts verstehen, ebenso angenehm zu sein scheint. Da von festen Preisen in diesen Bazars nirgends die Rede ist, so wird jeder Einkauf zu einer nicht zu leichten Aufgabe oder zu einem Spiel, an dem zwei Personen gleichmäßig theilnehmen. Der Verkäufer ist wirklich enttäuscht, wenn man ihm gleich den verlangten Preis bezahlt und nicht viel Zeit und diplomatische Züge aufwendet, um denselben herabzudrücken. Er scheint wahrlich an dem Feilschen mehr Interesse zu haben als am Verkauf selbst. Das Hin- und Herhandeln zwischen einem einheimischen Käufer und einem einheimischen Verkäufer gleicht gewöhnlich einer theatralischen Vorstellung; die erheuchelte Gleichgiltigkeit auf beiden Seiten, welche sich je nach dem Fortschreiten des Kaufaktes zu lebhafteren, fast feindlichen Demonstrationen steigert, das wiederholte mißvergnügte Weggehen des Käufers, der doch gleich darauf wiederkehrt, und das scheinbare Weglegen des betreffenden Gegenstandes seitens des Verkäufers, der den Kunden, wenn es einmal so weit gekommen ist, scharf im Auge behält, im Fall dieser wirklich fortgehen wollte — alles das ist für den Fremdling höchst amüsant mit anzusehen. Die Lebhaftigkeit solcher dramatischen Verhandlungen, welche oft mehrere Stunden in Anspruch nehmen, wo es sich um einen kaum eine Mark werthen Gegenstand handelt, ist unmöglich zu beschreiben. Denn Zeit ist keine Waare, für welche es einen Laden giebt und auf die im ganzen Morgenlande kein Werth gelegt wird, wo man deren mehr verschwendet, um ein paar Kupferparas zu ersparen, als die geschäftige Welt des Abendlandes anwenden würde, um ebensoviele Goldstücke zu gewinnen. In diesen Bazars gewahrt man vielerlei Beispiele orientalischer Arbeit, ebenso wie reiche Shawls, Gewürze und Edelsteine aus dem fernen Osten, und alle diese Werthsachen werden des Nachts nur durch einen leichten Deckel verwahrt, der über die dieselben enthaltenden Kästen gedeckt und während der Nacht von eingeborner Polizei überwacht wird, welche kaum im Spott diesen Namen verdient und deren Schläfrigkeit höchstens durch die Leidenschaft, Cigaretten zu rauchen, übertroffen wird. Und dennoch sind Diebstähle etwas unerhörtes und ganz unbekanntes, da der Raub außerhalb der Mauern alle andern Arten der Aneignung fremden Eigenthums ausgeschlossen hat. In der That ist die Ehrlichkeit des Volkes und die große Seltenheit eines kleineren oder größeren Diebstahls bei einem Volk, das der Mehrzahl nach nur mit Armuth zu kämpfen hat, ein bemerkenswerther Zug des Lebens in Smyrna, wie in anderen orientalischen Städten.

Die Straßen bieten die charakteristischen Eigenthümlichkeiten des Lebens im Orient durch die Erscheinung des Kameels und des Maulesels, der hauptsächlichsten Lastträger in allen Ortschaften des Morgen-

landes, während das mehr aristokratische Pferd nur zum Reiten bestimmt bleibt und einen Pascha oder hohen Beamten auf gesticktem Sattel trägt, der, gleich wie die Zügel, oft mit Edelsteinen geschmückt ist. Den langen schlangenähnlichen Nacken und Kopf des Kameels mit seinem kläglichen Grunzen, hört und sieht man trotz der wogenden Menge, wenn es seine ungestaltete Masse dahinschleppt, und der scharfe Ruf der Mauleseltreiber übertönt noch das babylonische Geräusch anderer Stimmen; denn die orientalischen Straßen sind stets geräuschvoll und von Ruhe in ihnen ist niemals die Rede, bevor nicht die Schatten des Abends herabsinken, wo sie dann völlig verlassen erscheinen. Eine Stunde nach Eintritt der Dunkelheit ist weder Mensch noch Thier in den engen Gassen zu sehen, die während des Tages so gedrängt voll sind von lärmender Menge, die Stadt macht den Eindruck, als wäre sie verlassen, denn alle Thore, alle Läden sind geschlossen und sorgfältig verwahrt; denn „wenn die Nacht kommt, kann (buchstäblich) kein Mensch mehr wirken“.

Doch wenn das äußere Leben von Smyrna erstirbt und schließt, beginnt dafür das innere Leben. Im nächtlichen Dunkel erstrahlen die europäischen oder halbeuropäischen Kaffeehäuser von Licht und Leben und die levantinische, wie die europäische Bevölkerung strömt aus den geschlossenen Häusern, in die sie sich hinter schützende Läden vor der glühenden Tageshitze geflüchtet hatte — denn Hitze, blendender Sonnenglanz und Staub sind hier mit Tageslicht sozusagen synonym, und jene Sybariten wissen die balsamische, erquickende Luft der orientalischen Nächte recht wohl zu schätzen, wenn die flammenden Lichtpunkte am Himmel ihr heiteres Licht — fast ausreichend um dabei lesen zu können — herabsenden und die erhitzte Stirn erfrischen. Das ganze europäische Smyrna — französischen, italienischen, griechischen oder lateinischen Ursprungs — sitzt dann auf den Stufen vor den Thüren oder, was die jüngeren Mitglieder der weiblichen Gesellschaft angeht, hinter eisenvergitterten Fenstern, hinter welchen sie nach der Straße blicken, respektive sich nach ihren Liebhabern umsehen, denen es nicht gestattet ist, ihre Zimmer zu betreten und die sich deßhalb durch die Fenstergitter liebenswürdig erweisen müssen. Es ist eine alte, aber streng bewahrte Sitte, den Verkehr der jüngeren Mitglieder der Einwohnerschaft in dieser Weise zu beschränken. Da die „Liebe aber jedes Schlosses lacht“, so lacht sie auch der Eisenstäbe, und diese Art der Werbung unter erschwerenden Umständen führt ebensogut zu ehelichen Verbindungen, als wenn die Betheiligten beim Kerzenscheine auf seidenem Pfühle säßen, wie es unter mehr sophistischen und weniger mißtrauischen Gesellschaftsklassen der Fall ist, wo eine solche Oeffentlichkeit und auf der anderen Seite solche Vorsichtsmaßregeln nicht für nöthig erachtet werden. Es ist ein höchst anziehendes Bild, diese blonden oder brünetten Dämchen in ihren feinen Musselinroben und den dünnsten Strümpfen und Schuhen sich, à l'américaine, nachlässig in den über den Ozean importirten Schaukelstühlen hin- und herwiegen zu sehen, wenn sie entweder darauf warten, ihre Kavaliere außerhalb der Fenstergitter erscheinen zu sehen, oder wenn sie ein halbes Dutzend Anbeter unterhalten, die ihre Nasen platt drücken an jenen grilles, wie die Franzosen, wahrscheinlich nach ihrer

entfernten Aehnlichkeit mit Bratrosten diese nennen. — Die Oeffentlichkeit dieses Vorganges scheint dabei ebenso wenig „den kühnen Alonzo“ wie „die schöne Imogene“, welche unter latinisirten Namen in diesen Idyllen handelnd auftreten, zu belästigen. Das scherzhafte den Hofmachen, wie die ernste Liebesbewerbung gedeihen ebensogut auf der Straße von Smyrna, wie in den civilisirten Salons, in denen die Mama in ihrem Lehnstuhle dabei einnickte. Ja, dieses primitive System bietet sogar einige Vorzüge, welche seufzende Strephons in anderen Ländern — vorausgesetzt, daß diese mehr zu den Civilisirten gehören — gewiß zu schätzen wissen würden. So wird z. B. Strephon, wenn er im Abendlande seiner Chloë einen Besuch abstatten will, in einen glänzend erleuchteten Salon geführt, worin er die ganze Familie und womöglich die Verwandten noch dazu versammelt findet und hier unter scharfer Beobachtung einer argwöhnischen mater — oder eines eifersüchtigen pater — familias seine Rolle zu spielen hat. Unter dem milderen Himmel Smyrnas sind diese ernsten ehrbaren Eltern, wenn sie da auf den Stufen vor den Häusern sitzen und mit Besuchern oder Vorübergehenden plaudern, viel zu beschäftigt, um die jungen Leute, die sich vor und hinter den kerkervergitterten Fenstern fast berühren, zu überwachen oder nur zu belauschen. Sie haben eben weder Zeit noch Neigung, auf das sanfte Geflüster oder die harmlose Schäkerei zu hören, mit der Demetrios Polischronopulos von der Straße aus vielleicht ihre Tochter Adelina Magostropulo unterhält, die ihre zärtlichen Antworten noch durch entsprechende Schwingungen des Schaukelstuhls zu betonen weiß; nur unterbrechen sie sich gelegentlich durch die eifrige Nachspürung und erfolgreiche Gefangennahme gewisser unverschämter Insekten, welche in Smyrna vortrefflich zu gedeihen scheinen und die auch das Blut der vollbusigen Schönen der „Feigenstadt“ nicht schonen, wogegen diese wieder deren heimtückische Ueberfälle gar nicht verheimlichen, ebensowenig wie ihre dagegen ergriffenen Repressalien, selbst in Gegenwart ihrer Anbeter oder sonstigen männlichen Freunde. So wechseln die Sitten in verschiedenen Ländern, und so sehr sind wir alle Sklaven der Gewohnheit, daß diese zuerst verblüffende Eigenthümlichkeit bald niemand, selbst dem Fremdling nicht mehr auffällt.

Diese nächtlichen Scenen in Smyrna, mit der großen Menge entweder vor den Thüren sitzender oder doch im Innern der Häuser sichtbarer Leute, bilden einen der Hauptanziehungspunkte des Orts. Nirgendwo beobachtet man das in gleichem Maße, obwohl diese Gewohnheit, wenn auch eingeschränkter, in vielen der halbeuropäisirten Städte des Orients, wie z. B. in Malta, anzutreffen ist. Natürlich beschränkt sich genannte Sitte auf den christlichen Theil der Bevölkerung, und auch nicht einmal auf diese ohne Ausnahme, denn, wie oben bemerkt, halten die griechischen Christen ihre Frauen ebenso abgesondert, wie die Türken, mit alleiniger Ausnahme der Wenigen unter ihnen, welche entweder eine europäische oder eine atheniensische Erziehung genossen haben. Dieser kleine Theil der Griechen bildet denn ebenso eine wohlerzogene und kenntnißreiche Volksklasse, wie man eine solche nur in irgend einer europäischen oder amerikanischen Hauptstadt antreffen kann. Denn gleich dem Russen hat auch der Grieche das

hervorragende Talent, sich fremde Sprachen, Sitten und Gewohnheiten mit einer Leichtigkeit und Vollkommenheit anzueignen, welche den Beobachter wirklich in Staunen setzt. Doch diese Klasse ist nur ein sehr kleiner Bruchtheil im Vergleich zur großen Masse, welche, die Erben des griechischen Glaubens, Namens und Blutes, noch jetzt unbeeinflußt blieb von der Kultur und den sozialen Gewohnheiten, die als durchgreifendste Unterschiede zwischen der Civilisation des Westens und des Ostens betrachtet werden — zwei Systeme, welche so weit wie die Erdpole von einander entfernt sind und sich niemals mit einander vermischen, ja, nicht einmal gegenseitig nähern können.

Was die Gesellschaft — entsprechend dem uns geläufigen Sinne des Wortes — angeht, so findet man davon in Smyrna nur herzlich wenig. Dieses wenige beschränkt sich auf die fremden Konsulate und die vereinzelten Familien englischer, italienischer und französischer Bankhalter, welche dort lebhafte Wechselgeschäfte betreiben oder auch andere, zum Außenhandel Smyrnas gehörige Waaren ausführen. Dieser Handel erstreckt sich vor allem auf Früchte, welche von hier in großer Menge exportirt werden. Wenn der Oelbaum als das geschätzteste Wahrzeichen Athens betrachtet wird, so kann man mit gleich großem Rechte die Feige die segenbringende Dryade Smyrnas nennen; denn

„Im Namen des Propheten, Feigen!“

ist ein allgemein eingebürgertes Schibaoleth.

Man würde wohl ohne Gefahr sagen können, daß der Feigenbaum die Hauptstütze Smyrnas ist, daß seine Früchte im frischen oder getrockneten Zustande die ergiebigste Quelle des Wohlstandes der Bevölkerung bilden. In jedem Zustande, von unvollkommener bis zur vollkommensten Reife, noch „mit dem Jaquet“ (mit der Schale) oder eingesetzt in Zucker, sowie sorgfältig verpackt in Tonnen zum Export, mit welcher Arbeit die meisten erwachsenen Personen beschäftigt scheinen, erblickt man hier die Feige allüberall. Ohne uns auf statistische Einzelheiten einzulassen, welche sich für diesen Artikel nicht eignen dürften, genügt es zu sagen, daß diese Spezialindustrie Tausenden eine dauernde und einträgliche Beschäftigung liefert, und von den Smyrnioten könnte man buchstäblich anführen: „An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen.“ Das bildet den ausgedehntesten und werthvollsten Handel der geschäftigen kleinen Stadt und gewährt Giaour Ismir wahrhaft glänzende Einkünfte von den entfernt wohnenden Ungläubigen an den Ufern der Themse und des Hudsons. Eine andere Frucht, welche zwar nicht ausgeführt, dafür aber vielfach zu Hause gebraucht wird und die Kleinasien, Syrien und Aegypten eigenthümlich ist, ist die des Kaktus, der hier sorgsam kultivirt wird, dessen Stamm in langen Hecken oft bis zwanzig Fuß Höhe erreicht und der eine feigenähnliche Frucht trägt, die ein saftiges und nahrhaftes Fleisch, aber einen für ungewohnte Gaumen fast widerlich süßen Geschmack hat. Die Eingebornen schätzen dieselbe jedoch sehr hoch.

Die englische sowohl wie die amerikanische Flagge sind, durch den Südfruchthandel hierher geführt, häufig in diesem Hafen vertreten, und während des Winters kann man den schlauen Yankee oft genug in den Läden und Niederlagen feilschen hören. Meist sieht

man übrigens nur Segelschiffe, weil Dampfboote bei diesen Handelsgeschäften nicht auf ihre Unkosten kommen. Sie kreuzen zwischen Smyrna und den griechischen Inseln, um hinreichende Fracht aufzusammeln und bleiben gewöhnlich mehrere Monate unterwegs.

Man sagt und nimmt auch an, daß die Sklaverei — die schwarze wie die weiße — im ottomanischen Reiche abgeschafft sei, und das ist wirklich der Fall, soweit es dabei den öffentlichen Menschenhandel angeht; bevor jedoch das häusliche Leben und die Gewohnheiten des Orientalen nicht eine durchgreifende Veränderung erlitten haben, ist jene Abschaffung nur ein Schein oder noch mehr, ein — Hohn. Das Haus und der Harem müssen eben auf die gewohnte Weise versorgt werden, und so blüht der abscheuliche Handel in der That noch ganz so wie früher. Der Einkauf der weißen Sklavinnen für den Harem erfolgt über Konstantinopel, wo die schönen Georgierinnen und Circassierinnen privatim von „den Gläubigen“ erworben werden. Was die andern, die schwarzen, betrifft, enthält die Maltaer „Times“ aus jüngster Zeit ein ebenso merkwürdiges wie lehrreiches Zeugniß, welches das zähe Beharren des Orientalen bei den alten Gewohnheiten trotz seiner Pseudo-Civilisation deutlich vor Augen führt.

„Trotz der öffentlichen Versicherungen des Gegentheils“, heißt es darin, „wird der unmenschliche Handel mit Menschenfleisch, hauptsächlich mit Negerknaben und -mädchen, zwischen Tripolis via Malta nach Smyrna und Konstantinopel noch immer gleich ungestraft betrieben. Nach dem englischen (!) Malta wurden erst im Laufe der letzten Monate verschiedene „Ladungen“ solcher junger Neger ein- und durch brittische Schiffe (!) nach den Märkten des Ostens wieder ausgeführt, als ob es sich dabei um Ebenholz, Elfenbein oder andere Artikel des Weltverkehrs handelte. Offiziell werden die unglücklichen Geschöpfe freilich als Zugehörige des Harems oder Serails, auch wohl als das Hausgesinde eines Paschas angemeldet, und gewöhnlich führt oder begleitet sie ein Orientale in blitzender Uniform und mit ihm eine Duenna, welche nicht Negerin ist, sondern in Haltung und Auftreten deutlich die Griechin verräth.“

In Wahrheit findet sich ganz derselbe Zustand der Dinge in Konstantinopel, wie in Aegypten, ja, wie in dem ungeheuren Reiche überhaupt, in dem der Islam das vorherrschende Bekenntniß bildet — trotz aller dem widersprechenden, oft hochtönenden Firmans und feierlichen Verträge. Selbst die hohen Kontrahenten, der Sultan und der Khedive, müssen, so lange sie morgenländischem Gebrauche folgen, persönlich die von ihnen erlassenen Gesetze übertreten und noch immer ihre häuslichen Diener und ihre zahlreichen Frauen kaufen, wenn sie den gewohnten Bestand an solchen erhalten wollen. Prinzen und Paschas ahmen natürlich jene hohen Beispiele nach, ebenso wie alle reichen Kaufleute, welche sich derartigen Luxus gestatten können, und so dauert die dem Namen nach abgeschaffte Sklaverei in Wirklichkeit im ganzen Morgenlande noch in derselben Gestalt fort, wie zur Zeit der Patriarchen und des islamitischen Propheten. In Smyrna ist davon freilich nicht viel sichtbar.

Ehe wir nun dem „ungläubigen Smyrna“ Lebewohl sagen, wiederholen wir, daß dasselbe keineswegs eine durchweg orientalische Stadt



Die kleine Reconvalescentin.

Nach einem Originalgemälde von A. [illegible]

ist, aber ebenso wenig einen modernen Durchschnittstypus zeigt. Ihr inneres Wesen ist durch die Berührung mit den „Ungläubigen“ von fremdem oder einheimischem Ursprung zu stark verändert worden, und das ist auf ihren religiösen Charakter, wie auf ihre Sitten und Gebräuche von deutlich sichtbarem Einfluß gewesen.

Die Stadt kann vielmehr als eine Art kaleidoskopisches Bild aller jener verschieden gefärbten Fragmente von Völkerschaften betrachtet werden, welche in der Levante so seltsam durcheinander gewürfelt erscheinen. Doch alles in allem genommen, bleibt „Giaour Ismir“ unähnlich jeder anderen Stadt oder Gemeinde unter der Sonne und ist nicht nur eines kurzen Besuchs, sondern eines zeitweiligen Aufenthalts werth für alle Diejenigen, welche der Ansicht huldigen, daß „das würdigste Studienobjekt des Menschen doch immer — der Mensch ist“.





An den Nordost-Marken Oesterreich-Ungarns.

Militärische Skizzen aus Galizien. Von **Karl Kunnersdorf.**

„The better part of valour is discretion."
(Shakespeare, König Heinrich IV., Akt 5, Sc 4)

I.



Die orientalische Frage, dieses unentwirrte und unentwirrbare Knäuel ungestillter Wünsche und geheimer Hoffnungen kann ihre Lösung nur an den Ufern des Bosporus, unter den Thoren der Siebenhügelstadt, an der zweiten Wiege des Orients, oder aber an der Nordostgrenze unseres und des Nachbarreiches finden. Seit Jahren sind die Augen Europas nach den Mündungen unserer schönen, blauen Donau, und nach jenen Territorien unserer nordöstlichen Grenze gerichtet, durch welche die Marschlinien russischer Truppen nach Wien oder Budapest führen. — Die russische Presse verkündet fast täglich, laut und dreist die Ziele und Bestrebungen ihrer auswärtigen Politik. Der Weg unserer nordischen Nachbarn „führe unaufhaltsam nach Stambul, dem Wohlgeschützten, und bald werde der Zeitpunkt kommen, wo die Kasaken*)-Horden die Thore Konstantinopels umschwärmen werden."

Aber dieser Weg führt nicht mehr geradeaus durch jene Länder, welche noch Erinnerungen an die glänzenden Waffenthaten Prinz Eugens bewahrt haben, sondern über Oesterreich-Ungarn, das gleichsam als ideales Bollwerk gegen den nimmersatten Moskowitismus, der hier schmeichelt, dort droht, immer aber auf seinen Vortheil bedacht ist, vorgeschoben erscheint.

Deßhalb ist alles, was zur Aufklärung der Verhältnisse an den nordöstlichen Marken unseres Reiches dient, geeignet, unser Interesse zu erwecken. Auch ich will mein Licht nicht unter den Scheffel stellen, und wünsche nur, daß vorliegende Skizzen sich einer warmen Aufnahme erfreuen mögen, da sie nicht nur Orientirung über topographische und militärische Verhältnisse, sondern auch Aufschluß über Volkscharakter, Sitten und Gebräuche der galizischen Bevölkerung

*) Richtiger als Kosaken.

geben. Es hieße die Grenzen der Bescheidenheit überschreiten, wenn ich sagen wollte, ich allein sei der wahre Prophet; — meine Ansichten und Folgerungen entbehren sogar der Gelehrsamkeit, — erschöpfende Belehrung, und statistische Schätze sind in den vorliegenden Blättern nicht zu suchen, — aber die Schilderungen entsprechen genau und wahrhaft den Thatsachen.

So verlockend mir auch die Besprechung der politischen Verhältnisse erschienen sein mochte, ich bin derselben sorgfältig aus dem Wege gegangen, weil die kritischen Verhältnisse in den Nachbarländern den Erwägungen der Journalistik eine gewisse Reserve auferlegen, und ich überdieß meines Berufes wegen, gezwungen wäre, das Beste mit Freimuth zu — verschweigen. Es ist möglich, daß ich bei manchen Gegenständen allzulang verweilen werde, welche mit wenig Worten abgethan wären, dagegen Verhältnisse nur flüchtig berühren werde, die einer eingehenden Würdigung bedurft hätten, — entschuldige mich dieserhalben, lieber Leser, und bedenke, daß ich ein junger Offizier und nicht Hofrath des statistischen Bureaus im Ministerium des Aeußern bin.

II.

„— es kann nicht geleugnet werden, daß der natürliche Zustand der Menschen, bevor die Gesellschaft gebildet wurde, der Krieg war, und zwar nicht einfach der Krieg, sondern der Krieg aller gegen alle."

Hobbes, „De cive", Kap. 1, 12.

Die Militärbudgets der europäischen Großmächte weisen ausnahmslos horrende Ziffern auf. Die Abgaben mehren sich von Jahr zu Jahr, und der Handel ist in seiner fiebernden Unsicherheit scharf unterbunden.

„Amerika, Du hast es besser!" rufen die Anhänger der Weltfriedenstheorie mit Goethe aus.

„Dein Handel ist großartig entfaltet, Du hast sogar überflüssiges, todtes Geld."

Woher diese Wohlfahrt, dieser Reichthum? Amerika führt keine Kriege und hat keinen Konflikt zu fürchten. Bei uns liegen die Verhältnisse freilich anders. Man mag die überzeugendsten Argumente für die Weltfriedenstheorie und die damit zusammenhängende allgemeine Demobilisirung ins Treffen führen, es wird noch viel Wasser die Donau und Wolga hinabfließen, bis man tief einschneidende Differenzen zwischen Großstaaten dem Schiedsspruche des Heiligen Vaters überlassen wird. Der Krieg wird doch immer die ultima ratio regum bleiben, um ungerechten Gewaltakten zu begegnen, und politischen Forderungen den gehörigen Nachdruck zu verleihen.

Publilius Syrus sagt: „Diu apparandum est bellum, ut vincas celerius."

Deßhalb, und nur deßhalb, — da uns jede aggressive Politik ferne steht, sind wir unserm Nachbar gegenüber vorsichtig.

Vorsicht ist die Mutter der Weisheit, — „und die Großmutter der Kriegführenden", möchte ich überzeugend hinzusetzen. Diese würdige Dame, unsere Großmama räth uns, ein mächtiges, disziplinirtes und wohlgeschultes Heer zu halten, diesem Heere tüchtige Führer

und Unterführer zu erziehen, und gerade jenem Territorium, auf welchem wir uns wahrscheinlich in ernstem Waffengange messen werden, unsere besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden, und dieses Gebiet gegen einladende Ueberraschungen energisch zu sichern.

Sind wir denn sicher, daß uns nicht heute oder morgen ein blutiger Wortwechsel in Sophia, ein Hammeldiebstahl an der herzegowinisch-montenegrischen Grenze, eine finanzielle Verlegenheit des Großtürken, den Krieg aufzwingt? Abgesehen von diesen hypothetischen, zufälligen Ursachen, haben wir noch einen besonderen Grund, uns für einen eventuellen Krieg mit Rußland vorzubereiten. Der Antagonismus im Orient, wo unsere Interessen mit denen Rußlands nicht parallel laufen können, unser politisches Programm, welches den kleinen Balkan-Staaten ihre Selbstständigkeit garantirt, Beschwerden über österreichische Undankbarkeit, geben nicht in zweiter Linie Grund zu politischer Mißstimmung.

Der Oesterreicher kann und wird nicht mehr mit verschränkten Armen zusehen, wenn der Moskowite die Fahne des heiligen Rußland auf der Aja Sophia Dschami aufpflanzt.

Daß in Rußland die Volkspartei zum Kriege drängt, ist bekannt. Wir werden den Fehdehandschuh nicht hinwerfen, weil uns unsere politische Einsicht verbietet, aus der Reserve herauszutreten. Den unausweichlichen Kampf dagegen werden wir ruhigen Blutes aufnehmen und, so Gott will, mit Ehren zu Ende führen.

Galizien, dieses an der Nordostgrenze unserer österreichischen Monarchie gelegene Land, wird in allererster Linie von den Kriegsschrecken erreicht werden. Der Kampf, den wir hier kämpfen werden, wird furchtbar sein, sowohl in Hinsicht auf seine zerstörende Wirkung, als auch mit Rücksicht auf die epochale Größe seiner Folgen. Wenn ich die Erfahrungen dieses nächsten, großen Feldzuges a priori besäße, würde mir das sonst sparsame k. k. Reichs-Kriegsministerium ohne Zaudern eine Million Mark auszahlen.

Wie immer auch die Entscheidung ausfallen mag, dieser Krieg wird beide Großmächte einen so kolossalen Aufwand an Geld und Menschenmaterial kosten, daß eine Generation vergehen wird, bis das Gleichgewicht wieder hergestellt sein wird.

Denn dieser Krieg wird, glaube ich, nicht Wochen, sondern Monate, vielleicht Jahre dauern, ... doch ich habe gesagt, daß ich mich nicht mit Politik befassen will, und ich sehe, daß ich mich bereits in das gefährliche Fahrwasser politischer Kombinationen verleiten ließ, aus dem es schwer hält, an das Ufer objektiver Beobachtungen zu gelangen.

III.

Das galizische Kriegstheater.

Geographisch-strategische Kritik.

„Strategische Operationen müssen einfach und basirt sein."
Napoleon I.

Im Falle eines österreichisch-russischen Krieges kommen in erster Linie die der russischen Grenze zunächst liegenden Provinzen, die Bukowina, Galizien und österreichisch Schlesien, in zweiter Linie die

Gebietstheile des Hinterlandes, Siebenbürgen, Ungarn, Mähren und auch Niederösterreich in Betracht. Dieses große Kriegstheater, in welchem allerorten seinerzeit zum heißen Waffentanz aufgespielt werden kann, theilt sich durch ein mächtiges, imposantes, strategisches Hinderniß — die Donau — in zwei sehr ungleiche Theile.

Ueber drei Viertel des Kriegsschauplatzes liegen am linken, der Rest am rechten Donauufer, welch' letzterer in den Kreis unserer Beobachtungen nicht einbezogen zu werden braucht. Der Kriegsschauplatz am linken Donauufer theilt sich wieder durch einen mächtigen, an 1500 Kilometer langen Gebirgszug — die Karpathen, — welche in einem weiten Bogen die ersterwähnte strategische Barrière — die Donau — von Preßburg bis Orsowa umspannen, in zwei Theile, von denen etwa zwei Drittel innerhalb der konkaven Bogenseite liegen, Siebenbürgen und Ungarn, und ein Drittel — die Bukowina, Galizien, Schlesien, Mähren und Niederösterreich an die konvexe Seite anschließen. Die Karpathen sind im Falle eines von Nordosten (Rußland) erfolgenden Angriffes von hervorragender Bedeutung. Sie wehren einem selbst überlegenen Heere den Einbruch nach Ungarn (Budapest) und Siebenbürgen, weil sie alle dahin führenden Wege, Straßen und Eisenbahnen durchschneiden, und so eine Paßzone schaffen, zu deren Vertheidigung schwächere Kräfte ausreichen.

Aber auch die nach Mähren und Niederösterreich, beziehungsweise dem strategischen Angriffsobjekt, der Reichshauptstadt Wien, führenden Kommunikationen werden großentheils von den Karpathen beherrscht und hierdurch basirt.

Dieser etwa 100 Kilometer breite strategische Wall des karpathischen Gebirgszuges kann leider nicht in seiner ganzen Länge als absolut sturmfreie Barrière angesehen werden. Denn während der mittlere Theil, die hohe Tatra, ein wildgeklüfteter, unzugänglicher, ressourcenarmer Gebirgsstock kaum zu passiren ist, und der rechte Theil, das karpathische Waldgebirge, wegen der bedeutenden Kammhöhe und äußerst unpraktikablen Kommunikationen gegen Uebermacht zu halten ist, erfordert der linke Theil — die Beskiden — welche zahlreiche und gute Kommunikationen, eine dichte und wohlhabende Bevölkerung besitzen, eine energische Vertheidigung und Besetzung.

Galizien, das nördlich und nordöstlich des karpathischen Gebirgsbogens liegt, grenzt im Westen theils an österreichisches Gebiet, theils an das Territorium einer befreundeten Macht (Preußisch-Schlesien), im Osten theils an Rumänien, theils an Rußland, im Norden ausschließlich an Rußland. Es bildet also das Sprungbrett für den Ansturm russischer Heeresschaaren. Die galizisch-russische Grenze bildet einen flach ausspringenden Winkel, dessen Saillant nördlich von Sokal liegt. Aus der Form dieser Grenzlinie resultiren zwei divergirende Fronten, deren eine gegen den militärischen Bienenstock Warschau, und die andere gegen das Kiewer und Odessaer Gouvernement sich zukehrt. Die nordwestliche Front besitzt in der sie begleitenden

Weichsel (Wisla)

eine strategisch bedeutende Vertheidigungslinie, deren eminente Wichtigkeit im nachstehenden dargethan werden soll.

Die Breite dieses Stromes, welche von Krakau abwärts von 100 bis 500 Meter steigt, erschwert den Uferwechsel in hohem Grade und ringt dem Gegner bedeutende Zeit- und Blutopfer ab. Zur Zeit der Schneeschmelze und der Hochwasser gehört ein Brückenschlag über die Weichsel zu den Unmöglichkeiten, da sie das begleitende Thal auf weite Strecken in einer Ausdehnung von über 1000 Meter unter Wasser setzt. Als Schiffahrtslinie ist die Weichsel auf österreichischem Boden von minderer Bedeutung, doch soll sich die Regierung bereits mit Projekten zur Hebung des vernachlässigten Schiffsverkehrs befassen. Die auf der Weichsel verkehrenden Flöße und Plätten sind von gewöhnlicher und einfacher Konstruktion, und für den Transport größerer Heeresabtheilungen wenig geeignet. Die Weichsel als strategische Vertheidigungslinie besitzt in der linken Flanke als Pivot ein im modernen Stile angelegtes, verschanztes Lager, die einstige Residenz polnischer Herrscher,

Krakau.

Wie ich weiter oben erwähnt habe, bilden die Karpathen eine unter exorbitanten Schwierigkeiten zu stürmende strategische Barrière, und ist der Marsch eines von Nordosten eindringenden Gegners auf das strategische Operationsobjekt, d. i. die Reichshauptstadt Wien nur durch eine Umgehung der Karpathenlinie möglich. Dieser Umgehung zu begegnen, und unter einem die kürzeste Marschlinie von der russischen Grenze nach Wien zu decken, ist Aufgabe der Lagerfestung Krakau, einer so harten Nuß, daß sich daran der Gegner einen der besten Stockzähne ausbeißen kann. Unter Protektion der Krakauer Befestigungsanlage kann sich nicht allein eine Armee am rechten Weichselufer konzentriren und in den Aufmarschraum abrücken, sondern auch — beim Ergreifen der Offensive — den Flußübergang unbehelligt vollziehen.

Krakau besitzt viele und gute Anmarschlinien im Rücken, und zwar sowohl aus dem mährischen, respektive niederösterreichischen als auch aus dem ungarischen Hinterlande, was für den Nachschub und den Etapendienst besonders wichtig ist.

Die fortifikatorische Anlage Krakaus besitzt in der Citadelle den Brennpunkt für die ringförmige, etwa sechs Kilometer lange Hauptumfassung. Dieser ersten Cernirungslinie ist ein Fortsgürtel vorgelegt, über welchen noch gegen Norden zu detachirte, selbstständige Forts reichen. Das ganze System ist im Geiste moderner Bauschulen angelegt und kann demselben Schablone oder Einseitigkeit nicht zum Vorwurf gemacht werden.

Ist Krakau als Pivot der Weichsel in der linken Flanke zu betrachten, so fällt

Przemysl

dieselbe Rolle im übertragenen Sinne in der rechten Flanke zu.

Diese Lagerfestung liegt am

Sanflusse,

welcher unterhalb genannter Festung in seiner Breite von 100 bis 300 Meter zunimmt. Ein Brückenschlag über den San bedingt be-

deutende Kriegsbrücken-Equipagen, und kann im Angesicht der Lagerfestung nicht nur nicht erschwert, ja gänzlich verhindert werden, so daß man diesen Fluß von seiner Einmündung in die Weichsel thalaufwärts bis Przemysl als eine zwar sekundäre, aber nicht unwichtige Fortsetzung der Weichselbarrière betrachten kann. Die Festungsanlage Przemysls besteht aus einer Hauptumfassung und einem Fortsringe. Besitzt nun Przemysl als rechtsseitiges Pivot der strategischen Vertheidigungslinie an der Weichsel schon seine Wichtigkeit, so ist seine Bedeutung als Hinderniß für die Umgehung der

Dnjester-Linie

keineswegs gering zu achten, und einem zusammengerollten Igel zu vergleichen, der mit seinen Stacheln auch jenen zu verletzen wissen wird, der entlang des Strwiaz über Uszok oder Radoszyce nach Ungarn schleichen wollte.

Die Dnjester-Linie theilt Ostgalizien in eine nördliche und eine südliche Hälfte. Alle von Rußland nach Ungarn durch Ostgalizien (Budapest) führenden Wege werden vom Dnjester unterbunden. Der Dnjester selbst wechselt — was die Beschaffenheit seiner Ufer anbetrifft — in Oesterreich zweimal seine Physiognomie.

Bis zum Orte Nizniow ist er abwechselnd — bis auf mehrere Kilometer Entfernung — von nassen Niederungen und Sümpfen umschlossen, von da an braust die Wassermasse durch ein enges, schluchtähnliches, bis an zwanzig Meter tiefes Thal, dessen Wände an Zerrissenheit und Klüftung mit den felsigen Ufern der Karstflüsse wetteifern. Aus diesen Gründen ist ein Uferwechsel über den Dnjester mit großen Schwierigkeiten verbunden. Ganz unmöglich wird der Brückenschlag zur Zeit der Schneeschmelze und der Frühjahrsregen, da die nassen Niederungen bei Nizniow auf so weite Strecken überschwemmt werden, daß sie einem ganz respektablen See gleichen. Bei Nizniow zwängt sich dann die Wassermasse in die enge Thalschlucht, woraus sich dann Stauungen bis zu zehn Meter über das Normale ergeben. Nachtheilig für diese sonst imposante, natürliche Vertheidigungslinie am Dnjester ist der Mangel jeglicher Befestigungs-Anlage auf einer fast 300 Kilometer langen Strecke, sodann die Leichtigkeit der Umgehung im Osten, da der Dnjester, nach seinem Austritte aus Oesterreich russisches Gebiet durchläuft. Russische Truppen können also den Uebergang bei Chotin oder weiter thalabwärts ungehindert bewerkstelligen.

Summiren wir die Kriterien der strategischen Vertheidigungslinien und -Punkte in Galizien, erwägen wir die Vor- und Nachtheile der

Offensive oder Defensive,

so müssen wir uns ohne weiteres zugestehen, daß, wenn wir „mit dem Schilde" aus dem Kampfe zurückkehren wollen, wir uns nur für die Offensive entschließen können.

Jede Aktion im Leben, welcher die Offensive, die Initiative innewohnt, verbürgt den halben Erfolg. Durch eine naheliegende Ge-

dankenverbindung fällt mir augenblicklich mein erstes Duell ein, bei welchem ich einem überlegenen Gegner gegenüber stand. Der Erfolg war damals entschieden auf meiner Seite. Und warum? Weil ich meinem Gegner nach Erschallen des ominösen Commandowortes „Los!" aber auch nicht eine halbe Sekunde Zeit zum Konzipiren eines Angriffsplanes ließ, sondern blitzschnell auf ihn eindrang und ihn im selben Augenblicke durch einen gewaltigen Hieb über den linksseitigen Brustkorb kampfunfähig machte.

Ein Feldherr, der Herz und Kopf am rechten Fleck hat, wird sich — ausgenommen ein zu grelles Mißverhältniß zur feindlichen Streitmacht — immer zur Offensive entschließen. Die Kriegsgeschichte, der Patriotismus, der Thatendrang jeder braven, tapferen Seele gebieten die Initiative, das aktive Element, das Vorwärtsstreben — das Vorwärtseilen! Der schlaffe Muskel eines indolenten, minder befähigten Soldaten spannt sich, wird elastisch, sobald dieser Mann den Fuß ins Feindesland setzt. Im Feindeslande fühlen sich die Soldatenhaufen unwillkürlich als Sieger und diktiren durch ihre Initiative dem Gegner die Verhaltungsmaßregeln.

Wenden wir uns dem speziellen Kriegsfalle zu. Wenn wir im Falle eines russisch-österreichischen Krieges uns auf die Defensive beschränken, so können wir dem Einmarsche russischer Truppen nur an der Weichsellinie, die nur in der linken Flanke energisch gestützt ist (Krakau), Widerstand entgegen setzen. Nicht unerwähnt aber dürfen wir dabei den schwerwiegenden Nachtheil lassen, welche der Bahnstrecke Bochnia-Krakau-Chrzanów anhaftet. Dieser Theil der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn, resp. der galizischen Karl-Ludwig-Bahn, führt in einer Entfernung von etwa sieben Kilometer von der russischen Grenze, so daß — wenn russische Grenztruppen in der Früh den Marschbefehl gegen Oesterreich erhalten, sie zur Zeit des Gabelfrühstücks bereits mit dem Zerstören, beziehungsweise Unbrauchbarmachen der vorgenannten Bahnstrecke beginnen können.

Die Verbindung Galiziens mit der Operationsbasis ist also am ersten Tage der Kriegserklärung bereits in Frage gestellt. — Die Verbindung Galiziens mit dem Hinterlande Ungarn ist gleichfalls eine prekäre, da die Tergiversal-Bahnen, welche an drei Punkten die Karpathen übersetzen, starke Krümmungen und Steigungen besitzen, einen geringen Beamten- und Bedienstetenstatus aufweisen, sowie nur in beschränktem Maße über rollendes Material verfügen können. Größere Truppenmassen können da unter sehr schwierigen Verhältnissen im Echelon-, fast gar nicht aber im Turnus-Verkehr befördert werden.

Für eine Offensive dagegen sprechen alle von der Strategie geforderten Faktoren. Wenn man uns dagegen vorhalten wollte, Galizien besitze nicht die genügende Tiefe einer Operationsbasis, die Karpathen im Rücken der Armee seien dem Nachschub und Etapendienste, sowie dem Aufstellen von Reserve-Anstalten hinderlich, so sage ich — man marschire so weit in feindliches Gebiet, bis die Tiefe für eine bequeme Operationsbasis erlangt ist. Nur vorwärts — mit Gott und Selbstvertrauen!

IV.

Bevölkerung, Charakter, Bildungsgrad.

„Waren einst zwei edle Polen,
Polen aus der Polakei ...“
H. Heine.

Wenn wir die prozentuale Bevölkerungsziffer als Eintheilungsgrund wählen, so haben wir uns vorerst mit den

Ruthenen

zu beschäftigen. Denn von 86% Slaven, welche Galizien bewohnen (außerdem giebt es noch 10% Juden und 3% Deutsche), entfallen auf die Ruthenen 58%. Diese Abkömmlinge der Klein-Russen, welche ganz Ostgalizien von der Vrsloka, richtiger vom San an füllen, sprechen ein Idiom, das sich dem Groß-Russischen und Tschechischen nähert, so daß es diesen drei Stämmen nicht besonders schwer fällt, sich unter einander verständlich zu machen. Das Wesen des Ruthenen ist bedächtig, sinnend, fast träumend. Als Abkömmlinge der Weiß-Russen, die einst die weitgedehnten, melancholischen poetischen Steppen bewohnt, haben sie noch immer die solchen Steppenvölkern anhaftenden Charakter-Eigenthümlichkeiten bewahrt. Sie sind freiheitsliebend, natürlich und tief religiös.

Einer meiner besten Freunde, Kalixt v. W....i, der seine Jugendzeit in Podolien und der Ukraine verlebt, und als blutjunges Bürschchen auf flüchtigen Steppenrossen mit dem Vater Füchse und Hasen gejagt, erzählte mir oft in wehmüthiger Stimmung, daß er — so oft in ihm die Rückerinnerung an die herrlichen Zeiten ungebundener Freiheit rege werde — ebenso oft versucht sei, nach dem Revolver zu greifen.

Infolge des tief eingewurzelten, religiösen Gefühls, kann sich bei den Ruthenen ein reges Nationalitäts-Bewußtsein nicht entwickeln. Der Pope übt über seine kirchliche Gemeinde eine unumschränkte Gewalt aus und ist auch in politischen Dingen der Leithammel seiner Schäfchen.

Das bedächtige Wesen, die geringe Bildung, der enge Gesichtskreis machen den Ruthenen zwar zu einem blind gehorsamen, ergebenen und moralischen Soldaten, aber Geschicklichkeit, Findigkeit, Strammheit und Verständniß für die verschiedenen Diensteslagen, läßt sich ihm erst im zweiten, oft erst im dritten Abrichtungsjahre beibringen.

Hauptmann A...er meines Regiments meinte, in jedem Ruthenen stecke ein Hund, und der müsse ihm erst beim Militär aus dem Leibe geschnitten werden. Dieser Hund sei Trägheit und Indolenz. Wenn man jedoch die Willfährigkeit, man kann sagen, Aengstlichkeit der Leute sieht, mit welcher sie die vom Vorgesetzten ertheilten Befehle auszuführen trachten, und nur das Unvermögen, all' die neuen Eindrücke, welche bei ihm die ungewohnte militärische Lebensweise und Dienstobliegenheiten erzeugen, zu sichten, zu ordnen, wahrnimmt, so zweifelt man an jenem „Hund“, und kommt zur Ueberzeugung, daß man wohl Strenge walten lassen müsse, um diese Menschen zum Nachdenken zu

bringen, daß man aber vor allem Geduld, viel Geduld besitzen müsse, und daß dann mit der Zeit ganz prächtige Kerls aus ihnen würden. Der Charakter der

Polen

weicht von jenen der Ruthenen bedeutend ab.

Die Bauern, meist Bewohner des Flachlandes (Krakowiaten, Mazuren), verleugnen in ihrem Wesen den Einfluß der einförmigen Bodengestaltung nicht; ihre Lebensweise ist einfach, gleichförmig.

Die Städtebewohner und Gutsbesitzer sind ritterlich und gastfreundlich, wenngleich diese Gastfreundschaft den Beigeschmack des Süßlichen, Uebertriebenen besitzt.

Der Pole ist überhaupt sehr höflich, sein Ceremoniell fast lächerlich. Mit dem Worte „panie“ (Herr) wird ein großer Unfug getrieben, und die Bedeutung eines „Herrn“ hierdurch entwerthet. Zu einem wirklichen Herrn muß man dann nothgedrungen schon „Jegomose“ (Hoheit!) sagen. Statt der deutschen Anredeform „Sie“ besitzt der Pole wieder nur das Wörtchen „panie“. Also nicht: „Geben Sie mir meinen Hut“, sondern: „Gebe mir der Herr meinen Hut“. Darum hatte mein Diener, den ich von einem kroatischen Regimente mitgebracht hatte, eine so unbändige Freude, als er den ersten Tag aus der Stadt zurückkam und mir erzählte, jedermann habe ihn beständig per „Herr“ titulirt.

Der Hang zum Großthun wurzelt tief in der sogenannten besseren Gesellschaftsklasse. Die meisten leben weit über ihre Mittel. Daher kommt es, daß man nirgends so viel abgekrachte Größen findet, wie unter den Polen. Mit Ausnahme der wenigen Großgrundbesitzer, die meist in Paris, Wien oder Warschau leben, giebt es fast keine besitzenden Gutsbesitzer mehr. Begegnet man am Hauptplatze der Kreisstadt einem modern à l'anglaise oder à la Düsseldorfer Malerschule gekleideten, wenngleich etwas schäbigen Gentleman, und frägt man nach dieser weniger intelligent, als impertinent dreinschauenden, hochmüthigen Heldenvisage mit melancholisch herabhängenden Schnurrbartzipfeln, dann erhält man stets nachstehende, typische Antwort: „O Herr, das ist der .... oci, Herr, hat einmal so und so viele Dörfer sein Eigen genannt, Herr, sein Vater besaß noch über 100 Pferde im Stall, Herr Wohlthäter ...“

„Nun und jetzt?“

„Dermalen ist und hat er nichts, Herr.“

War, hatte, gewesen!! Im Präsens besitzen diese Panies lange nichts mehr. Und trotzdem mußt Du — wenn man Dich auf ein sogenanntes Gut einladet — ein sehr scharfes Auge und eine gute Beobachtungsgabe besitzen, um Dich nicht über den Löffel balbieren zu lassen. Denn der Gutsbesitzer ist dann ganz „Nobel Schani“, wie wir Wiener sagen, wenn er sich auch für den Wagen, der Dich von der Eisenbahnstation abholt, die Pferde und von seinem Faktor die Möbel für die Paradestube ausgeliehen hat. Dafür siehst Du im Salon die Oelgemälde sämmtlicher Ahnen.

Die Polin „hat von allen Reizen“ zwar, ist aber ein affektirtes, kokettes, hochnasiges Püppchen, eine „Grimasznica“ (Poseuse), die sich

sehr gerne die Hand küssen läßt. Französisch sprechen und Klavierspielen, bis elf Uhr vormittags im Peignoir herumlutschen, Liebesbriefe schreiben, eventuell die Männer hintergehen, sind weitaus gesuchtere Beschäftigungen, als in der häuslichen Wirthschaft nachzusehen.

„Mein Mann hat mich nicht geheiratet, um die Köchin zu ersparen", entgegnen sie, wenn man ihren Sinn auf das Wirthschaftliche lenken will.

Mit einem Worte, sie sind — was das Aeußere anbetrifft, für die Liebe und für die Repräsentation wie geschaffen — heiraten möchte ich aber keine!

Da das öffentliche Leben wenig entwickelt ist, die Polen lieber auf den sogenannten Kulkos (Kreisfahrten) ihre reichen Verwandten und Bekannten abgrasen fahren (die vorgespannten Pferde siehe oben!), so ist der Ausländer auf den Verkehr mit Offizieren, Ingenieuren und sonstigen Pechvögeln, die das launenhafte Geschick in das holde Kanaillizien geworfen hat, angewiesen. Statt Cafés giebt es Cukiernias (Zuckerbäckereien), in denen man die giftigsten Schnäpse und süßesten Ciastes (Backwerk) haben kann. In der meist einzigen Restauration der Kreisstadt erhält man nur polnische Küche (Gehorsamer Diener!), mit Spiritus versetztes Bier und den vollkommensten Kunstwein. Der Pole, der von Jugend auf, sobald er das Bett verläßt, vor dem Mittagstische, vor dem Kaffee, vor dem Einschlafen, so oft er einen Bekannten erwischt, kurz, in einemfort Schnaps trinkt, liebt nur starke Weine, vornehmlich feurige Ungarweine, von solcher Schwere, daß ihm nach der ersten Bouteille bereits die Spiritusdämpfe aus dem Magen in den Kopf gestiegen sein müssen. Hat er nach der ersten Flasche Wein keinen Schwips, so ist der Wein schlecht. Aus diesem Grunde wird der nach Galizien importirte Wein von den Produzenten eigens präparirt, stark gemacht, d. h. mit Spiritus, Bleizucker und sonstigen der Verdauung sehr förderlichen Giften vermischt. Selbst in elenden Propinations-Schänken kann man „Tokayer" haben, der natürlich Tokay, überhaupt die Hegyallaya nie gesehen hat, aber von so kolossaler Wirkung ist, daß für einen Fremden zwei Bouteillen genügen, um Nachwehen zu erzeugen, die höchstens durch eine mehrjährige Kur in Karlsbad zu beheben sind.

Mein Urtheil über die Polen mag etwas scharf sein, aber es ist nicht unverdient. Denn vierspännig fahren und nicht einen Penny sein Eigen nennen, hat mir niemals gefallen können.

Eine gewisse mit Heiterkeit gemischte Wehmuth ergreift mich, wenn ich der

Polnischen Juden

gedenke. Ich lache, wenn ich diese komischen, mit langen Kaftans, Fuchspelzmützen und Haarlocken (Beises) geschmückten, hageren, schlotterigen Gestalten vor mir sehe, die so starr und zähe an ihrem Glauben hängen, daß dieser schon an die Grenze des Aberglaubens streift — kann mich dagegen einer gewissen Rührung nicht erwehren, wenn ich mir ihre entsetzliche Armuth, Verkommenheit, Ignoranz und den Schmutz vergegenwärtige. Ihre Häuser haben mit denen des weit

entfernten Italien nur das eine gemein, daß sie keine Anstandsorte besitzen, und jedermann die Nothdurft auf der Straße, auf dem Hofe, oder wo immer verrichtet.

Die Juden bewohnen die schmutzigsten, engsten, übelriechendsten Gassen der Städte. Ihre Vorliebe für dumpfe, räumlich beschränkte Gassen und Häuser ist ja bekannt. (Ghetto in Florenz, Salzgries in Wien, Josefstadt in Prag 2c.). Daß sich die Juden in Galizien so zahlreich angesiedelt haben, ist auf die Zeit der liberalen polnischen Herrscher, speziell auf Boleslaw den Frommen (Mitte des 13. Jahrhunderts) zurückzuführen. Wie immer, spielte auch da das Weib und die Liebe eine hervorragende Rolle. Cherchez toujours la femme! Der leicht entzündliche polnische König verliebte sich in eine wunderschöne Jüdin, die ihn dann so zu beherrschen wußte, daß er den Juden die meisten der jetzt noch geltenden Privilegien ertheilte. Die schöne Sünderin und der schwache Regent stehen bei den Juden in einem besonders guten Geruche.

Ein Rußland und Galizien gemeinsames Spezimen ist der Faktor, eine Art Agent, Zwischenhändler, Diener, Laufbursche, Kellner, kurz was Du willst, wenn Du bezahlst.

Ich sehe Euch im Geiste vor mir, Herrsch Temperaturwechsel, Leiser Stierer, und Mendel Armbruch, Euch Kasern-Faktoren, die Ihr mir Holz, russischen Tabak, Pferde und vor allem Geld für christliche Prozente beschafft habt! Nichts war Euch unmöglich, sofern man etwas Wolle ließ!

Ich erinnere mich an den ersten Kellner des Pariser Restaurant „Aux trois frères Provençaux", der einem reisenden Deutschen auf die Frage: „Was man haben könne", geantwortet hat: „Alles, mein Herr!" Euch setze ich hiermit ein Denkmal aus Dankbarkeit.

Die reichen Juden Galiziens sind — wie überall — sehr gebildet und unterrichtet; ihre hübschen Töchter sind nicht selten das Friedens-Angriffsobjekt der in diesen langweiligen Garnisonen verzweifelnden Offiziere.

Die gefährlichsten Konkurrenten der Juden sind die

Armenier,

ein schlaues, universell gebildetes Volk von großartigem Geschäftsgeiste. Wie vorsichtig man bei Geschäftsabschlüssen ihnen gegenüber sein muß, lehrt uns ein Sprichwort, das warnend besagt: „Ein Armenier ist ärger, als sieben Juden."

Es freut mich, daß ich nach so manchen Schattenseiten etwas Licht berühren kann, indem ich den in Galizien lebenden

Deutschen Kolonisten

meine ungetheilte Bewunderung über die Reinheit ihrer Sitten und den Kulturgrad zolle. Der fleißige Handwerker, der rührige emsige Landwirth, der pünktliche Zahler, der fromme Christ, das ist in Galizien der deutsche Kolonist. Ich kann gar nicht sagen, wie es mich angeheimelt hat, als ich in eine Ortschaft geritten kam und auf der Indikationstafel den deutschen Namen „Mariahilf" las, als ich den

ersten Mann ansprach, und eine deutsche, schwäbelnde Antwort erhielt.

V.

Städte, Dörfer, Häuser.

Große Städte sind in Galizien sehr selten; es giebt beispielsweise nur acht Städte, deren Einwohnerzahl 20,000 übersteigt. Die Hauptstadt Lemberg besitzt 110,000 Einwohner und soll von einem Haliczer Fürsten, namens Leo, um die Mitte des 13. Jahrhunderts gegründet worden sein. Sie liegt wohl abseits der Hauptverkehrsrichtung, ist nicht so glücklich situirt, wie Krakau, aber ihr Handel in Karpathenholz, Naphta und Getreide ist nicht unbedeutend.

Die kleineren Kreisstädte haben insgesammt dieselbe typische Form: einen großen Platz, auf dem täglich ein reger Marktverkehr herrscht. So oft ich vorübergehe, bedauere ich, daß diese Art des Kleinhandels nicht verboten wird. Dem Bauer und der Bäuerin ist es nämlich nicht so sehr darum zu thun, die Erzeugnisse seiner Wirthschaft an den Mann zu bringen, behüte! kommt er doch manchmal mit drei Eiern oder einem halben Zwiebelkranze zu Markte, sitzt aber gerade so lange, d. i. den Tag über auf seinem Plätzchen, als wenn er ein Schwein oder eine Kuh mitgebracht hätte. Es handelt sich bei ihm hauptsächlich ums Faulenzen, Zeit todtschlagen. Damit man ihm diesen Vorwurf aber nicht direkt machen könne, setzt er sich unter dem Titel des Handelns auf den Marktplatz, unterhält sich mit seinen Nachbarn bis Nachmittags, wo er dann den geringen Erlös in Schnaps umsetzt, und mit einem Räuschchen den oft viele Kilometer weiten Heimweg antritt.

An den Marktplatz, um welchen herum gewöhnlich die wenigen ein- bis zweistöckigen Häuser stehen, schließen sich die breiten, ungepflasterten Straßen an, die abwechselnd, je nach der Jahreszeit, von einer Staub- oder Kothschicht bedeckt sind.

Hier und da unterbricht die monotone Häuserfolge ein morscher Zaun, ein mit Waldbäumen bepflanzter Ziergarten (echt polnische Sitte!), oder aber, von einer wahren Wohlthat fürs Auge, das weißgetünchte, solide Häuschen eines deutschen Kolonisten. Die Häuser sind im allgemeinen aus Holz gebaut, selten und schlecht fundirt, auf eine Art Holzbasis aufgesetzt, mit Lehm oder Koth verschmiert und mit sehr kleinen Fenstern ausgestattet.

Wie ein Bauer dem andern, so gleicht auch ein Dorf, eine Stadt der andern. Städte mit hervorstechender, ausgeprägter Individualität habe ich nirgends gesehen.

Auf den Dörfern ist der Wohnungsraum derart beschränkt, daß Menschen und das liebe Vieh zusammenwohnen.

Die sogenannten Edelhöfe der polnischen Gutsbesitzer tragen meist den Stempel der Mißwirthschaft an sich. Sie bestehen aus dem ebenerdigen, defekten Herrenhause, und dazu gehörenden primitiv angelegten Stallungen, Speichern und Scheunen.

VI.

Pferdezucht.

„Ohe iam satis!“
Horaz. Sat, 1, 5, 12.

Die galizischen Pferde genossen seinerzeit einen sehr guten Ruf, und stellten ein starkes Kontingent an Remonten für unsere Reiterregimenter. Doch ist die Rasse, ein polnisch-orientalischer Schlag, durch unvernünftige Kreuzungen degenerirt. Sie sind wohl noch immer sehr leistungsfähig, ausdauernd und genügsam, aber verkümmert, klein und unansehnlich — wenn wir sportmanlike sprechen wollen — in „sehr schlechter Kondition“. Nur die Pferde mancher reichen Juden, und der deutschen Kolonisten erhalten sich noch auf der früheren, besseren Stufe. Auch höre ich die Pferde aus der Umgebung von Sambor, Radautz und Grodek loben, denen Schönheit, und sehr guter, fester Gliederbau nachgerühmt werden. Was die Leistungsfähigkeit betrifft, kommen aber doch noch immer die besten Pferde im Gebirge, an den Hängen des karpathischen Waldgebirges, vor. Dort trifft man auch noch vereinzelte Abkömmlinge der einst weltberühmten Huzuler-Hengste, welche Entbehrungen und Marschleistungen auszuhalten imstande sind, die die Pferde einer nicht trainirten Schwadron zugrunde richten würden.

Frühe Inanspruchnahme der Pferde im allgemeinen, kein Verständniß bei Auswahl der Hengste, gemeinsame freie Weide, endlich der Mangel an Staats-Gestüten sind die Hauptursachen, daß das Pferdematerial so herabgekommen ist. Wir haben nur ein Staatsgestüt in Radautz, und ein Staatshengstendepôt in Olchowce mit Dependenzen zu Drohowyze und Oberwikow.

In manchen Gegenden ist der Pferdeschlag so verkümmert, daß ich mich nicht über den englischen Obersten, welcher Galizien vor Jahren bereiste, wundern kann, der beim Anblick dieser Pferde in seine Reisebeschreibung den Satz aufnahm: „In Galizien giebt es eine Art von Thieren, welche den Pferden ähnlich sehen, und Koniki (polnisch: Pferd) heißen.“ Der gute Mann, dessen Auge englisches Pferdematerial vor sich zu sehen gewöhnt war, konnte nicht daran glauben, daß so herabgekommene Thiere Pferde seien.

Ich bin am Schlusse meiner Betrachtungen angelangt und hoffe, auch mein Scherflein dazu beigetragen zu haben, Galizien näher kennen zu lernen.

Indem ich das Urtheil hierüber der nachsichtigen Leserwelt überlasse, sage ich mit Pilatus: „Was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben.“



Die Brüder von Risch.

Novelle von M. v. Buonas.

Vor einem halben Jahrhunderte hatte das Zugerländchen in der Schweiz noch ein gar vorzeitliches Gepräge. Damals führten von dem Städtchen her noch nicht wie heute bequeme, breite Landstraßen in alle Außengemeinden und nach den Nachbarkantonen. Die Stadt selbst war viel kleiner, öder und unansehnlicher und statt der heutigen, modernen Staatsgebäude, Institute, Villen 2c. hoben sich aus dem braunen Häuserknänel nur die altersschwarzen, massigen Thürme der Kirchen und der Gefängnisse, durch welche letztere Zug infolge seiner mittelalterlichen Hexenprozesse eine traurige Berühmtheit erlangt hatte.

Statt der schnellen Dampfer, die jetzt während der Saison unaufhörlich über den See hinschweben und zahlreiche Touristen aus aller Herren Länder, der lieblichen Königin der Berge, der Rigi, zu Füßen setzen, segelte nur hie und da ein langsamer „Jassen" über das einsame Wasser. Baar und Cham, heute blühende Fabriforte, mit vier- bis fünftausend Einwohner, waren damals noch kleine, aus wenig Häusern bestehende Dörfchen.

Doch eines besaß der Kanton Zug damals schon, nämlich seine landschaftlichen Reize und die Milde seines Klimas. Damals schon prangten die lieblichen Seeufer im Schmucke reicher Obstbaumwälder, ja, war das ganze Land ein Wald oder Garten; winkten Rigi und Pilatus freundnachbarlich herüber, grüßten zwischen beiden die schneeigen Zacken der Alpen, reiften an den sonnigen Abhängen Wein und Edelkastanien und erklangen die Heerdenglocken auf den milden, sonnigen Almen der Berggemeinden.

Frühling war's und Abend. Ueber der Kulm der Rigi schwebten bereits die ersten, leisen Schatten der Dämmerung, während die Fenster des tiefer liegenden Hôtels Staffel im Strahle der sinkenden Sonne blitzten und gleich Sternen in das weite Land hinabglänzten. Auch über den blühenden Bäumen, den grünen Fluren und braunen Häusern der weitläufigen Gemeinde Risch lag noch das warme Rosenlicht des Abends.

Und freundlich beglänzt erschien selbst die rauhe Straße, die von

Cham nach dem höher liegenden Rischergelände führte und hellröthlich und lebhaft erschienen die Gesichter der beiden Männer, die auf dieser Straße dahin schritten.

Sie stützten sich auf dicke Hackenstöcke und führten ein lebhaftes, mit entsprechendem Geberdenspiel begleitetes Gespräch und schienen kein Auge zu haben für das Bild der lieblichen, friedensvollen Natur um sie her.

„Es geht nicht anders, Hannes, Ihr werdet's selbst sehen und erleben, ohne Krieg geht's nicht und das ist das Beste,“ sagte da der kleinere der beiden, eine feste, gedrungene Gestalt, ein „urchiger“ Bauer in grobem ungebleichtem Zwillichkittel und gleichen Beinkleidern, welche bei zwei Zollen nicht auf die groben Schuhe reichten. Eine weiße Zipfelmütze bedeckte das Haupt mit den kurz geschorenen Haaren, und die Stirn, unter welcher zwei scharfe, graue Augen ganz grimmig in die Welt blickten und aus welchen naturwüchsiger Verstand sprach und jener zähe Wille, den man eigentlich auch hartnäckigen Eigensinn, oder, den echten Bauerntrotz nennen könnte.

„Habs schon oft gesagt“, fuhr er heftig fort, „die Herren sind nur „z'flütt“ (feige); mich reuen meine Buben nicht, ging selber mit, wenns drauf ankäm'.“

Der andere schüttelte bedächtig das Haupt; er war offenbar auch ein Bauer, das bewiesen die rauhen arbeitsharten Hände und jenes kräftige Braun in Gesicht und Nacken, das Luft und Sonne, Hitze und Kälte gemeinsam erzeugen. Auch der langschößige Rock verrieth, obgleich er sonntäglich von schwarzem Tuche war, doch die Hand des Dorfschneiders. Aber ein gewisses, undefinirbares Etwas, das sich im ganzen Wesen dieses Mannes, selbst in der edlen, ein wenig geneigten Haltung des Hauptes ausdrückte, ließ auf höhere Bildung, zum Mindesten auf eine, für einen Bauern ungewöhnliche Intelligenz schließen.

Jetzt ruhte der Ausdruck ernsten Sinnens, ja des Kummers auf den kräftigen Zügen, der bei den letzten, kriegslustigen Aeußerungen seines Begleiters noch deutlicher hervortrat.

„Ach Balz“, erwiderte er ruhig, „Du sprichst nur nach Deinem Herzen, aber den Kopf läßt Du aus dem Spiele. — Krieg, Krieg, — das ist bald gesagt und Ihr denkt Euch dabei alle gleich als Telle und Winkelriede, aber Du vergißt, daß in unserem Falle eigentlich alles zweifelhaft ist — unser Recht und noch mehr unsere Aussicht auf Sieg.“

Der Balz schnellte seinen Kopf auf die Seite nach seinem Begleiter und starrte denselben mit dem voll ihm zugewandten Gesichte an, als müsse er sich über den ruhig neben ihm schreitenden Mann vergewissern. „Ihr, Ihr redet so, Hannes, unser Rathsherr?“ rief er zögernd, mit schwer verhaltenem Grolle. „Unser Recht im Zweifel, sagt Ihr?“

Der andere zuckte leicht die Achseln. „Es giebt manche Sache, die klarer ist, als unser Recht“, erwiderte er leise, aber fest.

„Und haben etwa wir katholischen Schweizer nicht das Recht, unseren Glauben zu behalten und uns z'wehren dafür, so gut wir können?“ fragte hitzig der Balz und stieß den eisenbeschlagenen Stock

so heftig gegen die arme Straße, daß der Kies erschrocken rückwärts kollerte.

Doch der „Rathsherr“ schien wenig Notiz von des Balzen Zorn zu nehmen, wenigstens fuhr er in früherer Ruhe fort: „Ich komme ja eben von Zug her, aus dem Kantonsrathe und habe manch für und gegen vernommen und muß offen gestehen, man kann den „Schwarzen“*) nicht ganz alles umstoßen, ich“, . . .

„Werdet doch „bigott“ — nicht selber schwarz geworden sein, Nachbar?“ rief und eiferte der Balz dazwischen.

„Ach Balz“, fuhr jener fort, „die Eidgenossen wollen keine Religion rauben und wenn sie auch die Jesuiten ausgewiesen, so ist damit nicht viel bewiesen. — Und der Krieg! O sieh doch, Balz, den reichen Segen ringsum an, den der Herrgott über unser glückliches Ländli streut, sieh diese Fülle von Blust, diese üppigen, grünen Saaten! Alles, alles vernichtet der Krieg!“

Der Rathsherr war bei den letzten, in wehmüthig erlöschendem Tone gesprochenen Worten stehen geblieben und ließ seine Blicke über die Umgebung schweifen. Rechts dehnten sich grüne Saatenfelder mit blumigen Wiesen wechselnd, die dicht mit mächtigen, herrlich blühenden Obstbäumen bestellt waren. Links des Weges aber lag ein Tannenwald, der nur hie und da bei einzelnen Lücken einen Ausblick nach dem Schlosse Buonas gestattete, das gar freundlich von seinem Hügel herab in den blauen See blickte, welcher von dem letzteren beinahe ganz umgeben, eine romantische Halbinsel bildete.

Plötzlich blieb das Auge des Mannes gespannt auf einer Stelle des Waldes in geringer Entfernung von den beiden haften! — dort, wo an die hohen, dunklen Tannen sich freundlich niedriges, junges, lichtgrünes Buchengehölz schmiegte, wirbelten lustige Rauchringel über das zartgefärbte Blätterdach empor.

„Sieh dort, — Bettler!“ sie kochen grad dort vorn am Wege.“

„Riech' mal, Hannes“, sprach der Balz in gemüthlicherem Tone, indem er die Nase schnuppernd in die Luft streckte, „sollt man nicht grad meinen, es wär Buonaser-Kilbi und man backte Küchlein?“

„Wer weiß“, erwiderte der andere, nun weiter schreitend.

„Die Zeinenfriedels sind da, sammt der Zitherbeth und dem Margottli, die Zitherbeth hat's gestern meiner Frau auch erzählt, wie's überall im Land „umenand“ (umher) gehn; — Krieg, Krieg will's Volk, in Baar, Steinhausen und droben auf 'm Berg, und drinnen im Aegerithal, (die Bettler kommen ja überall hin) thäten die Schwarzen fluchen und verlangen die Rothen den Krieg. Ein „gehöriger“ Mann fürchtet sich nicht und Gott ist über alles. Wir haben Unglück g'nug, daß uns die Erdäpfel schwarz werden, wegen der „Schwarzen.“

Ein stechender Blitz der grauen Augen Balzens zuckte bei diesen geharnischten Worten nach dem Nachbar hin, der sich nun bei ihm durch seine vorigen Aeußerungen den schweren Verdacht erweckt hatte, daß er nämlich selbst ein „Schwarzer“ geworden sei. Doch dieser schritt immer ruhig dahin, nur ein leichtes Lächeln irrte über die ernsten Züge,

*) Spitznamen der freisinnigen, eidgenossenfreundlichen Partei, während diese die ultramontanen Sonderbündler höhnend die „Rothen“ heißen.

als Balz die Kartoffelkrankheit mit der Politik in so nahe Beziehung brachte.

Die beiden Männer waren jetzt an der Stelle des Waldes angelangt, von welcher sie schon vorhin Rauch aufsteigen gesehen hatten, und ein ihnen zwar nicht ganz neues, aber drum eben doch recht phantastisch buntes Bild bot sich ihren Blicken dar:

Auf einer kleinen Lichtung lagerten auf dem moosigen Waldboden eine Menge zerlumpt und schmutzig aussehender Menschen, Männer, Weiber und Kinder, um ein helles Feuer, über welchem ein Kessel mit prasselndem und dampfendem Schmalze hing, in dem fortwährend ein lachendes, braunes Weib Küchlein backte. Aber die Art und Weise dieses Backens versetzte die beiden Männer, namentlich den Balz in lodernden Zorn. In einem großen Topfe hielt ein halbwüchsiger, halbnackter grinsender Range gelben, dickflüssigen Eierteig empor und das Weib zog die unteren Aeste einer jungen Buche herab und tauchte die äußeren Zweige derselben erst in den Teignapf und von da in das siedende Schmalz, um sie dann, nach einigen Augenblicken mit den in gelbbraune Küchlein verwandelten Blättern zum großen Gaudium der ehrenwerthen Gesellschaft wieder emporschnellen zu lassen.

„O Du verwünschtes Bettlerpack“, rief der Balz wüthend, „so geht Ihr um mit den Eiern, dem Mehl und dem köstlichen Nidelanken, den Euch die Bauern schenken?“

Geschrei und Gelächter antworteten ihm. „Ach, da Bauer, kannst ja auch haben, wir haben eben just unsere Kilbi heut und weil wir mit Tellern für die Gäste nicht so versehen sind, haben wir die Küchli halt grad da so aufg'hängt, wie der Herrgott d' Aepfel und d' Birn!“ Ein brauner, schlanker Bursch wars, der so sprechend, dem Balz einen so geküchelten Zweig brach und dicht unter die Nase an seine dreiwöchigen Bartstoppeln streckte. Der helle Schalk lachte aus den schwarzen Augen und selbst die beiden Bauern konnten sich eines halben Lächelns nicht erwehren. „Komm Balz“, sagte Hannes zu seinem Begleiter, „wir gehen, mit halten thun wir doch nicht und danken schön für die Einladung.“ Damit wandte er sich, indem er noch einen schnellen Blick über den Kreis der Schmausenden gleiten ließ, deren Hände unaufhörlich mit Pflücken und Naschen der seltsamen Früchte beschäftigt waren. „Und seht den mächtig großen Krug voll Mehl“, murrte Balz, dem anderen wieder nach der Straße folgend, von welcher sie sich einige Schritte entfernt gehabt hatten. Sie schritten weiter in den sinkenden Abend hinein, ihren nicht mehr fernen Wohnungen zu.

Einige Schritte von der übrigen Schaar der Vaganten entfernt ruhte unter einer einsamen dunklen Föhre ein junges Mädchen, das an der allgemeinen Schmauserei keinen Theil nahm, sondern still sinnend da lag, den nackten Ellenbogen ins Moos, den lockenreichen Kopf auf die Hand gestützt. Ihre braunen, ernsthaften Augen starrten träumerisch in die lodernde Flamme, deren zuckender Wiederschein über das lieblich geformte Gesichtchen und den schönen, jungen Leib spielte. Die junge Dirne war, im Vergleiche mit den übrigen der Gesellschaft, mit auffallender Sauber- und Nettigkeit gekleidet. Ein Rock von grünem Wollstoffe umgab den schlanken Körper und ein gleichfarbiges Band schlang sich malerisch durch die braunen Locken, die in üppiger Fülle

ein bräunliches Antlitz mit fein gebildeten Zügen umgaben und selbst die Stirne, bis herab auf die großen, dunklen, tiefbeschatteten Augen bedeckten. Den Luxus von Schuhen und Strümpfen schien sie freilich zu verschmähen, denn die zierlichen, kleinen Füße waren nackt, aber ruhten so voller Anmuth im weichen Moose, daß es schade gewesen sein würde, wenn der Zwang eines Schuhes diese Reize verborgen hätte.

Unter der schmausenden, in heiterster Laune sich unterhaltenden Gesellschaft befand sich eine runzelige Alte, welche das einsame Mädchen schon längere Zeit beobachtet hatte. Endlich erhob sie sich und entfernte sich unbeachtet, um auf einem Umwege von hinten leise bis zu der Ruhenden heran zu treten, die noch immer träumend ruhte. Die dunkeln, in jugendlicher Gluth lodernden Augen der Alten glitten forschend über die blühende Gestalt vor ihr; dann schüttelte sie langsam die noch schwarzen, von einem alten Tuche halb verhüllten, wirren Haare und sich nieder beugend und das Mädchen mit ihrem hageren Finger berührend, flüsterte sie halblaut:

„Sela, meine Blume, was fehlt Dir? Du ziehst Dich zurück und auf Deinem Gesicht sitzen die Träume der Nacht selbst am hellen Tage! Sela, Sela, verbirg Dein Herz nicht vor mir, — Deiner zweiten Mutter — so träumt man", — die Alte machte eine kleine Pause — „so sinnt und träumt und starrt man . . ."

„Wann, Mutter Beth?" fragte jetzt das Mädchen, indem es das schöne Oval ihres Gesichtes zurück nach der Sprecherin wandte und mit einem Lächeln ihrer Purpurlippen freundlich zu ihr aufschaute — „wann denn?"

Mutter Beths welke Züge verzogen sich zu einem Lächeln, „wenn einem zum ersten Male ein schönes Männerauge zu tief ins Herz hinein geblickt" — sagte sie — „Sela, Du liebst!"

„Meinst, Mutter Beth?" fragte Sela und blickte träumerisch empor zu den Tannenwipfeln, über denen der letzte Schein des Abendrothes glänzte. „Wen denn, Du Allwissende?"

„Ach, denk wohl den flinken Tönel, der sein Auge immerfort an Deinem Gesichte hängen hat," sprach die Alte lauernd.

„Ach der Tönel, Beth, erwiderte Sela geringschätzig und fügte wie ablenkend hinzu, „ach, das kannst Du halt nicht errathen, Mutter Beth."

Doch Mutter Beths Auge heftete sich fester nur auf das von einem Schatten leiser Wehmuth überhauchte Gesichtchen und sich noch tiefer neigend, raunte sie ihr zu:

„Meinst, ich wisse nichts, ich sei blind — meinst, ich habe nicht bemerkt, mit wem Du neulich droben auf dem Rischberge, auf der Bank am Waldrande zusammentrafst und wie Du seither ganz verändert und zerstreut bist und am liebsten mit der Zither klagst und jubelst — o, ich verstehe das, er, der Schöne, der Feine . . ."

Die Alte konnte nicht vollenden, wie ein getroffenes Wild zuckte Sela zusammen und jähe Gluth im Gesichte rief sie: „O schweige, sei still, Beth, um Gotteswillen nenne ihn nicht, die Vögel in diesen Zweigen, die Blumen dort am Wege könnten es hören und seinen Namen verrathen — es ist ja nichts — gar nichts, Mutter Beth, wir haben uns ja nichts gesagt."

„Ha, ha, getroffen hab' ich's", erwiderte Beth, getroffen den

wunden Fleck — Kind, Kind, gefährlich ist der Pfad, verlaß ihn, ich bitt' Dich, wähle den schmucken Sohn des Waldes, doch den andern, den dunkeläugigen Vornehmen, den vergiß!"

Selas Köpfchen sank herab; eine schimmernde Thräne hing an ihrer Wimper — und fiel auf den Busen herab. „Vergiß, vergiß", sagte sie wehmuthsvoll, „vergiß, wo du nichts anderes denken kannst, den ganzen, langen Tag hindurch — ich kann ihn nie vergessen."

„Aber auch nie besitzen", warf die Alte dazwischen.

„Ich weiß es", sprach das junge Mädchen gefaßt. „Mir genügt das stille Bewußtsein, daß er mich lieben würde, wenn er dürfte — O Mutter Beth!" rief das Mädchen voll freudigen Feuers, „ich bin doch so unendlich selig, wenn ich an ihn, an sein liebes, gütiges Wesen, an seine tausend Reize denke."

„Meine arme, süße Sela", lispelte die Alte voll Zärtlichkeit, indem sie sich neben das Mädchen kauerte und kosend die seidenen Locken ihres Lieblings streichelte, „mein Augapfel seit jener Stunde, da Deine sterbende Mutter drunten im Schwarzwalde Dich mir ans Herz gelegt und die Liebe ihres Mutterherzens in das meinige gegossen. Ich trug Dich von Land zu Land, von einem Dorfe und einer Stadt zur andern und oft hab ich gehungert, um Dich speisen zu können. Und Du nanntest mich Mutter und beglücktest mich mit Deiner Liebe und ich war stolz in Deinem Besitze. Zur schönsten Blume des Waldes warst Du herangeblüht und kühne Pläne spann mein Geist. Ich scharrte Geld zusammen für Dich, um Dich nicht mittellos in der Welt lassen zu müssen, falls ich sterben sollte und schmuck solltest Du gekleidet sein, wie die luftigen Traumgestalten, welche einst meiner Jugend Sinn umspielten. Mein höchstes Ziel aber war, Dich einst heimzuführen in mein fernes Vaterland, über welchem eine ewige Sonne lacht, denn Du, mein Kleinod, würdest des Edelsten jenes schönen Landes würdig sein. — Doch jetzt", sie gewahrte schnell die Wehmuth auf den Zügen des Mädchens, — „jetzt würdest Du mir doch nimmer folgen, denn Dein Herz hast Du verloren — hier."

Sela seufzte. „O Mutter, meine Seele schmilzt hin vor Sehnsucht nach ihm."

„Und nie darfst Du Dein Haupt an sein Herz legen — o, wäre ich doch früher geflohen mit Dir, ehe es zu spät war. Armes Kind, Du wirst von des Lebens schönster Sonne nur die Schatten kennen lernen, aus dem Kelche des Liebesglückes nie auch nur nippen dürfen . . ."

„Mutter" rief Sela mit wogender Brust und glühenden Wangen, „höre auf mit diesen Bildern eines Glückes, das ich doch nicht besitzen soll und dessen bloße Ahnung schon so süß ist, daß ich an dieser Wonne der Sehnsucht sterben möchte. — Mutter, morgen will ich ihn wieder sehen! Ich gehe in die Kirche, unbekümmert, ob mich die Leute angaffen werden oder nicht. Ich muß ihn sehen, — sein Anblick ist für mich, was Sonnenlicht und milder Thau für die schmachtende Blume sind!"

„Was fabelt Ihr da zusammen von Sonnenschein, Thau und Blumen? Euch liegt doch die Komödiantensprach im Blut!" rief da plötzlich eine frische, derbe Stimme und als die überraschten Frauen

sich nach dem Sprecher umschauten, kam ein Bursche aus dem Walde daher gegangen, einen dicken Bund gelbe Weiden auf der Achsel tragend. „Lauter Narrheit schwatzt Ihr, komm, Selchen, wir wollen dorthin.“ Damit deutete er nach den Schmausenden und streckte die freie Linke dem Mädchen entgegen. Doch Sela wehrte ihn lächelnd ab und die Alte sprach: „Laß das, Meidli, Michel — ist ein dummes Ding und will lieber daliegen und den Vögeln nachschauen.“

„Meine Zither will ich“, rief nun Sela und sprang auf. In geringer Entfernung lagen unter einer Tanne die Habseligkeiten der fahrenden Waldmenschen auf einem Haufen. Aus einem alten Kasten holte das Mädchen eine alte Zither hervor und setzte sich damit fernab ins Moos.

„Laß das Mädel gehen“, sprach die Alte, indem sie mit dem Burschen zu den Uebrigen zurückkehrte, während Sela die Gefühle ihres jungen Herzens in weichen, seelenvollen Tönen ausklingen ließ.

Erst spät, als die bleiche Mondessichel über die dunklen Wipfel empor schwebte und die Nacht auf leisen Sohlen aus den dunklen Stämmen des Hochwaldes hervor kam, erlosch das Lagerfeuer und wurden die lauten, fröhlichen Stimmen stille.

Auch Selas Spiel verstummte endlich, und als Beth zu ihr hintrat, sprach sie: „Die andern schlafen drüben in des Waldbauers Feldscheune, aber ich, ich mag nicht im dumpfen Stalle, ich will im Freien schlafen, droben bei der Bank unter der Linde, am Waldrande ob dem Rischberge, nur eine Decke möcht' ich.“

„Verwegenes Mädchen“, schalt die Alte, „also dort, wo sein Blick Dein Herz verwundet und wo Du näher beim Rischberghofe bist, seinem Vaterhause; — hättest doch dem Alten einen Gruß aufgetragen, da er heut Abend mit dem Fuchslochbalz vorbei ging.“ Sela entgegnete nichts, sie holte nur aus dem Bündel unter der Tanne eine alte Wolldecke, dann kam sie, umhalste die Mutter stürmisch und war in einigen Augenblicken den Augen derselben entschwunden. Diese humpelte nun allein nach der alten, nahen Scheune, um gleich den andern eine warme Streu zu suchen.

„Das Kind, das Kind“, murmelte sie, „wie soll das noch werden, ich verliere sie noch ganz, alle meine Worte schlägt sie in den Wind. — Unter freiem Himmel schlafen, das ist doch zu toll.“

Eine halbe Stunde später lächelte der milde Sternenhimmel auf ein junges Mädchengesicht herab, das schutzlos fast, auf trockenem Laube, unter den Blumen der Wiese und des Waldes ruhte. Und nach und nach schwebten heran die Genien der Nacht und die erste streute leise und unbemerkt einige Mohnkörner über die Ruhende; die zweite goß die Himmelsgabe der Erquickung und des Friedens über sie; eine dritte wob einen lieblichen Traum mit dem holden Bilde des Geliebten um ihre Phantasie und die letzte endlich, die freundliche, frische Mutter des Morgens, streute blitzende und schimmernde Thauperlen in die langen Wimpern und die Seidenlocken der schlafenden Jungfrau, wie sie solche auch ringsum den Veilchen und Schlüsselblümchen und den zierlichen Blüthen der Bäume in die duftigen Kelche und zwischen die zarten Blätter gelegt.

Sonst blieb alles in tiefer, feierlicher Stille ringsum; ein neu-

gieriges Rothkehlchen war das erste lebende Wesen, das durch die Zweige der Linde nach der Schläferin guckte, als der erste rosige Lichtschimmer über den Zugerberg glänzte.

* * *

Der Rischberghannes war der reichste und angesehenste Bauer der ganzen Gemeinde Risch. Klug, einsichtig und verständig, maßvoll und ruhig zu jeder Zeit, dabei freundlich und hilfreich gegen jeden, war er das Musterbild eines Bürgers. Seine Mitbürger wußten ihn auch zu schätzen und hatten ihn schon als jungen Mann zu ihrem Vertreter in den Kantonsrath gewählt und er hatte dort auch immer wacker seinen Mann gestellt, der mit Kraft und Geschick für die Interessen seiner Gemeinde sowohl, wie des ganzen Kantons eintrat. Auch daheim in den Gemeindeversammlungen hatte keines anderen Wort so viel Einfluß wie das seinige und wenn er zu reden anfing, ward alles mäuschenstill, denn, „der Hannes versteht was und was er sagt, hat Hand und Fuß und kurz und bündig bringt er's her und bisweilen schneidig und derb, wie sichs gehört."

Eine Freude aber war es, den Hannes zu sehen daheim, wie er waltete und schaltete auf seinem Hofe im Kreise seiner Familie und des Gesindes. Mit herzlicher Liebe hingen sie alle an ihm und sein Weib, die Lisabeth, machte zwar nicht viel Worte über ihren Mann, aber, daß er ihr Stolz und ihr Glück war, das sah man ihr an, wenn sie an seiner Seite am Tische saß, oder seinen Befehlen oder Weisungen lauschte, die er in seiner klaren, bündigen Weise an sie, oder an die Untergebenen richtete.

Zwei blühende Knaben hatte sie ihrem Manne geschenkt. Beide gesund und wohlgebildet; beide gut und klug und dennoch so grundverschieden.

Eigentlich deutete schon ihr Aeußeres auf die Verschiedenheit ihrer Naturen; Franz, der Aeltere, war schon mit jungen Jahren ein strammer, kecker Bub, der schon bald einen Knecht ersetzte und den Dienstboten durch gesetztes, ruhiges, an den Vater ermahnendes Wesen 'zu imponiren wußte, dabei muthig und lebhaft und stets aufgelegt zu heiteren Knabenspielen. Kein Baum war so hoch, er erkletterte ihn, kein Graben so breit, er schwang sich darüber und selbst des Vaters Stutzen hatte er schon probirt und damit richtig eine Elster von einem Baume geschossen. Das war da ein Jubel gewesen. „Franz, Du wirst ein Schütze", hatte der Vater gesagt und stolz auf seinen ältesten Sohn geschaut, dessen blaue Augen freudig leuchteten.

Josef aber, der jüngere, hatte den todten Vogel aus des Vaters Hand genommen und voller Mitleid das schöne, glänzende Gefieder gestreichelt. „Armer Vogel, hast sterben müssen — ach, sieh doch Mutter, wie traurig ist der Blick der erloschenen Augen des armen Thierchens." So sagte der Knabe und legte den kleinen Leichnam auf der Mutter Schoß.

So eben war der Josef, mild und sanft und nicht imstande, ein Würmlein zu kränken, eifrig zu allem Guten, lernbegierig, sorgfältig, empfindsam, der Liebling seiner Mutter.

„Mein Josef ist zu etwas höherem bestimmt“, dachte dieselbe oftmals im Stillen bei sich, wenn sie die feingeschnittenen, blühenden Züge des schönen, schlanken Knaben betrachtete, der nicht das derbe, kräftige Wesen seines Bruders hatte. Fröhlich und hell lachten die blauen Augen Franzens in die Welt hinaus, während die großen, dunklen, von seidnen Wimpern beschatteten Augen Josefs den Schwärmer verriethen. Stundenlang konnte dieser Knabe durch den Wald schweifen, dem Rauschen der Blätter und dem Gesange der Vögel lauschen und träumend in die eilenden Wolken oder den wellenbewegten See blicken.

Eine große Freude war es für die beiden Knaben, wenn, was mitunter geschah, ein Trüpplein Bettler auf dem Hofe erschien und um „Statt und Platz“ für eine Nacht oder auch ein paar Tage und Nächte anhielten. Da wurden den Bauernbuben die Künste des Korbflechtens oder des Kesselflickens enthüllt und während Franz mit den Buben die Kraft und Schnelligkeit der Glieder maß im kecken Spiele, lauschte Joseph den Erzählungen der Männer und Frauen und erlauschte von ihnen das Verständniß ihres Gaunerjargons.

Das größte Vergnügen aber hatten die Knaben und namentlich Josef, wenn die alte Zitherbeth kam. Die Zitherbeth grub heilsame Wurzeln und Kräuter, hausirte mit kleinen Büchelchen, in denen hübsche Geschichten standen, die sie oftmals den Kindern erzählte.

Dann aber hatte die Alte noch zwei Anziehungspunkte an sich. Ersteres war eine flache, hölzerne Truhe, in welcher jenes Ding war, nach welcher man sie nannte, eine Zither. Wie hielt Josef den Athem an, wenn das alte Instrument seine seltsamen, süßen Töne erklingen ließ. Die Zitherbeth hatte früher die Kunst erlernt, denn man erzählte sich, daß dieselbe vor langer, langer Zeit als gefeierte Künstlerin in ihrer Heimat auf den Bühnen geglänzt habe. Die Zither schien fast das Einzige, was sie sich aus jener Zeit des Glanzes gerettet haben mochte.

Der andere Gegenstand der Freude für die Buben aber war ein kleines, hübsches Mädchen, das die Beth bei sich hatte. Die kleine Sela war gar ein allerliebstes Spielzeug für die Jungen, zumal sie immer sauber und zuweilen auch recht phantastisch angezogen war. Selbst der viel gleichmüthigere Franz hatte seine Freude an dem Kinde und es machte ihm Spaß, wenn er seine dicken, rothen Finger in ihr weiches, krauses Haar stecken konnte, daß die seidnen Fäden sich fest um dieselben wickelten. Der Josef aber hatte einen innig treuen Freundschaftsbund mit der kleinen Sela geschlossen, hatte ihr zwei Bildlein, eine buchsene Haselnußschraube und sogar ein gleich reinem, feinem Golde glänzendes Ringlein geschenkt, das er extra für sie an einer Buonaser Kirchweih gekauft hatte.

Der Pfarrer zu Risch unterstützte beim Vater die geheimen Wünsche und Gedanken Frau Lisabeths betreff ihres Josef nach Kräften und rieth, den Knaben studiren zu lassen, da derselbe so viel Talent zeige und sich schon hinsichtlich seines zarten Körperbaues weniger zu einem Bauer eigne, als Franz. Auch wußte er nicht genug das fromme, sinnige Gemüth des Knaben zu rühmen. Nie habe er noch einen so andächtigen Altardiener gehabt und er habe oft beobachtet, wie das junge Herz für alle hohen, edlen Regungen empfänglich sei.

Der Hannes wars zufrieden und so ward Josef zum Studium bestimmt. Nicht ohne heiße Thränen schied er von Mutter und Bruder, um in Begleitung des Vaters, den Weg nach Maria Einsiedeln anzutreten; denn in dortiger Klosterschule sollte er die Schätze des Wissens erringen.

Jahre flogen vorüber; der „Student“ Josef kam jeden Herbst in den Ferien nach Hause und brachte jedes Mal die herrlichsten glänzendsten Zeugnisse mit sich. Er war in der That ein Jüngling, an welchem Gott und Menschen ein Wohlgefallen haben konnten. In der edlen Bildung seiner blühenden Züge, in der anstandsvollen, bescheidenen Haltung seines hoch aufgeschossenen Körpers, prägte sich der Adel seines Geistes aus. Franz, weit entfernt den strahlenden Bruder zu beneiden, freute sich vielmehr über dessen Vorzüge. Freilich hätte auch ein weniger ruhiges und gutmüthiges Herz, als der gute Franz es besaß, der brüderlichen Anhänglichkeit und Liebenswürdigkeit nicht widerstehen können.

Eines schönen Herbstnachmittags langte eine Truppe Bettler auf dem Rischberge an; sie boten Körbe feil und baten um Nachtherberge. Die Zitherbeth mit Sela befand sich auch dabei. Student Josef hatte die Kleine, die jetzt schon ziemlich groß war, nie wieder gesehen und jene Kinderfreundschaft völlig vergessen. Jetzt, da er sie so unverhofft und in so ungeahnter Lieblichkeit wiedersah, erwachte seine frühere Zuneigung zu dem schönen Kinde aufs neue. Er ging auf sie zu und reichte ihr mit alter Herzlichkeit die feine Hand. „Wie groß und schön Du geworden bist, Sela“, sagte er voll aufrichtiger Freundlichkeit, indem seine schönen, glänzenden Augen unbefangen, bewundernd auf dem Mädchen ruhten. Sela aber war schüchterner geworden.

Das war doch ein zu großer Unterschied zwischen diesem vornehmen Studenten und dem Knaben Josef im Zwillichkittel. Erst als Franz mit allerlei Scherzreden den Mittler machte, thaute sie allmählich auf und bald genug war das alte Verhältniß hergestellt. Auf den leicht empfänglichen Jüngling machte das holde, natürliche Wesen und die auffallende Schönheit des Mädchens einen mächtigen Eindruck. Als sie fort ging, nahm sie sein Herz und seinen Frohsinn mit sich und ganz betrübt gestand er seinem Bruder, daß er das Bild Selas nicht aus seinem Gedächtniß bringen könne, wie sehr er sich auch bemühe, sie zu vergessen.

„Du Thor“, erwiderte Franz in seiner gutmüthig derben Weise, „was ficht Dich das „Meitschi“ an, ist so ein braunes Ding und wär nur traurig, wenn's keine schöneren gäb.“

„O Bruder, hätte ich Dein ruhiges, gleichmüthiges Herz, wie glücklich wäre ich!“ so seufzte Josef. — — —

Wieder sind Jahre vergangen; auf dem Rischberge wohnt die glücklichste Mutter. Ihr Josef ist Primitiant und heute, es ist Sonntag Morgen, wird er in der festlich geschmückten Pfarrkirche zu Risch dem Herrn das erste heilige Meßopfer darbringen. Jetzt aber liegt er drinnen in der „schönen“ Stube vor seinen Eltern auf den Knieen und bittet sie in kindlicher Demuth um ihren Segen zum heutigen Feste. In den Augen der glücklichen Mutter schimmern Thränen der Rührung, während der Vater ein ernstes, gütiges Vaterwort an den

geistlichen Sohn richtete. Voll heiliger Gefühle ist der Jüngling in den gottgeweihten Stand getreten und so hoch gehen die Wogen seiner frommen Begeisterung, daß alle Freuden und Genüsse der Welt, die sonst doch der Jugend Sinne umgaukeln, ihm wie ein fern abliegendes, längst vergessenes Land erscheinen. Nichts mehr hat Raum in seinem Herzen, als die glühende Hingabe an seinen hohen Beruf und der Eifer für das Seelenheil seiner Mitmenschen.

Bald tritt er auch seinen Wirkungskreis an. Eine der Berggemeinden hat ihn zu ihrem Kaplan gewählt und froh begrüßte man ihn auf dem stillen, hochgelegenen Gebirgsdorfe.

Bald ist er der Liebling des Volkes. Wenn er, auf der Kanzel stehend, das schöne Auge voll Feuer, das Angesicht strahlend im Glanze edler Begeisterung, seine Worte gleich glänzenden Perlen von seinen Lippen fallen ließ, dann riß er alle Herzen mit sich. Und wie innig und gütig war er im Beichtstuhle, wie eifrig und tröstend, ermuthigend am Kranken- und Sterbebette und endlich wie so voll liebenswürdiger Anmuth im persönlichen Umgange!

Sein Bruder aber, der Franz auf dem Rischberg, ist noch seines Vaters Sohn geblieben, wie ehedem. Zwar ist er inzwischen auch in die Gemeindebehörde gewählt worden; ist er doch so ganz seines Vaters Abbild in allem. Aber sonst lebt er still und gelassen dahin. Nicht einmal um die Mädchen kümmert er sich, obwohl dagegen diese sich genug um ihn kümmern. Keine Einzige kann sich vom Rischbergfranz einer besondern Gunst rühmen. Wenn's eine wär, müßte es schon die Sela sein, denn um die ist er ein ganz anderer. Da ist er wie verwandelt. Die lautere Verliebtheit schaut ihm aus den ehrlichen Blauaugen und sein hübsches, männliches Gesicht kann sogar erröthen, wenn Selas dunkle Sirenenaugen ihm begegnen. Ja, seinem Bruder gestand er einmal, daß er keine andere als die Sela heiraten könne.

Wie hat da der Josef dem armen Franz den Text gelesen! „Du mußt diese Neigung bekämpfen, Bruder, sagte er, das Mädchen ist ja, glaub' ich, eine Heidin oder Jüdin. Siehe Bruder, Du weißt, ich selbst liebte das schöne Geschöpf als Student und glaube mir nur, nicht ganz leicht habe ich dem schönen Jugendtraume entsagt, aber ich hab's doch gethan, als ich mit meinem Berufe Ernst machte und jetzt, nachdem ich dem Himmel meine Liebe geopfert, jetzt ist es ganz ruhig in mir."

„Aber" sagte da der Franz halb lachend, halb verdrießlich, „hab' ich denn gesagt, daß es in mir unruhig sei? Keineswegs! Ich trinke darum keinen Schoppen Most weniger und esse keinen Löffel Mehlsuppe minder. Aber gleichviel, die Sela müßt' es schon sein, wenns eine sein müßt', ich kann nichts dafür. Aber wie gesagt, da ich selbst nicht unruhig bin, so braucht es auch kein anderer zu sein, Bruder Josef." Der aber schaute dem Davonschreitenden kopfschüttelnd nach.

Da kam das Frühjahr, in welchem wir uns zu Anfang unserer Erzählung befanden.

Der Pfarrer zu Risch war alt und schwach geworden und bedurfte eines Vikars. Da erfüllte sich denn der innige Wunsch der Leute auf dem Rischberge und Josefs selbst. Er durfte in seiner eigenen Heimat,

seinem lieben Risch, in der Nähe der lieben Seinigen im Dienste Gottes wirken. Wie glücklich schätzte er sich!

Oft, an freundlichen Nachmittagen, wandelte er langsam nach dem lieben Vaterhause. Der nächste Weg nach dem Rischberghofe führte über eine mäßige Anhöhe zu einem Walde hin und diesen entlang. Dort, wo der schmale Pfad in schneller Biegung sich dem Walde zuwandte, stand auf freiem Platze eine Linde, an deren Stamm eine alte kleine Bank zum Ruhen einlud. Der junge Geistliche liebte es, hier zu sitzen und das Brevier zu lesen, oder auch, seine Blicke über die liebliche, im reichsten Blüthenschmuck prangende Gegend, auf die man einen schönen Ausblick hatte, schweifen zu lassen und dabei alten, lieben Jugenderinnerungen nachzuhängen. Träumen, das that er eben immer noch gern.

Eines Tages fand er das trauliche Plätzchen schon besetzt. Eine weibliche Gestalt war es in einem hellfarbigen Kleide, das gar nicht der Landestracht entsprach. Doch sogleich stieg eine Ahnung, wer es sein möchte, in ihm auf und, näher gekommen, sah er, daß sie ihn nicht getrogen. Sela wars, das Waldmädchen. Als sie ihn auf sich zukommen sah, erhob sie sich eilig und wollte sich mit kurzem, ehrerbietigem Gruße entfernen. Doch er winkte ihr, zu bleiben. Eine geheime Freude am alten Traume, den er ja so ganz besiegt, erwachte urplötzlich in ihm. Er wollte sie doch wieder einmal sehen. — Er setzte sich nach seiner Gewohnheit auf die Bank und sprach freundlich zu der vor ihm Stehenden: „Schade, daß die Bank da so klein ist, daß wir nicht beide zugleich darauf Platz haben. Wir wollen nun wechseln; bin ich ein Weilchen geruht, dann gehe ich und trete den Platz wieder an Dich ab."

„O", sagte sie, „ist nicht nöthig, hier ist noch viel Platz und der ist gut genug für mich." Damit setzte sie sich vor dem Jugendfreunde auf den Rasen und schaute halb zutraulich, halb befangen zu ihm auf.

„Wie geht's Dir, Sela?" fragte er.

„Na, wie geht's! Wies eben unsereinem gehen mag. Bin ein armes Meidli, hab schon oft zu einem Bauer in Dienst gewollt, aber Mutter Beth wills nicht zugeben und sie verlassen kann ich auch nicht. Sie ist ja die einzige auf der Welt, die mich lieb hat", so sagte sie im Tone stiller Wehmuth.

„Ja, die Beth hat immer gut für Dich gesorgt, damals schon warst Du immer so gut angezogen und genährt. Ich sehe Dich noch jetzt vor mir, wie damals."

„Ja damals", erwiderte sie und ein schneller, heißer Blick streifte scheu und flüchtig zu ihm hinauf. „Ich hätte damals schon mehr ans Lernen denken sollen. Lesen kann ich zur Noth und schreiben auch. Mutter Beth hat michs ein wenig gelehrt."

„Und beten, Sela?" fragte der junge Geistliche mild besorgt.

„Beten thu ich auch, Herr Vikar", sagte sie eifrig, „ich bete immer, morgens und abends."

Was sie wohl beten mochte, dachte sich Josef. Er erinnerte sich, gewußt zu haben, daß ihre Pflegemutter der jüdischen Konfession angehörte. Daß aber dieses Mädchen da, das er einst ja doch geliebt und mit dem er als Knabe so oft gespielt, nicht katholisch sein sollte,

das ging ihm nahe. Es hatte nun eine Pause in der Unterhaltung der beiden gegeben, während welcher er das Mädchen betrachtete, wie sie da so vor ihm am Boden saß. — Ihre schönen, prachtvoll glänzenden braunen Haare wallten in reichen Locken ihr auf die runden Schultern und den Rücken hinab. In den feinen Zügen des bräunlichen Antlitzes ruhte der sinnige Ernst des reifenden Weibes. Das hellgrüne Kleid umschloß enge die reizende Gestalt, während der schlanke, runde Hals unbedeckt war.

Nur ein schmales, rothes Seidenbändchen schlang sich lose um denselben und war im Nacken geknüpft. Vorn an diesem Schnürchen hing irgend ein Schmuckgegenstand, den man aber selbst nicht sah, da er in den Ausschnitt des Kleides gefallen war, dessen Rand sich vom Halse weg hob, weil sie beide Arme lieblich verschlungen, in den Schoß stemmte. Ob wohl ein Kreuzlein an dem Bändchen hing, hätte er wissen mögen und ein nicht ganz diskreter Blick folgte der Senkung des Seidenschnürchens — und richtig, er sah einen Gegenstand und — welch' einen — ein Ringlein war's und er erkannte dasselbe auch sofort — sein Ringlein, das er ihr einst in holder Freundschaft geschenkt — das hatte sie bewahrt und trug es als liebes Andenken über ihrem Herzen. — Armer Josef! Welch eine Sturmflut allmächtig ihn in ihre süßen Schauer hinreißenden Wollust durchwogte da urplötzlich sein ganzes Wesen! — Welchem mächtigen Zauber erlag er? Blässe und Röthe wechselten auf seinem Gesichte in fiebernder Hast und wie trunken blickte er herab auf das schöne Weib zu seinen Füßen, das ihn anschaute und in ahnender Befangenheit das dunkle Auge verwirrt senkte vor der Glut, die aus den Augen des jungen Mannes brach. Er faßte sich mühsam zu den Worten: „Ich gehe nun, Sela, vielleicht sehen wir uns wieder — leb' wohl!"

Und wie im Taumel schritt er hastig von dannen und bald nahm ihn das wohlige Dunkel des Waldes auf. Aber der Josef sah nicht den Wald und nicht den Weg — er wandelte ziellos dahin, und sah nur stets die liebliche Gestalt Selas, ihr dunkles schmachtendes Auge, ihre feingeschnittenen Lippen und sein Ringlein an ihrem süßen Busen. Seine Stirn glühte, seine Schläfe zuckte. Müde, halb betäubt kam er endlich nach Hause. Er schloß sich in sein Studirzimmer ein und warf sich vor dem Bilde des Gekreuzigten auf die Kniee und betete. Dann ward er allmählich ruhiger, allein das sinnberückende Bild des üppig schönen Weibes, das ihn liebte, war ihm gefolgt aus dem hohen weiten Waldesdome, zwischen die engen Wände seines Gemaches. Es lächelte ihn an und versenkte sein Herz in ein Meer von Wonne, vor welchem sein Gewissen sich entsetzt aufbäumte. Umsonst, umsonst! Das Faktum, das entsetzliche war da: Ein Weib, ein irdisches Weib aus Fleisch und Blut gebildet, erfüllte sein Herz und seine Phantasie ward nicht müde, ihm Selas Zauberreize in stets wechselnden, glühenden Farben vor die erregten Sinne zu malen.

Eifriger denn je gab er sich dem Studium hin, feuriger stiegen die Gebete aus seiner bedrängten Brust zum Himmel empor und mit ascetischer Strenge versagte er sich jedes, auch das harmloseste Vergnügen. Bußgürtel trug der Arme unter seinem feinen Hemde und gar oft, wenn er stundenlang im Gebete auf dem Boden seines

Schlafzimmers gekniet, peinigte er den erschöpften Leib noch mit Ruthenstreichen.

Wohl rann oft sein Blut aus den Wunden, aber das Mädchenbild vermochte er nicht hinweg zu peitschen. Reizvoll lockend stieg es vor seinem Geiste auf, mitten in brünstigem Gebete, des Nachts im Traume umgaukelte es ihn, ja selbst im Hause Gottes, vor dem Allerheiligsten schaute ihr sanftes Auge ihm entgegen, lächelte der wonnige Mund ihn an.

Er verzweifelte an sich und ein Gefühl tiefsten Unglückes bemächtigte sich seiner, das seltsam mit dem heißen Jubel kämpfte, der sich so unverwehrbar durch sein Wesen ergoß, wenn er sich an Selas Liebe zu ihm, an sein Ringlein an ihrem Herzen erinnerte.

Er besuchte die Seinigen auf dem Rischberge selten mehr und wenn er es noch that, so mied er jene Bank unter der Linde, welche für ihn so verhängnißvoll gewesen war. Er wollte sie nicht wieder sehen.

Und dennoch sah er sie wieder. — Auf der Kanzel stand er und in heiliger Begeisterung erklärte er seinen Zuhörern das Wort des Heilandes: „Wer mir nachfolgen will, der verlasse Vater und Mutter und alles, was er hat und folge mir nach.“ Da — auf einmal, stockte das Wort, das sonst so herrlich von seinem Munde floß — auf seinen Lippen und er erblaßte. Dort, gerade ihm gegenüber, auf der Empore hatte er plötzlich ein Antlitz gesehen, dessen Anblick seine Zunge lähmte. Sela wars, den thränenvollen Blick auf ihn geheftet.

Besorgt blickten die Zuhörer zu dem verehrten Prediger empor. Was war ihm begegnet? Warum bedeckte Blässe die frischen Wangen und was bedeutete der Schweiß auf seiner Stirn? Gewiß war er unwohl, ein Schwindel vielleicht! Doch er faßt sich und fährt fort, aber seine Stimme klingt wie gebrochen und die vorige Begeisterung ist verflogen.

„Der arme Herr ist krank“, flüsterte man ihm nach, als er endlich von der Kanzel stieg und in der Thüre der Sakristei verschwand.

Auch der Bruder, der Franz, hatte betroffen und besorgt auf Josef geschaut.

„Er muß plötzlich erkrankt sein“, dachte er bei sich und während des Hochamtes sann und grübelte er über das Wesen des Bruders nach, das ihm nun auf einmal ganz verändert erschien. Sein stilleres Wesen und die damit wieder im Widerspruch stehende, zeitweilige Heiterkeit, die nervöse Hast, der heiße Glanz seiner Augen — kein Zweifel, der arme Bruder war krank. Wie gut, daß weder Vater noch Mutter in der Predigt gewesen, wie würden sie sich ängstigen. So sann und klügelte Franz und betete schließlich für den kranken Bruder ein herzhaftes Vaterunser.

Nach dem Gottesdienste aber suchte er denselben auf, erwartete ihn in seiner Wohnung und gedachte ihn gehörig über seinen Zustand zur Rede zu stellen.

„Du bist krank, Josef, kränker als Du glaubst“, redete er ihn in seinem zärtlich strengen Tone an, „jetzt lächelst Du und willst mirs ausreden, als ob man es heute nicht gesehen hätte und als ob jetzt nicht in allen Häusern dasselbe gesagt würde. Krank bist Du und

das längst. Bist nicht mehr der gleiche, bist magerer geworden und wenn Du's zehnmal leugnest. Wahr bleibt wahr; Du überthust Dich mit Studiren und was weiß ich! Hast ja nicht einmal mehr Zeit, uns zu besuchen. Werd's dem Vater auseinandersetzen, wie's ist mit Dir."

„O beruhige Dich, Franz", erwiderte Josef, „es war nur ein leichter Schwindel und hat nichts auf sich; jetzt ist mir wieder ganz wohl; der Schrecken machte mehr, weil's g'rad auf der Kanzel war, das muß Dir doch einleuchten."

„Einleuchten", rief da Franz in seiner vorigen Weise, indem sein Blick zufällig durch das Fenster auf die Straße fiel. Dort erschien, als eine der letzten der Kirchenbesucherinnen, soeben ein junges Mädchen, das Franzens ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. „Die Sela", rief er da plötzlich aufspringend und nach seinem Hute langend. „Gehe, Bruder, werd' mit dem Meidli gehen, pfleg' Dich, werd's dem Vater und der Mutter sagen, wegen Dir, leb' wohl und komm' bald 'mal auf den Rischberg."

Und fort war er! O Egoismus der Liebenden! Er kümmerte sich in diesem Augenblicke weniger um den erblassenden Bruder, sondern sein Sinnen ging nur auf das schöne Mädchen, das er vor der Wohnung Josefs erwartete und an dessen Seite er glücklich wie ein Fürst dahin schritt.

Der andere aber stand am Fenster und hatte den Blick Selas aufgefangen, der scheu zu ihm aufzitterte und stöhnend schaute er den beiden nach, bis sie seinen Blicken entschwunden waren. Da fiel sein Auge auf ein Schwalbenpaar, das schnäbelnd vor ihm auf einem freien Stützbalken saß, der das schützende Vordach hielt. Auch das junge, an seinem Nestchen emsig arbeitende Vogelpaar erbitterte ihn, er trat hinweg.

„Alles liebt und küßt sich und baut sich Nestchen, nur ich nicht, und ich vergehe vor Sehnsucht. Ich bin ein Elender! Für krank hält man mich! Nein, nein, nein, ich werde mich bezwingen."

* * *

Derselbe Frühling zeichnete sich durch eine erstaunliche Fülle von Obstblüten aus. Aepfel, Birnen, Kirschen suchten sich gleichsam überbieten zu wollen. Das ganze Ländchen, das sich rings um den schimmernden See schmiegte, glich einem Märchengarten, so paradiesisch lieblich war es zu schauen. Man hätte die freien Bewohner und Besitzer dieses schönen Landes für glücklich halten sollen; aber ach, sie waren weit entfernt, es zu sein. Krieg, jammervoller Bruderkrieg stand vor der Thür und wie die Windsbraut vor der vernichtenden Lawine, so lag das Ungeheuer schon in der Luft und streute auf die Gemüther der Menschen schon jetzt seine Schrecken.

Für ihren guten, alten Glauben bangten die frommen Zuger und mit voller Begeisterung gedachten sie, ihr Schutz- und Trutzbündniß, das sie mit den andern katholischen Kantonen geschlossen, mit bewaffneter Hand gegen die übrigen Eidgenossen zu vertheidigen. Und wie es immer war bei Zwisten, welche die Verschiedenheit der religiösen

Ansichten erzeugte, so war es auch hier. — Fanatismus bemächtigte sich der Köpfe und Herzen. Groß war die Aufregung unter dem Volke und wo sich zwei Bauern trafen, bildete der Krieg fast das ausschließliche Thema ihres Gespräches. Gleichgiltig sahen sie den reichen Gottessegen, den die blütenvollen Obstbäume verhießen; lässig ward die Bestellung des Feldes besorgt; die feurige Jugend hätte lieber jetzt schon zu den Waffen gegriffen. Freilich fehlte es auch nicht an Kühleren und Besonneneren. Es gab auch überall heimliche und offene Anhänger der freisinnigen Partei, und solche, die zwar treu zum Sonderbunde standen, aber doch mit ernster Sorge einem Kriege entgegen sahen, da sie die Unmöglichkeit eines Sieges gegen die übermächtigen und wohl geführten Eidgenossen voraussahen.

Zu diesen letzteren gehörten auch der Rischberghannes und sein Sohn Franz. Umsonst goß Josef seine ganze Begeisterung für die Sache der Religion in seine Unterredungen mit Vater und Bruder. Wie sie waren, so waren sie! An diesen ruhigen, harmonisch entwickelten, gleichsam abgerundeten Charakteren glitten seine hitzigen Aufreizungen kraftlos ab. Ja er mußte sich sogar noch Verweise von seinem Vater gefallen lassen. Wohl war Josef über die Unzufriedenheit des geliebten Vaters innig betrübt, allein, die Autorität seiner geistlichen Vorgesetzten, das Wohl der Kirche, das er gefährdet glaubte, ging ihm über den Gehorsam gegen seinen leiblichen Vater, und obgleich auch sein eigenes, gütiges Herz vor den Schranken des Krieges zitterte, sein Verstand den Ansichten von Vater und Bruder beipflichten mußte, so hielt er sich doch verpflichtet, für die Interessen der Kirche nach Kräften und mit Hintansetzung aller andern Menschenrechte und Pflichten einstehen zu müssen und da er nun nicht indirekt durch Vater und Bruder für die gute Sache wirken konnte, so that er es um so eifriger direkt von Kanzel und Beichtstuhl aus, ohne sich durch die Kluft, die sich zwischen ihn und die Seinen drängte, beirren zu lassen.

Eines Abends erschien Franz bei ihm. Ein Freudenstrahl zuckte durch sein Herz, denn lange schon nun war sein Verkehr mit denen zu Hause eingestellt worden. Franz hatte ein Krüglein Bienenhonig mitgebracht, als ein Geschenk von seiner Mutter, die manchmal aus Heimweh und Schmerz um Josef weine.

Der Priester zerdrückte eine Thräne in seinem Auge. „Dank Euch", sagte er mit Wehmuth.

„Brauchst nicht zu danken", sprach da Franz etwas herbe. „Wäre g'scheiter, wenn Du g'scheiter wärst und auf den Vater hören würdest, als nur immer die Leute mit Deinen Brandreden zum Krieg aufhetzen. Du solltest doch wissen, daß der Krieg für ein Volk ein großes Unglück ist, zumal, wenn man ihn noch verspielen müßte, wie's fast nicht anders sein kann."

„Gott wird der guten Sache den Sieg verleihen", erwiderte Josef mit Salbung.

„Es ist aber nicht ganz gewiß, ob es eine „gute" Sache ist, für die wir unsere Haut zu Markte tragen sollen", fiel Franz bitter ein, „ich sehe das nicht ein, der Sonderbund wird wohl doch verfassungswidrig sein, wenigstens untergräbt er das gegenseitige Vertrauen des

Schweizers zum Schweizer und säet Parteisucht. So lange man uns unsere Kirchen und Priester läßt, sehe ich keine Religionsgefahr und darum wär's wohl noch früh genug, sich zu wehren, wenn man den Glauben ernstlich bedroht sähe. Und Du Josef thust doppelt Unrecht. Du opferst Vaterland und Kindespflicht einem leeren Wahne — denn ein Wahn ist's, daß Du Gott und der Religion einen Dienst leistest. Vielleicht ein paar heißköpfigen Priestern, die nicht einmal Schweizer sind und klüger und weniger ideal als Du und ganz andern Zielen nachstreben, als der Ehre Gottes."

Der sonst so gleichmüthige Franz hatte sich in Wärme geredet. Sein Auge leuchtete im sieghaften Glanze der innern Ueberzeugung und seine stattliche Gestalt schien noch größer geworden zu sein, so hob ihn das stolze Bewußtsein seiner geistigen Klarheit und Freiheit.

Tiefer Schmerz aber lag auf Josefs schönen Zügen. „O Bruder", rief er mit bewegter Stimme: „Frevle nicht gegen unser höchstes Gut, unsern Glauben. O, besser kein Schweizer zu sein, als in inniger Freundschaft mit den Abgefallenen, den kostbarsten Schatz selbst der Gefahr des Verlierens aussetzen. Besser sterben von feindlichen Kugeln, als den Glauben, den einzig wahren, verlieren."

„Du rasest gegen die Vernunft, gegen Dich selbst", rief Franz mit einer abwehrenden Handbewegung.

„Da hast Du recht, Bruder", antwortete Josef mit sinkender Stimme. „Wer seine eigene Natur ertödten muß, der rast freilich gegen sich selbst und kann leider auch keine Rücksicht auf die Bande des Blutes mehr nehmen."

„Thor, der Du bist", entgegnete Franz beinahe mitleidig, „die Natur kannst Du nicht vernichten — sie wird Dich besiegen oder — sich rächen. Die Natur hat ja Gott erschaffen und daran solltest Du erkennen, daß Du sie nicht verleugnen darfst — aber was spreche ich, nicht um Dir zuzusprechen bin ich ja eigentlich hergekommen, sondern, um mir von Dir zusprechen zu lassen — Josef, ich will beichten."

Das Auge des bleichen Priesters blickte überrascht auf und ein fast ungläubiges Lächeln irrte über die todesernsten Züge.

„Ja, schau mich nur an", fuhr Franz halb lächelnd fort, „bin nicht so ein ganzer Ketzer, wie Du meinen möchtest; möcht' Ordnung haben in meinem Gewissen, bevor der Tanz losgeht — hab' Unruh im Herz drinn, und da denke ich, Du wirst mir wohl ein gut Wörtli drauf sagen — das hast Du ja studirt."

„Nicht Gelehrtheit und menschlichen Trost sollst Du beim Stellvertreter Gottes suchen, sondern Verzeihung der Sünden und Kraft zur Lebensbesserung", sprach der junge Priester mit Würde.

Franz nickte mit seinem runden Kopfe und, den stämmigen Nacken gebeugt, begann er, nachdem sie beide die vorgeschriebenen äußeren Ceremonien und Gebete verrichtet, zu erzählen wie alle seine Gedanken nur immer bei Sela, dem „Waldmeidli" seien und wie er neulich, mit dem bösen Willen, sie nach Herzenslust zu herzen und zu küssen, ihr nachgegangen sei und wie sein Herz noch jetzt immer mit freventlicher Lust zu kämpfen habe . . ."

„Aber Du hast die böse Begier doch besiegt und nichts unrechtes

begangen?“ fragte Josef, dessen Herz hörbar gegen die Rippen hämmerte.

„Ach“, antwortete Franz, „das schon, das schon.“

„Und zwar aus Liebe zu Gott?“ examinirte der Beichtvater weiter.

„Eben nicht“, antwortete Franz lakonisch, „an den Herrgott habe ich nicht einmal denken können, sondern nur die Furcht vor der Schande vor den Menschen hat mich zurück getrieben und darum ist mir grad, als hätte ich die Sünde doch begangen. — So ist's und jetzt mach' mich besser, wenn es Dir möglich ist.“

Und Josef hielt dem sündigen Bruder einen eindringlichen Zuspruch und malte ihm die Schönheit der Tugend und das Glück der Unschuld mit den lieblichsten Farben.

Franz seufzte: „Hast ja schon recht“, sagte er „und ich will mir's wohl zu Gemüthe führen, aber gar lau sieht's mit meiner Gottesliebe aus — bin schon ein böser Kerl, aber auf den „Chlapf“ ändern kann ich mich nicht, das geht mir wider die Natur, jetzt liebe ich das Meidli, und wenn ich auch Willenskraft genug habe, das Aergste zu verhüten, so — so kann ich mich dabei doch keiner übernatürlichen Liebe zu Gott rühmen.“

„In Gottes Namen, er wird Dir ersetzen, was Dir fehlt, so Du den guten Willen hast, und ich will für Dich beten“, so schloß Josef weich und milde die Beichte und ließ noch die vorgeschriebene lateinische Form der Absolution folgen.

Einige Augenblicke später trat der Franz in ruhiger, friedlicher Stimmung den Heimweg an, nicht ahnend, welchen Sturm der Leidenschaften seine Beichte in der Brust seines jungen Beichtvaters hervorgerufen hatte und der sich jetzt, da er allein war, Bahn brach.

„O, ich Unseliger“, so jammerte er, „wie lösch' ich dieses Feuer! — Sein Weib, sein — sein! O, wie das glüht.“

Die Hitze schien ihm im engen Gemache unerträglich, der Raum zu enge. Er stürmte hinaus und die weiche kühle Nacht schloß ihn in ihre milden beruhigenden Arme. Planlos wandelte er dahin und die hehre Ruhe der Natur wirkte besänftigend auf die erregten Wogen seiner Leidenschaft, deren glühende Pein sich in eine weiche Wehmuth verwandelte. Da war's ihm auf einmal, als klänge Musik an sein Ohr. Lauschend blieb er stehen; wie die süßen, schmeichelnden Töne sich an sein Herz schmiegten! Eine Zither war's, die da lachte und weinte, jubelte und flehte. Unwiderstehlich lockten den Jüngling die Sirenenklänge und bald stand er vor der Bank unter der Linde am Waldesrande. Dort saß sie, seines Herzens Glück und Elend. Die Zither lag auf ihrem Schoß, das Mondlicht floß in magischem Schimmer um die holde Gestalt und das süße Gesicht, das sie wie müde zur Seite gegen den Stamm lehnte. Die Musik war verstummt, das Mädchen hob ihr Haupt und den Mann vor sich erblickend, schrie sie leise auf und wollte an ihm vorüber fliehen. Doch, seine Hand hielt sie zurück, ihr Blick begegnete seinem Auge — eine heiße Blutwelle überflutete ihr Gesicht und die beiden, die sich als getrennt wie Himmel und Erde betrachtet hatten, hielten sich umschlungen. — —

* * *



Heimkehr vom Heringsfang.

Nach einem Originalgemälde von Professor Rudolf Jordan.

„Mutter Beth“ sprach Sela am folgenden Morgen zu ihrer Pflegemutter, „jetzt ist's aus, ich verdinge mich als Magd. Der Sidlerkarli in Buonas nimmt mich. Er giebt mir einen Kronenthaler im Monat und das ist viel. Ich bin das Hin- und Herreisen satt; will in Risch bleiben. Mit dem Wurzelstechen und Kräutersuchen ist es doch auch nicht viel. Alles, was ich verdiene, geb' ich Dir und Du magst's aufheben für die Tage, da Du auch nicht mehr Wurzeln stechen magst. Dann wird man Dich auch lieber hegen und pflegen, als wenn Du nichts hast, als den Wurzelsack und die Zither.“

„Bist ein wackeres Mädchen, Sela, aber Du vergissest, daß wir zu den Heimatlosen gehören und kaum einen Namen und noch weniger eine andere Heimat haben, als den Wald — die weite Welt. Wie strahlend Du nur aussiehst, Sela, Du kommst mir ganz anders vor“, sagte die Alte, indem sie bei den letzten Worten forschend in das Gesicht des Mädchens blickte, auf dessen lächelnden Zügen der Glanz einer innern Sonne leuchtete.

„O Mutter“, rief sie, „ich bin so selig! Aber ängstige Dich nicht — und wegen dem andern — ich habe Vertrauen zu den Rischern und will mir eine Heimat verdienen. Uebrigens habe ich es neulich aus des Rischbergers Munde gehört, daß alle „Toleranten“ im ganzen Schweizerland herum den Gemeinden zugetheilt werden und dann — giebt es keine Heimatlosen mehr. — Aber jetzt, komm nur, Mutterli, wir gehen zum Sidlerkarli, ich habe schon mit ihm gesprochen.“

Und die Alte gab den Willen drein und als bald darauf die neue Magd installirt war, da ging sie betrübten Herzens den See entlang, allein dem Walde zu.

Die Tage wurden heißer und der Kriegslärm immer lauter. Die Regierung von Zug hatte dem Bunde, der den Sonderbund mit Waffengewalt zu lösen gedroht, geantwortet, daß Zug denselben ebenfalls mit Waffengewalt vertheidigen werde. So war denn der unheilvolle Bruderkrieg beschlossene Sache.

Der Rischbergfranz befand sich unter den zur Grenzbefestigung Aufgebotenen. Zwei Tage vor seinem Abschiede vom Vaterhause saß er in ernstem Gespräche bei seiner Mutter im „Stübli“.

„Sie ist ein braves Mädchen, die Sela, die sich wacker empor ringen will und ich halte sie meiner Liebe werth, sie wird Euch eine bessere Tochter sein und Eure Belehrungen williger annehmen, als manch' hochmüthiges Bauernmeidli, das sich wunder was einbildet. Ich gehe noch heute zu ihr und will's wissen, bevor ich fort gehe.“

So sprach der Franz und man hörte seiner Stimme den Ernst an. Die Mutter weinte — „ein Bettelmädchen — und das Gerücht — Franz, das Gerede“, so sagte sie beklommen.

„Was für Gerede?“ brauste Franz auf.

„Nun — ich mags nicht sagen, geh' selbst hin und betracht' sie Dir, die bleichen Wangen und die erloschenen Augen. Freilich der Sidlerkarlis ist ihres Lobes voll. Aber was schwatz' ich, geh' und sieh selbst zu.“ So sprach die Mutter.

„Beim Himmel, das will ich den Augenblick“, rief Franz und wie er ging und stand eilte er fort, hinab nach Buonas.

Wie furchtbar entstellt der Bursche aussah, als er zurückkehrte.

Es fing an zu dunkeln, als ihm auf der Straße sein Bruder begegnete. „O Josef, rief er mit zuckender Stimme, „ging es nur morgen schon los und wär' ich der erste, der von einer Schweizerkugel sinkt."

„Was fehlt Dir?" fragte der andere, dessen Züge nicht minder blaß waren, als die Franzens.

„Von der Sela komm' ich. — O Bruder, es ist alles aus, ich hab' sie verloren; ein Schandbube hat sie verführt und keine Macht der Erde könne ihr den Namen des Elenden entringen, so sagt sie — es muß ein fürchterliches Geheimniß sein, das die Unglückliche beinahe erdrückt."

Wie da der Priester erblaßte und verstummte! Befremdet schaute Franz ihn an und trotz der Dunkelheit sah er die erschreckende Todtenblässe auf des Bruders Gesicht. „Was hast Du?" fragte er erschrocken.

„Nichts", antwortete dieser mit brechender Stimme, „tröst' Dich Franz."

„Ach, tröst' Dich selber, geh' heim, bist ja krank, Du Armer, sagt's längst, Du und die Sela, beide seht ihr aus wie der Heiland am Kreuz. Geh' nur, will mit meinem Innern schon selber fertig werden."

So schieden die Brüder und ahnten trotz des Leides dieser Stunde nicht, unter welchen schrecklichen Umständen sie sich bald zum letzten Male wieder sehen sollten.

Die Zuger Auszügerkompagnien waren ausgerückt, die Grenze der Kantone Zürich und Aargau zu besetzen. Die Brücke über die Sihl, den Grenzfluß zwischen Zug und Zürich, hatten die Zuger abgebrannt, um den Feinden den Uebertritt zu erschweren. Nahe dabei lag der Franz vom Rischberge mit einigen andern Rischern in einem einsamen Bauernhause im Quartier.

Eines Abends, die Soldaten halfen den Bauersleuten gutfreundlich das massenhafte Obst für den Dörrofen zu richten, erschien vom nächsten Hauptquartiere der Befehl, der Auszüger Franz so und so von Risch habe unverzüglich heim nach Risch zu eilen, indem seine Gegenwart dort im Hause seines Vaters dringend nöthig sei. Auf schnellem Rosse, getrieben von den Flügeln der Angst, flog der Bursche der lieben Heimat zu und hatte das Vaterhaus in wunderbar kurzer Zeit erreicht.

Der ganze erste Stock des großen Hauses war erleuchtet und vor der Stiege standen drei gesattelte Pferde angebunden. Was ging hier vor, was bedeutet dies alles? Langsam stieg der Sohn des Hauses die Treppe hinan, beklommenen Herzens öffnete er die Thüren, schritt durch den Gang. Er sah zuerst in die Küche — dort stand die alte Magd leise weinend am Herde. Auf Franzens Anrede wies sie ihn nur stumm nach der Stube. Franz öffnete endlich die Thüre und trat ein. Zwei fremde Männer saßen am Tische und sein Vater bei ihnen. Dieser erhob sich, als er seines Sohnes ansichtig ward und trat ihm mit einer gewissen Feierlichkeit entgegen.

„Gott grüß Dich, Franz", sagte er ihm die Hand reichend, „gut, daß Du hier bist."

„Was geht hier vor, warum ruft Ihr mich heim?" fragte Franz.

„Der Josef verlangt nach Dir — er liegt dort drin", antwortete

der Vater, auf die Thüre des Nebenzimmers deutend und fuhr mit gedämpfter Stimme fort: „Du kennst Josefs Eifer für den Sonderbund. Denke, er wünschte immer, neben Dir in die Reihen treten und kämpfen zu dürfen. Nun, gestern Morgen war er in Zug und da handelte es sich um Ueberbringung einer wichtigen Mittheilung an Obrist B., der in den Waldorten, bei Rothkreuz Quartier genommen hat, während die Eidgenossen in unmittelbarer Nähe in Rothkreuz selbst ihre Vorposten ausgestellt hatten und mit größern Truppenkörpern in geringer Ferne lagen. Unser Josef, voll Feuer für die Sache, erbot sich freiwillig als Bote und der Landammann, froh, eine so zuverlässige Person gefunden zu haben, übergab ihm das Schreiben.

Ein dichter Nebel verhüllte die ganze Landschaft. Josef, unbekannt mit der Nähe des Feindes, ward von einem Wachtposten angerufen und um die Parole gefragt. Josef suchte zu fliehen, um seine Mission um jeden Preis zu erfüllen. Der feindliche Soldat gab Feuer und — Dein armer Bruder sank getroffen zusammen. „Ein Priester", rief der herbeigeeilte Soldat betroffen, „ich sah nur, daß es ein Mann war." Damit zog er sich zurück, indem nun auf den Knall des Schusses unsere Soldaten herbei eilten und den Getroffenen aufhoben und hierher brachten. Jetzt liegt er da und sieht gefaßt seinem nahen Ende entgegen."

In den Augen des Bruders schimmerten Thränen. „Unglücklicher Josef", sprach er leise.

„Gehe nun zu ihm hinein und bleibe bei ihm bis auf weiteres. Ich muß diese Stunde noch abreisen, denn siehe, diese Männer kommen von Zug und rufen mich zu einer augenblicklichen Sitzung des Rathes. Die Eidgenossen rücken an mit ihrer ganzen Macht — Freiburg und Luzern sind vom Sonderbund zurückgetreten — die Noth ist groß —"

„Geh' Vater und rath' zum Frieden, es ist genug des Blutes vergossen an unserm Josef", sprach der Franz, indem er sich die Augen trocknete und behutsam leise ins Nebenzimmer, das „Stübli", trat.

Sein erster Blick fiel auf seines Bruders Antlitz, das todesbleich aus dem Rahmen der dunklen Locken blickte und über welches bei seinem Anblick ein Strahl der Freude flog. In stummem Jammer reichte die bleiche Mutter dem Ankömmling die Hand und auch der Kranke streckte ihm die abgezehrte Rechte entgegen und winkte der Mutter, sich zu entfernen.

„Mir bangte nach Dir, Bruder", begann Josef mit schwacher Stimme, „es geht zum Sterben und ich muß vorher noch Dir beichten, wie Du sonst mir gethan, und ich habe Deine Lossprechung nöthig, um die Verzeihung des Himmels erhalten zu können."

„Sprich, armer Bruder", sprach Franz schluchzend, indem eine unheimliche Ahnung sein Herz beklomm.

Mit leiser Stimme, oft von augenblicklicher Schwäche unterbrochen, begann nun der Sterbende von seiner glühenden Leidenschaft für Sela, von seinen Qualen und Leiden zu erzählen, von den heißen Kämpfen jener verhängnißvollen Maiennacht, von der unbezwingbaren Macht, welche Selas Schönheit, ihr Spiel, im Vereine mit dem betäubenden Dufte der Millionen Blütenkelche auf seine ohnehin durch das

vorangegangene Gespräch mit dem Bruder erhitzten Sinne geübt, einer Macht, der er erlag, ehe er ihre Größe und das Verhängnißvolle ihres Sieges zu erkennen vermochte. O und dann die folgende Marter seiner Seele! Der aufreibende Kampf zwischen dem verdammenden Gewissen und dem nicht zu unterdrückenden Jubel der triumphirenden Sinnlichkeit — die gräßliche Angst und Verzweiflung der Folgen wegen. — „O mein Bruder, was hab' ich gelitten! Ich flehe Dich an, um der tausend glühenden Thränen willen, die fast das Licht meiner Augen verdunkelten, um der vielen schlaflosen Nächte willen, während deren ich hundertfache Todesqualen erduldete — vergieb — vergieb mir!" Erschöpft brach er ab, nur seine Hand preßte flehender diejenige Franzens.

Starren Blickes mit wild pochenden Herzen hatte dieser anfänglich auf den Bruder geblickt. Allmählich aber erweichten sich die harten Züge und große Thränen rollten die männlichen Wangen hinab. „Armer Bruder", flüsterte er zärtlich, „sei ruhig, alles ist verziehen."

Das Auge des Sterbenden leuchtete auf. „Dank' Dir, Du Edler", murmelte er „und nicht wahr — Du wirst Dich der Aermsten erbarmen und der bedauernswerthen Frucht meiner unseligen Verirrung?" Es war ein banger Blick, der diese Worte begleitete.

„Aus Deiner Hand will ich beides empfangen, Dein Leiden hat Deine Schuld bezahlt, Dein Tod die Schmach getilgt und meine Eifersucht gelöscht." So sprach Franz mit würdevollem Ernste. Noch ein heißer Dankesblick, ein zärtlicher Händedruck, dann sanken die Lider über die herrlichen Augen Josefs, ihr sanftes Feuer erlosch und ewige Schatten senkten sich auf die ehedem so lieblich strahlenden Sterne.

Er war noch nicht todt, aber eine tiefe Ohnmacht umfing ihn, aus welcher er nach Stunden erst in einer andern, bessern Welt erwachen sollte.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre und der alte Pfarrer erschien und trat leise, gefolgt von der Mutter an das Lager des Sterbenden. Franz zog sich zurück in die Stube. Der Vater mit den beiden Männern waren längst nach Zug abgereist. Nur von der Thüre aus hatte der betrübte Vater einen unsäglich wehmüthigen Blick auf seinen sterbenden Sohn geworfen, dann folgte er dem Rufe des bedrängten Vaterlandes.

Wie der Franz da so in traurigen Gedanken in der Stube saß, war es ihm auf einmal, als höre er das unbestimmte Geräusch hin und her eilender Menschen. Er stand auf und öffnete das Fenster und wirklich, wie er so in den grauenden Morgen hinaus blickte, sah er mehrere Männer draußen, die heftig sprachen und gestikulirten.

„Was giebt es?" fragte Franz scharf.

„Wo der Vater ist? wollen wir wissen", antwortete die Stimme des Fuchslochbalz, den Franz sogleich erkannte.

„Was geht's Euch an?" zürnte Franz, „was habt Ihr hier vor unserm Hause zu thun?"

„Was es uns angeht? — Alles geht's uns an! Dein Vater ist ein Verräther und hat uns an die Eidgenossen verkauft und darum haben wir hier etwas zu thun, wirst bald erfahren was, an den Himmel wollen wir's schreiben, mit rothen Buchstaben, wie wir die Ver-

räther strafen, ob wir auch gleich das Tintengekritzel nie gelernt haben."

„Unholde", schrie Franz bebend vor Zorn und Empörung. „Ihr lügt!"

„So sag', wo der Vater ist", tönte es zurück.

„Nach Zug ist er, kanns ja sagen, denn nicht weil's ein Geheimniß ist, sondern weils pressirt, darum ist er in der Nacht fort; der Rath ist mitten in der Nacht zusammen gerufen worden, weil die Eidgenossen morgen schon über die Grenzen rücken. Und jetzt geht heim und schämt Euch, einen Mann wie meinen Vater des Verrathes zu zeihen, der allen voran sein Kind opferte. Und schämt Euch, mitten in der Nacht ein Haus zu beunruhigen, in welchem ein für Euch Sterbender in den letzten Zügen liegt!"

Schweigen folgte auf die wuchtigen Worte des jungen Mannes. Die angst- und zornerfüllten Männer gingen still auseinander.

Als der Rathsherr am Morgen bleich und erschöpft heimkehrte, fand er schon wieder eine Menge von Bauern vor seinem Hause, die mit Ungestüm von ihm Auskunft über die Lage der Dinge verlangte.

„Es ist Friede!" rief er von der obersten Stufe der Steintreppe vor seinem Hause. Doch konnte er kaum weiter reden.

Ein wahres Wuthgeschrei erhob sich. „Du hast zu feiger Aufgabe der heiligen Sache gestimmt und gerathen", schrie der Fuchslochbalz. „Du bist ein Schwarzer, ich hab' das ja schon im Frühjahr einsehen müssen."

„Herunter mit ihm", schrie ein anderer.

„Ich habe meine Pflicht gethan, wie ich vor Gott und Euch und mir sie schuldig bin", rief der Hannes mit mächtiger Stimme, während hinter ihm mit blitzenden Augen der Franz erschien, und nach und nach einige Knechte.

„Wenn der Nebel sich heben wird, und Eure Augen scharf genug sind, dann könnt Ihr dort auf jener Höhe links neben der Baaregg eine Batterie feindlicher Kanonen in der Sonne blitzen sehen, die jeden Augenblick bereit sind, Tod und Verheerung über unser Land zu speien. Verblendete, dankt Gott für unsere Rettung!" In diesem Augenblicke erschien die todtblasse Mutter und flüsterte ihrem Manne ein Wort ins Ohr. — Hannes faltete die Hände voller Fassung und das schmerzumflorte Auge wieder auf die harten, starren Männer richtend, sprach er mit schwankender Stimme: „Es ist vorbei, unser Sohn Josef ist todt! — Der Sonderbund hat von unserer Gemeinde ein Opfer gefordert und zwar ein edles und freiwilliges, meinen priesterlichen Sohn!"

Mächtig war die Wirkung dieser Nachricht. Schluchzen ertönte unter den eben noch so grimmigen Männern. „Verzeiht, Rathsherr", sprach der Fuchslochbalz, trat zum Hannes hinan und streckte ihm die Hand entgegen. „Tröste Gott Euer Leid und unseres auch", sagten die Männer, die jetzt bescheiden und stille, sich in das Zimmer des Todten drängten und entblößten Hauptes vor dem Bette desselben die Knie beugten und ein stilles Vaterunser zum Himmel sandten.

In der nämlichen Stunde als der Engel des Friedens über das bedrohte Zugerland schwebte und es „Friede" wie ein Erlösungsruf

durch alle Gemeinden wiederhallte, hatte sich die geläuterte Seele des jungen, geopferten Priesters zu den Regionen einer bessern, friedvollern Heimat emporgeschwungen.

An seinem Begräbnisse nahm die ganze Gemeinde Theil und tröstende, erhebende Worte ertönten an seinem Grabe und gossen Balsam in die Herzen der gebeugten Eltern.

Im hintersten Winkel der Kirche aber kniete Sela. Ihr Herz war zerrissen von ungeheurem Jammer. Sie hatte nicht den Muth, einen Menschen anzublicken, auch nicht an seinem Grabe dort im Chore der Kirche zu knieen. Erst zuletzt trat sie aus der Kirche, als längst kein Mensch mehr zu erblicken war. Beim Kreuze an der Tabletten stand ein Mann und harrte ihrer. Es war der Franz. Bange, heiße Glut im Gesichte nahte sie ihm. „Sela", sagte er so freundlich mit einer dem Todten so ähnlichen Stimme, daß ein wonniger Schauer ihre Seele durchzuckte. Sie sah zu ihm auf und der herzige, milde Blick ermuthigte ihr zerrissenes Herz. „Sela, komm die nächste Zeit einmal zu meiner Mutter, sie bittet Dich darum." Dies sagend bot er ihr die Hand und verließ sie.

„Franz", sagte die Mutter zu diesem, „nicht wahr, Du liebst die Sela noch?"

Dieser blickte seiner Mutter fragend ins Auge. „Forsche nicht lange", sagte sie, „der arme Josef hat mir gebeichtet, ehe er Dir es konnte. Am Mutterherzen hat er sich ausgeweint. Der Vater weiß nichts und gelt, Du sagst ihm auch nichts?" Die Mutter blickte ihn bittend an.

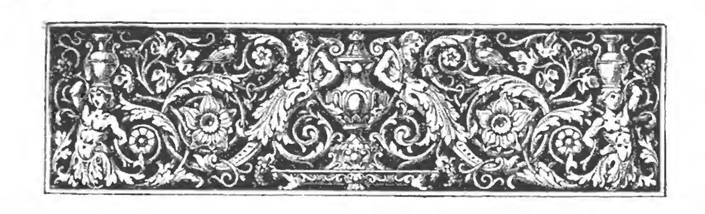
„Ich heirate das Mädchen und das gleich, ich liebe die Sela und an uns ist es nicht zu richten, sondern zu verzeihen und uns der Unglücklichen anzunehmen. Josef hat gebüßt, mehr als er verbrochen und gerne bring ich ihm ein Opfer. Ich war ja nur der Menschen willen besser, als er und darum will ich auch vor den Menschen büßen."

Kurz darauf segnete der alte Pfarrer zu Risch ein stilles Paar ein. Die bösen Zungen zischelten zwar. „Eine Betteldirne! Der Franz, dem alle Bauernmädchen zu gering waren, wer hätte auch das gedacht?" u. s. w. Doch bald verstummte die Fama, oder sie wandte sich wieder anderem, neuerem Stoffe zu. Die Rischberger, Vater und Sohn genossen bald wieder die ganze volle Hochachtung ihrer Mitbürger und Frau Elisabeth dankte im Stillen Gott für die sanfte, ihr so kindlich ergebene Schwiegertochter, die ihres Mannes Glück und des Hauses Zierde war.

Die alte, halb erlahmte Zitherbeth hatte auf dem Rischberg ein freundliches Asyl gefunden. Selas Aeltester, der Josef, schaute gerade so verzückt auf die alte Zither, wenn die Alte den Kindern drauf etwas vorklimperte, wie einst der andere Josef gethan. Und seltsam — „grad' ganz ähnlich sieht er ihm und die gleichen Anlagen hat er, drum laß ihn ja nicht auch geistlich werden" sagte die Mutter einmal zu Franz.

Franz nickte. Er gedachte seines Bruders, dessen herrlicher Leib und edle Seele zum Glücke geschaffen waren und der doch so unglücklich geworden — warum?





Ein Börsenfürst.

Von Dr. Franke.

Von den fünf Söhnen des als Stifter des größten aller Bankhäuser bekannten Mayer Anselm Rothschild zu Frankfurt a./M., gründete Jakob oder James Freiherr v. Rothschild 1812, das unter der Firma Gebrüder Rothschild allbekannte Handelshaus zu Paris, welches sich bald zu einer erstaunenswerthen Bedeutung entfaltete. Man wird sich erinnern, daß es auf allen bedeutenderen Handelsplätzen der Welt, unter anderem in China, in Ostindien, und selbst in wenig der Kultur zugänglichen Staaten Zweiggeschäfte besaß.

Das größte Erstaunen jedes Unbefangenen mußte es nun erregen, wenn er Zeuge war, bei welchem Höllenlärm, inmitten welcher betäubenden Unordnung der Chef eines über Hunderte von Millionen gebietenden Hauses es ermöglichte, alle Tage und ohne die mindeste Unterbrechung die riesenhaftesten, finanziellen Unternehmungen zustande zu bringen. Ein von allen zum Lebensunterhalte erforderlichen Mitteln entblößter Unglücklicher, dem man eine Besoldung anböte unter der Bedingung, ein ähnliches Leben zu führen, wie Baron Rothschild, würde dies sicherlich ablehnen, und nicht mit Ungrund. Im Gegensatze zu einem solchen Bedürftigen, stelle man sich den Baron vor, einen in jeder Beziehung übersättigten Greis, der alles im Ueberflusse besaß, der geschäftslos sein Leben hätte beschließen können inmitten der Seinigen, für die er ein Gegenstand unausgesetzter Verehrung war, und der nichtsdestoweniger beeinflußte, einerseits durch eine fast zur zweiten Natur gewordene, langjährige Gewohnheit, andererseits durch ein besonders reges Gefühl für das, was er als seine Standesehre ansah, sich stets blindlings, und ohne dagegen kräftige, als durch einige launige Einfälle Abwehr zu üben, abgeschmackten Beschäftigungen hingab, die seine Nerven fürchterlich angriffen. Sein Arbeitskabinett war ein großes Zimmer, in welchem sich außer seinem eignen Schreibpult auch die seiner drei Söhne Alphons, Gustav und Salomon befanden. Hier verweilten alle vier vom frühen Morgen an. Denn zwischen

neun und zehn Uhr begann in der Regel ein Andrang von Wechselmäklern, Sensalen und anderen derartigen Persönlichkeiten. Denn der alte Baron hielt sich für verpflichtet, während der Börsenstunden alle diese geschäftigen, aber langweiligen Leute zu empfangen, obwohl ihm das Anhören ihrer Gemeinplätze bisweilen ungemein lästig fiel. Zurückgelehnt in seinen Lehnsessel, nahm er mit zerstreuter Miene den Kurszettel entgegen, welchen jedes der an ihm vorübergehenden, wenig interessanten Wesen ihm darreicht. Das Lesen dieser Zettel, welche mit äußerst geringen Abweichungen alle dieselben Kurse aufwiesen, war natürlich ein wenig ansprechendes Geschäft. Neben dieser unausgesetzten Ueberlaufung durch Börsenagenten vermehrte den stattfindenden Lärm in nicht geringem Grade das fortwährende Zuwerfen von Thüren, sowie das Kommen und Gehen von Beamten des Bankhauses, welche Depeschen überbrachten, oder sich Unterschriften erbaten. Das Kabinett des Herrn Baron bot zeitweise eine entfernte Aehnlichkeit mit dem Thurm von Babel dar. Man hörte hier alle Sprachen, einschließlich des Hebräischen sprechen. Eine Menge von Personen beiderlei Geschlechts, theils Freunde, welche irgend welche Auskunft erbeten, theils verschämte Arme, die Hilfe suchten, theils Händler, die Seltenheiten der verschiedensten Arten zum Kauf anboten, erscheinen hier in ununterbrochener Folge. Und während diesem unaufhörlichen und unerbittlichen Gedränge, während das in steter Arbeit befindliche Gehirn des Millionärs fast unter der Belastung mit Ziffern und den darin vor sich gehenden Berechnungen hätte zerspringen mögen, näherte sich dem Baron auch oft noch sein jüngster Sohn, ein pausbäckiger Knabe, indem er einen Stock seines Vaters als Pferd benutzte und dabei lärmend in eine Kindertrompete stieß.

Und dennoch beklagte sich der arme Mann nicht, ja er zuckte nicht einmal mit den Augen. Er, der so beneidete, mehrfache Millionär, erfreute sich nicht einmal der Möglichkeit, in Ruhe zu essen und zu schlafen. Zur Sommers- wie zur Winterszeit, belagerten von morgens fünf Uhr an Leute seine Thür, welche theils wichtige, politische Nachrichten überbrachten, theils welche zu erlangen strebten. Sein Kammerdiener führte sie, mitleidig lächelnd der Reihe nach bei ihm ein. Wenn die Geschäfte es erheischten, frühstückte er in Gemeinschaft mit seiner ganzen Familie in einem Zimmerchen, das an sein Arbeitskabinett anstieß, und würzte den Genuß der vorhandenen Speisen durch das Ueberlesen der ihm dargereichten Kurszettel, denn die Börsenleute nahmen keinen Anstand, an seinem Speisetische vorüberzuziehen. Eine kleine Tücke des schalkhaften Greises, dem dieser Umzug lästig dünkte, bestand darin, daß er sich oft völlig schweigend verhielt, ja den gerade vor ihm befindlichen Geschäftsvermittler nicht einmal eines Blickes würdigte, und ihn, den seine Lage in Verlegenheit setzte, stehen ließ, während er den präsentirten Kurszettel der Reihe nach seinen Angehörigen hinreichte, die demselben ebensowenig Beachtung schenkten, als er selbst.

Als eines Tages ein der guten Gesellschaft angehöriger Börsenmann infolge eines solchen Verfahrens, dem Baron Rothschild gegenüber einige Ungeduld blicken ließ, glaubte der letztere demselben, um ihn zu beruhigen, einen Beweis von Höflichkeit in seiner, Rothschilds,

Weise gewähren zu müssen. Man stand im Monat Januar, und auf der Frühstückstafel befand sich unter anderm eine Schüssel mit köstlichen, großen Erdbeeren. Der Baron stach die einladendste derselben, diejenige die sich auf der Spitze der Pyramide befand mit seiner Gabel an, und indem er sie dem Besucher in einer Weise hinhielt, wie er es etwa mit einem Papagei gemacht haben würde, fragte er ihn: „Ist's Ihnen gefällig?" Da diese Scene einen komischen Anstrich hatte, und in Gegenwart vieler Personen stattfand, so fühlte sich derjenige dem diese Auszeichnung zutheil wurde, dadurch mehr gedemüthigt, als erfreut, und entgegnete dem Baron die Beere ablehnend: „Sie sind tausendmal zu liebenswürdig, ich würde aber die Ertheilung eines Auftrages vorziehen." In der That beauftragte nun auch der Baron den Bittsteller mit dem Ankaufe einiger Aktien, jedoch von so geringem Belang, daß der ungeduldige Börsenmann, wie es vielen seiner Kollegen zu gehen pflegte, das Lokal des modernen Krösus sehr unbefriedigt verließ.

Der eben erwähnte Vorgang zeigt Rothschild, wie er im Falle sogenannter liebenswürdiger Stimmungen war. Gewöhnlich aber, namentlich im Verkehre mit seinen Untergebenen legte er eine Rohheit an den Tag, die alle Grenzen überstieg. Uebrigens war das schlechte Französisch, das er sprach, in Verbindung mit dem ihm eigenen absonderlichen Accente, ein Hauptgrund, weßhalb ihn die Pariser gewöhnlich schwer verstanden.

Eines Tages, als er über den Stand der Kurse ungehalten war, ließ er sich einem Geschäftsmanne gegenüber soweit fortreißen, daß er dessen Zettel in zwei Stücke zerriß, und ihm (in französischer Sprache dem Sinne nach) zurief: „Sie verfluchter Einfaltspinsel!"

Der so Angeredete verbeugte sich und entgegnete mit soviel Ruhe, als er unter dem Eindrucke der ihm widerfahrenen Demüthigung über sich gewinnen konnte: „Schon oft mag man wohl ähnliches von mir gedacht haben; noch niemand aber hat gewagt, es mir zu sagen!"

Mit andern, namentlich mit seinen Glaubensgenossen verfuhr er bisweilen noch rücksichtsloser, mußte sich freilich auch bisweilen sehr drastische Abfertigungen gefallen lassen. Namentlich ist dem Börsenpersonal die Antwort denkwürdig, welche einst der Wechselmakler Manuel dem Baron Rothschild in dessen Kabinett ertheilt hatte. Beim Eintritt daselbst hatte nämlich Manuel einstmals den Bankier mit den Worten angeredet: „Guten Morgen, Baron; wie befinden Sie sich?" worauf Rothschild erwiderte: „Was geht Sie denn das an?" Da stülpte Manuel seinen Hut auf den Kopf und herrschte den Baron an: „Darin haben Sie recht, und Sie könnten jetzt in meiner Gegenwart hier verenden, so würde ich mich darum nicht mehr bekümmern, als um einen Hund!"

Die soeben erwähnten Züge aus dem Leben Rothschilds lassen ihn freilich nicht als einen hochsinnigen Charakter erscheinen. Allein zwei Gründe dürften geeignet sein, die zum Theil abstoßenden Eigenheiten, ja selbst die offenbaren Rohheiten dieses Mannes bis auf einen gewissen Grad zu entschuldigen, nämlich einerseits die bereits obenerwähnte, kaum glaubliche Mannigfaltigkeit seiner aufreibenden Geschäfte, andererseits seine überaus weit ausgedehnte Wohlthätigkeit. Dem Baron Rothschild war vielleicht das Wohlthun nicht als ein besonders

hohes Verdienst anzurechnen; gewiß aber ist, daß er in reichem Maße und in weitem Kreise Wohlthun übte. Ihm leuchtete sehr wohl ein, daß er in seiner Stellung nicht herzlos sein dürfe. Während geraumer Zeit hat man zu Paris in der Straße Rossini jeden Morgen beobachten können, wie die Dienstleute des Bankiers an die Armen des betreffenden Stadtviertels kräftige Suppen austheilten. Jedesmal, wenn der Baron zu Fuß ausging, sei es nun, um sich nach dem Jockeiklub zu begeben, dem er als Mitglied angehörte, oder, um ein dringendes Geschäft auf der Börse abzuwickeln, war er auf der ganzen Wegstrecke von einer Menge Hilfsbedürftiger umlagert, die ihm bittend die Hand entgegenstreckten, indem sie ihn bei seinem Namen anredeten. Jedem dieser Bittenden spendete er ein Zwanzigfrankstück. Aber solche Vorgänge erscheinen nur als Kleinigkeiten. Infolge seiner hervortretenden Stellung wurde er zu einer Art von Zielpunkt für alle diejenigen, welche ein Mißgeschick traf, es mochte einen Namen haben, welchen es wollte. Die Summen, welche man von ihm beanspruchte, waren unberechenbar. Hätte er allen an ihn gerichteten Gesuchen entsprechen wollen, so wäre er in weniger als einem halben Jahre zugrunde gerichtet gewesen. Wie aber alles in seinem Hause berechnet war, so hatte er auch die Privatwohlthätigkeit seines Hauses zu ordnen verstanden. Zu diesem Zwecke hatte er ein eigenes Bureau in seinem Geschäftshause errichtet. Mehrere Beamte beschäftigten sich hier ausschließlich damit, die eingegangenen Hilfsgesuche zu verzeichnen, sie genau zu prüfen, und über die Lebensverhältnisse der Bittsteller zuverlässige Erkundigung einzuziehen. War diesen vorläufigen Anforderungen genügt, so that Rothschild redlich, was in seinen Kräften stand.

Für diejenigen, welche in die Geheimnisse der Börsenvorgänge eingeweiht sind, erscheint es unstreitig als eins der merkwürdigsten und anregendsten Schauspiele, wenn zwei sogenannte Börsengrößen sich eine und dieselbe Beute streitig zu machen suchen. Ein solcher hartnäckiger Kampf fand vor einigen Jahren zu Paris zwischen den Bankiershäusern Rothschild und Péreire statt. Der Baron James Rothschild von dem oben ausführlicher die Rede gewesen ist, besaß neben andern Eigenschaften auch die, schwere Börsenunfälle von der heitern Seite aufzufassen, und in allem einen Anlaß zum Scherz zu finden. Gern spielte er mit den Geschäften, wie es die Katze mit den Mäusen thut, bevor sie dieselben verspeist. Zur Zeit des erwähnten großen Wettkampfes zwischen den Rothschilds und Péreires waren die sogenannten Börsenvermittler (intermédiaires) infolge ihres Berufes täglich mehrmals genöthigt, jeden der beiden hohen Börsenherrscher in ihren beziehendlichen Arbeitskabinetten aufzusuchen, und fanden sonach Gelegenheit, über die damaligen Vorgänge Beobachtungen anzustellen. Baron Rothschild empfing die Wechselmakler und deren Untergebene im Halbgeschoß des Hauses, welches seine Bureaux enthielt, und das sich damals auf der Straße Laffitte Nr. 21 befand. Seine drei Söhne arbeiteten gemeinschaftlich mit ihm in einem Zimmer, denn er hatte damals noch nicht den Schmerz erlitten, seinen Sohn Salomon zu verlieren.

Eines Tages nun ereignete es sich, daß der alte Baron, der auch

seinerseits mitunter eine kleine Sonderpolitik betrieb, einen der hervorragenden Vermittler beauftragte, für ihn 1000 Aktien des Crédit mobilier zu kaufen. Die Angelegenheit erschien dem betreffenden Geschäftsmann so ungeheuerlich verwegen, ja lächerlich, daß er sich den Auftrag seitens Rothschilds wiederholen ließ, in der Meinung, letzterer habe sich versprochen, und irrthümlich „kaufen" statt „verkaufen" gesagt. Der Baron aber war hierüber sehr ungehalten, und drohte dem Vermittler an, er werde ihn nie wieder beauftragen, wenn derselbe ihn nicht besser verstehe. An den folgenden Tagen, ja bis zum Schlusse des Monats bestanden die Geschäfte, mit welchen der Baron vorerwähnten Börsenmann betraute, einzig und allein in Ankäufen von Aktien des Crédit mobilier. Der Beauftragte vermuthete, daß ein furchtbares und schreckliches Geschäft sich unter diesem Verfahren verstecken möge. Als schließlich der Tag der Abrechnung kam, jener wichtige Tag, wo große und kleine Spekulanten gezwungen sind, ihr Spiel aufzudecken, da ergab sich, daß Baron Rothschild für fünf Millionen Aktien des Crédit mobilier gekauft hatte, ein beträchtliches Geschäft, selbst für einen Mann, wie er, und das, wenn man es mit den Urtheilen verglich, welche er unablässig bezüglich seiner Nebenbuhler äußerte, als völlig unwahrscheinlich erschien. Einen sonderbaren Eindruck machte übrigens bei dieser denkwürdigen Abrechnung noch der Umstand, daß die Péreires, wie das Abrechnungsblatt ergab, genau so viele ihrer Aktien verkauft hatten, als von Rothschild waren erkauft worden. In dem nämlichen Augenblicke also, wo der geschworene Feind des Crédit mobilier ein übermäßiges Vertrauen auf die Zuverlässigkeit dieses Unternehmens an den Tag legte, zeigten die Leiter jener berühmten Gesellschaft offen, welchen geringen Werth sie auf deren Fortentwickelung legten. Die Sache begann an der Börse ruchbar zu werden, wo es bekanntlich nicht an scharfen Zungen fehlt, und nun wetteiferte man dort in Witzworten über diese ebenso neue als kitzliche Lage. Nach den geltenden Börsengewohnheiten mußten am Tage der Abrechnung alle bei der Börse abgeschlossenen Geschäfte bezüglich aller Werthe entweder auf den nächsten Monat übertragen oder flüssig gemacht werden, sei es durch Gegenrechnung oder Verkauf, sei es durch Lieferung von Rechtstiteln oder baares Geld.

Als der in Rede stehende Vermittler sich eines Morgens zur vorschriftsmäßigen Stunde im Kabinett Rothschilds einstellte, um dessen Befehle bezüglich der 5000 Aktien des Crédit mobilier, die er hatte ankaufen lassen, entgegen zu nehmen, lehnte sich der Baron in seinem Sessel zurück, und sagte mit der ihm eignen, unnachahmlichen, deutschen Accentuirung des Französischen: „Ich nehme Lieferung; ich erhebe."

Der Börsenagent, welcher diesen Entschluß befremdlich fand, und glaubte, Rothschild wolle sich über ihn lustig machen, erlaubte sich einige bescheidene Einwendungen. Der Bankier aber wurde heftig und betheuerte, er spreche keineswegs im Scherze, setze vielmehr das größte Vertrauen in das Genie der Herren Péreire, die er für die größten Finanzleute der Welt halte.

Um diese Aeußerung richtig aufzufassen, muß man freilich wissen, wie meisterhaft der Baron die Kunst versteckter Ironie und des beißenden Sarkasmus verstand.

Seiner erhaltenen Anweisung gemäß begab sich nun der Vermittler Rothschilds nach dem Hôtel des Crédit mobilier und meldete dem Chef dieses Unternehmens von nach Rothschilds Ansicht, so weittragender Nützlichkeit, daß er die Lieferung der verkauften 5000 Stück Aktien erbitte. Beiläufig bemerkte er noch: „Sie werden schwerlich errathen, wer ihr Abkäufer ist.“ Péreire versicherte, wie er in dieser Beziehung nicht die entfernteste Vermuthung habe. Als ihm nun seitens des Agenten der Baron Rothschild genannt wurde, hielt er dies für unmöglich und schenkte dieser Mittheilung erst dann Glauben, als ihm der Agent deren Wahrheit mit seinem Ehrenwort bekräftigte. Namentlich wollte Péreire von dem Agenten den Grund wissen, weßhalb Rothschild die Lieferung der Aktien wähle. Auf die ihm zu Theil gewordene Antwort, „der Baron setze das größte Vertrauen in sein, Péreires Genie und halte das Bankhaus Péreire für das erste der Welt“, brach Péreire in die Worte aus: „Und das haben Sie wirklich geglaubt?“ worauf der Makler erwiderte: „Nicht im entferntesten!“ auch auf die weitere Frage, warum er denn da jene Aeußerung Rothschilds wieder erzählt habe, erklärte: „Um Ihnen ein kleines Vergnügen zu bereiten.“

Der Baron Rothschild, der in seinen Handlungen sehr rasch war, und sein Geld selbst dann nicht Gefahren auszusetzen pflegte, wenn es sich um Befriedigung seiner Rachsucht handelte, bediente sich der erhandelten fünf Millionen Aktien, um indem er sie zehn-, ja zwanzigmal mit Prämien verkaufte, dadurch denjenigen Werth herabzudrücken, dessen hoher Kurs ihm während langer Zeit schlaflose Nächte bereitet hatte. Er spielte dasselbe Spiel, wie früher seine Gegner, und behinderte dieselben dadurch in ihren Unternehmungen. An der Börse lachte jedermann hierüber, nur die Péreire lachten nicht.



Die erste Wacht.

Von R. Schüller.

Hier draußen lieg' ich in finsterer Nacht —
's' ist heute meine erste Wacht,
Die erste Wacht so dicht vor dem Feind —
Rings um mich alles erstorben scheint —
Allein, allein im stillen Reich;
Spiel', Phantasie, mir keinen Streich!
Und wenn ich entschliefe — das wär' eine Schmach!
Drum banne den Zauber! Bleib' wach! bleibe wach!

O Phantasie! . . . ach führe Du
Mich meiner theuren Heimat zu! . . .
Da sitzen die Lieben im Zimmer so traut,
Sie ahnen wohl nicht, wer ins Fenster schaut,
Und die Mutter, die Mutter die seufzt, wenn sie hört,
Wie der Sturm im Schornstein herniederfährt;
Sie denkt wohl meiner — — ha! welch' ein Krach!
Die Bombe meint's gut! Bleib' wach! bleibe wach!

Doch sieh! Was regt sich am Hügelrand?
Es tänzelt und hüpfet dahin so gewandt,
Ist's Elfentanz oder Geisterspuk?
Ist's gar der Feind auf nächt'gem Zug?
Jetzt hör ich es lispeln und flüstern genau —
Der Hag scheint lebendig, wohin ich auch schau,
All überall naht es mir hundertfach . . .
Hinweg Dämon! Noch bin ich wach! — —

Wie konnt' ich im Wettergraus Kobolde seh'n,
Kein Hund wird heut vor die Hütte geh'n.
Ich bin kein Hund, ich bin Soldat,
Den wärmet der Muth und die schneidige That;
Im Schlachtengewühl mit gefälltem Gewehr,
Da merkt er von Hitze und Kälte nichts mehr,
Im Handgemenge, Hurrah! — — gemach!
Fast hätt' ich geschrieen! — — Bleib' wach, bleibe wach!

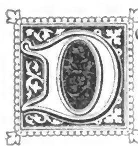
Im Handgemenge träumt ich mich gar; —
Ganz blutroth mir's vor den Augen war,
Mit Orden geschmückt war die junge Brust —
Werd' nie wohl erleben solch' herrliche Lust.
Hier flimmert's und streut's auf mich nieder schneeweiß,
Erstarre wohl selber zu Schnee und Eis —
Du großer Gott, starr — müd' — und schwach . . .
Doch nur nicht schlafen! Bleib' wach! bleibe wach! —

Wie wär's nun — wenn ich stumm hier läg' —
Wenn die Patrouille kreuzt' den Weg? —
Sie würden mich schütteln — mit roher Wuth —
Und rufen: . . . „Da schläft der verdammte Rekrut!!" . . .
Sie rütteln vergebens — er rührt sich nicht mehr —
Zur Stunde berufen ins himmlische Heer.



Morphium und Cocaïn.

Beobachtungen für Laien von Dr. Anselm Anselm.



Das in der Medizin zum Segen gewonnene Morphium scheint sich für viele zum Fluch zu verkehren, denn sehr häufig hört man in neuerer Zeit: „Dieser oder jener ruinirt sich mit Morphium." — Die Wirkung des Morphiums ist auf die Dauer bekanntlich eine nervenzerrüttende.

Ich bin seit einiger Zeit mit einem Herrn befreundet geworden, der seit zehn Jahren Morphium injicirt und seit einigen Jahren das ist, was man oft mit dem Namen „Morphinisten" bezeichnet, d. h. solche, welche sagen, daß sie ohne Morphium nimmer existiren können; ob können, — ist eben die Frage.

Es giebt nämlich zweierlei Morphinisten — oder wollen wir doch lieber ein halbwegs deutsches Wort anwenden: Morphiumanhänger — solche, die mit Willen und Wollen sich vom Morphium beherrschen lassen und solche, die in Stunden, wo sie ruhig überlegen, sehnlich wünschen, davon befreit zu sein.

Mein Freund X. gehört zu den letzteren — offenbar die psychologisch interessantere Klasse, denn sie spielt etwas in das Gebiet der Willensfreiheit und deren Bedenken, hinüber.

Es giebt Leute, sog. starke Geister, welche über diejenigen, die es nicht über sich gewinnen, selbst sich von dem Morphium-Gebrauche loszumachen, spotten, während andere die ihnen lieben Personen mit Thränen umsonst anflehen, davon zu lassen; (gewöhnlich geben dann die Betreffenden liebevolle Versicherungen, die sie nicht die Kraft haben im entscheidenden Moment zu halten). Beiden möchte ich, auf Grund gemachter Beobachtungen, meine diesbezüglich gewonnene Anschauung mittheilen; den ersteren ein bescheidenes „führe uns nicht in Versuchung" anempfehlen, den zweiten die etwaige Möglichkeit einer gefahrlosen, wenigstens theilweisen Abhilfe vorstellen.

Fast immer war irgend ein Krankheitszustand Anlaß des anfänglichen Morphiumgebrauches, der dann nicht zur richtigen Zeit aufgegeben wurde. (Allerdings lernte ich auch andere, aus reinem

Uebermuth beginnende, Morphiumanhänger kennen, darunter auch eine Dame). X. litt vor circa zehn Jahren an häufigen Kolikanfällen und gebrauchte dagegen jedesmal eine einzige Morphium-Injektion. Leider rief bei ihm — nicht bei jedem Körper ist die gleiche Disposition vorhanden und tritt demgemäß nicht überall gleiche Wirkung ein — das Morphium, außer der erzielten Wirkung, noch eine äußerst angenehme Empfindung hervor. Er beschreibt: „Alle quälenden Schmerzen fielen einige Minuten nach der Injektion wie eine lästige Umhüllung mit einem Schlage von mir; ich war wie erlöst und ähnlich wie nach einem schweren physischen Kampfe, nur unendlich süßer, überkam allmählich den ganzen Körper eine wohlige Müdigkeit, die Glieder eine angenehme Schwere und ich empfand nach den Schmerzen als Wohlthat, daß alle Selbstthätigkeit derselben aufzuhören beginne, während wie auf leisen Schwingen ich lächelnde Ruhe und süßen Schlaf nahen fühlte, der tief und traumlos war und auf den ein völlig gesundes Erwachen folgte."

Dieser angenehmen Empfindung halber wünschte X. die sich allmählich verlierende Krankheitserscheinung herbei, um von neuem einspritzen zu können. Daß von diesem Wunsche bis zu dem unnöthigen Einspritzen nur ein, bald zurückgelegter Schritt war, ist klar.

Nach nicht langer Zeit aber verlor sich diese angenehme Wirkung; er injicirte mehr, um sie wieder herbeizuführen, es blieb aber die gewöhnliche Morphiumwirkung: betäubungsähnlicher Schlaf. — Nun wäre ein Aufgeben des Morphiums noch leicht gewesen, denn dieses war noch nicht Bedürfniß geworden; es häuften sich aber nun unglücklicherweise gerade jetzt trübe äußere Ereignisse, die ihn unablässig nach verschiedenen mißglückten Abhilfeversuchen, quälten. Er fand keinen Ausweg, diesen aufreibenden Gedanken zu entfliehen, als Schlaf. Dieser kam, eben der Sorgen halber, nicht in gewünschter Menge und wurde mit Morphium gezwungen und zwar forderte er immer größere Dosen.

Wieder pries X. das Morphium der ruhigen Nächte halber, die ihn wenigstens theilweise von seinen — diesmal geistigen — Qualen erlösten.

Dieser Zustand dauerte Jahre lang und nun trat allmählich das, bei oberflächlicher Beobachtung Sonderbare, ein: die bisherige Wirkung verkehrte sich. Er ist nun in einem matten, zu jeder geistigen und körperlichen Arbeit unlustigen und unfähigen Zustand, wenn er einige Zeit — manchmal nur zwei Stunden — kein Morphium injicirt hat. Das viele Morphium hat eine allgemeine Nervenerschlaffung schon begonnen, ein sozusagen stetes Schlafbedürfniß hervorgerufen, dem, sowie er in solchem Zustand eine Zeit lang ruhig sitzt, er unterliegt. Es stellt sich ein eigenthümlicher Druck auf die Augenlider ein, so daß, selbst in Gesellschaft sitzend, sehr oft die Augen, trotz größtem Willensaufwand, sich schließen. Macht er nun eine Injection, so tritt eine Erregung ein und „ich bin wieder auf dem Damm" sagt er.

An ein freiwilliges Abgewöhnen war nun nicht mehr zu denken, denn es war auch bei ihm schon das starke Verlangen nach Morphium, der sog. zeitweilig auftretende Morphiumhunger, eingetreten. So erzählte er mir, daß er einmal nach einem Ausgang, den er nur auf

eine halbe Stunde taxirt und bei welchem er das Morphium zu Hause gelassen hatte, als sich dieser auf den ganzen Nachmittag verlängerte, kaum mehr die Treppe hinauf gekommen und mit wahrer Gier zu seinem Spritzchen geeilt sei. Seitdem verläßt er das Haus nie mehr, ohne das Etui, das zwei Spritzchen enthält; „und nicht um eine Million“, sagte er, „hätte ich damals dem Morphium widerstanden.“

Es ließe sich auch aus physischen Grundsätzen erklären, daß Leute, welche stark an Morphium gewöhnt waren und denen dieses mit einem Mal vollständig entzogen wurde, tobsüchtig geworden sind.

Das Morphium hat etwas boshaft Teuflisches; zuerst verlockt es mit schönen Bildern und einmal damit gewonnen, läßt es die süße Lockung schwinden und hält sein Opfer mit schmerzenden, eisernen Krallen fest.

Neben dem Schaden an den Nerven hat das Morphium auf meinen Freund noch mehr Nachtheile. Läßt er sich z. B. verleiten, unmittelbar vor dem Essen einzuspritzen, so, da es ja im allgemeinen lähmend wirkt, stumpft es momentan die Magennerven ab und er hat den vorher vorhandenen Appetit verloren. Die gewohnte Essenszeit, und gerade gewohnte Ordnung ist dem Körper sehr zuträglich, geht vorüber; nun stellt sich zwar häufig der Appetit später wieder ein, aber, abgesehen von der ungesunden Unregelmäßigkeit — es ist dies häufig nachts der Fall — ist es ihm oft zu unbequem die äußere Gelegenheit herbei zu führen &c.; er ißt dann irgend etwas Kaltes, Unzureichendes und das kräftige Mittagsessen ging somit dem Körper verloren. So ist auch die Nachtruhe, der er, um sie zu erreichen, früher dies große Opfer brachte, längst keine anhaltende mehr; er hat sich an allerlei Unterbrechungen, meist durch Injektionen oder Essen, gewöhnt.

Nun wurde ihm das neue Mittel bekannt, mit dem man, ebenfalls durch Einspritzung, sich das Morphium abgewöhnen könne. Es ist dies das Cocaïn.

Dieser Stoff wird aus den Blättern eines, besonders in Peru wachsenden Baumes, der Cocapflanze, gewonnen. Die Eingeborenen Perus kauen die Blätter, um sich zu stärken. Die Nerven werden dadurch so angespannt und erregt und der Saft der Blätter wirkt im allgemeinen so stärkend, daß diese Leute, selbst bei anhaltender Arbeit, wenig anderer Nahrung bedürfen. Es bringt der stete Cocablättergenuß jedoch allmählich eine entsetzliche, den Körper zerrüttende Erschlaffung der Nerven und Muskeln mit sich, aber trotzdem kann und will der Eingeborne denselben, wenn er ihm einmal zur Gewohnheit wurde, nimmer entbehren.

Bei Morphiumanhängern soll die Hilfe des Cocaïns darin bestehen, daß es so angenehm erregend auf die Nerven wirke, daß die Morphiumanhänger es lieber nehmen, als Morphium, d. h. daß sie dem einmal vorhandenen Nervenbedürfniß lieber mit Cocaïn, als mit Morphium entsprechen, folglich das Morphium ohne Entbehrung auf ein unbedeutendes Maß herabsetzen. Haben sie sich dann statt des Morphiums an das Cocaïn gewöhnt, so — heißt es — sei es viel leichter sich das Cocaïn abzugewöhnen, als das Morphium. Ein gefährliches Wagniß, vielleicht ein schlimmer Zirkelschluß.

Als ich mit X. näher bekannt wurde, war er schon seit einigen Wochen in Begeisterung über den Cocaïngebrauch. Ich erschrak über die sog. Abhilfe, denn, abgesehen davon, daß neben allgemeiner Abmagerung des Körpers, die Wirkung des Cocaïn ja auf die Dauer dieselbe ist, wie die des Morphiums (neben der allmählich sehr schädlichen Wirkung auf Nerven und Muskeln, kann übermäßiger Gebrauch noch andere gefährliche Folgen dem Körper zuziehen; näheres Eingehen würde zu weit hier führen, auch in eine medizinische Abhandlung gehören), so verbraucht X., wenigstens an manchen Tagen, noch immer dieselbe Quantität Morphium wie früher, während er das Cocaïn nur noch dazu, gleichsam als pikantes Dessertmittel, oft um „Studien und Beobachtungen" zu machen, gebraucht; so sehr kann das Einspritzen Manie werden; einmal theilte er mir mit, daß er gar zu gerne auch einen kleinen Versuch mit Cyankali machen möchte.

Nebenbei gesagt, ist diese Liebhaberei für einfache Börsen gar nicht billig; X. hat z. B. in den vergangenen zwei Wochen für acht Mark Cocaïn gebraucht (mit Morphium kann man sich viel billiger ruiniren); dabei zerbrechen häufig die theuern Spritzchen und Nadeln.

Sogenannten Nutzen konnte ich also von dem Gebrauch des Cocaïn bei X. nicht bemerken; höchstens den, daß dieses bei Erkältungen, denen er sehr häufig unterliegt, schweißtreibend wirkt, während das Morphium, das die Haut trocken und kalt macht, eine solche Wirkung, oft mit aller Mühe, nicht eintreten ließ. X. nannte als solchen „Nutzen" die ihm so liebe Wirkung des Cocaïn, dahin gehend, daß morgens beim Erwachen, wenn ihn gewöhnlich ein dumpfes und schweres Gefühl belaste — offenbar Morphiumwirkung — oft ein bis zwei Stunden lang, er nach einer ganz kleinen Cocaïneinspritzung frisch und lebendig sei und alle Schwere wie ein Schleier von ihm wegziehe und er sich dann gekräftigt fühle. Das Cocaïn faßt eben sein Opfer auf eben so teuflische Weise, wie das Morphium, mit süßem Köder.

Das Cocaïn ruft nämlich — abgesehen davon, daß es, wie auch X. bei sich angiebt, in den ersten Zeiten ein gewisses Kraftgefühl erzeugt — eine eigenthümlich schöne Empfindung hervor; ersteres jedoch, einer Beobachtung an mir nach, auf die ich noch mit ein paar Worten kommen werde, nur bei Morphium gebrauchenden Personen.

Die erste Cocaïninjektion von vier bis fünf Gramm hatte bei X. gar keine Wirkung; er nahm eine doppelt so große Dosis und nun trat ein noch „viel köstlicherer" Zustand, als seinerzeit bei dem Morphium ein; er beschrieb ihn mit den Worten: „Es befiel mich plötzlich ein so wunderbar beseligendes Gefühl, wie ich in meinem Leben noch nichts empfunden hatte; alle Gefühle, durch was auch hervorgerufen, waren Kinderspiel gegen diese Wonne. Man hat dabei wohl Sehnsucht nach Liebe, aber durchaus nicht in sinnlicher Richtung, sondern vielmehr möchte man für eine geliebte Person Opfer bringen, sich sogar umbringen lassen, es ist eine ideale, edle Liebe, eine himmlische Ruhe. Dieser Zustand*) dauerte etwa eine halbe Stunde und verlief

*) Offenbar bestanden aus diesem und ähnlichen Stoffen, die früher bekannt waren und der Wissenschaft wieder verloren gingen, die „Liebestränke" alter Zeiten; wenn man z. B. Cocasaft jemand unbemerkt beibringen konnte, oder einen damit

folgendermaßen: Man nießt und gähnt einige Male, holt sehr tief Athem, Brust und Kopf werden ganz frei; in die Glieder kommt das Gefühl von Kraft, man dehnt und streckt sich. Zugleich bemerkt man, wie mit dem Freiwerden aller innern Organe das Blut gegen außen drängt, es entsteht dadurch natürliches Wärme- und Gesundheitsgefühl und damit großes Wohlbehagen."

Am andern Tag schon versuchte er denselben Zustand herbeizuführen, aber schon da zeigte sich die Kehrseite der Medaille; es trat dieser nicht ein, sondern Uebelbefinden, Brechreiz und Frost. Er nahm an, es sei die Dosis zu klein gewesen und nahm eine größere — vergebens.

Nun steht er in dem Stadium steten Experimentirens: bald nimmt er mehr Morphium, um den Körper für das Cocaïn richtig zu disponiren, bald Cocaïn, um den durch das Morphium schlafbedürftigen Körper zu stärken und Anstrengungen gewachsen zu machen, bald um schweißtreibende Wirkung zu erzielen. Oft entsteht ein Kampf: das Wärmegefühl kann nicht zum Durchbruch kommen, er merkt das Verlangen desselben an dem Bedürfniß tief zu athmen und einer Art innern Drängens nach außen; dabei besteht gleichzeitig Frostgefühl und die Extremitäten sind unheimlich kalt; Wärme und Kälte kämpfen, es entsteht ein kalter Schweiß.

Die „Wunderwirkung" trat außer jenem ersten Male in diesen vielen Wochen nur noch einmal anhaltend ein und einige Male sehr schwach und rasch vorübergehend. — Es war das ja offenbar auch nicht mehr nothwendig, denn der Cocaïnteufel hatte sein Opfer, das seiner Lockspeise nachjagt, schon gefaßt!

Daß Cocaïn und Morphium in solcher Anwendung Teufel sind, sieht X. selbst ein und er weiß, daß es höchste Zeit ist, davon zurückzukommen, wenn er sich nicht ganz ruiniren will, und doch gewinnt er es nicht über sich, beides rundweg aufzugeben.

Sogenannte starke Naturen nennen das schwach und spotten, wie oben gesagt, denn es ist möglich, daß man sich allmählich bis zu einem unbedeutenden Maß das Morphium wieder abgewöhnen kann. Ich muß gestehen, daß auch ich mich dieser billigen Vorwürfe zu meinem Zweck bediente; ich thue es aber nicht mehr, seit ich mich eingehend mit Morphiumanhängern beschäftigte, seit ich, dieses Interesses halber, die Wirkung der genannten Stoffe an mir selbst erprobte, oder seit ich eben X. näher kenne, ihn begreifen lernte und damit das Wort: „Tout comprendre c'est tout pardonner".

Die sog. schwache Lösung, die bei Morphium gebraucht wird, besteht aus einem Theil Morphium und fünfzig Theilen Wasser; die starke, aus einem Theil Morphium und fünfundzwanzig Theilen Wasser.

Von der schwachen Lösung injicirte ich vor längerer Zeit vier bis fünf Striche (die betreffenden Spritzchen sind in sog. Striche getheilt, von denen die Entfernung von einem zum andern ein Gramm der

---

gewürzten Trank eingab, so konnte der folgende, erregte Zustand bei jungen Personen in den Momenten der Exaltation für plötzlich erwachende Liebe genommen werden.

Flüßigkeit umfaßt), also eine kleine Injektion. Nach etwa einer Stunde stellte sich sehr starkes Uebelbefinden ein, das bald in Brechreiz u. s. w. überging. Dieser höchst unbehagliche Zustand dauerte einige Stunden; dabei keine Spur von Schlaf. Ich versuchte nach einiger Zeit nochmal eine Injektion, jedoch es trat genau dieselbe Wirkung ein. Mein Körper verträgt eben das Morphium nicht*); dem könnte man wahrscheinlich mit einem kleinen Atropinzusatz abhelfen; soweit wollte ich nicht gehen, denn mich überfiel bei dem Gedanken einer Morphiuminjektion an mir, ein heftiger Widerwille — eben der Beweis, daß mein Körper abstoßend disponirt ist.

Da konnte ich also leicht von der Unbegreiflichkeit, sich desselben nicht enthalten zu können, predigen; nicht so bei dem Cocaïn, das ich, X. begeisterter Schilderung halber, auch kennen lernen wollte.

Cocaïn darf in zehnmal stärkerer Lösung, als Morphium gebraucht werden; nach der ersten, allerdings sehr kleinen, nur drei Gramm enthaltenden Injektion, fühlte ich gar keine Wirkung. Mehrere Tage später nach der etwas größeren, zweiten, eine schwache Erregung, die aber erst nach zwanzig Minuten eintrat und durchaus nicht als Wonnezustand, sondern als etwa sehr erregtes Mittheilungs- und Annäherungs-Bedürfniß an irgend jemand sich äußerte und nach mehreren Minuten spurlos verschwunden war.

Wieder nach einigen Tagen fühlte ich auf dieselbe Dosis gar nichts; nun wollte ich endlich genug haben und nahm eine Stunde darauf eine starke Dosis d. h. zwölf Striche. Schon nach wenigen Minuten trat heftiges Athmen ein, alle vorherige Müdigkeit war mit einem Schlage verschwunden, dagegen empfand ich eine eigenthümliche Beklemmung, die sich nach und nach in ein sonderbares Angstgefühl steigerte, das ich nicht anders präzisiren kann, als dahin, daß ich Furcht vor dem Alleinsein empfand; diese Furcht gipfelte endlich in dem heißen Wunsche, jemandem, den man lieb hat, nahe, auch körperlich zu sein. Jedoch durchaus nicht als sinnliches Verlangen — Cocaïn wirkt in dieser Beziehung auf die Gefühle offenbar gleichgiltig, abstumpfend ein, — sondern eher als das eines Kindes im Dunkeln.

Diese Erregtheit steigerte sich fortwährend; alle schmerzlichen Gefühle, deren ich mir etwa vorher bewußt war, kleideten sich in Sehnsucht nach Liebe und Geliebtwerden in rein idealer Weise.

Es war zwar kein „Wonnezustand", wie ihn X. schilderte, aber trotz der steten Beklemmung, eine Erregung oder Aufregung aller hingebenden Empfindungen, die besonders in der Erinnerung etwas eigenthümlich Reizvolles hatten. Aber plötzlich war es, als zöge sich sichtbar ein Schleier vor mir weg, es sank — ich vermochte bisher kaum einen Moment ruhig zu liegen — der Kopf wie betäubt zurück und mit einem Schlag war die Erregung verschwunden und alles nüchtern und öde.

Alles Trübe des eigenen Lebens erschien ungerufen, nicht eigentlichen Kummer, sondern ein entsetzlich ödes und trostloses, vielmehr gar nicht Trost verlangendes Gefühl hervorrufend; es trat gleichsam die Reaktion der vorigen Liebessehnsucht ein, mit einer unbestimmten

*) Was bei vielen Personen der Fall ist.

Empfindung, die sich ungefähr in die Worte fassen ließe: „Die Liebe ist ja auch nichts und was sollte sie mir auch? Ich will nichts von ihr hören, nur Ruhe möchte ich vor diesen Gedanken, die alles als trostlos nüchtern verwerfen.“ Es trat eben eine entsetzliche Abspannung ein, eine Müdigkeit, bei der ich vergebens versuchte zu schlafen.

Die Behauptung, daß das Cocaïn nur auf Morphium richtig wirke und durch dieses die Erregung und zugleich Abspannung ausgeglichen würde, verleiteten mich, trotz meiner unangenehmen Erfahrung zu zwei Gramm (schwache Lösung) Morphium.

Schon nach wenig Minuten trat annähernd dieselbe Wirkung, wie bei meinen ersten Morphiuminjektionen ein und erst mehrere Stunden später vermochte ich, etwas zu schlafen. Als nachher dasselbe Uebelbefinden mich weiter belästigte, versuchte ich wieder mit zwei Strichen Cocaïn die Morphiumwirkung aufzuheben und wirklich wurde mir schnell besser. Ich fühlte alle unangenehme Empfindung abfallen und bei starkem Athmen sah ich allerlei Gestalten und Dinge, aber nichts Phantastisches, sondern alltägliche Personen und Ereignisse, an mir vorüber ziehen; ich hatte ungefähr die Empfindung wie bei dem Vorüberziehen der Dekorationen im Parsifal. So kam allmählich der Schlaf und als ich erwachte, waren alle ungesunden und unnatürlichen Empfindungen verschwunden.

Natürlich lästerte ich wieder bei X. weidlich auf seine gepriesenen Injektionsstoffe, aber erst seit ich sie an mir selbst erprobt habe, kann ich X. begreifen: „Tout comprendre c'est tout pardonner.“ Dem Morphium zu widerstehen war natürlich für mich sehr leicht; nicht so dem Cocaïn. Dieses hinterläßt eine Art Sehnsucht, von der ich begreifen kann, daß sie Menschen, denen nicht viel an ihrem Leben gelegen ist, in schädlicher Weise festhält.

Bei dem großen Einfluß auf die Nerven, den ich an mir konstatirte, beschwor ich X. von neuem, diese Stoffe zu meiden; er versprach mir eine Morphiuminjektion zu opfern von den neunen, die er seit längerer Zeit, gewöhnlich innerhalb 24 Stunden, macht.

Nun könnte man meinen, daß dieses Versprechen wenig nütze, denn er könne ja die übrigen Injektionen um das betreffende Quantum verstärken; meine Beobachtung bei ihm und andern Morphiumanhängern geht aber dahin, daß sie alle viel mehr das Bedürfniß haben oft, als viel einzuspritzen. Als ich dies hinreichend beobachtet hatte, behauptete ich X. gegenüber — ich bin groß in freundschaftlichen Behauptungen — daß all sein Injiciren völlig auf Einbildung beruhe und wenn ihm jemand heimlich Wasser unterschiebe, bemerke er es gar nicht.

Groß war mein Erstaunen, als er darauf antwortete: „Das wäre ein Segen für mich; ich wohnte einmal mehrere Tage bei jemand, der mich so täuschte, daß ich diese Zeit fast ein Dritttheil Wasser injicirte.“

Auf solche List aber gründet sich, glaube ich, das beste Mittel einen derartig Morphiumkranken zu heilen. Bei nächster Gelegenheit machte ich einen Versuch; ich setzte kürzlich der Morphiumportion, die er für sieben Tage bestimmt hatte, etwa ein Drittel Wasser zu — er bemerkte es nicht. Nun muß diesem Anfang der Täuschung sehr langsames Fortschreiten folgen. Anfangs wird an manchen Tagen

ein körperliches Bedrücktsein und müdes Erschlaffen das entzogene Morphium entbehren lassen und dazu reizen. Dann gilt es den Betreffenden dahin zu bringen, möglichst diesem Reiz durch einfaches Nachgeben der körperlichen Schlaffheit und Müdigkeit, durch Schlaf, gleichviel wann, zu widerstehen, bis sich der Körper an das kleinere Morphiummaß gewöhnt hat.

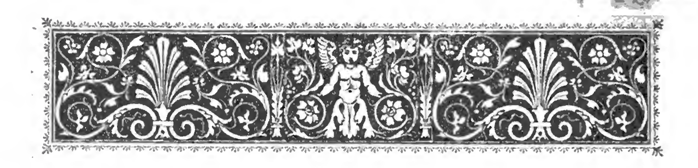
Auf diesem Wege, sehr langsam und sehr vorsichtig, kann man bis zu einer kleinen, ziemlich unschädlichen Morphiumquantität fortschreiten, selbstverständlich zuletzt mit Wissen des Morphiumkranken, und ohne Hilfe des, leicht ebenso gefährlich werdenden Cocaïns, Hilfe finden.

Der kranke Kaiser.

Der Himmel hängt in dunklem Wolkengrau,
So düster grüßt des Schlosses stolzer Bau
Aus erstem Grün, das leis' im Park sich zeigt,
Der Tag sich trüb' in Abenddämm'rung neigt;
Die Menge schweigend harrt am Hauptportal:
Kein Laut dringt zu des hohen Dulders Qual,
Der mit dem tück'schen Feind — ein Held — dort ringt,
Indeß das Herrscherscepter ihm entsinkt,
Das jüngst er freudig in die Hände nahm,
Als er aus linden Südens Zauber kam. . . .
Wie schmerzlich ist dies bleiche Leidensbild!
O Engel der Genesung, neig' Dich mild
Auf dieses starke Herz, das einsam schlägt,
Daß Friede auf das heiße Haupt sich legt.
Ein ganzes Volk harrt bebend, jedes Herz,
Es fühlt hier gleich und hofft in tiefem Schmerz,
Daß noch in letzter Stunde Rettung naht
Und sich der Held erhebt zu neuer That.
So viele suchen seine Segenshand —
Er ist die Sonne . . . Nacht bedeckt das Land! —

—dt.





Drei Spezialausstellungen in Wien.

Von Max von Weißenthurn.

Daß wir im Zeitalter der Ausstellungen leben, merkt man jetzt so recht in Wien. Drei Spezialausstellungen allein locken jetzt den Beschauer und welch' eigenartige Ausstellungen! Eine immer origineller als die andere! Da giebt es — man staune — eine Plakaten-Ausstellung, ferner eine Kinderpflege-Ausstellung und — eine Maria-Theresia-Ausstellung! Heterogenere Dinge kann man in einem Athemzuge doch kaum nennen!

Diese Zeilen sollen den drei originellen Schaustellungen gewidmet sein! Es lassen sich keine grelleren Kontraste denken, als die beiden erstgenannten Expositionen; die eine, ganz für Herz und Gemüth, die andere eine Verherrlichung der Reklame, wie sich dieselbe krasser nicht denken läßt. In der Kinderpflege-Ausstellung finden wir hochinteressante und lehrreiche Objekte, so z. B. die Arbeiten, welche das Idiotenasyl in Biedermannsdorf liefert, die Lehrmittel, welche dasselbe anwendet, um dem umnachteten Geiste der Pfleglinge denn doch nach und nach einen Strahl denkender Vernunft zuzuführen; es sind in dieser Anstalt schon ganz hübsche Resultate erzielt worden; merkwürdigerweise gehören die Pfleglinge, welche in ihr Aufnahme finden, weit mehr den mittleren und den höheren Ständen an, als dem Volke. Es ist interessant zu sehen, wie die an sich natürlichsten und einfachsten Dinge jenen armen, und von der Natur vernachlässigten Geschöpfen erst mühsam Schritt für Schritt beigebracht werden müssen; wie man oft erst bei fünfzehn- bis sechszehnjährigen Wesen jene Resultate erzielt, die ein normal beanlagtes Geschöpf, im fünften oder sechsten Jahre schon erlangt hat. Das Studium des Kindes und das systematische Heranbilden in physischer, wie in ethischer Beziehung ist ein Ding, worüber man in der guten alten Zeit viel zu wenig nachgedacht hat und das auch jetzt in einer großen Anzahl von Familien noch all zu sehr vernachlässigt wird. Die Förderung dieses Studiums ist mit ein Zweck der Kinderpflege-Ausstellung, in der sich vom Spielzeug bis zum Lehrgegenstand, von den Schuhen bis zum Hut, alles, aber auch alles finden läßt, was mit den

Kleinen irgendwie in Zusammenhang gebracht werden kann. Es thut wohl, wenn man angesichts des unzählbaren Blödsinns, der in Bezug auf Kinderpflege und Erziehung uns tagtäglich im Leben begegnet, durch diese Ausstellung auf die Thatsache hingewiesen wird, daß es doch noch Menschen giebt, welche sich in vernünftiger Weise mit der heranwachsenden Generation befassen, sich im Interesse derselben mit ihr beschäftigen. So hat z. B. ein hiesiges, begütertes Ehepaar in der nächsten Nähe von Wien, ein Reconvalescentenhaus gegründet, in welchem fünfzig aus den Spitälern entlassene arme Kinder, bis zu gänzlicher Herstellung Pflege und Wartung finden. Die vollständige Einrichtung dieser wahrhaft mustergiltigen Anstalt, welche mit Herz und Verstand ausgedacht wurde, ist es, die in der Kinderpflege-Ausstellung, den Besuchern zur Ansicht geboten wird und das Interesse für das humane Unternehmen an sich gewiß nur erhöhen kann. Eine ebenfalls lehrreiche, wenn auch gar traurig auf das Gemüth einwirkende Abtheilung ist die Ausstellung des k. k. Blinden-Institutes, in welchem man tagsüber die mit ihren Arbeiten beschäftigten Kinder sehen konnte. Unbegreiflich bleibt es immerhin, daß die Säle der Gartenbau-Gesellschaft während der Kinderpflege-Ausstellung verhältnißmäßig wenig besucht waren, während die Leute sich so gar keinen Begriff davon machen konnten, daß es interessantes sei, was sich ihnen da biete.

Anders ging es mit der Plakaten-Ausstellung, für welche das Publikum nicht nur vom ersten Moment an rege Theilnahme an den Tag legte, sondern über die auch spaltenlange Berichte schon vor der Eröffnung in den Zeitungen standen, so daß die Leute haarklein wußten, was ihnen geboten werde, noch bevor sie dies zu schauen Gelegenheit fanden. Die Plakaten-Ausstellung umfaßt drei große Säle nebst einer bedeutenden Anzahl umfangreicher Annexe; wir können in derselben interessante Parallelen ziehen und es sind aller Herren Länder darin vertreten. England und Amerika bleibt jedenfalls unübertroffen, nicht nur, was Flächeninhalt, sondern auch was die Ausführung der Plakate betrifft. „Pear's Soap" und der vielgenannte „Hair Restorer" bringen Bilder, die halbe Wandflächen einnehmen, aber eben nicht nur groß und ins Auge fallend, sondern auch hübsch sind, folglich ihren Zweck weit besser erfüllen, als die geschmacklosen Unthaten, durch die bei uns zu Lande dieser oder jener Fabrikant seine Waare marktschreierisch anpreist. „Drury Lane" und andere englische Theater führen dem Publikum die ecclatantesten Scenen ihrer Bühnen-Novitäten bildlich vor, während die Pariser Blätter, wie „Gil Blas", „Petit Journal" u. s. w. die Ankündigung des Schauerromans mit einer Virtuosität betreiben, die eines besseren Zieles würdig wäre. An grellen Farben fehlt es den österreichischen Plakaten nicht, aber in der Zeichnung und in dem Gedanken lassen sie viel zu wünschen übrig, während Deutschland feine, niedliche Bilder liefert, die aber so absolut gar nicht ins Auge fallen, so daß sie ihren Zweck unmöglich erfüllen können. Klassisch ist die amerikanische Annonce der Nähmaschinen, vier berühmte Sängerinnen darstellend, darunter in Riesenlettern die Worte: „Four great Singers but Singers Sawing Machine is the best." Nicht minder originell ist ein Bild, auf welchem man das bunte Treiben auf einem Bahnhofe sieht, unter dem Bilde steht zu lesen: „Wash your feet ye

weary travellers with Hudson extract of soap!" („Wascht Euch die Füße, Ihr müden Reisenden, mit Hudsons Seifenextrakt.") Barnum, der Menagerie-Inhaber und Löwenbändiger, führt bildlich-kolossale Gräuelthaten vor und es ist erwiesen, daß er wiederholt behauptet hat, man dürfe sich nicht scheuen, auf das richtige Plakatiren mindestens zweimalhunderttausend Dollars auszugeben; dieselben würden zwei- bis dreifach eingebracht. In Amerika ist es Sitte, daß Künstler, die sich auf Reisen befinden, ganze Ballen ihrer Porträts in Lebensgröße oder noch umfangreicher mit sich führen und in den Städten, in denen sie auftreten, an die Mauern ankleben lassen; man nennt das nicht marktschreierisches Großthun, sondern es gehört zum Geschäft und dieses prosperirt dabei.

Eine historische Merkwürdigkeit ist die Maria-Theresia-Ausstellung, welche vier große Säle des österreichischen Museums umfaßt und in der man Stunde um Stunde verbringen kann, ohne ihren Inhalt zu erschöpfen. Gleich rechts beim Eingange sehen wir da unter Glas einen Theil der Korrespondenz dieser seltenen Frau, deren markige Schrift vollkommen im Einklange steht, mit allem, was man sich von ihrem geraden, resoluten Charakter erzählt; unter diesen hochinteressanten Schriftstücken befindet sich ein Vortrag des Barons Bartenstein, der über eine erhaltene Geldsumme Rechenschaft ablegt; an der linken Seite des halbbrüchigen Blattes hat Maria Theresia daneben geschrieben: „Was aus meiner Hand kommt, braucht keine Quittung und niemals keine, was durch Seine geht." Sehr beachtenswerth sind die Briefe an Franz von Lothringen, als er noch ihr Bräutigam war, unterzeichnet „Maria Theresia", als seine „getreuste Braut". Die Adressen der Briefe lauten: „Dem durchlauchtigsten Herzog Franz von Lothringen, meinem villgeliebten Bräutigam". In einem dieser Schreiben dankt sie ihm für seinen „obligeanten und komplimentösen Brief" und wünscht, es sei dies die letzte Reise, die er ohne seine so ergebene Braut machen werde. Eine große Anzahl von Briefen, an Kaiser Joseph, an die Tochter Maria Theresias, die Herzogin Marie Christine von Sachsen-Teschen, an ihren Sohn Leopold, an den Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen, an ihre Schwiegertochter Marie Beatrix sind französisch geschrieben. Jene an den Fürsten Kaunitz und an die Grafen Ferdinand und Joseph Harrach, letzterer Hofkriegsrathpräsident, sind zum Theil deutsch, zum Theil französisch. An Kaunitz schreibt sie neben ein Schriftstück, welches er an sie gerichtet: „Habe aus Ungeschicklichkeit Seinen Brief unterschrieben, doch es glücklich retiriren können." Bei einem späteren Anlasse richtet sie nachstehende Zeilen an ihn: „Nous contons demain tenir ici la conférence et comme vous le proposez avec Neuperg." Unter den Schriftstücken, welche dem Publikum zur Ansicht geboten werden, befinden sich auch Gebete in lateinischer und französischer Sprache, welche die Kaiserin selbst geschrieben, ebenso mancherlei Notizen, von denen wir eine, die Eintheilung „der ordinären Täge" wortgetreu wiedergeben: „Sechs Uhr aufstehen, ankleiden, Meß hören, frühstücken; von 7—9 mit den Cabinetssekretären expediren, von 9—12 Minister-Audienzen, zwölf Uhr Kinder, Franz, Andere sehen, 1—3 ausfahren, essen — dann unterhalten, ruhen; vier bis sechs expedieren, sechs Rosenkranz, dann bis neun Uhr schreiben,

conversiren, stille Amusements." Aus dieser Tageseintheilung läßt sich das einfache, geschäftige, segensreiche Wesen dieser Frau, welche stets die Pflichten als Kaiserin, als Gattin und als Mutter vor Augen hatte, deutlich erkennen.

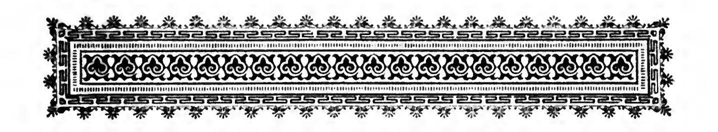
Unter den Druckwerken, welche zur Ansicht vorliegen, sind auch von großem Interesse einzelne recht primitive Lehrbücher, aus denen der nachmalige Kaiser Joseph und seine Brüder unterrichtet wurden, so jenes: „De l'attaque et de la défence des places", aus welchem Oberst Baron Brequin vortrug; dann auch sehr naive Farbentafeln für den Anschauungsunterricht, vorzüglich in ethisch-religiöser Beziehung, die Laster und Tugenden der Menschen bildlich darstellend. Einzelnen solcher mit drastischer Natürlichkeit aufgefaßten Bildnisse, begegnen wir heute noch in niederösterreichischen Bauernstuben. In einem umfangreichen Rahmen finden wir Abbildungen des Schauspielhauses am Kärnthnerthor im Jahre 1772, des Hof- und Nationaltheaters am Michaelerplatz, sowie schwarze Silhouetten und Lithographien der hervorragendsten Bühnenkräfte damaliger Zeit; so jene des Sängers Adamberger, der Sängerin Cavallieri, der Schauspieler Brockmann, Koch, Schickaneder, Lange, Marinelli, Baumann u. s. w. Reichhaltig ist die Porträtsammlung; wir finden in derselben Maria Theresia als Kind, als heranreifendes Mädchen, als Braut, als Frau, als Wittwe in den verschiedensten Darstellungen, mehr oder minder künstlerisch gemalt; zu den anmuthigsten dieser Bilder gehört jenes der Kaiserin zu Pferd im ungarischen Krönungsornat, jetzt Eigenthum des Fürsten Batthyany; dann ein Bild der Kaiserin in Wittwentracht mit dem Theresienorden, den Plan des Schlosses von Schönbrunn in Händen haltend, gemalt von Anton von Maron, Eigenthum des Kaiserhauses. Der Gemal der Kaiserin, Franz von Lothringen und alle ihre Kinder und Schwiegerkinder sind bildlich in den verschiedensten Aufnahmen vertreten. Wir begegnen ferner der vielgenannten Gräfin Fuchs, Obersthofmeisterin der Kaiserin, den Fürsten Batthyany und Khevenhüller, dem Leibarzte Van Swieten, dem Grafen Lacy, dem Feldmarschall Loudon und einer Menge Zeitgenossen jener hochbegabten Frau; fast sämmtliche Porträts sind im Besitze der österreichischen Kaiserfamilie oder anderer hochstehender Persönlichkeiten. Ein im Flächenraum riesiges, in der Auffassung ganz originelles Bild ist die Schlittenfahrt der Kaiserin mit ihrem Gefolge am 7. Februar 1765, gemalt von Franz Michael Augustin von Purgau 1766; dieselbe fand im inneren Burghofe statt, in welchem man sich nach der Darstellung von damals heute noch ganz gut zurecht findet.

Alles, was zu dem intimen und privaten Familienleben der Kaiserin gehört und all jene Gegenstände, die aus demselben ausgestellt sind, legen beredtes Zeugniß von dem schlichten Sinn der hohen Fürstin ab; die unzähligen Kunst- und Werthgegenstände aber, welche pietätvoll aufbewahrt wurden, sprechen dafür, daß der Luxus, welcher in den vielgepriesenen und auch vielgeschmähten Tagen der Vergangenheit bei Hof üblich war, viel pomphafter und großartiger gewesen, denn alles, was in dieser Richtung heute geboten wird, die in Brillanten gefaßten prächtigen Miniaturmalereien, das kostbare Geschmeide, die prunkvollen, goldgestickten Hofroben der Herren und Damen aus

schwerstem Atlas und Brokat repräsentiren heute noch Unsummen und dürften auch damals mit ganz respektabel vollem Geldbeutel aufgewogen worden sein. Unter der reichen Kollektion kostbarer Schmuckgegenstände, befinden sich auch die beiden Armbänder mit doppelseitigen Medaillons, welche Maria Theresia als Wittwe trug und die in Miniaturmalerei die Bildnisse ihres Gatten und ihrer Kinder an sich hatten. Zwei Schränke enthalten Medaillen aus der Zeit Maria Theresias und bieten eine Sammlung der heute werthvollsten Münzen; es wurden damals fast bei jedem Familienfest in der kaiserlichen Familie in Gold oder Silber Münzen geprägt, so bei der Vermälung der Erzherzogin Christine mit dem Herzoge von Sachsen-Teschen; bei jener der Erzherzogin Marie Antoinette mit dem Dauphin von Frankreich, bei der Vermälung des Erzherzogs Ferdinand mit der Erzherzogin Beatrice von Este u. s. w. Unter den Waffen befindet sich der ungarische Säbel Maria Theresias, dessen Beschläge mit Brillanten besetzt sind; die damaszener Klinge hat in arabischer Sprache folgende Inschrift: „Im Namen Gottes, des milden Allerbarmers, Hilfe von Gott, naher Sieg und frohe Botschaft für die Gläubigen.“ Mit diesem Säbel an der Seite ist Maria Theresia in Preßburg am 25. Juni 1741 gekrönt worden und ihn hält sie auch auf dem Bilde, welches sie zu Pferd als Königin von Ungarn darstellt, in der Hand. Von den Kleidungsstücken der kaiserlichen Familie ist im ganzen nicht viel erhalten oder wenigstens nicht viel ausgestellt, nur Maria Theresias Wittwenhaube, ihre Pantoffeln und ein Jagdhabit des Kaisers Joseph von grobem, grünem Stoff, das er bei einem Pürschgange nach der Brigittenau getragen und in welches er durch den Angriff eines Hirsches einen tüchtigen Riß erhalten.

Die Maria-Theresia-Ausstellung gehört zu den bedeutsamsten ihrer Art und ist mit einem Verständnisse und einer Liebe arrangirt, welche dem Ausstellungs-Comité, dessen Präsidenten Graf Edmund Zichy und Fürst Franz Liechtenstein sind, zu höchster Ehre gereicht. Selbstverständlich haben wir nur einen schwachen Bruchtheil dessen aufzählen können, was es da zu schauen giebt; die große Mehrzahl der mehr als zweitausend Gegenstände, welche die Säle umfassen, ist beachtenswerth, nur muß man Raum, viel Raum haben, um über dieselben nach Gebühr berichten zu können und an diesem gebricht es uns.





Spinoza.

Ein dramatisches Gedicht von Alfred Bock.

Personen: Rabbi Morteira. — Esther, seine Tochter. — Spinoza. — Dessen Vater. — Dessen Mutter. — Ein Diener Morteiras.

Ort und Zeit: Amsterdam um 1650.

(Arbeitszimmer Morteiras. Der Rabbi sitzt an einem mit Folianten beschwerten Tisch.)

Morteira (betend).

Erhab'ner Schöpfer, Deiner Güte
Dank' ich auch heute diese Stunde,
O laß sie glücklich mich vollenden,
Entferne jede falsche Regung
Aus meines Herzens tiefstem Grunde
Und laß mich rein vor Dir bestehen.
Was gabst Du mir nicht alles, Vater,
Um tausendfältig Dich zu preisen!
Zwar nahmst Du mir die theure Gattin,
Doch schenktest Du mir eine Tochter,
Fürwahr die Zierde aller Frauen;
Sie pfleget mein in treuer Liebe,
Wacht über jeden meiner Schritte
Und trauert mit mir, wann ich trau're,
Sie theilt mit mir die kleinste Freude
Und was sie sinnt, ist jede Falte
Auf ihres Vaters Stirn zu glätten.
Was gabst Du mir nicht alles, Vater,
Um tausendfältig Dich zu preisen!
Du schartest um mich viele Jünger,
Der Lichtglanz meiner alten Tage,
Und läßt allgütig mich erleben,
Wie sie Jehovas Wort verkünden.
Ein Einz'ger nur füllt meine Seele,
Spinoza ist's, mit tiefem Kummer.
Sein Geist ist strahlend wie die Sonne,
Sein Wesen treu und schlicht und bieder,
Ich nannt' ihn meinen Lieblingsschüler,
So stand er meinem Herzen nahe,
Denn nichts blieb seinem Sinn verborgen,
Und was die Andern Monde plagte,
Das lehrt' ein Tag ihn zu durchdringen.

So kam er, seines Lehrers Freude,
Alltäglich über meine Schwelle,
Ich führt' ihn sorgsam in die Tiefen
Der Wissenschaft und der Kabala,
Ja, an der Quelle seines Geistes
Fühlt ich mich selber jung geworden.
Bewundernd sah zu seiner Größe
Mein Kind empor, er liebte Esther,
Ich aber konnt' dem Bund nicht wehren,
Den ihre Herzen schnell geschlossen:
Fand ich in ihm mich selbst doch wieder
Und trug ich doch kein heißer Sehnen
Als ihn, den Gatten meines Kindes,
Dereinst an meinem Platz zu sehen.
Zwei Monde sind seitdem vergangen,
Noch selten naht er meinem Hause
Und wandelt auf verborg'nen Wegen;
Er flieht des Tempels heil'ge Räume
Und die befohlenen Gebräuche;
Längst meidet er den Kreis der Freunde,
Sein Wesen dünkt mich scheu und finster,
Und was ich selbst darob empfinde,
Ist nur ein kleiner Theil des Jammers,
Der mir mein theures Kind ertödtet.
Nun hab' ich ihn hieher befohlen,
O Gott, erleuchte meine Seele
Und gieb mir Kraft, den Bann zu brechen,
Der auf dem theuern Jüngling lastet!

Ein Diener.

Spinoza, Herr, wünscht Dich zu sprechen!

Morteira.

Ich lasse ihn willkommen heißen! (Diener ab, darauf:)

Spinoza.

Du riefst mich, Herr, was darf ich hoffen,
Mit schwachen Kräften Dir zu nützen?

Morteira.

Du weißt, mich drückt die Last der Jahre,
Mein Augenlicht ist halb erloschen,
Und manches wird dem Greis beschwerlich,
Was spielend einst der Jüngling pflegte.
Du sollst mir eine schwere Arbeit,
Die ich begann, vollenden helfen,
Wir werden langsam streben müssen,
Das Werk ist groß und neu und wichtig,
Und Monde werden d'rum vergehen,
Eh' wir am fernen Ziel uns finden.

Spinoza.

Und wenn es zehen Jahre währte,
So zähl' auf mich! Du giebst mir endlich
Gelegenheit, mein theurer Meister,

Ein Theil der Schuld zurückzuzahlen,
Zu der ich dankbar mich bekenne!

Morteira.

Mir willst Du dieses Opfer bringen
Und Deinem Gott versagst Du jedes?
Ich weiß es längst, Du bist verwandelt,
Ein Dämon wühlt in Deinem Busen
Und hat Dein Innerstes vergiftet.
Du folgst nicht mehr der frommen Menge,
Die sich um unsern Altar sammelt,
Du achtest nicht mehr die Gebote,
Die allen Glaubensbrüdern heilig,
Und was am schmerzlichsten, sie zeigen
Auf Dich: das ist Morteiras Schüler!

Spinoza.

Seit meiner früh'sten Kindheit Tagen
Bist Du mein treu'ster Freund gewesen,
Du zogst empor den blöden Knaben
Und lehrtest ihn das Beste lieben;
Du zeigtest ihm die steilen Pfade,
Die in des Wissens Tempel führen,
Du hast den Sinn für alles Große
In seiner Seele aufgerichtet.
Ich weiß nicht, ob ich Deiner würdig,
Ob soviel Mühe werth des Lohnes,
Ein's aber werd ich nie vergessen,
Der Wahrheit strenge Pflicht zu üben,
Denn das hast Du vor allen Dingen
Als höchste Tugend mir gepriesen.
So will ich meiner Seele Spiegel
Vor Deinen Augen frei enthüllen,
O blick' hinein, noch trübt kein Flecken,
Wie Du vermeint, die klare Fläche
Und meines Herzens kleinste Regung
Darf ich getrost Dir offenbaren.
Du klagst mich an, ich kann nicht leugnen,
Daß ich Jehova's Haus gemieden,
Daß ich seit Monden einsam wandle
Und der Genossen Umgang fliehe.
Du klagst mich an, ich sei verändert,
Ich achte nicht mehr der Gebote,
Die uns die Väter überliefert!
Ich leugne nicht und dennoch, Meister,
Bin ich nicht abtrünnig geworden.
Du kennst zu gut mich, um zu glauben,
Daß ich aus Leichtsinn also handle,
Und Du allein kannst mich verstehen,
Wenn ich Dir sag', ich muß so handeln!
Hast Du nicht selber jene Höhen
Der Wissenschaft mit mir erklommen,

Von denen kaum noch eine Brücke
Zurück zum starren Glauben leitet?
Hast Du nicht selbst in selt'nen Stunden
Die reine Freude mitempfunden,
Frei von dem Fesselzwang des Glaubens
Das ganze Weltall zu begreifen?
Nun sieh', Du bist zurückgewandert
Zum Kreise Deiner alten Pflichten,
Ich aber, Herr, bin steh'n geblieben
Auf jener wunderbaren Höhe.
Ich sah den kurzen Blick sich weiten,
Mein Ohr entzückten neue Klänge
Und endlich fühlt' ich wonneschauernd
Den Pulsschlag der Unendlichkeiten.
Ich sah der Menschheit buntes Treiben
Weit unter meinem Blick verschwinden,
Ich sah die Welten um mich kreisen:
Im Odem, der das All durchhauchte,
Da hatt' ich meinen Gott gefunden!
Es ward der Mensch zum Thun und Denken
Erschaffen, und wie Leib und Seele,
So ist Gedank' und That, Erkennen
Und Wollen, Wissen und Leben Eines!
Versuch' es nicht, mich umzustimmen,
Es ist zu fest in mir gegründet,
Und was in qualvoll bangen Nächten
Geläutert sich mein Geist errungen,
Das wage ich, sollt' mich's verderben,
Mit meinem Leben zu beschützen!

Morteira.

Es treibt das Schifflein Deines Lebens
Dem Abgrund, steuerlos entgegen,
Vermagst Du's, Deiner Väter Glauben,
Den die Jahrtausende geheiligt,
So leichten Sinnes abzuschütteln.
Mir bangt um Dich, in solche Fernen
Hast Du gewagt, Dich zu verlieren
Und Deines Geistes schöne Gaben
Im Selbstgefühle zu verschwenden?
Wie Mancher schon ist an der Klippe,
Die Dir gefährlich ward, gescheitert,
Wie Mancher hat ein reiches Leben
So frevlem Spiele hingegeben.
Soll ich Dich vor den Pfeilen schützen,
Die Deine Glaubensbrüder schleudern?
Ich kann es nicht, Du wirst verstoßen,
Verachtet nur auf Dornen pilgern.
Spinoza hör' mich, Deinen Lehrer,
Ich bitte Dich, o kehr' zurücke!
Ich hab' ein Kind, Spinoza, Esther,

Du weißt es wohl, sie liebt Dich zärtlich
Und weint um Dich in stiller Kammer.
Willst Du sie Deinem Starrsinn opfern?
O kehr' in unsern Tempel wieder,
Sieh', ich bin alt und schwach geworden,
Lang' schon gezählt sind meine Tage,
Du warst die warme Frühlingssonne,
Die meinem Lebensabend strahlte,
Ich sah Dich, meines Kindes Gatten,
Dereinst auf meinen Platz erhoben,
Ich bitte Dich, kehr' um, Spinoza!

Spinoza.

O, daß Du mich für starren Sinnes
Noch halten mußt, mein theurer Meister!
Könnt' ich zurück, wie gerne wollt' ich
Mit Dir das reinste Glück genießen.
Du suchst mit glänzend hellen Farben
Die schönste Zukunft mir zu malen,
Und doch, ich muß, ich muß so handeln
Und meine Wege weiter wandeln!

Morteira.

Ich bin zu End', so prallt denn alles
An Deiner Eisenstirn zurück?!
Geh' hin, ich kann Dich nicht mehr retten!
Mein Haus ist Dir fortan verschlossen,
Du tratst ein hohes Glück mit Füßen,
Unseliger, Du wirst es büßen!

Verwandlung.

(Spinozas Elternhaus, ein ärmliches, mit allerei Trödelkram gefülltes Zimmer.)

Der Vater.

Wo bleibt mein Sohn? Drei volle Stunden
Sind, seit er wegging, schon verstrichen!

Die Mutter.

Schaff' Dir nicht unnütz, schwere Sorgen,
Ermanne Dich, Dein Sohn wird kommen,
Gewiß mag ihn die kluge Esther,
Morteira selbst nicht gehen lassen.

Der Vater.

Ich hatte alle meine Hoffnung
Auf diesen einen Sohn gerichtet,
Für ihn war mir kein Dienst zu niedrig,
Für ihn nahm ich die schwersten Lasten,
Und wenn die altersmüden Füße
Den Schwachen nicht mehr tragen wollten,
Dann rafft' ich meine letzten Kräfte,
An ihn nur denkend, schnell zusammen.
O Gott, wann wirst Du meine Tage

Voll Qual und Kümmerniß beschließen!
Ich kenn' des Sohnes trotzig Wesen,
Er wird sich nicht bekehren lassen,
Und was der Rabbi auch verschwendet
An Güte und an klugen Worten,
Nichts giebt er preis, der Ungerath'ne!

Die Mutter.

Beruhige Dich, Dein Sohn ist besser,
Als Du und andere Menschen glauben.
Er wird an seine Eltern denken,
Die altersschwach und voll Gebrechen
Der jungen Stütze längst bedürfen.
Und wird ihn Esther nicht bestimmen,
Den falschen Glauben aufzugeben?
Er liebt das gute Mädchen herzlich
Und bringt ihr freudig jedes Opfer.
Sei doch getrost, ich seh' ihn kommen
An seiner Hand des Rabbi Tochter,
Wir folgen ihnen in den Tempel,
Schon drängt es durch die enge Pforte,
Und Jung und Alt hat sich versammelt,
Spinozas großen Sohn zu hören!

(Während der letzten Worte ist Spinoza unmerklich eingetreten.)

Der Vater.

Bei Gott, mein Sohn! wie bliebst Du lange,
Was stehest Du gesenkten Hauptes?
Sieh', Deine Mienen reden lauter,
Unglücklicher, als leere Worte,
Du hast Dich nicht mit ihm verständigt?

Spinoza.

Ich konnt' es nicht, und wenn auch alles
Zusammenbricht und mich vernichtet;
Es thut mir weh, Ihr guten Eltern,
Euch herben Kummer zu bereiten:
Vertraut auf mich, mit diesen Händen
Will ich getreulich für Euch schaffen
Bei Tag und Nacht und jede Sorge
Von Eures Hauses Schwelle bannen!

Der Vater.

Barmherziger, wir sind verloren!
Was that ich Dir, daß Deine Strafe
So schwer auf meinem Hause lastet? (Zum Sohn gewandt:)
Nie mehr betrete diese Schwelle,
Ich fluche Dir, verstockter Sünder!
So wahr ein Gott lebt und sein Wille,
Wirst Du an diese Stunde denken! (Zur Mutter gewandt:)
Verschwende Deine Thränen nimmer,
Wir haben keinen Sohn mehr, Mutter!

Die Mutter.

O Gott, mir bricht das Herz vor Jammer!

(Beide ab. Esther tritt auf.)



Professor Wilhelm Gentz.

Esther.

Spinoza, ach! mein Heißgeliebter!

(Sie schlingt leidenschaftlich ihre Arme um ihn und ringt mühsam nach Fassung.)

Sie sagen, ich soll von Dir lassen,
Du sei'st verstoßen und geächtet,
Nein, nein! und wenn sie mich mit Zangen,
Mit glühend heißen, von Dir rissen,
Ich wollt' es sterbend noch verkünden,
Daß Dir mein letzter Hauch gehöre!

Spinoza.

O wunderbare Kraft der Liebe!
Vom Elternhaus bin ich vertrieben,
Von Feinden bin ich rings umlauert,
Nur Du allein, mein muthig Mädchen,
Nur Du allein wahrst mir die Treue!

Esther.

Daheim hab' ich in stiller Kammer
Inbrünstig laut zu Gott gebetet,
Und allgemach fühlt ich den Jammer,
Der mir am Herzen um Dich zehrte,
In heißer Thränenfluth verströmen.
Da klang's, wie aus verborg'nen Fernen:
Geh' hin zu ihm, was auch sein Wesen
Mit jäher Sturmgewalt erschüttert,
Dich liebt er noch, Dir ward beschieden,
Ihn an der Liebe Rosenbande
Aus dunkler Nacht zum Licht zu führen.
Noch ist es Zeit, o komm Geliebter,
Des Vaters Knie will ich umfassen
Und um Vergebung für Dich flehen;
Er ist so gut, er kann nicht zürnen,
Er weiß, daß seines Kindes Leben,
Soll es Dich missen, trostlos hinwelkt.
Noch ist es Zeit, o komm Geliebter!

Spinoza.

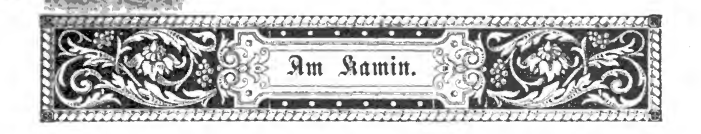
Wenn ich Dir folgte, liebes Mädchen,
Glaub', Dein Spinoza wär' es nimmer.
Ein Mann darf seine Ueberzeugung
Dem Glücke dieser Welt nicht opfern:
Ich würde nur gebroch'nen Geistes
Dem alten Kreis zurückgegeben,
Müßt' ich das Feuer jäh ersticken,
Das mir das Innerste durchlodert.
Du kennst mich lang, o fühl' nun doppelt,
Wie's mich aus dieser engen Sphäre
Zur freien That mit Macht hinausdrängt.
Schmach dem, der seine beste Kräfte,
Wenn es zum Kampfe ruft, nicht einsetzt!
Und in mir lebt etwas, das mir gebietet
Mit ungewohnten, heißen Trieben

Die alten Schranken zu zerbrechen
Und vor das ungeheure Forum
Der ganzen Menschheit hinzutreten.
Dort will ich meiner Forschung Früchte
Vor Millionen frei enthüllen,
Und soviel unheilschwere Wolken
Sich mir zu Häupten drohend ballen,
So will ich siegen oder fallen!

Esther (verändert und mit wachsender Bewegung).
Ich war so kühn, mich zu vermessen,
Dein kostbar' Leben aufzuhalten,
Mein Freund, nun zeigst Du Deiner Esther
Die stille Größe, zu entsagen.
Es drängt die Zeit, nie sollst Du glauben,
Daß ich an Dir gezweifelt hätte.
Bist Du nicht immer gut gewesen,
Und wenn die Menschen nicht verstehen,
Was Dir in Kopf und Busen stürmet,
Schilt sie nicht d'rum, Du wirst nicht fallen!
Ich hing an Dir mit tausend Ketten
Der wundersüßen, reinsten Liebe,
Und wisse, was so fest geschmiedet,
Vermag der Tod nicht zu zerstören.
Ich war ein unverständig Mädchen,
Nun sagt mir's eine inn're Stimme:
Frei mußt Du Deiner Sache dienen,
Ich darf Dir Deine Bahn nicht kreuzen.
Mich täuscht kein Wahn, ich seh' Dich steigen
Empor zu unbekannten Höhen,
Und leuchtend wird im Buch der Zeiten
Dereinst Spinozas Name stehen!

Spinoza.
Dein hoher Sinn stählt mich zum Kampfe
Und leiht dem Geiste Adlerschwingen,
Sich frei und sieghaft zu entfalten.
Du glaubst an mich! nun stürz' zusammen
Hochburg des blinden Fanatismus!
Mit meinem guten Recht gewappnet,
Im Dienste einer großen Sache,
Will ich ein neu' Asyl mir suchen!
Ein Funke war's, der in mir glühte,
Nun lodert er zu hellen Flammen:
Und höchstes Glück nenn' ich zu eigen,
Wenn alle Guten einst, bezwungen
Vom Geiste, der mich selbst durchdrungen,
Den Gott, dem wir Altäre bauen,
Im Wesen aller Dinge schauen!

(Ende.)



Ein Brief aus Graz.

Von Ewald Paul.

Da wäre ich also in der vielgepriesenen Hauptstadt der vielgepriesenen Steiermark! Noch vor drei Wochen hatte ich das Vergnügen, mich auf dem Wiener Korso, den bequemen Ringpromenaden und der engen Kärnthnerstraße unter der allabendlichen Flut von eleganten und minder eleganten Nichtsthuern, den Schaaren fashionabler Flaneurs in Civil und den schier noch größeren Schaaren fashionabler Flaneurs in Uniform, der bunten Menge von Vertreterinnen des schönen Geschlechts, den Damen von Rang und Stand, die mit und ohne Absicht sich bewundern lassen, denen vom Geschäft, die die Toiletten aus den Läden ihrer Herren und Gebieter zur Schau tragen, und denen der Halbwelt, die in allen möglichen und unmöglichen Kostümen zu sehen sind, — vor drei Wochen also, sagte ich, ward mir noch das Vergnügen zutheil, mich unter diesem echt wienerischen Gewoge von Menschen und Menschinnen herumtreiben zu können und heute bin ich alledem so fern!

Der Mensch kann nicht alles haben! In Wien fehlte mir die Natur, war mir's zu geräuschvoll, zu geschäftsmäßig, Berg und Wald lagen zu weit ab und der Himmel schüttete zu viel Schnee herab, die Luft ging zu kalt durch die Straßen. Das Wiener Klima ist Dank den Alpen, die sich in der Entfernung von etlichen Stunden um die Stadt herumziehen, im Winter wirklich erschrecklich rauh.

Ich träumte wieder vom Süden. Und das Geschick war mir günstig, warf mir eine größere Banknote in den Schoß und ich entschloß mich kurzer Hand, löste zwei Billets — denn meine Frau wollte auch mit — und dampfte ab. Hellauf hätte ich jauchzen mögen, daß ich dem Schneetreiben und der großstädtischen Luft Wiens entging! Natürlich fuhr ich über den Semmering. Ich kenne ihn schon und hatte offen gestanden einiges Bangen vor der Winterfahrt durch's Hochgebirge. Ist schon manches da oben passirt, was nicht gerade angenehm ist! Aber uns ging es ganz gut.

Eine hübsche Fahrt übrigens! Gleich hinter Wien geht's bergan. Immer tiefer kommt man ins Gebirge hinein, immer höher klimmt der Zug hinan, Schneeberge, tiefe Thäler, schroffe Felsmassen und malerische Aelpleransiedelungen zu beiden Seiten, dann geht es in großen, auf große Strecken hinaus übereinander liegenden Windungen auf den eigentlichen 896 Meter hohen Semmering zu. Ich bin im Spätsommer durch die fünfzehn Tunnels und über die sechzehn Viadukte der Semmeringbahn gefahren und habe gefroren, daß es selbst eine harte Seele gejammert hätte. Diesmal aber — im März — wehte

eine laue Luft durch die geöffneten Wagenfenster und schwellte meine südlichen Hoffnungen.

Allmählich ging's wieder bergab. In Mürzzuschlag, wo man bereits zweihundert und etliche zwanzig Meter tiefer sich befindet, ist die erste Gelegenheit, sich nach der geistigen Hochgebirgserfrischung auch körperlich zu stärken. Ich freute mich über ein einigermaßen anständiges, aber theueres Glas Bier und meine Frau ärgerte sich über eine kleine und dürftige Tasse heißer Milch, mit der sie vom Kellner geprellt wurde. Sie wundern sich, daß sie sich ärgerte? Nun, eine Hausfrau ärgert sich immer, wenn sie für ein ganz winziges Täßchen Milch, das 3—4 Pfennige Werth hat, etwa 30 Pfennige (16 Kr.) bezahlen soll. Hole also der Kukuk die Mürzzuschlager Milch. Oder soll ich den Kellner oder Bahnhofswirth verwünschen?

In Graz machten wir Halt. Bis hierher hatte ich die Fahrkarten genommen, weil wir hier einen Tag rasten wollten. Aber ich überlegte mir die Sache anders. Daran war der Mond schuld, der die schöne Landschaft beschien, und die warme Luft, die wir athmeten. Dann ist man gewöhnlich ungenügsam und will noch mehr Süden haben. Jedoch Pläne macht man leicht, hingegen ihre Ausführung oft schwierig und noch öfter unmöglich ist.

Sagte mir da der Billeteur, daß ich wegen der ungarischen Ueberschwemmungen einstweilen in der gewünschten Richtung nicht weiter könne und als mein Eheweib, das schon vor den Schlangen, den Wölfen und den Fiebern in Südungarn gebangt hat, noch von Wassergefahren im Ungarnlande hörte, war die ganze Geschichte verfehlt und — wir blieben in Graz.

Eine schöne Stadt, fürwahr! Schon der erste Anblick nimmt ein. Ein sauberer Bahnhof, eine schmucke Pferdebahn, die durch schmucke Straßen in die innere Stadt führt, ein gutes Hôtel, wo man gute Unterkunft, gutes Essen und Trinken findet, so etwas macht wohl einen guten Eindruck. Und dann hat man so vieles von der Billigkeit des Grazer Lebens gehört, Graz sei der Lieblingsort der österreichischen Pensionäre, der Generäle, Obersten, Hauptleute und anderen, die im Ruhestand gerne möglichst billig und gut leben, und füglich müsse Graz auch billig sein. Ja, das war es einmal, aber wozu sind denn die Herren Kaufleute und Spekulanten anders da, als dazu, daß sie das Leben allüberall vertheuern? Auch in Graz haben sie die Illusionen vom billigen Dasein gründlich verdorben. Die gottgesegnete Steiermark ist überreich an Feld-, Wald- und Gartenfrüchten und allerlei Gethier, aber die Herren vom Kommerz kaufen diese Herrlichkeiten im ganzen zusammen und schaffen sie in die Großstadt, wo man sie schließlich billiger haben kann, als am Erzeugungsorte selbst. Ein halbes Dutzend Kartoffeln muß man mit 10 Pfennigen bezahlen, Eier gelten um die Osterzeit sogar ihre fünf Pfennige, während sie in Wien viel billiger sind. Wurstwaaren sind theuer oder schlecht, Schweinefleisch, das bei uns im lieben Deutschland die Nahrung des armen Mannes ausmacht, kostet hier ein Heidengeld. Thee und Kaffee und Spiritus sind hier ebenfalls schlecht oder unmäßig hoch im Preise. Billig sind nur etwelche Südfrüchte, so Orangen, die aus dem nahen Italien kommen, die man süß, saftig, blutroth um 4 oder 5 Pfennige das Stück haben

kann, dann das Rindfleisch und vielleicht noch diese oder jene Kleinigkeit. Ich erwähne das alles hier, um unsern Hausfrauen daheim den rechten Begriff vom „billigen“ Alpenleben zu geben.

Graz ist eine Alpenstadt und ohne Zweifel eine der schönsten. Sie ist sogar eine große Stadt, die zweitgrößte deutsche Ansiedelung in Oesterreich, aber — keine Großstadt im üblichen Sinne. Nicht, als ob Graz der großstädtischen Vergnügungen und Genüsse, der schönen und großen Cafés und Gasthäuser und Paläste, der schönen Läden ꝛc. entbehrte, aber das Leben auf den Straßen und Plätzen selbst ist kein großstädtisches, sondern bietet als dominirendes Element den geistig und körperlich schwerfälligen Steirer niederer Rasse, den Bauern, Arbeiter und Kleinhandwerker. Geht man zehn Minuten aus der inneren Stadt heraus, so ist man auf dem Dorfe mit allen seinen Vorzügen und Schattenseiten, den freien Höfen und verwahrlosten, winzigen, unschönen Häusern.

Aber die Gesammtlage der Stadt ist eine schöne. Graz hat Promenaden und einen Park, wie man sie in ganz Europa nur an wenigen Stellen schöner findet, und dazu besitzt die Stadt einen Schloßberg, wie man ihn nirgends wo anders antrifft! Dieser baumbestandene Schloßberg ist ein Stück Grazer Berühmtheit, ein Anziehungspunkt für ungezählte Tausende von Naturfreunden. Er liegt am Ufer der rauschenden Mur, von Park und Stadt umsäumt. Viele Wege führen hinan, erst zu seinem stattlichen Uhrthurm, dessen vier Zifferblätter weit in die Stadt hinein sichtbar sind, dann zum eigentlichen Plateau, das 471 Meter über dem Meere liegt, einen Thurm und alte Schloßruinen trägt, und einen geradezu überwältigenden Ausblick gewährt. Unten liegt die umfängliche Stadt mit ihren vielen Kirchen und dicht am Fuße des Berges plätschern die Wellen der Mur, auf der andern Seite zeigen sich die Parkanlagen und in größeren und immer größeren Kreisen ziehen sich die Wälder und Matten und Alpenberge herum. Ganz hinten zeigen sich schneeige Gipfel, aber in Graz selbst und dessen nächster Nähe liegt schon seit den letzten Tagen des März kein Schnee mehr. Warme Luft weht, und 19 Grad Reaumur als Mittagstemperatur verkünden uns, daß es hier wirklich Frühling werden will. Ja, wir hatten sogar im März schon Tage, wo die Prellsonne über 21 Grad Wärme gab. Braucht man noch mehr Süden?

Nur abends muß man vorsichtig sein, denn dann ist es immer kühl und zuweilen sogar kalt. Dafür sind wir aber auch mitten in den Alpen und wohnen mehr als dreieinhalbhundert Meter über dem Meere. In Gebirgsgegenden schlägt die Witterung im Tageslaufe schnell um und ist daher für Leute, die sich zu bösen Erkältungen neigen, unangenehm. Dieser schnelle Temperaturwechsel mag wohl die Hauptsache für die trotz aller schönen Natur überaus häufigen Todesfälle in Graz sein. Es sterben entsetzlich viele Menschen hier an den Leiden der Athmungsorgane. Auch Blattern sollen oft hier vorkommen, man sieht es an den vielen narbenbedeckten Gesichtern! Dann Magen- und Unterleibsleiden.

Kurzum, Graz ist bei all seinen Vorzügen in Klima und Luft doch nicht ungefährlich. Meine Frau hat schon Angst um mich, denn auf Schritt und Tritt begegnet man hier trauernden Gestalten, Wittwen und Waisen in schwarzen Gewändern und langen Schleiern.

Aber reden wir von etwas angenehmeren!

Ich suche mir erst eine Stadt, wo man so viele schöne Ausflüge in nächster Nähe, hat als bei Graz. Da giebt es den großen Hilmteich, den Lieblingsausflug der Grazer, auf dessen grüner Flut sich angesichts anmuthiger Berg- und Waldgelände Dutzende von Kähnen mit fröhlichen Insassen tummeln, das imposante, im Renaissancestil des 17. Jahrhunderts erbaute Schloß Eggenberg auf einer Anhöhe, von der aus man einen wunderbaren Blick auf Graz genießt, Mariagrün mit lieblichem Kirchlein im Walde und noch viele, viele andere hübsche und bequem zu erreichende Punkte auf Bergen und Berglein, in lauschigen Thälern und dichtem Walde.

Wer aber kein Freund vom vielen Gehen ist, nun, der läßt sich's an dem großen, eleganten Stadtpark genügen. Das ist einmal ein Park, der sich vor dem verwöhntesten Auge sehen lassen kann, ein Tummelplatz der eleganten Welt, mit vielen Bänken und — was sehr nachahmungswerth ist — Einzelsitzen, mit sehr geschmackvollen Anlagen und Zierrathen, so dem 35,000 Gulden theuern Franz-Josephsbrunnen, ausgestattet!

Ueberwiegt in Straßen — und Geschäftsleben das gutmüthige, plumpe Steirerelement, so spielen im gesellschaftlichen Leben natürlich die geldbringenden Fremdlinge, die Pensionäre, die Offiziere und Civilbeamten mit ihren Familien, die Geld-, Geburts- und Standesaristokraten im religiösen Leben, das hier sehr rege ist, alle eine Rolle.

Am Osterheiligenabend ward hier die Auferstehung Christi mit großem Pomp gefeiert. Die meisten Kirchen waren gestopft voll und abends sammelte sich alle Welt, Gläubige und Ungläubige, um den Festzug zu Ehren der Auferstehung zu bewundern. Die Prozession dauerte über eine Stunde und zog in weitem Bogen und an Tausenden von Menschen vorbei um die Kirche herum und bildete mit ihren Dutzenden von Geistlichen, Mönchen und Nonnen, ihren Schaaren von betenden Kindern, den weißgekleideten, in lange weiße Schleier gehüllten Mädchen, dem prunkvollen Himmel und dem auferstandenen Christus, dem man die Geräthe zu seiner Ablösung vom Kreuze auf weißem Kissen nachtrug unter dem bestirnten Alpenhimmel, der dichten, dunklen und schweigenden Menschenmasse zu beiden Seiten und der bengalischen und Lichterbeleuchtung ringsum ein malerisches Ensemble. Militärmusiker in Paradetracht spielten fröhliche Weisen dazu und die Menge der Beschauer war ganz in Andacht und Freude versunken.

Hinterher mag sich wohl mancher gar kräftiglich an irdischer Speis' und irdischem Trank gelabt haben, alldieweil nun die Zeit der Fasten ihr Ende erreicht hatte und die glücklichen Wochen ihren Anfang genommen.

Ein andermal mehr von den Steirern und der Steiermark.

Autobiographisches von Prof. Wilhelm Gentz.

(Zu dem Porträt des Meisters.)

Die Wunder des Orients übten von frühester Jugend an einen unwiderstehlichen Zauber auf meine Phantasie aus. Derselbe verließ

mich auch nicht, als ich das Land der Pharaonen im Jahre 1850 mit eigenen Augen geschaut hatte, vielmehr trieb mich die Sehnsucht immer wieder in dies Zauberland zurück. Bis jetzt habe ich demselben den sechsten Besuch abgestattet, das erste Mal verweilte ich über ein Jahr lang dort. Marokko war das Land, wo ich die von Europa so verschiedene afrikanische Welt zum erstenmal kennen und lieben lernte. Die letzte Bekanntschaft mit Afrika machte ich in Algerien, wo ich mich einen Winter lang aufhielt. Nubien bereiste ich von Aegypten aus, ebenso Palästina, Syrien, Kleinasien, die Türkei und einige Inseln Griechenlands.

Ich bin am 9. Dezember 1822 in Neu-Ruppin, der Vaterstadt Schinkels, geboren, besuchte dort das Gymnasium bis zum Abgang zur Universität. Obgleich für eine wissenschaftliche Carrière bestimmt, blieb ich dieser nicht lange treu. Durch das Studium der Werke Winkelmanns, Lessings, Goethes, und der Galerien von Dresden, Berlin und Kopenhagen erwachte mein Hang für die bildenden Künste, besonders der Malerei, so daß ich diese zu meinem Beruf erkor. Ich trat zunächst in das Atelier A. von Klöbers in Berlin ein; besuchte darauf ein Jahr lang die Akademie von Antwerpen, die unter Wappers Leitung in hoher Blüte stand. Ueber England ging ich nach Paris, wo ich jahrelang blieb, und meine Studien in den Ateliers von Gleyre, der die Schule von Paul de la Roche gerade übernommen hatte, und Couture vollendete. Die koloristische Schule von Delacroix und Decamps zog mich in Paris besonders an. Zur selben Zeit hielt sich dort ein größerer Kreis deutscher Maler auf, die alle miteinander befreundet waren, von denen nur einer dort verblieben ist, indem er sich hat naturalisiren lassen, F. Heylbut. Die andern sind alle nach Deutschland zurückgekehrt, einige schon todt, wie Viktor Müller, Anselm Feuerbach und Rudolf Henneberg. Außer ihnen nenne ich noch L. Knaus, Lindenschmidt, G. und L. Spangenberg, Fritz Werner. Von Paris aus besuchte ich Holland und Spanien; in dem Museum von Madrid malte ich eine Anzahl Skizzen nach Meisterwerken der spanischen und italienischen Schule, besonders von Velasquez, Titian, Veronese.

Mein erstes in Paris gemaltes Bild, eine Figur in Lebensgröße: „Der verlorene Sohn unter den Säuen in der Wüste“ war in Berlin 1850 ausgestellt. Darauf malte ich dort noch mehrere biblische Gegenstände in großem Format: „Christus und die Magdalena beim Pharisäer Simon“ (befindet sich in der Klosterkirche zu Neu-Ruppin), „Christus bei den Sündern und Zöllnern“ (im Stadtmuseum zu Chemnitz). Nach diesen biblischen Versuchen wendete ich mich mehr der Schilderung des orientalischen Volkslebens und der Landschaft mit meist reicher Staffage zu. Es entstanden die Bilder: „Aegyptische Studenten-Schule in Kairo“, „Schule in Luxor“, „Sklavenmarkt“, „Einzug einer Karawane in Kairo“, „Kaffeehausscenen daselbst“, „Sklaventransport durch die Wüste“ (Museum in Stettin); ebendaselbst ein kleines Bild: „Gebet im Zeltlager“, „Schlangenbeschwörer“ (Moskau), „Gebet der Mekkakarawane“, „Märchenerzähler“, „Fest auf einem Kirchhof in Kairo“ (Galerie in Dresden), „Gedächtnißfeier des Rabbi Barchischet bei Algier“, „Widder und Sphinxe“, „Idylle in der Thebaide“, verschiedene Nillandschaften mit Schaaren von Pelikanen und

Flamingos", „Begegnung zweier Karawanen in der Wüste", „Einzug des Kronprinzen des deutschen Reichs in Jerusalem" im Auftrage der Berliner Nationalgalerie gemalt. Die Studien dazu habe ich während eines mehrmonatlichen Aufenthalts in Jerusalem gemalt. Für dieses Bild erhielt ich hier in Berlin die große goldene Medaille, etwa zehn Jahre früher die kleine goldene Medaille für ein Bild: „Lager der Mekka-Karawane (in England). Außerdem erhielt ich in den internationalen Ausstellungen in Wien und München Medaillen. Ich bin ordentliches Mitglied hiesiger Akademie, seit vier Jahren Mitglied des Senats derselben. Für die internationale Ausstellung in Paris 1878 und 1882 in Wien wurde ich von hier aus als Kommissär geschickt. Mein ständiger Wohnsitz seit 25 Jahren ist Berlin, von wo aus ich neben den orientalischen Reisen öfter Italien und Tirol besuchte, sowie Kopenhagen und Schweden. Für verschiedene illustrirte Zeitschriften habe ich viele Illustrationen gezeichnet, öfters auch Artikel dazu geschrieben. Für das Werk: „Gestalten aus den Dichtungen von Georg Ebers" habe ich einige Blätter geliefert und für das Prachtwerk von demselben, „Aegypten in Wort und Bild", 45 Illustrationen gezeichnet. Für letzteres Werk hat auch mein Sohn Ismael, der mich auf der letzten afrikanischen Reise begleitet hatte, 6 Rassenköpfe nach der Natur gezeichnet. Derselbe hat sich auch die Malerei zum Beruf erwählt. Im Jahre 1853 habe ich ein Buch: „Briefe aus Aegypten und Nubien" herausgegeben.

Alexander von Hübners „Spaziergang um die Welt".

Ueber den literarischen und buchhändlerischen Erfolg, welchen das Buch „Ein Spaziergang um die Welt" des österreichischen Diplomaten von Hübner schnell erlangte, ist vielleicht niemand mehr erstaunt gewesen als der Autor selbst. Das Buch erschien zuerst französisch unter dem Titel „Une promenade autour du monde" und wurde bald übersetzt; in Deutschland erschien es in zwei Ausgaben, bei Weigel (6. Aufl. 1887) und als kostbar illustrirtes Prachtwerk bei Schmidt und Günther, und eben beginnt die letztgenannte Verlagshandlung eine Volksausgabe des Prachtwerks erscheinen zu lassen, die diesem beinahe gleichkommt. Gewiß ein großartiger Erfolg! Aber auch ein verdienter Erfolg!

Schon der Titel gewinnt für den Autor. Wer seine Weltreise eine Promenade nennt, gesteht ein, daß bei Benutzung der gut eingerichteten Verkehrswege, die den ganzen Erdball umspinnen, eine Reise um die Welt keine Heldenthat ist. Wer auf der großen Straße bleibt, braucht sich bestandener Gefahren nicht zu rühmen. Und doch lernen wir den Verfasser als einen kühnen, unerschrockenen und energischen Mann kennen, der vor Gefahren und Strapazen nicht zurückschreckt, und wo es etwas zu lernen und zu sehen giebt, jeden Schritt abseits wagt.

Doch will der Titel noch mehr sagen. H. v. Hübner war kein junger Mann, als er im Jahre 1871 den „Spaziergang" begann. Er

stand in seinem sechzigsten Lebensjahre und konnte auf eine erfolgreiche Wirksamkeit als Diplomat zurückblicken. Im Jahre 1848 hatte er bei dem Thronwechsel in Oesterreich, der unter so eigenen Verhältnissen stattfand, als Berather des zurücktretenden Monarchen eine wichtige Rolle gespielt, dann war er lange Zeit Gesandter in Paris, Botschafter in Rom, zeitweise auch Minister in Wien gewesen. Er kannte Europa durch längere Reisen, das Leben der Höfe, die Art der Regierungen, die Könige und die leitenden Staatsmänner aus persönlicher Anschauung. Es mußte also mehr sein als bloße Neugierde und Abenteuerlust, was ihn zu einer Reise um die Welt anregte. Der „Spaziergang", den dieser sechzigjährige überaus kenntnißreiche und erfahrene Staatsmann unternahm, war nicht zu vergleichen mit jenen „Weltreisen", wie sie Söhne reicher Häuser zu ihrem und ihrer Familie größeren Ruhm zu unternehmen pflegen, um dann ihre leicht gewonnenen Lorbeeren zur Schau zu stellen und überall im geliebten Vaterlande lange Vorträge zu halten. Amerika, Japan und China waren sein Reiseziel. „Jenseits der Rocky Mountains in den Urwäldern der Sierra Nevada den Kampf der Civilisation mit der wilden Natur, im Reiche der aufgehenden Sonne den kühnen Versuch einiger merkwürdiger Männer zu sehen, welche ihre Nation plötzlich in die Bahnen des Fortschritts zu schleudern suchen, im Reiche der Mitte den versteckten, aber beständigen, meist passiven, aber stets hartnäckigen Widerstand des chinesischen Geistes gegen das Eindringen europäischer Gesittung zu beobachten." So spricht Hübner sich selbst über den Zweck seiner Reise aus. Er erwähnt zugleich, daß seine Zeit für den Besuch Indiens zu beschränkt sei. Zwölf Jahre später, 1883, als er während seines Winteraufenthalts in Rom in seiner Bibliothek an einem gewissen Bücherbrett vorüberschreitet, wo in zierlichen Einbänden die Originalausgabe und die verschiedenen Uebersetzungen der „Promenade autour du monde" standen, da erfaßte ihn die Sehnsucht nach Indien, dem Land seiner Jugendträume. Er entschließt sich zu einer zweiten Reise. „Also nach Indien!" ruft er zu Beginn seines anderen Werkes, das 1886 bei Brockhaus erschien, aus, „durch das brittische Reich, aber nicht auf dem banalen Wege des Suez-Kanals, sondern um das Kap der guten Hoffnung. Dort soll gelandet und auch Australien und Kanada besucht werden. Dies giebt eine fast vollständige Reise durch das brittische Reich."

So haben wir zwei Werke, die sich gegenseitig ergänzen und vervollständigen. Erst beide zusammen schildern einen vollständigen „Spaziergang um die Welt".

Nun aber ist es ein wahres Vergnügen, mit Hübner zu reisen. Wie bescheiden er auch seine Persönlichkeit zurückdrängt, wir gewinnen den muthigen, feinen, weltkundigen und kenntnißreichen Mann lieb. Er will uns unterhalten, vielleicht hin und wieder informiren, niemals belehren, niemals begeistern. Der Natur widmet er die größte Aufmerksamkeit, er ist ein Schwärmer für ihre Schönheit und Größe. Ihre Erhabenheit und Pracht, ihre Anmuth und Lieblichkeit findet an ihm einen stets beredten Schilderer, der den klarsten und einfachsten Ausdruck leicht findet. Licht und Luft malt er mit stets neuem Interesse, die Pflanzenwelt sieht er mit geübtem Blick; da er ganz Europa genau kennt, findet er auch für Fremdartiges ein Aehnliches, womit er

vergleichen kann. Kunstgegenstände weiß er richtig zu schätzen; am bedeutendsten aber sind seine politischen Darlegungen, seine Informationen, wenn dieser Ausdruck gestattet ist. Solche Informationen kann eben nur ein bekannter und bedeutender Staatsmann erlangen. Hübner reist mit glänzenden Empfehlungen jeder Art. Wo er landet, empfangen ihn die Konsuln oder Gesandte Oesterreichs; wo diese fehlen, die der anderen Großmächte. Stets wird er in die Kreise der Regierenden und der bedeutendsten Männer eingeführt. Er verkehrt in Amerika nicht nur mit Pullmann, dem bekannten Erfinder der besteingerichtetsten Eisenbahn-Salonwagen, sondern auch mit General Grant, er hat eine Audienz nicht nur bei Brigham Young, dem Haupte der Mormonen, sondern auch in Japan beim Mikado und in China bei Prinz Kung, dem damaligen höchsten Machthaber während der Jugend des Kaisers. So lernt er Bartle Frère kennen, nimmt Empfehlungen des berühmten Lord Kimberly mit und wohnt in Begleitung des Vicekönigs von Indien der Einsetzung des jungen Nizam von Hyderabad bei. So vermag er mehr zu sehen, als jeder andere, genaueres und zuverlässigeres zu erfahren, als jedes andere.

Alles dieses macht die Lektüre seines Werkes zu einem fesselnden Genuß. Ein Mann, der Europa ganz genau kennt, auf einem Gange um die Welt, allüberall an erster Stelle aufgenommen, der interessant erzählt und trefflich schildert — man kann sich keinen besseren Reisegefährten denken. So tritt uns Hübner entgegen.

Nippsachen.

Ernst Scherenberg hat am Vorabend des 22. März seine dramatische Dichtung „Germania“ im großen Saale des Kasino zu Elberfeld vor einer sehr zahlreichen Zuhörerschaar zum Vortrag gebracht. Die Elberfelder und Barmer Zeitungen der verschiedensten Parteien berichten einmüthig über den von dem Dichter damit erzielten großen Erfolg. So schreibt u. a. der Elberfelder „Tägliche Anzeiger“: „Der Vortrag der Dichtung gestaltete sich zu einer ebenso erhebenden wie begeisternden Gedächtnißfeier für unseren dahingeschiedenen Kaiser Wilhelm. Die Zuhörer sahen sich sowohl durch die geistreich entwickelte Idee der Dichtung und die Fülle glanzvoller Bilder, als auch durch den kunstreichen Vortrag des Autors, Ernst Scherenberg, bis zum Schlusse gefesselt.“ Und die „Elberfelder Zeitung“ sagt am Schlusse ihrer längeren Besprechung: „Aus dem Stande der Schmach — wie ergreifend schilderte des Dichters Wort uns in Germanias Klage die Knechtschaft, Ohnmacht, Armuth und das ganze Elend unseres Vaterlandes am Ende des dreißigjährigen Krieges. In den Stand der Ehren — glückliches Volk, welches unter einem weisen Lenker seiner Geschicke in durch Macht und Reichthum gesicherter Freiheit der Wissenschaft und seines Glaubens leben darf und dem die göttliche Kunst das Leben verschönt. Was ist ihm das Zeitalter des Perikles, welches die Geschichte das goldene genannt hat, was Roms Machtstellung unter einem — Nero? — In diesen Tagen der Trauer ist manche heiße Thräne still dem Dahingeschiedenen nachgeweint worden; auch von manchem derjenigen, welche der Einladung zu dem gestrigen Vortrage gefolgt waren. Für sie war nun gestern die Eröffnung des Testamentes, welche uns aufs neue einsetzt in ein reiches Erbe — ein einiges deutsches Reich, welches uns Kaiser Wilhelm I. hinterlassen hat. Sie dürften nun im Gefühle dieses reichen Erbes auch Freudenthränen weinen, wie solche in den großen Tagen der Jahre 1870 und 1871 geweint wurden. Dem Dichter aber — Ernst Scherenberg — der uns diese weihevolle erhebende Stunde bereitete, gebührt herzlichster Dank für die Gabe, die er uns aus der Fülle seiner begnadeten Muse gereicht hat.“ — Der Reinertrag der Vorlesung, welcher sich auf über 1500 Mark belief, ist von dem Dichter dem Fonds zur Errichtung eines Denkmals Kaiser Wilhelms in Elberfeld überwiesen worden.

Drei Generationen Zecher. Der Unterschied in den Lebensgewohnheiten, namentlich im Zechen, zwischen der jetzigen Generation und der ihrer Großeltern ist unverkennbar. Der noch im vorigen Jahrhundert nicht seltene „Vier Flaschen-Mann" ist ebenso eine untergegangene Rasse, wie der weiland Ichthyosaurus, und wir fragen entsetzt, wie ihr Organismus diesen beständigen Exceß aushalten konnte. Es scheint, als ob ihnen das unmäßige Weintrinken so wenig schadete, als uns unsere Enthaltsamkeit viel nützt.

Interessante Aufklärungen in dieser Hinsicht giebt F. Galton. Er hatte das Glück, in einer uralten Weinhandlung Londons ein Gewichtsverzeichniß der Stammgäste bis 1740 zurück aufzufinden. Dieses wurde zum Amusement der Gäste geführt und die ersten Edelleute Englands haben in ihm eine fast ununterbrochene Aufzeichnung ihres Körpergewichts von Jahr zu Jahr hinterlassen. Durch Vergleichung mit neuen Dokumenten hat Galton die Gewichtsunterschiede der englischen Aristokratie in den letzten drei Generationen ermittelt und kommt zu höchst interessanten Ergebnissen.

Die zwischen 1740 und 1770 Geborenen erlangten schnell ihre volle Schwere, mit vierzig Lebensjahren hatten sie ihr Maximalgewicht mit durchschnittlich 92 Kilogramm erreicht, worauf bis zum Alter von achtzig Jahren eine konstante Gewichtsverminderung stattfand. Das Auffallendste ist bei den zwischen 1800 und 1830 Geborenen der Fall. Bis zu den achtziger Lebensjahren zeigt sich keine Gewichtsabnahme, sie nahmen vom zwanzigsten bis achtzigsten Jahre gleichmäßig und regelmäßig zu. Die diese beiden Jahre 20 und 80, verbindende Gewichtslinie bildet keine steigende und fallende Kurve, wie in den vorhergehenden Generationen 1740—1770 und 1770—1800, sondern eine gerade Linie und im achtzigsten Jahre ist das Maximalgewicht von 93 Kilogramm erreicht.

In einer Kußgeschichte ist der Held kein Geringerer, als Voltaire. Er hielt sich mit seiner „göttlichen" Emilie in Paris auf und betrieb, noch immer mehr gehaßt und verfolgt als bewundert, seine Aufnahme unter die vierzig Unsterblichen der Akademie, deren einer, der alte Fleury, seine irdische Unsterblichkeit im Stiche lassend, gerade das Zeitliche gesegnet hatte. Leise und verstohlen schleicht Voltaire herum und streichelt mit weichen Sammetpfoten alles, was irgend protegiren kann, am meisten seine Gegner, sogar den heiligen Vater. Inzwischen bemühte er sich auch, die Aufführung seiner Theaterstücke durchzusetzen, und wenn es vorläufig nicht mit „Mohamet" und mit dem „Mort de Cäsar" gelingt, so gelingt es doch mit der Tragödie „Mérope".

Am Mittwoch den 20. Februar 1743 findet die erste Aufführung statt, die das Pariser Publikum in solches Entzücken versetzte, daß es nicht weiß, wie es seine Gefühle äußern soll. „Autor! Mr. de Voltaire! Autor!" ruft es, den Verfasser herausrufend — was jetzt etwas so gewöhnliches, damals aber etwas unerhört neues ist. „Autor! Autor!" Der Autor, erröthend und mit klopfendem Herzen, steckt irgendwo und hat nicht den Muth, hervorzutreten, wird aber aufgespürt und in der Loge der Madame de Villars entdeckt, wo die verwittwete Maréchale de Villars und ihre Schwiegertochter Duchesse de Villars sich befinden, beide bekannte Freundinnen des Dichters. Und nun steht er zwischen diesen Zweien und verbeugt sich verlegen, der hagere Ismael mit den funkelnden Augen, er weiß nicht, was er thun soll; um ihn her ein vor Entzücken wahnsinniges Haus, das aber plötzlich weiß, was es thun will, „Madame la Duchesse de Villars, embrassez Voltaire!" „Küssen Sie ihn, schöne Herzogin! Im Namen Frankreichs!" ruft das Haus und die schöne Herzogin muß es thun, auf Zureden Madame la Maréchale, ihrer Schwiegermama, und thut es, wie alle bezeugen, mit reizender Grazie.

Regeln zur Behandlung der Bücher. Niemals mache beim Blattumwenden den Finger naß; nimm dir ein Beispiel an dem Geschicke jenes Königs in „Tausend und eine Nacht" und bedenke schaudernd, wie viele vor dir an derselben Stelle geleckt haben mögen, namentlich wenn es ein vielgelesenes Buch aus einer Leihbibliothek ist. Niemals kneife ein „Eselsohr" in das Blatt, um eine Stelle zu merken. Niemals lege eine alte Spielkarte oder ein unsauberes Briefcouvert, ein Ende schmutzigen Bindfaden, eine feuchte Zeitung in das Buch, sondern benutze ein reguläres Buchzeichen. Das einfachste und beste ist ein Stückchen reiner Karton von der Größe

einer Visitenkarte. Indem man dieses zweimal der Länge nach von einem Ende bis nahe dem andern durchschneidet, erhält man ein dreibeiniges Buchzeichen, das an der gewünschten Stelle auf dem Blatte reitet.

Niemals lasse ein Buch feucht werden, weil es dann verstockt. Niemals lasse es heiß werden, weil sich dann die Deckel werfen und der Rücken bricht. Niemals stelle die Bücher so hoch in das Brett, daß sie der Zimmerdecke nahe sind, wenn das Zimmer mit Gas beleuchtet ist, weil die Produkte der Gasverbrennung den Büchern sehr schädlich sind. Niemals stelle mit Nägeln als Schmuck beschlagene und mit Metallschließen versehene Bücher nebeneinander, weil deren Einbände dadurch gescheuert werden. Alle solche stacheligen Bücher müssen besondere Plätze haben.

Gut ist es nicht, die Bücher in Papier zu hüllen. Poole sagt: „Dieses Ueberziehen mit Umschlägen ist theuer, umständlich und schadet einem Buche ebensoviel, als es ihm nützt. Ein solches Buch muß viel früher eingebunden werden, als wenn es ohne Umschlag steht. Eine Bibliothek also bekleideter Bücher ist monoton und langweilig, die Werke verlieren ihre Individualität. Dies wäre zwar nur eine ästhetische Rücksicht, aber die Bücher leiden dabei auch an Brauchbarkeit, lassen sich ungemüthlich handhaben und schwerer in Reih und Glied halten.

Auch das Restauriren alter Bücher erfordert große Sorgfalt. Bei der Sunderland-Auktion 1883 kam ein Terenz vom Jahre 1469 vor, falls das Jahr echt, einer der ersten bekannten Drucke. Aber das Papier war durch tölpische Behandlung mit Chemikalien so verrottet, daß dieses Buch nur 25 Mark brachte. Ein anderes so seltenes Exemplar, daß Dibdin es nur in Fragmenten und Brunet gar nicht kannte, war beim Restauriren so beschädigt worden, daß es für nur 80 Mark fort ging.

In „Annuaire du Bibliophile“ 1862 giebt Méray an, wie man ein unsauberes altes Buch in ein sauberes und werthvolles verwandeln kann. Ist dasselbe fettig, schmierig, so trennt man die Blätter von einander und taucht sie in eine Lösung von Aetzkali, darauf in ein Bad von Eau de Javelle, das mit dem vierten Theile klares Wasser verdünnt ist, dann in ein Bad von schwefeligsaurem Natron und hängt die Blätter zum Trocknen auf Bindfaden, der durch das Zimmer gezogen. Ist das Papier faserig und mürbe geworden, so ist ein Bad von Wasser zu empfehlen, in welchem Leim und ein wenig Alaun gelöst ist.

Das Baumwollsamenöl, das neuerdings viel in den Handel kommt und auch zur Verfälschung anderer fetten Oele dient, empfiehlt Frau Walker in St. Louis nach mehr als zehnjährigem Gebrauche zu Küchenzwecken, weniger für Speisen, die kalt genossen werden und für welche Butter zu bevorzugen ist, aber für diejenigen, die gleich nach dem Herrichten verzehrt werden. Beim Braten von Fischen und Austern brennt es weniger leicht an als Fett, man kann ohne Verschwendung mehr davon nehmen, weil man, was zu viel ist, in einen Krug abseihen und zu fernerem Gebrauche aufbewahren kann. Das Oel wird nicht ranzig und fade und behält nicht den Fischgeruch.

Zum Braten von Fischen und zum Backen von Waffeln und Kuchen aus Schlagteig muß das Oel auf dem Ofen heiß gestellt werden, weil das Material sonst zu viel kaltes Oel einsaugt. Zu Mehlkuchen wird es heiß zuletzt zugesetzt, wobei sehr schmackhaftes Eierbrod ohne Anwendung von Eiern erhalten wird. In dem geschlagenen Waffelteig wirkt ein wenig von diesem Oel wie 2 bis 3 Eier, ebenso ersetzt es im weichen Pfefferkuchen vollständig Butter und Eier. Zum Bräunen von Mehl und gehackten Zwiebeln brennt es nicht so leicht schwarz wie Schmalz, giebt ein sehr reichhaltiges Aussehen und bildet an der Oberfläche mehr oder weniger „Augen“.

Das frisch aus der Raffinerie kommende Baumwollsamenöl ist klar, rein und süß, mit Farbe, Geschmack und Geruch des besten Salatöls, falls dieses wirklich gutes Olivenöl ist und nicht, wie es nur zu häufig der Fall, Baumwollsamenöl ist, bei welchem die Flaschen mit den hübschen Phantasie-Etiketten mehr werth sind als ihr Inhalt.

Vom gesundheitlichen Standpunkte ist dieses Oel ein werthvoller Ersatz des Schmalzes, denn es hält das Blut rein, das durch Butter und Fett als Küchensubstanzen Verunreinigung erhält. Zugleich ist es ein gutes und billiges Substitut der Eier.

Salon-Büchertisch.

Erinnerungen an Dr. J. V. von Scheffel. Erlebtes und Erfahrenes von Gebhard Zernin. 2. verbesserte Auflage. Darmstadt und Leipzig. Eduard Zernin. 1887.

Die bereits wenige Monate nach Erscheinen der ersten erfolgte zweite Auflage dieser einfachen, liebenswürdigen, durch den Ausdruck des unmittelbar Erlebten, Thatsächlichen nur um so anziehender wirkenden Aufzeichnungen ist bei der großen Beliebtheit des Dichters des „Ekkehard“ und des „Trompeters von Säkkingen“ ꝛc. und der tiefen, allgemeinen Trauer bei seinem Tode sehr erklärlich. In acht Bildern zu acht Malen, da er ihn aufgesucht, führt der Verfasser den Lieblingsdichter der Deutschen in diesen Blättern den Lesern vor Augen, zumeist im Rahmen einer zauberhaften Naturscenerie am Bodensee, wo der Dichter sich gegenüber dem Hohentwiel, der Stätte, welche die Herzogin Hadwig und ihre Zeitgenossen beschritten, ein entzückendes, freundliches Dichterheimwesen in Radolfzell gegründet. Wir sehen ihn vom Jahre 1878 bis 1886, noch in den Jahren seiner Kraft und Frische, reich an Dichterplänen, welche auszuführen und zu vollenden ihm der Tod nicht gestattete. Als rüstigen Jäger, als Landeigenthümer, in seiner liebenswürdigen Eigenschaft als Hausherr und Gastfreund in Gemeinschaft mit seinem Sohn und in engem geistigen und persönlichen Verkehr mit Freunden, Namen vom besten Klang im deutschen Geistesleben, von welchen auch viele schon von hinnen geschieden. Zuletzt begleiten wir den todten Dichter von seinem Vaterhause in der Stefanienstraße in Carlsruhe nach dem Friedhofe mit der Trauer ganz Deutschlands. Viel interessantes in einzelnen noch un- oder wenigbekannten Gedichten, Denksprüchen, Briefen, Aussprüchen des verstorbenen Dichters, Berichte über dessen letzte Krankheit, eine höchst ansprechende Schilderung der Heidelberger Gesellschaft „des Engeren“ fügt der Verfasser seine eigenen Eindrücke und Erlebnisse im Verkehr mit Victor von Scheffel bei, was den Eindruck des Ganzen noch erhöht.

Karl der Fünfte. Schauspiel in fünf Akten von Dr. ph. Ernst Heinrichs. Für die Bühnen als Manuskript gedruckt. Hannover, Schmorl und von Seefeld. 1887. Preis Mark 1,50. Kaiser Karl V. und Moritz, Herzog, später Kurfürst von Sachsen, bilden den Mittelpunkt der Handlung, welche, in den Jahren zwischen 1546 bis 1555 fortschreitend, große weltgeschichtliche, für Deutschland und den Protestantismus wichtige Ereignisse in sich schließt. Karl steht anfangs auf der Höhe seiner Größe und Macht, gewaltiger Pläne voll, die protestantischen deutschen Fürsten nach der Schlacht bei Mühlberg überwunden zu seinen Füßen, auf Moritz, den er wie einen Sohn liebt, als seinen starken Verbündeten vertrauend. Der Abfall desselben von ihm und seiner Sache und später der Tod Moritz' von Sachsen bei Sievershausen, verbunden mit politischen Niederlagen verdüstern des Kaisers Gemüth und bereiten seinen Rücktritt von weltlicher Macht in das stille Kloster von St. Juste vor. Als tragisches Motiv treten Gewissensbisse hinzu, die er hinsichtlich seines Betragens seiner Mutter (Juana laloca) gegenüber, empfindet. „In des Klosters unheimlich dunkle Zellen schickt ich dich, ich hörte nicht das Flehen deiner Worte — mich rührten nicht die Ströme deiner Thränen“. Und von Moritz spricht er: „Den ich lieb gehabt wie meinen eigenen Sohn — und gegen mich hat er gehandelt, wie ein Sohn wohl gegen den Vater und die Mutter pflegt zu handeln“. Das junge Liebespaar des Stückes hebt sich freundlich von dem kriegerischen Hintergrunde ab. Maria, die Tochter des Kaiserlichen Kanzlers Granvella, liebt den Ritter Hans von Heidek, den Freund des Moritz von Sachsen und geräth in den bekannten Zwiespalt zwischen Pflicht und Liebe als sie, nach Moritz Abfall in dem Geliebten den Feind des Kaisers und von ihrem Beichtvater gewarnt, den Feind ihrer Kirche, den Ketzer in ihm sieht. Doch siegt die Liebe und die Versöhnung am Schluß des Stückes mit dem zürnenden Vater und dem Kaiser erhöhen das Glück des jungen Paares. Das Zeitkolorit wird wirkungsvoll in den Scenen der Landsknechte und Bürger, des Spions Veit u. s. w. veranschaulicht.

Immortellen von Otto Franz Gensichen. Berlin. Eugen Grosser, 1888. Ein Cyklus Gedichte, welche der Verfasser dem Andenken seiner hingeschiedenen Eltern gewidmet hat. Aus dem lärmenden Treiben der Großstadt eilt der Sohn durch die Winternacht dem heimatlichen Pfarrhaus im fernen, stillen Dorfe zu, an das Sterbebett seines Vaters, dem bald auch die Mutter im Tode folgt. Beider Tod ist friedlich und schön, es geschieht nichts ungewöhnliches, schreckliches, sondern nur das, was die Naturnothwendigkeit gebietet, aber es geschieht hier verklärt im Dufthauch der Poesie und wird hier mit ergreifender Gefühlswahrheit geschildert. Die 25 Gedichte der Sammlung sind nicht alle gleichwerthig, in einigen kommen wohl auch prosaische Wendungen vor, doch viele sind von großer Schönheit und alle sind rührend und menschlich tief empfunden. Mancher wird diese Gedichte an sich schon mit Interesse und Genuß lesen, aber jene, die selbst geliebtes durch den Tod verloren, werden nicht nur ihr eigenes schmerzliches Empfinden, sondern auch Trost und Erhebung aus ihrer Trauer in denselben finden. Wie schön ist folgendes kleine Gedicht aus der Sammlung:

Welch ein strotzendes Leben
Auf der prangenden Flur!
Schwankende Aehren erbeben,
Rührt ein Lüftchen sich nur.
Aber zwischen der Garben Grün
Ließ gar lieblich und hold erblühn
In des schläfernden Mohnes Roth
Seine Blume der Schnitter Tod.
Als ein „Denke des Todes!"
Hat er hier sie gesä't
Wo des irdischen Brodes
Lebensfülle geräth.
Doch was erntend als Frucht er bricht,
Keimt im Lenze zum goldenen Licht,
Jungbrunnkräftig empor als Saat,
Mohnumkränzter, nicht schreckt die Maht.

Tamina. Eine Dichtung von Otto Franz Gensichen. Berlin 1888. Eugen Großer. In schwungvollen, oft prächtigen Versen läßt der Dichter einen Liebesroman eigenthümlicher Art sich in der wilden Romantik des Bades Ragaz, über den brausenden Wogen der Tamina abspielen. Wie das wildschäumende Gebirgsgewässer sich unweit Ragaz mit dem majestätischen Rheinstrom vereint und „Nun wallt der Rhein in bräutlichem Umfangen mit der Tamina thalwärts wie ein Held" — so finden sich die Liebenden in ungestümer, unwiderstehlicher Leidenschaft: „Sei's denn, Tamina ich und du mein Rhein!" Aber diese Liebe verstößt gegen den Sittenkodex, da die schöne Frau Gattin und Mutter ist, und sie erinnert sich auch dessen und kehrt nach dem ersten Schritt auf dem verlockenden Pfad der Sünde als reuige Büßerin erschrocken um, dem ahnungslosen, ungeliebten Gatten eine treue Frau und dem häßlichen Kinde eine gute Mutter zu werden. Ruhig und gefaßt treffen Tamina und Rhein nach Jahren wieder zusammen, ihres einstigen Liebesrausches, der sich zu schöner Freundschaft abgeklärt, nur noch wie eines längstentschwundenen Traumes gedenkend. „So führte mich das Schicksal auf dem Wege der Sünde zu dem Tugendpfad der Pflicht." Und da sie aufrichtig bereut und eine so vortreffliche Frau und Mutter geworden und um der schönen Verse willen, in welche sie ihre Sünde kleidet, mag Tamina vergeben sein. Ist doch im Himmel mehr Freude über einen reuigen Sünder (Sünderin) denn über zehn Gerechte.

Mein Herzenstestament. Liedercyklus von Paul Fritsche. Zürich 1887. J. Schabelitz. Verlagsmagazin. Der Liebe Freud und Leid in allen Tonarten, von „Himmelaufjauchzend" bis zum „Tode betrübt" in Verse gebracht, ist der Inhalt von Paul Fritsches Herzenstestament. Neben einigen Anklängen an mancherlei altes, bekanntes findet sich zwar in diesen Liebesliedern nicht eben neues und packendes, doch manches recht hübsche Gedicht. Eine gewisse Gewandtheit ist dem Dichter nicht abzusprechen, nur Stellen, wie S. 26 „Gerne sudeln ja die Spatzen

in ein trautes Schwalbennest", und S. 43: „damit dein gottverfluchter Leichtsinn kein Männerherz" u. s. w. sind nicht kraftgenial, sondern nur unschön und Reime wie Park und Sarg S. 28 können auch nicht für gelungen gelten. Hübsch ist das Motto am Eingang von Karl Henkell.

Gedichte von E. Schlieper. Halle a/S. Walter Albans Verlag 1887. Auch in dieser Gedichtsammlung bildet die Liebe das Hauptthema, wenn schon nicht den ausschließlichen Inhalt, denn auch mancherlei anderes, was eines Dichters Brust bewegt, hat sich auf diesen Blättern der sanften Fessel des Versmaßes gefügt; es befindet sich auch einiges beachtungswerthe darunter. Sind auch nicht falsche Reime und andere gröbere Formfehler in diesen Gedichten nachweisbar, so fehlen doch leider auch darin die blitzenden Goldkörner echter Poesie. Gewiß wird der Dichter, wenn er, wie er es ja in seiner Vorrede verspricht, „wiederkehrt", noch besseres und reiferes bieten.

Bildertisch.

Trompeterliebe.

Was leuchten die Augen, was lacht der Mund,
Der rothe, Dir Mädchen so wonnig?
Ich drücke die Lippen auf Deine zur Stund'
Und stille den Durst und trink' mich gesund
Und die Seele wird warm mir und sonnig.

Nun stell' ich den Humpen, den vollen, beiseit,
Schal schmeckt er nach Deinen Küssen,
Und sträubst Du Dich schämig, Du rosige Maid,
Mein Schnurrbart thut Dir — bei Venus — kein Leid,
Wirst, Spröde, ergeben Dich müssen!

Gern giebt Dir zurück, was kühnlich er nahm,
Des Kaisers kecker Trompeter.
Der Minne Wege sind wundersam.
Entflieh meinem Arm nicht in rosiger Scham,
Und verzeihe dem Missethäter!

Ade, Du Schöne, die Zeit sie verinnt,
Mein Roß stampft wiehernd den Rasen.
Auf Wiedersehen Du liebliches Kind,
Und wisse: es hat Dir treugesinnt
Dies Lied Dein Trompeter geblasen!

Franz Hirsch.

Heringsplaudereien. Es ist ein echt gemüthliches Bild, das die Meisterhand Rudolf Jordans, par excellence-Malers des Fischerlebens, geschaffen! Der Heringsfischer kehrt vom reich gesegneten Fang zurück und wird von seiner Familie froh empfangen. Der hübschen Frau sieht man die Freude aus dem lieblichen Gesicht leuchten und auch die Kinder freuen sich, die harte Hand des ernsten, treuen Vaters wieder fassen zu können. In dieser Familie ist Segen und Frieden, das sieht man auf den Gesichtern geschrieben.

Mühsam ist der Heringsfang, aber meist lohnend, und ganze Fischerdörfer an der Nordseeküste haben vom Hering ihren Unterhalt und wissen den wohlschmeckenden Fisch zu schätzen. Der Hering war schon die Grundlage des Reichthums der mittelalterlichen Hansestädte. Von den deutschen Ostseestädten wurden in der Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts durchschnittlich 40,000 Tonnen Heringe jährlich ausgeführt, und auf allen Hansetagen wurden eingehende Berathungen über den Fang, Einsalzung und Verpackung der Heringe gepflogen. Ganz Mitteldeutschland bezog von Lübeck seinen sehr großen Heringsbedarf, und es ist uns noch eine Urkunde erhalten,

in der die Eisenacher sich darüber beschweren, daß die von Lübeck gesandten Heringe nur an den Enden der Tonne gut, in der Mitte aber oft schlecht und faul seien. Um des Herings willen kämpfte die deutsche Hansa blutige Kriege mit den Dänen, Engländern, Schotten und Holländern, bis das deutsche Schwert sich siegreich in Schweden (Schonen und Gothland) und Norwegen (Bergen) festgesetzt und den Heringsfang beschützte. Damals soll der Hering an der Ostsee so zahlreich gewesen sein, daß man im Sommer nur den Korb in das Meer zu tauchen hatte, um ihn gefüllt herauszuziehen. Später zog sich der Fisch an die Küsten Norwegens und Hollands.

Neuerdings hat der Heringsfang an der Nordsee zwar nicht die Höhe der mittelalterlichen Ernte erreicht, ist ihr aber zuweilen nahe gekommen. Der holländische Heringsfang beträgt jährlich über 1000 Millionen Stück, und wie Holland seinen Wohlstand zum Theil dem Heringe verdankt, so war es auch ein Holländer, der das Einsalzen der Heringe erfand. Von dem Holländer Willem Bökel, der in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts lebte, leitete man das Wort „bökeln" oder „pökeln" her, auch „Bückling" stammt davon ab. Kaiser Karl V. war ein so großer Verehrer der Pöklinge, daß er Bökels Grab besuchte und an demselben zu Ehren Bökels einen Hering verzehrte. Das Räuchern der Heringe hat ein Franzose in Dieppe aufgebracht. Welche guten Dienste aber ein marinirter Häring bei dem kläglichen Leiden des Katzenjammers leistet, das ist ja gerade unserer Nation, als der allerdurstigsten, männiglich bekannt.

Die kleine Reconvalescentin. Ein treues Bild nach dem Leben, dieses genesende Kind, dem alle, die es gern haben, etwas zu Liebe thun wollen, aus Freude, daß nun die totbringende Krankheit überstanden und das Kind vom Rande des Grabes zurückgeholt ist. Es wollte Nacht werden vor den Augen des kranken Kindes, aber die Sonne der Genesung brach endlich siegreich hindurch und trocknete schnell die Thränen der Mutter. Im Lehnstuhl weich gebettet sitzt es nun vor der offenen Thür, durch welche linde Lüfte ins Zimmer wehen. Auf dem Schoße des Kindes liegt ein blühendes Blumenreis und die Großmutter hat der kleinen Enkelin, dem „Kränkchen", wie sie es scherzend nennt, eine Düte mit Süßigkeiten aus der Stadt mitgebracht, während die kleine Freundin vom Nachbarhause der Spielgefährtin einen Topf mit schöner, frischer Milch darbringt. Es lächelt nur matt, das genesende Kindchen, und doch freut es sich über alles, was ihm jetzt gutes geschieht! Noch ein paar Wochen werden vergehen, dann spielt Klärchen mit den Genossen wieder wie früher auf dem Rasen vor der Thür und die bleichen, zarten Wänglein fangen leise an sich zu röthen und zu runden wie die Aepfel über ihr in den Zweigen.





Neueste Moden.

Nr. 1. Taille „Alberta".

Ueber einer Weste aus zartblauem Brocat mit ebensolchem Stehkragen sind die Vordertheile der Jacke aus marineblauem Tuch oben herzförmig ausgeschnitten und mit einem Matrosenkragen aus weißer Faille oder Tuch versehen. Die Patten, welche vorn herab den Schluß bewirken, gehen schräg nach unten übereinander und



Nr. 1. Taille „Alberta."

werden mit Knöpfen befestigt. Unten treten die Vordertheile wieder weit auseinander und lassen die Weste frei. Die glatten Aermel haben eine gleiche Pattenverzierung am Handgelenk. Der Rand der Jacke und der Patten sind mit weißseidenem Galon besetzt.

Nr. 2. Capote „Herzogin".

Der graue Strohhut hat einen sehr niedrigen Kopf. Der gerade Rand ist innen mit dunkelrothem Sammet belegt und mit rothem Geranium verziert. An der Seite wird derselbe nach oben mit einem Hufeisen befestigt und mit schönen

grauen, nach oben strebenden Federn versehen. Innen ist der Hut mit weißem Florence gefüttert

Nr. 3. Frühjahrshut.

Die Capotform ist mit amaranthfarbenem Moiréband belegt. Den vorderen Rand umgeben in doppelten, nach oben zusammentreffenden Lagen Goldähren, welche vorn auf dem Kopf durch Bandschlupfen gestützt werden. Bindebänder vom gleichfarbigen Moiréband.



Nr. 2. Capote „Herzogin".

Nr. 4. Frühjahrs-Anzug aus graugrünem Tuch.

Der erste Rock, welcher hinten in Falten genommen ist und vorn glatt fällt, hat am Rand drei Säume. Ueber diesen Rock fällt die Tunika aus gleichem Stoff; diese ist mit dem Vordertheil der Taille verbunden und an der rechten Seite bis nach unten schürzenartig abgeschrägt. Oben geht das Vordertheil über das andere hinweg und wird mit einer graugrünen Failleschleife mit langherabhängenden, unten zusammengefaßten Enden geschlossen. Auf der linken Seite ist die Schürze mit den Rücktheilen verbunden und dem ersten Rock in Reihfalten aufgesetzt. Das Schürzentheil, wie auch die Taille ist mit Stickereistreifen, welche in nach unten hin fallenden Zacken denselben aufgesetzt sind, in Zwischenräumen bedeckt. Die vorn weit

offenen Vordertheile der Taille sind mit auf einer Untertaille befestigtem Faltenlatz ausgefüllt. Der Stehkragen und die die offenen Vordertheile begrenzenden gespaltenen Aufschläge sind von Tuch und wie die Aufschläge der Ellbogenärmel benäht. Die Untertaille ist vorn herab mit Knöpfen geschlossen. Der grüngraue Strohhut hat eine Windung aus crêmefarbiger, mit grüngrauer Seide bestickter Faille und einige Flügel.

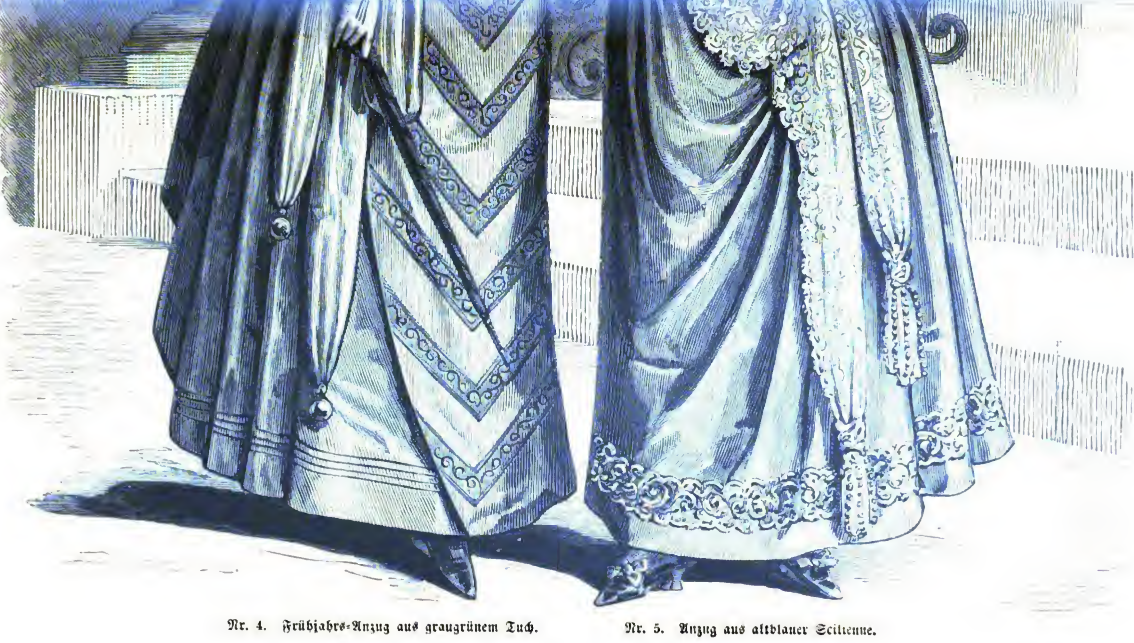
Nr. 5. Anzug aus altblauer Sicilienne.

Der der Taille faltig angereihte Rock ist nach der linken Seite in Falten



Nr. 3. Frühjahrshut.

emporgezogen und ziemlich in der Mitte der Rockhöhe befestigt. Ueber diesen Falten ist ein von der Taille oben ausgehendes, einen Bogen bildendes, breites Spitzentheil, das an der Taille wieder befestigt ist und von da in zwei langen Enden herabfällt, angebracht und bedeckt an den Seiten die Befestigung der Rockfalten. Die Spitzenenden sind mit Perlenquasten geschmückt. Der untere Rand des Rockes ist mit einer altblaubestickten Seidenborde versehen. Die anliegende lange Taille hat oben einen Falteneinsatz und auf der rechten Schulter einen breiten Spitzenaufschlag, welcher sich mit dem auf den Rock herabreichenden verbindet. Stehkragen, Taillenspangen und Aermelverzierung sind von breiter Passementerie hergestellt. Die Aermel haben oben gleiche Falten wie die Taille.



Nr. 4. Frühjahrs-Anzug aus graugrünem Tuch.

Nr. 5. Anzug aus altblauer Sicilienne.



Nr. 6. Schürze für junge Mädchen.

Man fertigt die Schürze aus hellblauem Surah oder auch Wollenstoff an. Der Faltenlatz ist auf der rechten Seite in Falten zusammengefaßt und an eine bestickte Borde befestigt, welche mit kleinen farbigen Bandrosetten abschließt. Die von da aus nach der linken Seite gezogenen Falten vertheilen sich nach der Seite, wo dieselben ebenfalls unter die Borde gefaßt werden und nach unten in die Taille



Nr. 6. Schürze für junge Mädchen.

gehen. Ein mit einer Schnalle geschlossener Sammetgürtel deckt den Latzansatz an die Schürze. Das glatte, eckige, die Schürze bildende Theil hat am untern Rand zwei in Zwischenräumen aufgesetzte bestickte Borden, welche an den Enden am Rand der Schürze mit kleinen farbigen Bandrosetten abschließen.

Nr. 7 u. 8. Kleid für Mädchen. (Rück- u. Vorderansicht.)

Das Kleid ist aus mattrosa Bengaline angefertigt und mit weißer Spitze besetzt. Der erste Rock aus leichter Seide hat am untern Rand eine Spitzenfalbel

Der darüberfallende Doppelrock ist rechts offen und läßt ein breites Gefältel frei. Das Vordertheil desselben hängt frei schürzenartig herab. Die Rücktheile sind unten nach innen auf den ersten Rock befestigt und fallen dadurch bauschig. In der Taille ist der Rock faltig aufgesetzt. An der offenen Seite befinden sich lang herabhängende Bandschlupfen. Die Falten der langen Taille sind oben collerartig befestigt und nach der Taille zu spitz zusammengenommen. Die oben eingereihten Aermel sind auf einem Unterärmel zu einer Puffe befestigt; am Handgelenk ebenfalls eingereiht, werden diese mit einem Plissébündchen zusammengefaßt. Der Stehkragen ist mit Seidenstickerei verziert. Das Kleid wird vorn unter den Falten mit einer untergesetzten Patte geschlossen. An Stoff ist dazu erforderlich: 1 Mtr. 50 Centm. leichte Seide. 7 Mtr. Bengaline. 2 Mtr. Spitzen zur Falbel von 10 Centm.



Nr. 7 u. 8. Kleid für Mädchen. (Rück- und Vorderansicht.)

Breite. 2 Mtr. Band Nr. 12 und sechs Knöpfe zum Schluß der Aermelbündchen

Nr. 9. Ueberkragen.

Ein aus zackiger Spitze bestehender Matrosenkragen umgiebt lose den Hals und hat an seinen vorderen spitzen Enden zwei faltige, schräg geschnittene Spitzentheile.

Nr. 10. Häubchen.

Das Kopftheil des Häubchens besteht aus granatrothem Sammet. Dasselbe ist nach hinten herab in eine Doppelfalte gelegt, welche mit einer kleinen Schleife abschließt. Die Ränder, sowie auch die Doppelfalte sind reich mit Gold bestickt. Vornauf befindet sich, hochstehend angebracht, ein dichter Schlupfenbüschel aus rosa und granatfarbigem Kometenband. Den Rand umgiebt eine, mit Gold und Seide bestickte Spitzenfalbel.

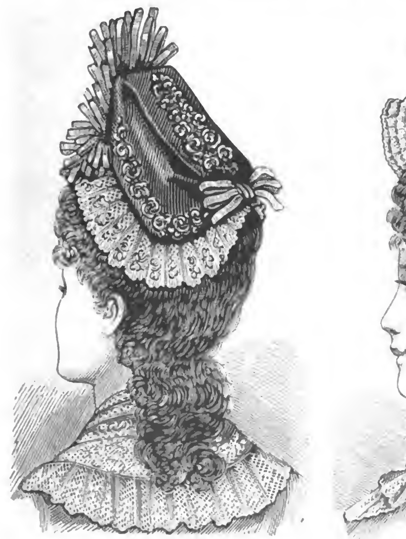
Nr. 11. Morgenhaube.

Diese elegante Haube ist aus bestickten Spitzen und farbigem Seidenband zu-



Nr. 9. Ueberkragen.

sammengesetzt. Der bestickte Zwischensatz ist mit glatten Stoffstreifen, durch welche Band hindurchgezogen ist, verbunden und hat am vordern Rand eine in glatte Falten gelegte Spitze, welche in der vordern Mitte sich mehrfach nach oben windet





Nr. 10. Häubchen.



Nr. 11. Morgenhaube.

und dort hoch steht. Hinter dieser hochstehenden Spitze sind farbige Bandschlupfen über einer breiten Spitzenschlupfe angebracht.

Redaction, Verlag und Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig.



Die Entscheidungsstunde.

Nach einem Originalgemälde von Rudolf Hausleithner.



Im Löwenrachen.

Aus dem Englischen von P. H.

Der Wind stieß heulend von den Bergen nieder; die See brandete vom Strande empor. Riesenwellen schlugen an Riesenfelsen, bis der Gischt gegen hundert Fuß hoch in den bleigrauen Himmel spritzte. Durch Schlüfte und Höhlen in den Uferklippen gurgelten, rasten und brüllten die schäumenden Wasser wie schmerzgequälte, lebendige Geschöpfe.

Gerald Milman schauderte bei diesen grauenhaften Tönen, doch er sprach nicht, noch wendete er ein Auge vom Gestade, während das Boot von Dunfanaghan aus rasch in die offene See hinaustrieb.

Er war weit umher gekommen, doch nirgends hatte er auf seinen Reisen so großartige Wildheit gesehen, wie sie diese Felsenküste zeigte. Die Majestät der Natur schien ihn zu erdrücken; er fühlte sich klein und verloren unter dem furchtbaren Zorn dieser gewaltigen Vorgebirge.

„Was will der hier im Boot und was hat er in Tory Island zu suchen?“ fragte der zweite Insasse des Bootes, Andy M.' Coll, der Krämer, mit leiser Stimme einen der Ruderer.

„Warum soll er nicht mitfahren? Wird wohl ein gelehrter Reisender sein, der Bücher druckt und unsere heiligen Kreuze und Ruinen und das Schloß von Ballais sehen will. Und bezahlte er nicht mich und Black Rory wie ein richtiger Herr für die Ueberfahrt? Und warum sollten wir nicht?“ gegenfragte der andere.

„Ihr solltet eben nicht, das ist's gerade, was ich sagen will.“

„Denkt wohl, er sei ein Hausirer, der euch das Geschäft verdirbt drüben? Sieht nicht darnach aus.“

„Wird wohl was Schlimmeres sein“, knurrte der Krämer, „einer von der Accise, denke ich.“

Ein Lächeln um die Lippen des Fremden machte den Bootsmann darauf aufmerksam, daß diesem das in dem schwerverständlichen Inseldialekt geführte Gespräch nicht ganz verloren ging. Die Unterhaltung stockte.

Sie befanden sich nun in ruhigem Fahrwasser und als Gerald über den Rand des Bootes hinabblickte, sah er mit Staunen die runden Thürme einer versunkenen Stadt unter den Wassern schlafen. Der Wind war der Fahrt günstig und alle Segel aufspannend, flogen sie über die Ruinen aus vergangenen Jahrhunderten hinweg, kamen an verschiedenen kleinen Inseln vorbei und dann kam plötzlich wie dem Ozean entstiegen mit ihrem zerklüfteten Felsen und im Glanz der Abendsonne leuchtenden Sandflächen Tory Island in Sicht.

Man konnte vom Boot aus schon eine in Cummismore versammelte Menschengruppe bemerken, welche des Bootes harrte. Man wußte auf der Insel, daß Andy M. Coll an Bord war und dem Besuchen des Krämers wurde auf der Insel, besonders von den Frauen stets mit Sehnsucht entgegengesehen, denn er brachte ihnen von Glasgow die Stoffe mit zu ihren Röcken und Oberkleidern.

Wie sie sich dem Strande näherten, betrachtete Gerald mit lebhaftem Interesse das daselbst versammelte Volk. Die Männer waren fast sämmtlich in Fischertracht gekleidet; die Frauen trugen grobe Röcke und kurze Jacken, welche etwas über die Taille reichten und kurze, nur den Oberarm bedeckende Aermel hatten. Die älteren Frauen hatten rothe Tücher über die Köpfe geschlungen, während die Jüngeren ihr Haar mit farbigen Bändern oder Schnüren umwunden hatten, welche oben eine Schleife bildeten.

Die angesehenste Person in der Gruppe schien ein äußerst kleiner, kaum vier Fuß hoher Mann mit auffallend großem Kopf zu sein. Seine Züge waren scharf gezeichnet, doch wohlgeformt und er zeigte weder den großen Mund, noch die breite Nase, welche der milesischen Rasse eigen zu sein pflegt.

Aus der Art, wie die anderen ihm und seiner Gefährtin auswichen, um jenen den Vortritt nach dem Strand zu lassen, konnte man entnehmen, daß der Zwerg von seinen Nachbarn in hohen Ehren gehalten wurde.

„Wer ist jener Zwerg mit dem mächtigen, schönen Kopfe?“ fragte Gerald.

„Wer wird es sein“, antwortete der Hausirer, „es ist M. Conanig, der König von Tory selbst. Und die neben ihm steht, ist Miß Norna.“

Gerald blickte jetzt erst nach der Begleiterin des Zwerges und ein Blick auf diese genügte, daß er vorläufig alles andere über ihr außer Acht ließ.

Sie war ein junges Mädchen, hoch, schlank und von königlicher Haltung; ihre Kleidung glich der der anderen Frauen um sie her, nur war ihr Rock von feinerem Stoff und ihr Ueberkleid von blendender Weiße. Doch ihr Gesicht und ihr Anstand, wie sie den Strand hinab schritt und den aus dem Boot steigenden Fremden verwundert anblickte, unterschied sie mehr als ihre Tracht von den übrigen Frauen der Insel.

Weder Scheu noch Verlegenheit sprach aus ihrem Blick; ihre großen blauen, von dunklen Wimpern umschatteten Augen blickten frei und furchtlos wie Kinderaugen. Und wie sie so stand, unbewußt ihrer Schönheit, vom Abendsonnengold umflossen, welches ihr blondes

Haar aufleuchten ließ und ihre zarten, blassen Wangen leise röthete, meinte Gerald, nie etwas schöneres gesehen zu haben, als dieses Inselmädchen. Auch sie staunte ihn an.

Gerald war der erste Fremde besseren Standes, den sie im Leben sah, er erschien ihr so ganz anders als die Fischer, unter denen sie bisher gelebt, so daß sie nicht anders konnte, als ihn staunend zu betrachten. Doch als sie ihren verwunderten Blick eben so verwundert erwidert fand, erwachte ihr weiblicher Instinkt; die dunklen Wimpern senkten sich über die blauen Augen und mit leichter Hebung des Hauptes trat sie zurück und ergriff des Zwerges Hand.

„Was Norna, fürchtest Du Dich vor einem fremden Mann?" fragte ihr Gefährte erstaunt.

„Ich fürchte ihn nicht, doch möchte ich nicht, daß er mich so anblickt", sagte Norna.

Andy M. Coll kam vorwärts und sein bisheriges Mißtrauen dem Fremden gegenüber vergessend, stellte er diesen dem Zwerg als einen Herrn vor, der fremde Länder bereise und Tory Island und ihren König kennen lernen wolle.

M. Conanig bewillkommnete den Fremden herzlich und auch Norna reichte ihm ihre Hand mit so graziöser Hoheit, daß er sich herabbog und die gebotene Hand küßte, ehe er selbst noch wußte, was er that. Er hätte über sich selbst lachen mögen; er, Gerald Milman, küßte die Hand eines halbwilden Mädchens in kurzem Rock, mit einer barbarischen, ihm kaum verständlichen Sprache.

Der Zwerg bot ihm seine Hütte als Aufenthalt während seiner Anwesenheit auf der Insel an und Gerald nahm die Gastfreundschaft des ihm fremden Mannes dankbar an, er begleitete ihn und das schöne Mädchen nach einer Lehmhütte, wenig besser als die anderen an der felsigen Küste verstreut liegenden Häuschen. Sie enthielt drei Räume statt einen, wie die andern, doch der Lehmboden war unbedeckt, die rauchigen Wände ungetüncht, Geräth und Geschirr von primitivster Art.

Beim Eintritt sah Gerald eine alte Frau sich von einem Spinnrad erheben. Sie hatte ein verwittertes Gesicht und scharfe, stechende Blicke; ihr Anblick flößte Gerald fast Furcht ein. Doch ihren rauhen, krächzenden Gesang unterbrechend, sagte sie, ihn begrüßend: „Gott segne Euch, Herr! Der Fremde hat stets eine Unterkunft in M. Conanigs Halle gefunden."

„Du vergissest, Hilda", sagte der Zwerg, daß des Königs Halle zu einer Hütte zusammengeschrumpft ist."

„Nach dem Willkommengruß wird der Fremde wohl zuerst ein Abendbrod bedürfen", fiel Norna ein, indem sie Gerald lachend anblickte, wobei die Würde ihres Antlitzes sich in lauter rosige, schelmische Grübchen verlor.

Die Alte machte sich gleich daran, frisch gefischte Heringe zu rösten, während Norna auf einen Tisch ohne Tischtuch neben irdene Teller, Becher mit saurer Milch stellte, auch zweizinkige Gabeln und je ein Stück Haferbrod dazu legte.

Sie hatte die Augen niedergeschlagen, doch Gerald entging es nicht, daß sie ihn verstohlen ansah, wenn sie sich unbemerkt glaubte.

Erst nach dem Abendessen, da sie ihm gute Nacht sagte, sah sie ihm wieder voll ins Gesicht. „Gute Nacht, mögen Euch gute Engel bewachen", sagte sie, und dann, nachdem sie den Zwerg auf die Stirn geküßt, verschwand sie mit der alten Frau durch eine niedrige Thür.

Die Männer zündeten ihre Pfeifen an und plauderten noch mehrere Stunden.

Als Gerald am nächsten Morgen erwachte, fand er die Hütte schon still und leer. Ein Topf hing über dem hellen Torffeuer und eine Katze lag zusammengerollt auf dem Stuhl des Hausherrn. Er trat vor die offenstehende Hausthüre. Die See lag glitzernd im Sonnenschein und die Heringsboote, welche während der Nacht auf dem Fang draußen gewesen, nahten sich langsam dem Strand. Gerald wanderte hinab nach der See, in der Hoffnung die Bewohner der Hütte dort zu finden. Doch er nahm einen anderen Weg als den, auf welchem er gestern heraufgestiegen. Bald verengte sich der anfänglich bequeme Pfad, bis er endlich nur noch ein schmaler Vorsprung des Felsens war, der sich auf einer Seite bis fast in die Wolken erhob, während er auf der andern steil bis in die unten kochende See hinabfiel.

„Er wird sich gleich wieder verbreitern", dachte Gerald und verfolgte den Felsenpfad, von der wilden Größe und grauenhaften Oede der Scenerie um ihn her bezaubert.

Doch statt sich zu verbreitern, verengte sich der schmale Felsenpfad noch mehr, bis er kaum noch Breite für eines Menschen Fuß bot. Er klammerte sich wie eine Tellermuschel ans Gestein fest; Felsen über und unter sich und tief unten das Donnern der an den Riffen und Klippen sich brechenden Wogen.

Nun gedachte er umzukehren, doch es war zu spät. Hätte er es versucht, so würde er den geringen Halt verloren haben, der ihn noch fußen ließ und rettungslos an den zerklüfteten Uferfelsen drunten zerschmettert worden sein. Den Felsen emporzuklettern war unmöglich, unmöglich war es umzukehren und ein Weiterschreiten schien ebenso unmöglich zu sein. Als er abwärts blickte, um zu erspähen, ob eine Hoffnung vorhanden, hinabzuklettern, wandelte ihn ein Schwindel und das fast unwiderstehliche Gefühl an, sich in die brandende See zu stürzen. Doch da klang aus der Tiefe eine helle, junge Stimme und rief ihm zu: „Um Ihres Lebens willen, sehen Sie nicht hinab! Blicken Sie gerade aus und gehen Sie weiter, das Schlimmste ist überstanden!"

Er kannte die Stimme und gehorchte ihr. Wenige Schritte noch und der Pfad erweiterte sich und bald führte er bequem und gefahrlos abwärts. Doch Gerald verfolgte ihn nicht weiter; sobald es ihm möglich war, klomm er seitwärts die Klippe hinab und stand bald blaß und athemlos neben Norna.

Sie war auch bleich und ihre Augen trugen noch den Ausdruck eines furchtbaren Schreckens und da er ihre Hand ergriff, zitterte diese heftig.

„Habe ich Sie erschreckt?" fragte er.

„Wie konnten Sie diesen Weg wählen, er ist nur für uns gangbar!" rief sie.

„Dann muß ich wohl zu Ihnen gehören, da ich ihn gegangen bin ohne Schaden zu nehmen“, lachte er.

„Sie dürfen hier nie wieder zu gehen versuchen“, fuhr sie fast befehlend fort.

Er bemerkte, daß sie in der Erregung in der Sprache der Gebildeten redete, statt des Inseldialektes, dessen sie sich gewöhnlich gleich den andern bediente.

„Ich fürchte die Gefahr nicht“, sagte er, „doch wenn Sie es mir verbieten, so gehorche ich.“

„Nicht weil ich es verbiete, sondern weil es thöricht ist, sein Leben zwecklos zu wagen.“

„Das Leben wäre aber langweilig, wenn wir nicht manchmal thöricht wären.“

Sie sah ihn mit einem fragenden, fast schmerzlichen Blick an, doch sie lächelte wieder, als sie antwortete:

„Sie denken nicht so. Ich würde nicht so gern mit Ihnen sprechen, wenn Sie so dächten.“

„So sprechen Sie gern mit mir?“

„O ja, es ist so hübsch; ich möchte immerfort mit Ihnen plaudern“, rief sie arglos.

Das Blut stieg in Geralds Wangen; die reizende Einfalt dieses Naturkindes bezauberte ihn. Er hätte es ihr gern gesagt, doch ein Gefühl von Ehrfurcht, welches sich mit seinem Entzücken mischte, hielt ihm die Lippen geschlossen.

„Ihr Vater ist am Strande, wo man die Boote auslabet?“ fragte er, als er seiner Verwirrung Herr geworden.

„Mein Vater?“ antwortete sie verwundert.

„Ist M. Conanig nicht Ihr Vater?“

„Wie kommen Sie darauf? Er ist nicht mein Vater.“

„Verzeihen Sie, Ihr Bruder hätte ich sagen sollen.“

„Auch nicht mein Bruder.“

„Was ist er denn? Doch nicht Ihr Gatte?“

Sie lachte herzhaft.

„Er ist mein Vetter“ sagte sie, „doch ist er mein Leben lang Vater und Bruder für mich gewesen“, fügte sie ernsthaft hinzu.

„Was wird er thun, wenn Sie heiraten?“

„Heiraten!“ wiederholte sie in erstauntem Tone. „Ganz sicher ist auf unserer Insel keiner, den ich heiraten könnte.“

Geralds Gesicht erhellte sich; „aber vielleicht auf dem Festland?“ fragte er.

„Aber ich könnte doch M. Conanig nicht verlassen“; gab sie zur Antwort.

Er hatte ihre Hand bisher in der seinen behalten, doch bei ihren letzten Worten ließ er sie plötzlich fallen und sie gingen nebeneinander bis zu der Stelle, wo eine Oeffnung zwischen den Uferfelsen eine freie Stelle bildete, wo die Boote anlegen konnten. Der Zwerg war hier, um das Ausladen der Boote zu überwachen und die Heringe zu zählen, welche in Körbe gepackt wurden. Norna ging auf ihn zu und legte eine Hand auf seine Schulter, wie sie oft zu thun pflegte. Gerald grüßte seinen Wirth und sprach dann mit den Männern,

welche ihn von Dunfanaghan herüber gefahren hatten. Norna wählte einige Fische aus, legte sie in ein Körbchen, welches sie mitgebracht hatte und ging dann heimwärts. Doch bald hatte sie Gerald eingeholt und nahm ihren Korb, um ihn zu tragen.

„Waren Sie mir böse?“ fragte sie ihn.

„Nein“, antwortete er erröthend, „weßhalb sollte ich böse sein?“

„Deßhalb wunderte ich mich auch, als Sie vorhin meine Hand so schnell fallen ließen.“

„Verzeihen Sie', daß ich so unhöflich war“, erlauben Sie mir, es wieder gut zu machen“; mit diesen Worten versuchte er ihre Hand zu fassen. Doch sie entzog sie ihm mit einer Würde, die ihm unbeschreiblich gefiel. Schweigend erreichten sie die Hütte, wo ihnen Hilda mit dem Eimer entgegen kam, um die Ziegen zu melken und die dampfende Suppe schon auf dem Tisch stand. Norna zog einige glimmende Torfstücke aus dem Herdfeuer und legte die Heringe darauf, und Gerald, der auf des Hausherrn Stuhle saß und die Katze auf dem Schoße hielt, dachte welch glückseliges Leben Robinson Crusoe geführt haben müßte, wenn er statt seines Mannes Freitag Norna zur Gesellschaft gehabt hätte.

Nach dem Frühstück schlug M. Conanig vor, das Schloß Ballais zu besuchen, doch so sehr Gerald die interessanten Ruinen der Insel zu sehen wünschte, stimmte er doch nicht eher bei, als bis er hörte, daß Norna die Männer begleiten würde. Sie war schnell fertig, indem sie nur einen Sonnenhut aufsetzte, der aus einem, über ein Stück Pappe gespanntem blauem Baumwolltuche bestand.

„Sie sagten mir, daß auf der ganzen Insel kein Spiegel zu finden ist“, bemerkte Gerald zu Norna, während M. Conanig auf ein Zeichen Hildas nach der Hütte zurückkehrte.

„Nicht ein einziger; doch ich habe mir jetzt einen bei dem Hausirer bestellt“, antwortete sie lebhaft.

„Sie wissen nicht, was Sie entbehren, wenn Sie sich selbst nicht sehen können“, konnte er sich nicht enthalten zu äußern, bereute es aber sofort, in der Meinung, ihr zu mißfallen. Doch sie sah ihn schnell an.

„Was, bin ich denn so hübsch?“ fragte sie naiv.

„Nicht nur hübsch; — hübsch ist ein armes Wort, um all' das zu bezeichnen, was Ihr Antlitz schmückt.“

„Mein Vetter sagte mir das nie“, erzählte sie unbefangen „und als ich Hilda heute Morgen danach fragte, ob ich so schön sei wie Rorys Tochter Kathleen, schalt sie mich und sagte, es geschehe immer Unheil, wenn ein Mädchen sich kümmere, ob es schön oder nicht schön sei.“

Gerald hätte gern gewußt, weßhalb sie Hilda gefragt hatte, doch der Zwerg hatte sie eingeholt und schritt nun zwischen beiden.

„Warum rief Dich Hilda?“ fragte Norna.

„Sie hat ihre schlimmen Launen wieder und ich kann nicht gut sagen, was sie von mir verlangt“; erwiderte der Zwerg.

„Gewiß war sie bei den Leuten im Berge; sieh, was sie treibt!“ rief Norna und als sich alle drei umwandten, sahen sie die Alte in der Hüttenthüre stehen, mit den Armen wild um sich schlagend und

dazu eine Art Beschwörungsgesang mit tiefen, klagenden Tönen singend. Kaum waren sie der Alten außer Sehweite, so kam Andy M. Coll, der Krämer, in die Hütte und hatte eifrig und geheimnißvoll mit Hilda zu reden, doch nicht wegen der Dinge, die er in seinem Bündel trug.

Nachdem der König der Insel dem Fremden die Ruinen des Schlosses gezeigt, wollte er ihn noch nach den in der Nähe befindlichen Steinkreuzen führen. Norna blieb an einem kleinen, klaren Quell unter dem Vorwand zurück, daß sie ermüdet sei und die Männer gingen allein weiter. Doch bald wurde M. Conanig von einem Mann angerufen, der auf einem kleinen, zwischen Felsen liegenden Fleckchen Erde, Kartoffeln ausgrub und während die beiden eifrig mit einander sprachen, kehrte Gerald zu Norna zurück.

Sie hatte ihren Hut abgenommen, hatte sich über das Wasser gebeugt, und blickte aufmerksam hinein. Sie hörte ihn nicht und fuhr erschrocken zurück, als ihr plötzlich sein Gesicht aus dem hellen Wasserspiegel neben dem ihren entgegenblickte.

„Fürchten Sie nicht das Schicksal des Narziß?“ fragte er sie, indem er sie vom Rande der Quelle hinweg zog.

„Wer war das?“ fragte sie eifrig.

„Jemand, der sich so in seine eigene Schönheit verliebte, die er im Wasser wiedergespiegelt sah, daß er vor Gram darüber starb“, belehrte er sie.

„Wenn er ein Mann war, so kann ich das begreifen; sagte Norna, nachdenklich in Geralds Gesicht blickend.

„Ich könnte es eher von einer Frau begreifen“, bemerkte er, „die doch so viel mehr Entzückendes gesehen hätte, als er.“

Sie schien hierüber nachzusinnen und ging mit ihm schweigend weiter, bis sie M. Conanig trafen, der auf Gerald wartete.

An diesem Abend, da die beiden Männer ihre Pfeifen neben dem Herdfeuer rauchten, sagte M. Conanig seinem Gaste, daß die Inselbewohner sich's in den Kopf gesetzt hätten, daß er ein Steuerbeamter sei.

„Nun, und was wäre da so schlimmes dabei? Ich traf in Stranolav mit einem Steuerbeamten zusammen, der ein recht netter Mann war. Und Burns war Acciseeinnehmer, wie Sie wissen“; rief Gerald.

„Ja“, antwortete der andere bitter, „der Himmel machte ihn zum Poeten und Redner und die Menschen machten einen Steuerhund aus ihm. Ich muß Ihnen sagen, die Leute von der Accise sind hier herum nicht beliebt und ich rathe keinem, hier her zu kommen, wenn ihm sein heiles Fell lieb ist. Der schottische Krämer hat das Gerede über Sie ausgesprengt, er ist eifersüchtig auf jeden Fremden, der auf unsre Insel kommt, aus Furcht, daß ihm einer vom Festland den Handel verdirbt. Unsere Leute hier sind sehr unwissend und ein ihnen Verdächtiger könnte leicht in Lebensgefahr kommen.“

Gerald merkte aus seines Wirthes Rede, daß dieser selbst von dem Verdachte nicht ganz frei war und so beeilte er sich, ihm seine Papiere zu zeigen, die bewiesen, daß er ein junger Mann aus angesehener Familie und von guter Stellung war und theils zu seinem Vergnügen, theils zu dem Zwecke reiste, Material zu einem archäolo-

gischen Werke zu sammeln, welches er zu schreiben beabsichtigte. Das Gesicht des Zwerges erheiterte sich, nachdem er die Papiere seines Gastes durchgesehen.

„Ich war selbst ein Thor", sagte er, „doch ich werde meine Nachbarn bald aufklären." Und dann erzählt er Gerald, daß es nicht nur auf der Insel Tory, sondern die ganze Küste von Donegal entlang eine Menge geheim betriebener Destillationen gebe und daß unlängst erst ein Beauftragter der Steuer denselben nachgeforscht und es große Entrüstung hervorgerufen habe, da man hier diese Art Steuerhinterziehung als etwas ganz erlaubtes ansehe.

Weiter erzählte der Wirth seinem Gaste von seinem früheren Leben und wie es gekommen, daß er sich als ein Mann von Bildung unter seinen ungebildeten und abergläubischen Landsleuten begraben habe; wie Nornas Vater in einem Parteienkampfe gefallen und seine todtkranke Frau ihm ihr Kind gebracht und ihn gebeten habe, ihm Vater und Mutter zu ersetzen.

„Der Himmel sandte mir dies Kind", sagte er, Gerald scharf anblickend, „die Wunden zu heilen, welche das Leben mir geschlagen; meine schöne Norna, die Freude meines Herzens, mein Liebling, mein Lamm." Und Gerald vermochte dem Blick seines Gastfreundes nicht Stand zu halten, er schlug die Augen nieder, wie ein ertappter Dieb.

Darauf reichten sich die Männer die Hände und Gerald suchte sein Seegraslager auf.

Zwei Wochen waren ihm wie im Flug vergangen und noch dachte Gerald nicht an die Abreise. Ein Zauber schien ihn in Nornas Nähe festzuhalten. Eines Tages ruderte er mit ihr die Küste entlang an eine Stelle, wo ein mächtiger Felsblock vor dem Eingang einer Grotte lag, welche unter dem Namen des „Löwenrachen" bekannt war. Nachdem sie ihr Boot an den Felsen befestigt hatten, machten sie sich daran, die berühmten Felsenkammern zu besichtigen. welche die Wogen in das feste Gestein gewaschen hatten. Aus der ersten Höhle betraten sie durch einen schmalen Gang eine zweite, welche etwas Licht durch einen Spalt in ihrer mächtigen Deckenwölbung empfing und sich tief unter den Uferfelsen hinzog.

„Wäre es eben Flutzeit, so hätten wir durch beide Höhlen im Kahn fahren können, wie ich es oft mit M. Conanig gethan habe", sagte Norna, während Gerald sie vorsichtig von einem schlüpfrigen Stein zum andern geleitete. Plötzlich überkam ihn ein seltsames, eisiges Schaudern.

„Was ist Ihnen? Tritt jemand auf Ihr Grab?" fragte Norna, auf einen Aberglauben der Inselbewohner anspielend.

„Sollte hier einst mein Grab sein?" sagte er mit einer Art Grausen um sich blickend; „nein, es wäre mir ein zu unruhiger Ort, um den langen Schlaf zu schlafen. Die rollenden Wogen würden mir nicht lange Ruhe gönnen."

„Warum sprechen Sie so? Sie bringen mich zum Weinen"; sagte Norna traurig.

„Ich weiß nicht, ich fühle hier einen mir sonst ganz fremden Schauder; lassen Sie uns an's Tageslicht gehen", bat Gerald."

Als beide wieder im Boote saßen, sah Norna, wie bleich er war

und sagte: „Fürchteten Sie vielleicht, daß die Flut uns drinnen überraschen könnte?“

„Nein“, erwiderte Gerald, „es war das Gefühl, daß ich einst den Tod des Ertrinkens sterben werde.“

„Dann werde ich Ihnen ein Stück heilige Erde von St. Columb stille bringen, das schützt vor jedem Unfall;“ sagte Norna tröstend.

Sie brachte ihm auch die heilige Erde in ein Stück Zeug genäht und rieth ihm, es stets in der Westentasche zu tragen, doch er war thöricht genug, es wie ein Amulett um den Hals zu hängen, so daß es zunächst seinem Herzen lag.

Als sie einst Nesseln von den Klippen für ihre Hühner pflückte, und er ihr dabei behilflich sein wollte, verbrannte er sich die Hand. Eilig pflückte sie die Blätter einer Pflanze, nahm seine schmerzende Hand besorgt in die ihre und rieb sie mit dem Saft der Blätter. Gern hätte er sich von tausend Nesseln stechen lassen, um von ihr geheilt zu werden. Und wie sie sich so tief herabbog, konnte er dem Verlangen nicht widerstehen, einen Kuß auf die Stelle ihres weißen Nackens zu drücken, wo die blonden Löckchen sich von den schweren Flechten gelöst hatten.

Sie hob den Kopf schnell und ließ seine Hand sinken; das Blut stieg ihr in Wangen und Stirn und ihr Auge blickte ihn vorwurfsvoll an.

„Das war nicht recht“, sagte sie, „das war nicht ehrenhaft!“ Damit nahm sie ihren Korb und schritt schnell der Hütte zu.

Gerald blickte ihr beschämt nach. Er wußte, daß sie recht hatte. Aber woher kannte dieses schlichte Naturkind die feinen Unterschiede zwischen dem, was erlaubt und was nicht erlaubt ist?

Von dieser Zeit an war ihr Wesen ihm gegenüber verändert. Sie sorgte wohl eben noch so freundlich für des Gastes Bewirthung im Haus, doch ihr Auge begegnete nicht mehr lachend dem seinen und sie reichte ihm die Hand nicht mehr bei ihren gemeinsamen Ausgängen, sondern sie schritt neben ihm mit dem Stolze einer kleinen Königin.

Und jetzt, da sie ihm zürnte, mußte er sich eingestehen, was er bisher nicht zu fassen vermocht, und was Hilda vom ersten Tage an bemerkt und M. Conanig unter Gram und Zorn, Hoffnung und Verzweiflung in seiner stürmischen Seele nahen gesehen — daß er dieses ungebildete Inselmädchen trotz ihrer Holzschuhe, ihrer groben Röcke und Jacken liebe, daß sie ihn in den Schlingen ihres goldenen Haares, mit dem sonnigen Lachen ihrer Augen und dem reinen Ausdruck ihrer Holdseligkeit auf Lebenszeit zum Gefangenen gemacht.

Gerald wurde gleichgiltig den archäologischen Merkwürdigkeiten der Insel gegenüber. Was waren ihm jetzt die Thaten der alten Helden, Riesen und Könige, von welchen ihm sein Wirth berichtete, wenn Norna ihm zürnte?

Gerald hatte die Absicht, mit einem englischen Schiff, welches baldigst in Tory Island erwartet wurde, abzureisen; doch das rauhe Wetter machte die Küste gefährlich und verzögerte die Ankunft des Schiffes, und er war dankbar für den Aufschub, obwohl er wußte, daß je länger er auf dem verzauberten Grunde weile, um so schwerer

ihm das Losreißen werden würde. — Als sein Aufenthalt auf der Insel schon einen Monat währte, kam eine Botschaft vom Festland an M. Conanig von seinem alten Freund, Vater Mahoney, Priester von Tulaghobiglei, der krank war und ihn dringend zu sprechen wünschte. Sie waren Schulfreunde gewesen und obgleich M. Conanig schon längst kein Katholik mehr war, so war die alte Freundschaft doch geblieben.

Vor der Abreise des Zwergs, da Gerald sah, wie die Trennung von dem Verwandten Norna betrübte, vermochte er die Worte nicht mehr zurückzuhalten, die schon tagelang auf seinen Lippen geschwebt hatten.

„Ich liebe sie, M. Conanig", sagte er, als er mit seinem Gastfreund allein war, „und ich will versuchen, ihre Liebe zu gewinnen, obgleich ich wenig Hoffnung habe."

Diese Worte trafen M. Conanig wie ein Donnerschlag, obgleich er längst darauf vorbereitet gewesen. Er rang nach Athem und Sprache und erwiderte erst nach geraumer Weile:

„Sie ist mein alles auf der Welt, ich habe nichts als sie."

„Ich weiß, M. Conanig, ich weiß, es ist eine Räuberthat; doch ich muß um sie ringen. Sie müssen mir den Versuch gewähren, obgleich Sie ihrer so viel mehr würdig sind, als ich."

Ein Stöhnen kam von M. Conanigs Lippen und wieder schwieg er lange still.

„Ich warte auf Ihre Antwort", drängte Gerald.

M. Conanig stand auf, matt und schwach wie einer, der zum ersten Mal nach schwerer Krankheit zu gehen versucht.

„Morgen reise ich ab", sagte er, „ich bleibe eine Woche fern und überlasse sie Ihrer Obhut. Vielleicht, wenn ich nicht hier bin, lernt sie ihre Gefühle verstehen. Gute Nacht!"

* * *

Während der ersten Tage, nachdem der König von Tory die Insel verlassen, war Norna traurig und blickte oft nach der Gegend des Festlandes hinüber, doch am dritten Tage hatten sich die Nachwehen der Trennung schon vermindert und obgleich noch blaß und still, wurde Norna wieder heiterer.

Gerald, gewarnt durch das Vorhergehende, behütete seine Blicke und Worte und benahm sich wie ein freundlicher, älterer Bruder, so daß sie endlich ihre Zurückhaltung aufgab und ihm bei ihren Wanderungen wieder wie früher die Hand aus eignem Antriebe reichte.

Sie sahen beide, vom Glück und Sonnenschein ihrer jungen Liebe geblendet, nicht die Wolken, die sich über ihren Häuptern zusammenzogen, nicht die drohenden Blicke, die sich auf Gerald richteten und verstanden Hildas zürnende und rachsüchtige Mienen nicht. Diese hatte voll Zorn, daß ein Fremder die schönste Tochter der Insel zu gewinnen strebte, das Inselvolk, im Verein mit Andy M.' Coll dem Krämer, gegen Gerald aufgestachelt, hatte ihm nicht nur gesagt, daß sie von den Feen, den Leuten im Berge, erfahren, daß er ein Spion und Verräther sei, sondern auch, daß er sterben müsse, doch ohne daß

sein Blut vergossen werde. — Und nun war die Zeit gekommen, denn M. Conanig wurde am Abend zurückerwartet und das englische Schiff befand sich auf der Fahrt nach Tory Island.

Gerald war mit Norna gegangen, um eine Ziege zu suchen, welche sich mit dem Pflock losgerissen hatte und in die Klippen gelaufen war. Norna fand die Ziege bald und gab Gerald ihres Vetters scharfes Klappmesser, welches sie mitgebracht hatte, damit er den Pflock schärfer zuspitze und fester in die Erde stecke.

Die Trauer der nahen Trennung lag über beiden, denn noch war kein Wort gesprochen, daß er wiederkehren werde, noch von seiner Hoffnung, sie sich fürs Leben zu gewinnen. Doch Norna ahnte, was er ihr zu sagen zögerte und sie zitterte leise und hatte die Augen gesenkt.

Hand in Hand gingen sie weiter, sie standen auf den Klippen und sahen die Boote hinausgleiten, eins nach dem andern ins Meer, bis nur noch eines am Strand geblieben war.

„Sie fahren früher als sonst hinaus“, sagte Norna, „was mag wohl der Grund hiervon sein?“

Als sie weiter gingen, kam Peter, einer der Fischer, die Gerald vom Festland herübergerudert, eilig auf das Paar zu und rief: „Fräulein Norna, Hilda sucht Sie und erwartet Sie im Hause so schnell wie möglich.“

Er räusperte sich und sprach verlegen, denn er dachte, was Kathleen, seine Braut fühlen würde, wenn ihm geschähe, wie es für Gerald bestimmt war.

„Was mag sie wollen?“ rief Norna und lief davon.

Gerald wollte ihr folgen, wurde aber von Black Rory mit einer Frage aufgehalten und ehe er noch geantwortet hatte, war Norna außer Sicht. Im nächsten Augenblick war Gerald geknebelt und die Hände und Füße mit Stricken zusammengeschnürt, wurde er hinunter in das eine noch am Strande liegende Fischerboot geschleppt, welches Peter und Black Rory schnell vom Landungsplatz hinwegruderten. Eine Felsenzacke nach der andern des ihm so bekannten Vorgebirges glitt vorüber und bald kam der mächtige Steinkoloß, welcher vor dem Eingang zu des Löwen Rachen lag, in Sicht. Kraftlos, unfähig auch nur einen Laut auszustoßen, eine Bewegung zu machen, erwartete Gerald sein Schicksal. Die Flut war eben im Steigen, die Männer befestigten ihr Boot am Eingang der Höhle, ergriffen dann ihren Gefangenen und legten ihn in der zweiten Felsenkammer nieder. Dann entfernten sie sich und er hörte noch von weitem den Ruderschlag des zurückfahrenden Kahnes.

Gerald kannte nun sein Schicksal. Er hatte an jenem Tage, da ihn der eisige Schauder gepackt, wirklich auf sein eigenes Grab getreten. Die Stumpfheit der Verzweiflung hatte sich seiner noch bemächtigt und eine Weile lag er ganz still, ohne nur einen Versuch zu seiner Befreiung zu machen und er zählte die Wellen, wie sie eine nach der andern an die Klippen schlugen, ihrer Beute harrend.

Endlich weckte ihn der Schaum, der in sein Gesicht schlug, zum vollen Bewußtsein seiner Lage und er begann an den Stricken zu reißen, die seine Hände gefesselt hielten, doch sie waren so fest ge-

schnürt, daß seine Handgelenke schwarz und geschwollen wurden, ohne daß sie sich im geringsten lockerten. Er nahm die Zähne zu Hilfe, aber ohne Erfolg. Dann lag er wieder still und zählte den Wellenschlag aufs neue. Er wagte nicht zu denken, er wagte nicht zu beten, denn er wußte, daß er wahnsinnig werden würde, sobald er seine Lage vollständig begriff.

Plötzlich vernahm er wie vom Himmel herab durch das Getöse der Wogen eine Stimme, die seinen Namen rief. Anfangs meinte er sich zu täuschen und nur den Schrei eines Seevogels zu vernehmen; doch näher und näher erklang es und immer deutlicher hörte er den leidenschaftlichen Angstschrei: „Gerald! Gerald!“

Es war Norna, seine heldenhafte, kühne, geliebte Norna, die ihn zu retten kam.

Aus Hildas wüsten, verworrenen Reden hatte sie erfahren, welchen Tod man ihm bestimmt hatte und da sie wußte, daß kein Boot mehr am Strande lag, auch wenn das verblendete Volk ihr erlaubt hätte, es zu benutzen, so eilte sie halb wahnsinnig vor Angst über die Klippen und sich von Zacke zu Zacke herabschwingend, erreichte sie die Höhle. Mit einigen raschen Schnitten des scharfen Messers, welches sie noch bei sich trug, löste sie die Stricke, die Geralds Glieder gefesselt hielten und mit seinen befreiten Armen umschlang er die Geliebte und bedeckte sie mit Küssen. Norna ließ ihn gewähren, ihr Herz hatte die Liebe verstehen gelernt und sie wußten beide, daß sie unauflöslich zu einander gehörten.

Doch nur für wenige Augenblicke war den Liebenden die Seligkeit dieses Wiederfindens gestattet; sie sprangen auf, um zu fliehen. Es war zu spät; die heranbrausenden Wasser trieben sie in die zweite Grotte zurück. Sie stiegen höher und höher an den Felsenwänden empor, mühsam an kleinen Vorsprüngen des Gesteins den Fuß anklammernd, doch das Wasser stieg ihnen nach und sie wußten, daß es sie bald eingeholt und hinabgespült haben würde in ein nasses Grab.

Ein dumpfes Stöhnen klang von Geralds Lippen.

Norna betete. Dann wurde sie ruhig und sagte:

„Warum sollten wir denn den Tod fürchten? Er kann uns nicht trennen, wir werden zusammen einschlafen und zusammen im Himmel erwachen. Und Du mußt meinem Volk vergeben, mein Liebling, sie wissen nicht, was sie thun. Wenn sie erfahren werden, daß ich mit Dir gestorben bin, so werden sie sich's nie verzeihen können.“ — —

Sie waren so jung für den Tod und es war kein Wunder, daß Nornas tröstende Worte in bittern Thränen erstarben. Doch sie trocknete sie schnell und stimmte einen Zaubergesang für die Sterbenden an.

* *
*

Die untergehende Sonne warf Purpurschatten auf die Klippen von Cummismore, als M. Conanig sich der Insel näherte. Mit ihm kam sein Freund, der Priester, der sich von seiner Krankheit erholt hatte und seiner Gemeinde auf Tory seinen alljährlichen Besuch abstatten wollte.

Hoffnung und Furcht kämpften in der Brust des Heimkehrenden. Seine Ungewißheit sollte bald ein Ende nehmen, denn aus Norna's erstem Gruß würde er verstehen, ob er ihr noch theuer oder ob sie ihm auf immer verloren war.

Sein Auge suchte die beiden, doch er sah weder Norna, noch seinen Gast, als das Boot sich dem Lande näherte. Und als es ganz nahe war, bemerkte er, daß keiner am Ufer darauf achtete, sondern daß sie alle wild erregt waren, heftig gestikulirten und daß Kathleen bitterlich weinte, während Peter sie zu beruhigen suchte.

„Was fehlt Euch, meine Kinder? Was ist geschehen? Wo ist Norna, mein Liebling?" fragte M. Conanig, als er aus dem Boote sprang.

„Sie ist sicher nun, er wird nie ein Haar mehr auf ihrem Haupt kränken", sagte Rory und einige der andern Männer stimmten ihm bei.

„Er that ihr nie ein Leid", rief Kathleen, „er liebte sie so sehr. Die Leute im Berge haben Hilda betrogen."

„Wer? Was meint Ihr?" rief der Zwerg entsetzt.

„Wir meinen den Fremden, der sie verhexte, bis sie so weiß wie ein Geist geworden war", erklärte Rory. „Doch wir haben seinen Künsten ein Ende gemacht, er liegt in des Löwen Rachen, festgebunden, von wo ihn die Fluth mit sich führen wird."

M. Conanig stand einen Augenblick wie versteint. Sein Nebenbuhler beseitigt! Norna würde wieder die Seine sein! Doch nur kurze Zeit lauschte er der Versucherstimme. Kaum hatte er sich auf sich selbst besonnen, so war er schon wieder im Boot, griff zum Ruder und mächtig schlug er die Wellen, daß es wie ein Vogel dahinflog. Den Fremden von grausamem Tod, sein Volk von einem furchtbaren Verbrechen zu retten, dieser Gedanke gab ihm Riesenkraft und bald hatte er den Steinblock vor dem Eingang der Felsenkammern erreicht und eine mächtige Woge schleuderte den Kahn in das Innere der ersten Höhle.

Die zwei Menschen in Todesgefahr sahen ihren Befreier, obgleich er sie nicht sehen konnte. Norna's Stimme zeigte ihm den Weg, wo sie standen, dicht an einander geschmiegt. Und da sah und wußte er, daß sie nicht mehr die Seine war. In der Todesangst dieses Bewußtseins fragte er nicht, dachte er nicht darüber nach, wie auch sie in die Höhle gekommen war. Er wußte, daß Liebe sie zu Gerald geführt und das war ihm genug. Doch an seinen Schmerz durfte er nicht denken, so lange sein Liebling in Gefahr war. Er hob sie ins Boot und Gerald folgte. Dann ergriff jeder der beiden Männer ein Ruder und sie ruderten kräftig hinaus aus des Löwen Rachen.

Norna steuerte und sie wendete das Boot hinweg von der Insel, doch M. Conanig sagte: „Nicht diesen Weg, Norna, steure nach Cummismore."

„O, nicht dorthin, M. Conanig! Willst Du sein Leben wieder in Gefahr bringen?"

„Fürchte nichts; sie sollen ihm kein Haar seines Hauptes krümmen. Thue, wie ich sage", befahl er mit einem seltsamen Blick seiner dunklen Augen.

So fuhren sie zurück nach Cummismore, zwei ernste, schweigende

Männer und ein holdes Mädchen. Ein Bangen hatte sich allen bemächtigt und keines fand ein Wort.

Der Priester sprach zu dem Volk von ihrer Schlechtigkeit und ihrer grausamen That. Einige hatten ein Seil geholt, um sich damit an den Felsen herabzulassen, und den Fremden, wenn möglich, noch zu retten. Die meisten trugen noch Haß und Zorn im Herzen und Antlitz und schwuren, daß auch M. Conanig den Verräther nicht vom Tode befreien solle.

Als das Boot nahe am Strande war, ließ M. Conanig Gerald mit Rudern anhalten, sprang heraus und watete ans Land. Ohne ein Wort zu sprechen, ergriff er den Arm des Priesters und führte ihn durch das seichte Ufer in das Boot. Als er nach dem Priester eingestiegen war, sagte er ernst und feierlich: „Vater Mahoney vereinige diese zweie durch das Band der heiligen Ehe.“

Vom Strande her schauten erschrockene Blicke herüber; eine heiße Blutwelle schoß in Nornas Wangen und ein seliger Glanz in ihre Augen.

„Doch sind Sie gewillt? Ist es Ihr Wunsch?“ fragte der staunende Priester.

„Ich bin gewillt“, sagte Gerald.

„Und Du, Norna?“ fragte Vater Mahoney das Mädchen. Für einen Augenblick sah sie auf, dann senkte sie die Lider aufs neue.

„Vater“, stammelte sie erröthend, „wenn es sein Wille ist, so bin ich bereit, sein Weib zu werden.“

So, nachdem die Einwilligung erfolgt war, vereinte der Priester die Hände der Liebenden in der seinen und sprach die Gebete seiner Kirche so laut und klar, trotz seiner Schwäche, daß seine Stimme deutlich über das Anschlagen der Wellen nach dem Strand hinüber tönte.

Dann ruderten sie ans Land und Gerald, die Hand seiner Angetrauten fest in der seinen haltend, folgte M. Conanig aus dem Boote. Dieser erfaßte die andere Hand Nornas und so stand er mit zornlodernden Augen seinem Volke gegenüber und seine Gestalt schien über alle hinauszuwachsen.

„Thoren und Mörder“, donnerte seine gewaltige Stimme über sie dahin, „wer von Euch wagt es, einen Finger nur an M. Conanigs Sohn zu legen?“

Einen Moment lang war alles still; doch Kathleen warf ihre Arme mit lautem Freudenruf um den Hals der Braut und dann nahten sich die andern Mädchen und Frauen mit Glückwünschen. Hierauf folgten auch die Männer dem Beispiel der Frauen, mit Peter an der Spitze, nachdem ihn ein Zornblick aus Kathleens Augen getroffen.

Und so schnell hatte sich der Umschwung vollzogen, daß es der vereinigten Thätigkeit M. Conanigs und des alten Priesters bedurfte, um das Fischervolk abzuhalten, Hand an Hilda und den schottischen Hausirer zu legen, welche es verführt hatte, Nornas Geliebten dem Tode zu weihen.

Der Wind stieß heulend von den Bergen nieder; die See brandete vom Strande empor. Ein Schiff kam von den Klippen von

Donegal her und ein einsamer Mann sah ihm mit thränennassen Augen nach, bis das weiße Segel in der Ferne verschwunden war.

Doch was hatte seine eigene Vereinsamung zu bedeuten, da sein Liebling glücklich an des geliebten Mannes Seite war? — Und sie hatten ihm ja versprochen im Frühling wieder zu kommen.

Zwei Rosen.

Eine Rose, die erblüht —
Eine Rose, die verblüht —
Eine hängt die Blätter müd',
Während frisch die andre glüht.

Kommt die Nachtigall zum Strauch
Singt der einen Liebeshauch;
Doch der andern schlummermüd'
Wird ihr Sang zum Todtenlied.

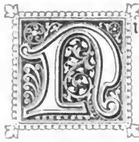
Marie Tyrol.





Sechs Wochen auf Elba.

Von Lady H. Y.



Nicht Wenige spötteln gern über die Eintönigkeit der Civilisation, über das Langweilige gebahnter Wege, und weisen dafür auf das Prestige de l'inconnu u. s. w. hin; ich für meinen Theil kann nur sagen, daß die Erfahrung der letzten sechs Wochen mich gelehrt hat, daß ein ungebahnter Weg, wenn er ja langweilig wäre, doch immer bequem ist; daß das „Unbekannte", wenn es uns bekannt wird, sehr häufig seinen Reiz verliert, und daß das Betreten jungfräulichen Bodens immer ein gewisses Wagstück bleibt. Nichtsdestoweniger bieten für alle, welche ein solches weniger scheuen als ich, die Scenerie und urwüchsigen Sitten Elbas ausreichenden Ersatz für so manche Beschwerlichkeiten eines Aufenthaltes daselbst.

Es war frühzeitig an einem sonnenhellen Junimorgen, als ich mich mit meiner Begleitung in Livorno einschiffte, und um 1 Uhr 30 Minuten nachmittags erhob sich, nach etwas unruhiger Ueberfahrt, drohend vor uns die nördliche Küste von Elba, deren Anblick mich mit dem Gefühle unsäglicher Entmuthigung erfüllte. Nichts als riesige Felsen, gleich massiven, lothrecht aus dem Meere aufragenden Mauern, bot derselbe dem spähenden Auge. An einer Masse dieser natürlichen Wälle nach der andern dampften wir vorüber, ohne nur die Spur einer Stadt oder eigentlichen Hafenbucht zu gewahren, denn der Einlauf ist so gewunden und die Stadt so sehr durch künstliche Befestigungen versteckt, daß man dieselbe erst dann erblickt, wenn man bis ins innere Hafenbassin gelangt ist. Lage und allgemeine Erscheinung von Porto Ferrajo sind aber wirklich malerisch und wunderbar bestrickend, und die kleine Halbinsel, auf der dasselbe erbaut ist, hängt nur mit einem so schmalen Streifen mit dem übrigen Lande zusammen, daß sie weit mehr als eine ganz isolirte Insel erscheint. Die Stadt bildet etwa einen Halbmond und die terrassenartig übereinander liegenden Straßen sind durch breite steile Treppen verbunden, welche einen Spaziergang zu einer ermüdenden Uebung machen.

Die Via degli Ebrei oder Judenstraße, wo ich Unterkommen fand,

liegt ganz auf der Höhe und verläuft rings um die Stadt von Fort Stella im Nordosten bis zum Fort Falcone an derem nordwestlichem Ende. Etwa sechs Fuß vor meiner Wohnung endet eine breite Treppenflucht, welche nach der Piazza Grande führt, an der die Kathedrale, ein Kasino, einige öffentliche Gebäude, ein halbes Dutzend Cafés und ebensoviele Barbierstuben liegen. Ueberschreitet man die Piazza, so gelangt man nach der Piazetta. Letztere bildet den Rialto von Porto Ferrajo, wo sich die Antonios und Shylocks der Stadt versammeln, ihre Gewinne berechnen und über das Loos ihrer auf dem weiten Ozean schaukelnden Argosies spekuliren. Hier befinden sich auch die reichsten Läden und die besuchtesten Kaffeehäuser; mit einem Wort, hier werden alle Geschäfte verhandelt, wird jedes Geschwätz weiter verbreitet, jeder Kauf abgeschlossen und über Politik gesprochen. Porto Ferrajo gehört wohl zu den saubersten Städten der Welt und zum allergrößten Theile haben seine, wenn auch außerordentlich schlichten Häuser, ein nettes und ehrbares Aussehen. Wenn hier keine Paläste prangen, so findet man hier doch keine Hütten, wenn man keine Spuren von Reichthum bemerkt, so gewahrt man doch noch weniger Zeichen von Armuth.

Mein erster Ausflug richtete sich nach San Martino, dem etwa vier englische Meilen ($6^1/_2$ Kilometer) von Porto Ferrajo entfernten Landaufenthalt Kaiser Napoleons während seines kurzen Exils. Der Weg dahin führt durch trostlos sandige Felder und ist von den Einsturz drohenden Steinmauern begrenzt, während nur da und dort ein dürftiger Baum von kränkelnden Weinreben umrankt ist. Die Lage von San Martino erscheint außerordentlich düster. Das Haus des Kaisers, ein großes, viereckiges häßliches Gebäude, erhebt sich in einer tiefen Schlucht zwischen mit Fichten bestandenen Hügeln; kurz, ich habe kaum jemals eine mehr abschreckende Oertlichkeit gesehen.

Das Andenken Napoleons wird von den Elbanern warm bewahrt und mit Recht geschätzt, denn der Verbannte bewies während seines Verweilens unter ihnen stets das lebhafteste Interesse für deren Wohlergehen, und vernachlässigte kein Mittel, wodurch die moralische und soziale Lage der Bewohner gebessert werden konnte. Als er die Insel verließ, überließ er seine Bibliothek von mehreren tausend Bänden und darunter kostbare Ausgaben seltener und werthvoller Werke den Stadtbehörden zur öffentlichen Benutzung und Belehrung. Leider haben sich weder die Behörden noch die Einwohnerschaft selbst fähig gezeigt, diesen Schatz zu würdigen. Eine große Anzahl einzelner Bände ist gänzlich verloren gegangen; andere wieder so stark von Würmern zerfressen oder sonst verletzt, daß sie völlig unleserlich erscheinen; jetzt vermodern sie auf ihren Regalen und niemand wird gestattet, sie zu lesen, ja, man kann sie nur durch besondere Begünstigung zu sehen bekommen. So ist durch Unwissenheit und Nachlässigkeit eine im Grunde edelmüthige Absicht ganz und gar vereitelt worden.

Da ich wahre Wunderdinge von der Vielfältigkeit und Schönheit der mineralischen Schätze Elbas hatte erzählen hören und neugierig war, dieselben, trotz meiner Unkenntniß in solchen Dingen, kennen zu lernen, so war ich nicht wenig erstaunt zu erfahren, daß sich in Porto Ferrajo nicht einmal eine Sammlung der verschiedenen Arten

derselben befand, und noch mehr, als ich hörte, daß einer der intelligentesten und gebildetsten Bewohner, Signor Raffaello Foresi, der wegen seiner literarischen Leistungen in Toskana wohl bekannt ist, sich erboten hatte, eine solche Sammlung zusammen zu bringen und zu ordnen, wobei er derselben sogar aus eigenem Besitz so manche werthvolle Arten zuzuführen versprach, wogegen die städtische Behörde, aus Gründen, welche nur diese hochansehnliche Körperschaft zu durchschauen vermochte, es für angezeigt hielt, seinen Vorschlägen nur ein taubes Ohr zu leihen.

Obwohl es mich unablässig antrieb, die prachtvollen Eisengruben von Rio kennen zu lernen, welche gegen neun Meilen (15 Kilometer) von Porto Ferrajo an der Ostküste der Insel gelegen sind, so vergingen seit meiner Ankunft doch zwei volle Wochen ohne einen zur Ausführung dieses Vorhabens geeigneten Tag, denn der gewöhnlich herrschende Sirocco machte jeden Ausflug zur Strapaze, wenn derselbe sich weiter als bis zu einem abendlichen Spaziergange nach dem Hafen erstreckte, um eine Stunde lang im Golfe vor der Stadt umherzusegeln. Der Sirocco ist eine wahre Geisel Elbas, und so lange er weht, hat man das Gefühl, als sollte man bei jedem Schritte seine Glieder verlieren. Als dann eines Abends der Wind plötzlich umgesprungen war, beschloß ich gleich am nächsten Morgen jenen Ausflug zu unternehmen.

Mit dem Hahnenschrei waren wir zum Aufbruch fertig; um sieben Uhr schifften wir uns ein und waren nach einstündiger Ruderfahrt an der entgegengesetzten Seite der Bucht, wo uns Pferde und Führer erwarteten, wobei man ein entsetzliches Exemplar von Damensattel der veraltetsten Form und ohne jede Polsterung irgend woher von der Insel für mich besorgt hatte. Meine beiden kleinen Söhne saßen auf ein paar Kopfkissen, peitschten ihre von einem verläßlichen Führer regierten Maulesel und bildeten den Vortrab unseres Zuges. Etwas weiter als einundeinhalb Kilometer zog sich der Weg längs des Gestades hin, wand sich dann allmählich mehr ins Land hinein und verlief später durch eine recht malerische, kaum angebaute und jedenfalls völlig unbewohnte Landschaft, wenigstens sah ich, mit Ausnahme eines auf scheinbar unersteiglichen Felsen klebenden Weilers, während unseres langen Rittes keine einzige menschliche Wohnung und abgesehen von einem einsamen Ziegenhirten auch kein anderes menschliches Wesen. Gegen drei Meilen (fünf Kilometer) von Rio erscheint die Landschaft dann düster und entsetzlich öde, während sich die Straße, oder vielmehr der holprige Pfad, jetzt durch eine finstere Schlucht windet und dann neben der uneingezäunten Ecke eines tiefen Abgrundes vorbeiführt. Dann und wann nun bringt eine Gruppe Eichbäume oder ein kleiner Olivenhain Abwechslung in das traurige Bild. Mit dem fortschreitenden Tage wurde die Hitze fast unerträglich, so daß man sich dabei unwohl und schwindlig fühlte. Der Himmel war völlig wolkenlos und der Weg, außer wo einmal ein Felsblock darüber hing oder eine Hecke armseliger Bäume ihn begleitete, ganz ohne Schatten. Weiterhin bemerkte ich Myrthen-, Oleander- und Gummibäume und spanischen Flieder, während Rosmarin, Thymian und eine große Menge süßduftende Pflanzen in fast baumähnlichen Exemplaren

üppig wucherten. Ein sehr ermüdender zweistündiger Ritt brachte uns endlich nach Rio Alto (Ober-Rio), wo die Straße die größte Höhe erklimmt und von wo aus wir einen entzückenden Blick über den Golf von Rio Ferrajo bis nach der Küste Italiens genossen. Der Weg von Ober- nach Unter-Rio fällt so steil ab, daß wir gezwungen waren abzusteigen und so gut und schlecht es ging, denselben zu Fuß zurückzulegen. Das war der lästigste Theil unserer Reise, denn die scharfen Steine des Weges schnitten uns fast in die Füße ein. Am Fuße des Hügels angelangt, fanden wir uns in einem hübschen, von dem Wasserlauf oder Rio, der dem Platze den Namen gegeben hat, durchströmten Thale und eine erträgliche Straße brachte uns nun bald nach der Stadt und dem Hafen von Unter-Rio.

Die Größe und Unerschöpflichkeit der Erzlagerstätten hier vermag ich mit Worten gar nicht zu schildern. Die Eisenmasse bildet einen Berg, der sich bei einem Umfange von vier Meilen (6½ Kilometer) fünf bis sechshundert Fuß hoch erhebt und von lothrechter, mit glänzenden Eisensplittern durchsetzter Erde bedeckt ist. Darunter liegen ungeheure Massen von Eisen ohne jede sichtbare Schichtung. Die Gruben und Stollen hier werden für die reichsten der Welt gehalten*) und könnten, wie man sagt, den Bedarf von ganz Europa decken, wenn es möglich wäre, die Verhüttung des Minerals auf der Insel selbst oder im benachbarten Toskana durchzuführen. Der gänzliche Mangel an Kohle und die Seltenheit von Holz legen dem aber unübersteigliche Hindernisse entgegen. Vielfache, für kleinere Wagen hinreichende Wege durchschneiden die Berge in allen Richtungen. Mich reizte die Neuheit des sich hier darbietenden Anblicks so sehr, daß ich, trotz der Hitze und der manchmal ganz steilen Wege, drei Stunden lang und ohne etwas von Abspannung zu empfinden, überall umherwanderte; der Anblick der ungeheuren Eisenmassen aber, die sich immer wiederholenden Explosionen und das Niederstürzen abgesprengter Blöcke, der dumpfe Klang zahlloser Hämmer, das von einer großen Zahl von Arbeitern unzertrennliche betäubende Geräusch und die Heerden von Ponys, Eseln und Mauleseln — alles verwirrte mich so sehr, daß ich völlig taub und schwindlig zu meinen freundlichen Wirthsleuten zurückkehrte. Nachdem ich mich durch eine Tasse Kaffee und eine Stunde Rast etwas erholt, begaben wir uns auf den Heimweg und kurz nach zehn Uhr langten wir zu Hause wieder an. Mir kam es vor, als wäre ich einen ganzen Monat abwesend gewesen! Der Tag schien mir geradezu endlos.

Früh des Morgens, wenige Tage nach diesem bemerkenswerthen Ausfluge, kam mein alter Bootsmann eiligst herangelaufen, um zu melden, daß, wenn ich Lust hätte „La pesca del tonno", dem Thunfischfang mit beizuwohnen, kein Augenblick zu verlieren sei, da die Boote sich schon zur Abfahrt rüsteten. Wir flogen nach dem Hafen hinunter und wurden nach dem Ausgang der Bucht hinausgerudert. Die Netze, in welchen die genannten Fische gefangen werden, bleiben immer einen Monat oder sechs Wochen lang unter dem Wasser liegen

*) Der geehrten Verfasserin ist offenbar der noch bedeutendere Eisenberg Gellivara in Schweden nicht bekannt. D. Red.

und sind an große Fischerboote befestigt, welche einen Kreis von ansehnlichem Durchmesser bilden. Wenn die Netze heraufgeholt werden sollen, wird dieser Kreis allmählich verkleinert, indem die Boote nach der Mitte zu steuern. Diese waren von Männern besetzt, von denen siebzig bis achtzig allein mit den Aufziehen der Netze beschäftigt sind. Das war ein Bild, welches ich nimmermehr vergessen werde! Die Männer sprangen umher und schrieen dazu wie Tollhäusler, während die Zuschauer — zu dieser Gelegenheit ist die ganze Einwohnerschaft der Stadt versammelt — ihnen noch ermunternd zuriefen, als das zunehmende Gurgeln und Schäumen des Wassers verrieth, daß das Netz sich der Oberfläche näherte; das Kämpfen und Wühlen der unglücklichen Fische, als sie jede Flucht verhindert sahen, war schrecklich für mich anzusehen. Dann stürmten sie in dem Netze umher und schlugen so heftig nach rechts und nach links mit den Schwänzen, daß das Wasser nach allen Seiten aufspritzte und die nächsten Zuschauer bis auf die Haut durchnäßte. Ich war auf meinem Wege zu diesem Schauspiele — das Thermometer zeigte 88° F. im Schatten = 31° C. — fast geröstet worden, so daß mir dieses Sturzbad eher erquickend erschien. Als sie ihre Lage als hoffnungslos erkannten, fielen die armen Fische über einander selbst wüthend her, bis der enge Raum zwischen den Booten einer einzigen Blutlache glich; zuletzt wurden sie, todt oder sterbend, herausgezogen und zappelnd und blutend in die Boote geworfen; viele derselben waren von ansehnlicher Größe und hatten ein Gewicht von hundert bis hundertzwanzig Kilogramm. Eingemacht ist der Thunfisch ein wirklicher Leckerbissen; frisch dagegen schmeckt er wie „Fisch-Kalbfleisch"*). Die Fleischtöpfe Elbas sind bei dem allgemein schlecht versorgten Markte überhaupt nicht viel werth. Rind-, Kalb- und Lammfleisch sind schlecht und theuer, das Geflügel klein und mager, und Butter und Kuhmilch ein ungekannter Luxus. Als recht guten Ersatz der letzteren habe ich die Ziegenmilch schätzen gelernt. Brod ist gut und billig, Vegetabilien und Obst sind sehr schön. Unter dem Obst fand ich eine Art wilder Kirschen, welche getrocknet und als Zusatz zu Puddings vortrefflich munden. Die rothen und weißen Weine sind ausgezeichnet und von denselben werden jährlich auch nicht weniger als 100,000 Faß ausgeführt.

Die Bewohner von Elba sind friedliche, gutherzige Leute, ihre Fehler diejenigen aller kleinen Gemeinden und vorzüglich jener, welche infolge ihrer Lage mit der übrigen Welt nur selten in Berührung kommen. Sie erscheinen eitel und höchst empfindlich, nicht wenig geneigt zu übler Nachrede und zwecklosem Geschwätz, vorzüglich aber fallen sie durch ihre Neugier und ihre Wuth nach allem zu fragen lästig. Die Damen auf Elba sind wahre Künstler im Kreuzverhör. Schwere Verbrechen kommen kaum vor und die Ehrlichkeit der Elbaner ist sprichwörtlich geworden; die Riegel werden hier aus Mangel an Benutzung rostig, und in der That geben sich viele Leute gar nicht die Mühe, ihre Thüren des Nachts zu verschließen.

---

*) Diese Fischerei wird an verschiedenen Stellen der Insel betrieben und liefert durchschnittlich eine Jahresausbeute im Werthe von etwa 10,000 Mark.

Die Natur hat Elba mit den gewähltesten Gaben beschenkt, und die Mannigfaltigkeit der Landschaft auf der kleinen Insel ist wirklich überraschend. Bei einem einstündigen Spaziergange bin ich durch dunkle Schluchten, in die noch keine Mittagssonne ihren Strahl gesendet, kein Vogel gesungen, keine Blume ihren Duft ausgehaucht hat, in lächelnde Weingärten, in fruchtreiche Thäler gekommen, aus dem Eichenwald in den Myrthenhain, vom schäumenden Strom zum murmelnden Bache. Für den Geologen bietet Elba ein interessantes Studienobjekt; alle Formationen der Apeninnen Mittelitaliens treten hier im Kleinen auf und nirgends sind vielleicht werthvollere Zeugnisse der merkwürdigen präadamitischen Welt, deren Dauer die Wissenschaft zu bestimmen noch nicht vermochte, gefunden worden, als gerade hier, der primäre Granit der Capanna- und Marciama-Berge, in dem zahllose Adern turmalinhaltigen Granits eingesprengt sind, hat aus den Tiefen des Meeres den Verrucano gehoben, der jetzt durch seinen Gehalt an fossilen Pflanzen und Mollusken als eine Kohlenbildung erkannt ist, und den Lias in Bekleitung von kreidigem und coconischem Gestein, ebenso wie endlich miocene, pliocene und pliocostene Bildungen*).

Hat die Natur sich nun gegenüber diesem Edelsteine des tyrrhenischen Meeres so freigebig erwiesen, so muß man leider bekennen, daß die Bewohner sich ihrer Großmuth recht unwerth gezeigt haben. Wie gewöhnlich bei vorherrschend seemännischer Bevölkerung, sind die Elbaner träge und indifferente Landwirthe; der Boden ist schlecht gepflegt, die Ernte — mit alleiniger Ausnahme des Flachses — ist meist eine dürftige und für die Bevölkerung unzureichende, so daß stets große Mengen Weizen und selbst Oel eingeführt werden. Die Olivenwälder, welche mehr als den dritten Theil der Insel bedecken, liefern jährlich kaum mehr als hundertfünfzig Faß Oel, da der weitaus größte Theil der Bäume aus Mangel an Pflege so entartet ist, daß dieselben keine Frucht mehr tragen. Weideland giebt es wenig oder gar keins; die Ziegen weiden zwischen den Felsen und die wenig zahlreichen Schafe suchen sich ihr spärliches Futter wo und wie sie können. Hornvieh findet man noch seltener und Ochsen werden zur Arbeit und zum Ziehen fast gar nicht verwendet. Die Bergpfade sind zu schmal für Wagen und deßhalb werden alle Lasten von einem Theile der Insel zum andern auf dem Rücken von Maulthieren befördert. Ganz wie Sardinien und Korsika besitzt auch Elba einen vortrefflichen Schlag von sicher tretenden, schnellfüßigen Pferden, welche sich gleich gut zum Reiten und zum Ziehen eignen; ihr Fell ist sehr wollig, doch sind manche nicht größer, als ein großer Hund. Kleines Wild wie Wildschnepfen, Rebhühner, Schnepfen, Wachteln und Wildenten giebt es im Ueberfluß, ebenso Hasen und Kaninchen in großer Menge.

Merkwürdig erscheint es bei der nahen Nachbarschaft Elbas neben der etrurischen Küste und der langen Zusammengehörigkeit mit dem Königreich Etrurien alle Münzen, Bauwerke u. s. w., welche je auf-

---

*) Diese kurzen geologischen Bemerkungen verdanke ich der Freundlichkeit des verstorbenen Mr. Sommerville. D. V.

gefunden wurden, als römische zu erkennen. Solche Ueberbleibsel eines ehemals großen Gebäudes sah ich an einer „die Grotte“ genannten Stelle, gegenüber von Porto Ferrajo an der andern Seite des Golfes. Vor langen Jahren hatte hier ein von der Schönheit des Orts entzückter Engländer ein Haus auf Grundmauern erbaut, welche offenbar von einer römischen Villa herrührten. Holzreste fanden sich noch in Menge und zahllose jetzt durch wildes Buschwerk und überhängende Zweige ganz undurchdringliche Wege wurden von ihm durch die Wälder in den verschiedensten Richtungen, die meisten am Strande mündend, angelegt. Jetzt ist die Stelle unbewohnt und gänzlich in Verfall. Kein Mensch erinnert sich des fremden Eindringlings, nicht einmal seinen Namen konnte ich erfahren, nur erzählte man, er habe ein einsames, excentrisches Leben geführt und sei in demselben Grund und Boden, den er so sehr geliebt hatte, begraben worden. Ich hätte gern wenigstens seine Grabstätte besucht, doch auch diese konnte mir niemand angeben. Das Klima Elbas ist während des Sommers sehr veränderlich und die Hitze oft fast unerträglich; im Winter dagegen ist es warm und gesund und gewiß für Brustleidende sehr heilsam. Dennoch müßte ein Winteraufenthalt hier sehr traurig sein, denn die Häuser sind kahl und ohne allen Komfort; von Teppichen und Kaminen weiß niemand etwas und Oefen sind eine Seltenheit. Der Elbaner hat für dergleichen keinen Sinn; gieb ihm neben der Mittagssonne seinen braciere, und er ist zufrieden.

Die sehr zerrissene Küste von Elba bietet eine unendliche Verschiedenheit in ihrem Aussehen. Im Norden erheben sich massige Felsen gleich glatten riesenhaften Wällen lothrecht aus dem Wasser, während im Osten und Westen wallnuß- und olivenbedeckte Haine sanft bis zum Strande abfallen.

Drei Bergketten durchschneiden die Insel. Von diesen erreicht die bedeutendste eine Länge von elf Meilen (17½ Kilometer) vom Berg Giogo bis zum Calamita oder Magnetberge; letzterer ein ansehnliches Vorgebirge, das weit ins Meer hinausragt und seinen Namen von der darin enthaltenen großen Menge Magneteisenstein hat, dessen Wirkung so mächtig ist, daß er den Kompaß nahe an der Küste vorübersegelnder Schiffe zur Mißweisung bringt. Nach Südosten zu und nächst Porto Ferrajo die bedeutendste Stadt, liegt der Hafenort Lungone, wo noch heute die Ueberreste einer schönen Befestigung zu sehen sind, welche während der Besetzung der Stadt von neapolitanischen Truppen durch Philipp III. von Spanien erbaut wurden. Eine ziemlich erträgliche Straße führt von hier nach Marciano, das wegen seines bequem zugänglichen Hafens von einiger Bedeutung ist, und von da endlich nach Porto Ferrajo zurück.

Als ich eines Morgens vom Bade zurückkam, fand ich auf meinem Tische einen großen, mit dem königlichen Wappen gesiegelten Brief vor; das ganze Ding hatte so sehr das Aussehen des „Service de l'État“, daß es mich, trotz meines wegen Komplotts und Verschwörung ganz ruhigen Gewissens, doch etwas peinlich berührte. Gerade damals war nämlich davon die Rede, daß derartige heimliche Umtriebe stattfänden. Der gewaltige Berg gebar jedoch eine Maus in Form einer Einladung, welche ich in ihrer Seltsamkeit hier wiedergebe:

„Der Unterzeichnete giebt sich hiermit die Ehre, Madame . . . zu unterrichten, daß seine Salons am zwanzigsten dieses Abends neun Uhr geöffnet sein werden für alle, welche an einem kleinen Ballfeste Theil zu nehmen wünschen. Einfache Toilette wird als eine Gunstbezeugung angesehen werden.

(Gezeichnet) „General Graf C. R."

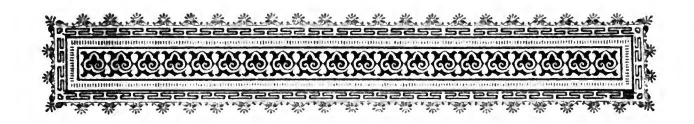
Von dem Augenblicke an, wo die Einladungen zu diesem „großen Tage" versendet wurden, befand sich die halbe Stadt in Aufruhr. Es war das der erste Ball, den der Gouverneur seit seinem Eintreffen veranstaltete und der Schneider und Schuhmacher aus ihrer gewohnten Ruhe aufrüttelte, während ein unglücklicher deutscher Flötenbläser, der vor ein oder zwei Jahren nach der Insel die Geheimnisse des valse à deux temps eingeführt hatte, jetzt beim Unterricht der jüngeren Damen, die ihr Debüt machen sollten, durch die Wiederholung desselben mit den älteren Damen und durch das mühsame Zusammentrommeln einiger anderer Musiker aus allen Himmelsgegenden — von denen Lungone die Klarinette, Rio das Violoncell und Rombier die Geige lieferte — fast zum Gespenst reduzirt wurde. Da ich weder besondere Ballkleidung vorzubereiten, noch Unterricht zu nehmen nöthig hatte, steuerte ich so halbwegs klar an der allgemeinen Aufregung vorüber. Einige meiner weiblichen Bekannten, welche wußten, daß ich an Schmucksachen nichts bei mir führte, quälten mich, einige solche, die sie selbst entbehren konnten, leihweise anzunehmen; so sah ich mich genöthigt ein Paar gelbe Topasohrringe, eine kolossale Mosaikbrosche und eine andere noch größere, welche ein Miniaturbild meines Hauswirthes selbst in der Uniform der Nationalgarde darstellte, dankend abzulehnen. Des letzteren Gattin schien besonders daran gelegen zu sein, mich mit diesem zweifelhaften Kunstwerk geschmückt zu sehen, und meine abschlägige Antwort mochte sie recht tief kränken. Der große Abend kam endlich heran, und da wegen der vielen Straßentreppen in Porto Ferrajo Wagen nicht verkehren können, war ich gezwungen, nach meinem Bestimmungsorte zu gehen oder richtiger zu klettern, denn das Gouvernementsgebäude lag auf dem Gipfel eines Felsens, den man nur auf steinigem, sehr steilem Wege zu erreichen vermag.

Der von Napoleon erbaute Ballsaal ist recht hübsch und bei guten Verhältnissen ziemlich geräumig; sein früherer Glanz ist freilich längst dahin, die Seidendraperie längst verschossen und ein Kranz vergoldeter Adler ganz erblindet. Kein Winkelchen von Elba blieb bei dieser großen Gelegenheit unvertreten. Zahllos war die Verschiedenheit der zur Schau getragenen Toiletten, die von gewässerter Seide und weißen Atlasschuhen herabgingen bis zum Mousseline de laine-Kleide und russischem Segeltuchschuhwerke. Weniger Abwechslung boten leider die vorhandenen Erfrischungen, da dieselben nur in Bier und Brauselimonade bestanden; dabei wurden in einem Vorraume die Pfropfen von den Flaschen den ganzen Abend über von zwei Soldaten in — Hemdärmeln gezogen — die Einfachheit war hier eben Parole! Das Ganze glich so wenig irgend einem anderen Balle, den ich je gesehen hatte, daß ich mich außerordentlich amüsirte und mit hoch und niedrig, mit Christen und Juden von elf bis fünf Uhr tanzte,

wonach mir, als ich völlig erschöpft war ... etwa eine Tasse Kaffee? ... Nein, eine Cigarrette zur Erquickung angeboten wurde!

Nur wenige Tage nach diesem merkwürdigen Ballabend sagten wir unter zärtlichem Verabschieden, vielen Handküssen und dem Wedeln von Taschentüchern Porto Ferrajo Lebewohl, da mich viele Bekannte und Freunde zum Bord des Dampfers begleitet hatten, der uns nach dem Festlande führen sollte, wie die Elbaner die gegenüberliegende italienische Küste stets bezeichnen. Offen gestanden hatte ich das Leben auf der Insel recht herzlich satt und freute mich auf die Rückkehr unter civilisirtere Sitten und vor allem auf gute Kuhmilch und ein ordentliches Butterbrod, zwei Dinge, nach denen ich mich längst gesehnt hatte. Und doch blickte ich — so unbeständig ist doch die menschliche Natur — auf die felsige Küste der Insel, als diese allmählich vor unseren Augen verschwand, mit einem gewissen Bedauern, und zweifle nicht, daß ich in späteren Jahren diese sechs Wochen auf Elba zu den freundlichsten Erinnerungen meines etwas bunten Wanderlebens rechnen werde.





Der grüne Vogel.

Ein Wassermärchen von Benno Rüttenauer.

1.

Es war einmal
Zwischen hohen Bergen ein einsames Thal,
Da gab es Wunder der seltsamsten Sorte,
Der Regen war naß an diesem Orte,
Grün waren die Wiesen, die Felsen weiß,
Das Wasser ward, wenn es fror, zu Eis,
Das blumige Gras ward Heu, wenn es dorrte. —

Der Fuchs war dorten nicht grün, sondern roth,
Aß lieber Geflügel als Butterbrod,
Die Ochsen stampften auf allen Vieren,
Statt fliegend in der Luft zu flaniren,
Auch den Eseln waren Flügel fremd,
Und die Frösche hatten nicht Hose noch Hemd. —

Und es war einmal
In diesem seltsam fremden Thal
Mit blauen Wundern auf allen Wegen
Ein einsam stilles Dörfchen gelegen,
Das hieß seit alter Zeit Sankt Velten
Und mußt' als größtes Wunder gelten,
Da hatten die Menschen zwei Beine zum Geh'n
Und mitten im Gesicht die Nase steh'n.

In des Dorfes Gassen, winklig und krumm,
Merkwürdige Vögel liefen herum,
Schienen rothe Pantoffeln zu tragen,
Hatten sich immer viel zu sagen,
Schwenkten vergnügt dazu die Schwänze
Und trugen den schönen Namen Gänse.

Auch lebte daselbst ein großer Prophet,
Der betete täglich sein Morgengebet
So laut, daß alle Welt ihn hörte;
Und wenn er dröhnend wie mit Posaunen
Verkündete seine prophetischen Launen,
Er auch den festesten Schlaf zerstörte.

Der spielte zu Zeiten den Philosophen,
Und auf Düngerstätten, nicht hinter dem Ofen,
Grübelte und grub er gern
Nach der Dinge tief verborgenem Kern,
Und wenn er das schlechteste Körnlein entdeckte,
Das da zuvor trotz Wiederkauen
Ein Ochs oder Esel nicht konnte verdauen,
Mit lautem Ruf er die Nachbarn schreckte.

Stolz war der Herr auf seine Grütze,
Trug auf dem Kopf eine rothe Mütze,
Und wie Propheten zu allen Zeiten
Er keinen seinesgleichen segnete;
Aber mit rührenden Artigkeiten
Er stets dem schwachen Geschlecht begegnete,
Er war beim dümmsten Huhn noch Galan —
Die Menschen nannten ihn Herr Hahn.

2.

Doch all' diese Dinge waren nur Plunder
Gegen das wunderbarste der Wunder,
Das war ein komischer Geselle,
Seine Nase maß eine halbe Elle
Und schimmerte zwischen gelb und grün,
Seine rothen Hosen standen ihm kühn,
Auch der schwarze Frack und die weiße Weste
Kleideten ihn auf's allerbeste.
Auf Giebeln täglich stand ohne Gefahr er,
Kein Schieferdecker dennoch war er;
Nach Afrika er jährlich zog,
Schien etwas wie ein Astrolog,
D'rauf mochte seine Nase weisen,
Auch seine überseeischen Reisen —
Er ward gemeinlich Herr Storch geheißen. —

Der bracht' am Bach den Müllersleuten,
Die sich darüber baß erfreuten,
Eines Sonntag-Morgens ein Knäblein ins Haus.
Da war bei der Taufe großer Schmaus,
Da kamen zusammen die Basen und Tanten,
Und Wendlin sie den Buben nannten.

3.

Erinnerung schien an Himmels Auen
Dem Kind aus den blauen Augen zu schauen,
Doch mußt' es begnügen sich mit der Erden,
Und begann zu wachsen und groß zu werden.
Und stand nun oft mit stillem Träumen,
Sah das Rad sich dreh'n, sah die Wasser schäumen,
Sah die Tropfen von den Speichen spritzen
Und wie rinnende Diamanten blitzen.
Und unter den alten Weiden hervor
Oft seltsam klang's an des Knaben Ohr
Wie Schluchzen tief aus dem schwarzen Grunde,
Er stand dort schaudernd manche Stunde.

Abseits vom Dorf die Mühle lag,
Von der Straße getrennt durch hohen Hag.
Ein Brücklein führte zur Mühlenscheuer,
Ein altes, mürbes, morsches Gemäuer!
Aus seinen tausend Brüchen und Sprüngen,
Aus seinen klaffenden Fugen und Ritzen,
Zwischen Grasgehälm und Mooshaubenspitzen
Blutrothe Nelken in Büscheln hingen,
Und gelbe Mauerpfefferblüten
Wie goldene Sterne daneben glüten.
Die Wasseramsel mit schneeiger Brust
Im Frühling nicht liebern Winkel wußt',
Um ein Nest zu bauen und Hochzeit zu halten,
Als dieses Gemäuers moosige Spalten.

Die morsche Brücke seit manchem Jahr
Klein Wendlins liebster Spielplatz war,
Und größer werdend und behender,
Bestieg er auch das Mauergeländer,
Trotzdem es windschief war und schmal,
Dem fern zu bleiben die Tante befahl,
Doch allzugern er dies vergaß
Und auf der Mauer er täglich saß,
Um zitternd vor Lust und heimlichem Grauen
Ueber den Rand hinunter zu schauen
Zum dunklen Wasser, schauernd tief,
Bis ihm die Tante scheltend rief.

4.

Am Sonntag saß von Zeit zu Zeit
Der alte Mühlenknappe Veit,
Dem ein Auge blind und hinkend das Bein,
Mit Wendelin am Brückenrain.

Und Veit erzählte von Wasserweibern
Mit schönen, weißen, glänzenden Leibern,

Auf dem Haupte tragen sie goldene Kronen,
Und in Krystallpalästen sie wohnen.
Sie haben zu Dienern sieben Spechte,
Die wissen, wo die Springwurz sprießt,
Damit man Zauberschlösser erschließt.
Und in der heiligen Zwölf-Nächte,
Geheimnißvoller Gnadenzeit,
Wenn's weiße Flocken vom Himmel schneit,
Kommen sie gern aus des Wassers Kühle
Herauf zu den Menschen in der Mühle.
Dort in der Stube manchen Abend
Sich an der menschlichen Stimme labend.
Sie kommen herein auf leisen Socken,
Spinnen goldenen Flachs von goldenen Rocken,
Den Faden auf goldene Spindeln sie dreh'n,
Nur Sonntagskinder können sie seh'n.

Also raunte drüben am Rain
Mit dem blinden Auge, dem krummen Bein,
Der alte Mühlenknappe Veit.
Und Winters zur Zwölfnächtezeit,
Hinter den Ofen still gekauert,
Von heimlicher Ahnung die Seele durchschauert,
Wendelin allnächtlich harrte,
Zitternd, wenn nur die Thüre knarrte;
Denn es mußte nach seinem Meinen
All Augenblick ein Wunder erscheinen,
Eine Wasserfee mit lichten Locken,
Mit rothgoldenem Flachs und Rocken.

Aber nur ganz gewöhnliche Mädchen,
Linchen, Minchen, Babettchen und Käthchen
Mit ganz gewöhnlichen hölzernen Rädchen,
Mit rothen Backen und großem Maul,
Mit Hüften wie ein Ackergaul,
Bauermädchen mit Bauernbuben
Erschienen polternd in der Stuben,
Darunter auch junge rundliche Frauen,
Kein Wunder war an ihnen zu schauen.
Die Mädchen spannen gewöhnlichen Flachs,
Nach Karten griffen die Burschen stracks,
Machten zum Scherz den Pollux knurren,
Erzählten einander Schnacken und Schnurren,
Und hätten den Wendel nur ausgelacht,
Wenn sie gewußt, was er gedacht,
Gedacht und geträumt mit heimlichem Sehnen,
Sie hielten sein Seufzen jedoch für Gähnen.

Vergeblich Wachen und Warten war,
Kein' einzige Fee kam dieses Jahr,

Und Wendelin glaubt selbst nicht mehr,
Daß ein Sonntagskind er wär'.
Er wußte nicht, daß seine Tante
Allein die holden Feen verbannte.

Das war Frau Welte, die Wendelin haßte
Von wegen des Geländersteigens
Und wegen zu vielen Im-Feld-Herumstreichens,
Auch weil mit Veit er sich befaßte,
Und weil er des Kat'chismus Fragen
Ihr nicht am Schnürlein konnte sagen.
Weh, wen sie verfolgte mit ihrem Grimme!
Schon ihre schneidende, schnarrende Stimme,
Die Wendelin entsetzlich däuchte,
Von weitem jede Fee verscheuchte.

5.

Der Winter ging und der Lenz kam wieder,
Am alten Brücklein schon grünte der Flieder,
Vom Gemäuer Blumen nickten nieder.
Und Wendelin die Tante vergaß,
Auf dem Geländer er täglich saß,
Mit Sehnsucht schauend in die Tiefe,
Ob eine Fee vielleicht ihm riefe.

Und wie er also mit Sehnsucht harrte,
Er einmal fast vor Schreck erstarrte.
Wo der Weidenbaum vom Ufer nickte,
Er einen seltsamen Vogel erblickte,
So fremd von Farben und Gestalt,
Nie sah er dergleichen durch Wiesen und Wald.
Der lange Schnabel ihn blutroth däuchte
Und von den Flügeln goldgrünes Geleuchte,
Mit funkelnden Tropfen zu rinnen schien.
Unter den Weiden schoß er hin,
Einen Augenblick, dann war er verschwunden,
Ein Blitz, der goldgrün flammend zuckte,
Und den das schwarze Wasser verschluckte.
Umsonst saß Wendelin viele Stunden:
Die Weiden spielend ins Wasser nickten,
Den Vogel sie nicht wieder schickten.
Ja Wochen vergingen, längst blühte der Flieder,
Der grüne Vogel kam nicht wieder.

Doch eines Tags in der Mittagssonne,
Welche Schauer, welche Wonne!
Auf einer Weide schwankem Ast
Eine halbe Sekunde fast
Sah Wendelin den Vogel sitzen,
Dann über den Wasserspiegel blitzen,

Dann untertauchen und — dann nicht mehr.
Da pochte sein kleines Herz ihm sehr.
Und eilends lief er, zu fragen die Leute,
Ob einer ihm den Vogel deute.

Doch niemand vermocht' ihn mit Namen nennen,
Veit selber schien ihn nicht zu kennen,
Es sei vielleicht ein grüner Specht,
Nur der rothe Schnabel passe nicht recht.
Nachdenklich sprach's der krumme Veit.
Und Wendelin, froh mit seinem Bescheid,
Ging und heischte seit dieser Stunde
Von keinem Menschen fürder Kunde.
Denn mit sich selbst im Reinen und Rechten
Galt es ihm gleich, was die Leute dächten,
Und Träume süßesten Glückes schienen
Aufzublühen in seinen Mienen.
Er hatte geahnt es in heimlichen Nächten,
Er wußte, der Vogel mit seinen Prächten
War einer von den sieben Spechten,
Die drunten im Wasser die Feen bedienen,
Die wissen, wo die Springwurz sprießt,
Damit man Zauberschlösser erschließt,
Die von den Feen als Boten bestellt,
Ihnen Kunde zu bringen von dieser Welt.

6.

Dann war es um die Erntezeit,
Die Menschen all im Felde weit,
Die böse Frau Welte ganz allein
Strickend saß am Scheuerrain.

Am Brückenrand wie jeden Tag
In heimlicher Sehnsucht Wendelin lag,
Das Mauergeländer, darauf er sich streckte,
War moosbekleidet, und liebreich deckte
Mit seinem Schatten ihn der Hollunder,
Jedoch geschah bis jetzt kein Wunder.
Die Weiden netzten, zu lindern die Glut,
Ihre schlanken Finger in kühlender Flut,
Dieweil sie verträumt ins Wasser nickten,
Den grünen Vogel sie nicht schickten.
Nur Wasseramseln und zwitschernde Schwalben
Huschten und segelten allenthalben;
Bachstelzen mit gelb und blauem Mieder
Schwanzwippend schritten auf und nieder.
Goldschimmernde Käfer schwirrten mit Tosen
Um Hollerblüten und wilde Rosen,
Auf Wasserlinsen Libellen sich schaukelten
Lichtfarbige, bunte Falter umgaukelten

Engelwurzdolden und Geisblattranken.
Am Bachrand zwischen Vergißmeinnicht tranken
Zwei graue Gänse mit durstigen Zügen,
Schwenkten die Schwänze vor Vergnügen
Und schwimmend in kühler Flut sich letzten,
Auch Hals und Nacken und Flügel netzten,
Daß silbern die Tropfen herunterrollten,
Sie schnatterten laut und tauchten und tollten,
Sie riefen den Enten, gelagert im Garten,
Sie schienen nicht auf ein Wunder zu warten.

Und der Sommertag ward immer heißer,
Die Weiden flüsterten immer leiser,
Es lag in der Luft mit Gewitterschwüle,
In Schlaf versunken schien die Mühle,
Das Rad sich nur im Traum zu drehen,
Ein schläferig Gähnen des Haushahns Krähen.
Am Rain Frau Welte nicht mehr strickte,
Sondern, ob manche Fliege sie zwickte,
Eindufelnd immer tiefer nickte.
Die Gänse hatten sich gähnend gestreckt
Und unter den Flügeln den Kopf versteckt.
Verstummt war Finken- und Amselschlag,
In der Tiefe das Wasser schlafend lag,
Libellen und Falter mit seltsamem Schwanken
Zogen gleich irrenden Traumgedanken.

7.

Da ward es auch Wendelin angethan,
Und zwischen Nelken und Thymian
Am morschen moosigen Mauerrand
Legte den Kopf er in die Hand,
Senkte zum moosigen Lager ihn nieder,
Schlafmüd' fielen herab ihm die Lider —
Doch siehe, kaum daß dies geschah,
War das ersehnte Wunder da,
Was er seit Monden erwartet wie oft,
Da war es plötzlich und unverhofft,
Da stieg aus dem Wasser der Feenbote
Daß Wendelin fast erschrak zu Tode.
Der Vogel, entstiegen des Wassers Schoß,
War zehnmal so schön heut und zehnmal so groß,
Er hatte den Knaben angeschaut,
Nun sprach er mit menschlichem Stimmenlaut:
„Du hast meine Herrin zu schauen begehrt,
Dein Sehnsuchtswunsch ist Dir gewährt,
Die Königin schickt Dir ihr eigenes Pferd."

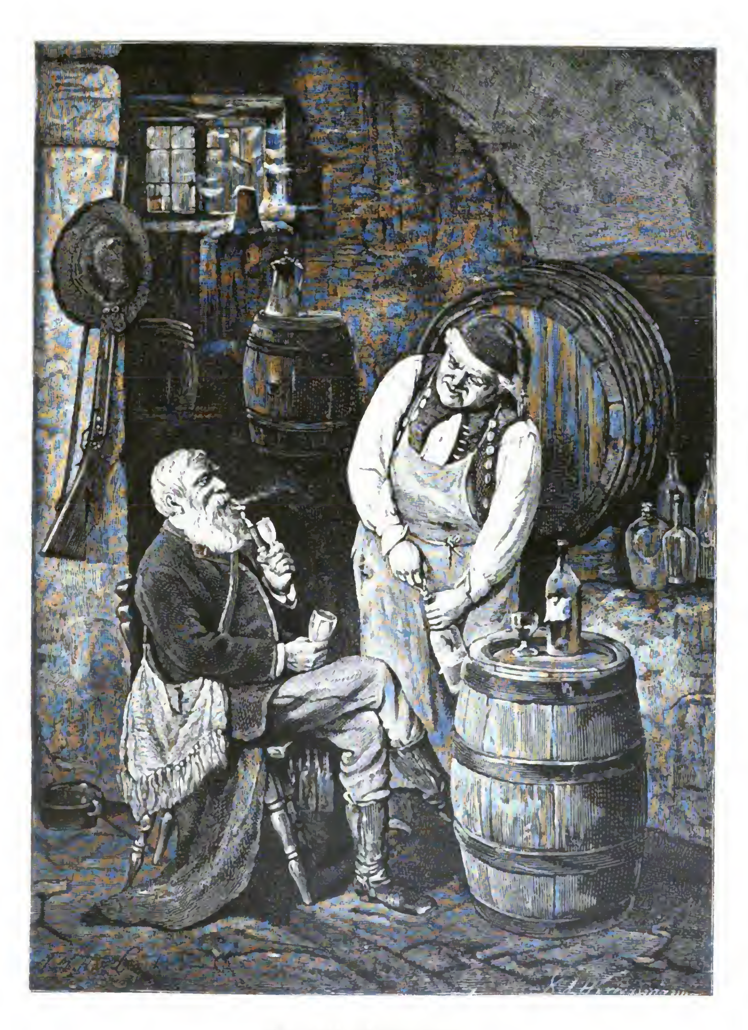
Des Grünen Wort war nicht gelogen,
Ein grünes Heupferd kam gezogen,

Mit mächtigen Flügeln breit und lang
Und auf den Mauerrand sich schwang.
Ein Ungeheuer konnt' es scheinen
Mit seinen langen gestachelten Beinen,
Mit Augen wie Billardkugeln groß,
Ohne Lider und Wimpern, nackt und bloß.
Der Knabe wollte vor Schrecken vergehen,
Kaum wissend aber, wie ihm geschehen,
Saß er dem Unthier zwischen den Flügeln,
Hielt an den Fühlern sich fest als an Zügeln,
Und also fort gings mit Gesaus,
Der grüne Vogel ihnen voraus.

Durch Weiden wie durch grünen Wald
An eine Höhle kamen sie bald,
Von bläulichem Otternpaar bewacht
Und schauerlich schwarz wie die schwärzeste Nacht
Trotz allerlei verdächtigem Funkeln,
Trotz glühender Würmer Knäuel und Klumpen,
Trotz bläulich flackernden Irrlichtstumpen
Und dem rothen Geleuchte von sieben Karfunkeln.

Dann pochte der Führer dreimal an,
Und eine Thür ward aufgethan,
Und dann durch strahlende Hallen gings,
Da schienen die Wände kristallen rings
Da hörten leise die Flut sie singen,
Und Wendelin fast die Sinne vergingen.
Dann öffnete sich ein runder Saal,
D'rin saßen die Feen allzumal,
Sie saßen im Kreis an goldenen Rocken
Und spannen goldenen Flachses Flocken.
In erhabener Hoheit die Königin saß
Und Wendelin leuchtenden Blickes maß.
Darauf holdselig winkte sie,
Zog liebreich lächelnd ihn aufs Knie,
Daß ihm so selig ward und bange
Sie sah in die blauen Augen ihm lange
Und schloß sein glühend Gesicht am Ende
In ihre weißen Lilienhände
Und bog zu ihm die Lippen nieder,
Ein süßer Schauer durchrann ihm die Glieder —
Doch patsch! das war wie plötzlicher Knall,
Das war wie dumpfer, betäubender Fall,
Verschwunden war alle Herrlichkeit jach,
Und Wendelin lag mitten im Bach! — —

Und „Jesus-Maria", schrie da die Tante,
Schrie's und vom Scheuerrain her rannte,
„Der Schlingel, der Taugenichts", sie schalt



In guter Erwartung.

Nach einem Originalgemälde von A. Müller-Lingke.

Und hatte drohend die Faust geballt,
Schrie laut und lauter und auf ihr Geschrei
Kam Veit der hinkende Knappe herbei
Und zog den Wendelin aus dem Bach,
Frau Welte schrie nur Zeter und Ach.
Die Gänse, darüber vom Schlaf aufwachten,
Und Wendelin mit Schnattern auslachten.

Der arme Wendel sah jämmerlich aus,
Fast glich er einer ersäuften Maus,
Und unter Schlägen und vielem Geschelte
Und höhnenden Worten zerrte Frau Welte
Den nassen Jungen fort ins Haus.
Die Leute, die Gänse, die Hühner, der Hahn
Sahen dabei sich selbstbewußt an,
Sie sprachen: Laßt uns dem Himmel danken,
Uns ließ er nicht an Träumen kranken,
Und uns're Gescheitheit laßt uns segnen,
Uns kann so etwas nicht begegnen.





Ein schwäbisches Volksfest.

Von R. Frey-Marbach.

Heutzutage ein Volksfest im wahren Sinne des Wortes zu erleben, d. h. ein Fest, auf welchem das Volk in seiner harmlosen Ursprünglichkeit sich zeigt, gehört zu den Seltenheiten. Nationaltrachten verschwinden immer mehr und mehr in unserer alles nivellirenden Zeit, mit ihnen die eigenthümlichen Sitten und Gebräuche und ein gut Theil Poesie, die in der Prosa des Daseins gleich einem erfrischenden Lebensquell auf das Gemüth des Volkes wirkt. Wo deßhalb noch ein Rest von Naivetät anzutreffen ist, sollten Obrigkeit und Volk ernstlich bemüht sein, denselben zu wahren. Es steckt oft ein tiefer Sinn im kindischen Spiele.

Wir hatten schon oft von dem ältesten schwäbischen Volksfeste, dem originellen „Schäferlauf", gehört, der für das Land „unter der Steig" am Bartholomäustag in **Markgröningen**, für das Land „ob der Steig" am Jakobustag in Urach alljährlich abgehalten wird. Längst wünschten wir einem solch eigenartigen Feste beizuwohnen und da am 24. August der lichte Morgenhimmel einen schönen Sommertag versprach und Markgröningen von Stuttgart aus leicht zu erreichen ist, so entschlossen wir uns kurz und gut, uns an dem ländlichen Vergnügen zu betheiligen. — Schon auf dem Bahnhofe fanden wir ein ungewöhnliches Treiben. Der Zug, welcher uns morgens sieben ein halb Uhr unserer schwäbischen Residenz entführte, war vollständig besetzt; fast alle Mitreisenden hatten Karten nach Asperg, der letzten Bahnstation vor Markgröningen gelöst; überall erblickte man heitere Gesichter, die einem frohen Tage entgegenschauten. In Asperg, das binnen 40 Minuten erreicht war, harrten alle möglichen Sorten Gefährte der Festtheilnehmer, da wir aber Freunde vom Wandern sind und Markgröningen nur eine gute Stunde von der Bahn entfernt liegt, so zogen wir vor, zu Fuß zu gehen, statt uns in einer elenden Droschke oder auf einem der Leiterwagen, die von größeren Gesellschaften mit Vorliebe gewählt wurden, zusammenrütteln und schütteln zu lassen. Die Wanderung durch die freundliche Gegend in der köstlichen Morgenfrische war höchst angenehm. Links auf der wellenförmigen Hochebene erstreckten sich goldene Kornfelder und üp-

pige Wiesen mit schwerbeladenen Obstbäumen, rechts blickte auf die fruchtreichen Gefilde der Hohenasperg vom steilen rebumpflanzten Hügel herab und der runde Thurm auf dem vorspringenden Felsen des Festungsplateau, von dem aus man eine entzückende Aussicht genießt, mahnte uns an den unglücklichen Dichter Schubart, der hier zehn Jahre lang geschmachtet hat. Hinter der schweren Eichenthür der enge, finstere Kerker — vor ihr der Blick auf die unabsehbare lachende Landschaft, das Bild heitersten, blühendsten Lebens — welch' schneidender Gegensatz! Doch fort die trüben Gedanken! In den Gärten blühen und duften die Rosen, zwischen den früchteschweren Zweigen zwitschert und jubilirt es tausendstimmig, selbst der blaue, wolkenlose Himmel scheint seine Freude zu haben an all' der Erdenschöne — da mag der Sonnenschein tief ins Herz dringen und es heiter stimmen zum frohen Feste!

Vor den letzten Häusern des Dorfes Asperg auf einem grünen Rain, am leise rieselnden Wiesenquell, gewahrten wir einen niedrigen Planwagen, wie man deren oft als die primitive Wohnung jener geringeren und ärmeren Zigeuner findet, welche gern unter den Schutz einer reichen und angesehenen Familie ihres Stammes sich begeben und bei deren Streifzügen den Vor- oder Nachtrab bilden. Unfern des Wagens unter den alten knorrigen Weiden sprang ein etwa zweijähriges dunkellockiges Zigeunerkind umher; es jauchzte vor Lust, wie das Vögelchen mit den Flügeln, so schlug es mit seinen braunen Aermchen die Luft als Takt zu seinen drolligen Sprüngen, und purzelte es über seine kleinen Füße, so wälzte es sich glückselig im hohen Grase. Plötzlich trat eine große, hagere Frauengestalt in schmutziger Kleidung hinter dem Planwagen hervor; zornig, in uns unverständlichen Lauten scheltend fuhr sie auf das Kind los, das sich von der unmittelbaren Nähe der Wohnung entfernt hatte und schlug es weidlich; dann schleifte sie es am Arme wie einen Sack ein langes Stück Weges hinter sich her, so daß uns dünkte die blauen Flecke zu sehen, welche die knochige Hand in das runde, weiche Aermchen der Kleinen drückte. Aber das Kind muckte nicht; kein Laut entpreßte ihm die harte Züchtigung und kaum hatte die eiserne Hand es losgelassen, so tollte es ebenso vergnügt umher wie zuvor. — Eine halbe Wegstunde weiter begegneten wir dem Kern der Zigeunertruppe. Voraus wanderte eine Anzahl Weiber in dunklen Röcken und grellfarbigen, um Brust und Kopf geschlungenen Tüchern; sie waren meist häßlich, sahen aber weder so schmutzig, noch so lasterhaft aus, wie man sie gewöhnlich unter den umherziehenden Zigeunerbanden findet; einige unter ihnen trugen in ein rothes Tuch gewickelt ihre Säuglinge auf dem Rücken, von denen das Gesicht nur bis zur Nasenspitze hervorguckte. Den Weibern folgten zwei vierspännige, auf hohen Achsen ruhende große Wagen, die in ihrem frischen, farbenreichen Anstrich ganz pompös sich ausnahmen. Neben den Pferden schritten hochgewachsene, martialische Männergestalten, deren tiefgebräunte Züge Kühnheit und Verschlagenheit verriethen. Hinter ihnen her kam eine Anzahl kleinerer und größerer Buben, die sich lebhaft in ihrem wunderlichen Jargon unterhielten und heftig gestikulirten, uns neugierig anschauten, aber, ohne um eine Gabe uns anzusprechen, vorübergingen.

An einem der Wagen bot sich uns in engem Rahmen ein eigenthümlich reizvolles Bild. Aus einem hellen, mit weißen Gardinen halbverdeckten Fenster schaute eine auffallend hübsche Zigeunerin; auf den leichtgebräunten, regelmäßigen Zügen lag noch der erst rosige Jugendhauch; ihre Augen ruhten träumerisch auf einem lieblichen Kinde, das sie in den Armen wiegte; über ihre Schulter hinweg blickte ein junger, schöner Mann; er hielt den Arm um Weib und Kind geschlungen, sein schwarzes, lockiges Haar hob sich malerisch ab von dem schneeweißen Kopftuche der jungen Frau; sein dunkles, blitzendes Auge ruhte bald zärtlich auf dem kleinen, schlafenden Wesen, bald schaute es stolz und trotzig in die Ferne, als wäre es bereit, sein Liebstes hier im Kampfe gegen die ganze Welt zu vertheidigen. — Unmittelbar vor Markgröningen zog der Nachtrab der Zigeuner an uns vorüber; wiederum ein elender, von großen Hunden gezogener Planwagen, umgeben von einer Menge fragwürdiger Gestalten, die augenscheinlich der Hefe des Stammes angehörten: schmutzige, zerlumpt gekleidete Männer von wüstem Aussehen, Frauenzimmer, denen die Verschmitztheit und Gemeinheit aus dem Antlitz sprach, behangen mit allerlei bunten Fetzen und von einem Kleiderumfang, der verrieth, daß sie wohl zehn verschiedene Anzüge trotz der Hitze des Tages übereinander trugen; endlich ein Haufe Kinder, schöne, intelligente Krausköpfe unter ihnen, aber alle in Lumpen und von Schmutz starrend, die zudringlich bettelten und uns auf der staubigen Landstraße durchaus etwas vortanzen wollten. Der Zigeunerzug bewies uns recht deutlich, daß auch hier der Unterschied zwischen Patricier- und Plebejerthum herrscht, selbst in diesem heimathlosen, unstät umherziehenden, dem Kulturleben so fern stehenden Volksstamme. — Nach einstündiger Wanderung nahm uns eine Allee uralter weitästiger Lindenbäume auf und führte uns an das Ziel unseres Ausfluges.

Das kleine Markgröningen trägt noch heute das Gepräge einer ehrwürdigen, mittelalterlichen Reichsstadt. Viele der schmalen, hohen Giebelhäuser in den engen Straßen zeichnen sich durch reiches Eichengebälk mit Schnitzwerk aus und die Wappen an ihren steinernen Unterstöcken künden, daß sie noch aus dem 15. und 16. Jahrhundert stammen.

Schon in einer aus dem Jahre 779 datirenden Schenkungsurkunde des Klosters Fulda wird Gruoningen, unser heutiges Markgröningen genannt. Nachdem es im 12. Jahrhundert an die Hohenstaufen gekommen, wurde später mit dem Reichsgut Markgröningen das Reichssturmfahnlehen verbunden und König Wilhelm übergab solches 1252 dem Grafen Hartmann von Grüningen. Unter den Fehden und Wirrnissen des deutschen Reiches erlebte Markgröningen die wechselvollsten Schicksale. 1322 verlieh Kaiser Ludwig Burg und Stadt nebst dem Reichssturmfahnlehen an Konrad von Schlüsselburg, um diesen, der in der entscheidenden Schlacht bei Mühldorf sein Fahnenführer gewesen, für dessen Tapferkeit zu belohnen, aber bereits 1336 ging Markgröningen auf Wunsch des Kaisers an den Grafen Ulrich über und blieb fortan dauernd in dem Besitze Württembergs. Von den starken Befestigungswerken, die als mächtiger Schutzwall eng die kleine Stadt umschlossen, ist wenig mehr zu sehen; nur spärliche,

von grünen Epheuranken umwobene Mauerreste und der gewaltige Thurm des „Oberen Thores", der aus seiner heiteren Umgebung von zierlichen Gärten und modernen Häusern wundersam ernst hervorragt, mahnen noch an die altersgraue, kampferfüllte Vorzeit. Erinnert dies mächtige Bollwerk an Streit und Kampf, so zeugt die inmitten der Stadt auf erhöhtem Platze gelegene, im frühgermanischen Stile erbaute Pfarrkirche von der Stätte des Friedens, an der einst die unter den Drangsalen der Belagerung und Besatzung seufzenden Einwohner Trost und Ergebung gefunden. Mußte doch unter anderen das kleine Markgröningen nach dem für Herzog Ulrich so verderblichen Schmalkaldischen Kriege ein ganzes Jahr lang, von 1546—1547, den gefürchteten Herzog Alba mit seinem großen Hauptquartier in seinen Mauern beherbergen.

Die dem heiligen Bartholomäus geweihte Pfarrkirche ist reich an Alterthümern. Sie birgt auch das merkwürdigste Denkmal Markgröningens: Die Grabplatte des Grafen Hartmann von Grüningen, auf der das gräfliche Wappen mit der Umschrift: „Anno dni 1280 in die Francissi obiit Hartmanus comes de Grüningen" noch deutlich zu erkennen ist. Diesem Grafen Hartmann, dem die Stadt für reiche Spenden und wohlthätige Einrichtungen viel zu danken hat, wird noch jetzt ein warmes, ehrenvolles Andenken bewahrt; er ist auch der Spender der Kirchenglocken, deren eherne Stimmen so weihevoll in das festliche Menschengewoge herabschallen. Und die Markgröninger haben an diesem Tage auch mehr denn je Ursache, bei diesem Festgeläute ihres einstigen Wohlthäters sich zu erinnern; danken sie ihm doch, wie die Sage berichtet, die Stiftung des frohen Festes, das sie an jedem Bartholomäustage begehen.

Graf Hartmann von Grüningen, so lautet die Sage, sprach einst auf seiner „Schlüsselburg", von der jetzt nur wenige Trümmer noch sichtbar sind, zu seinem Schäferknecht Bartholomäus: „Barthel, ich reit über Land, hüte treu meine Heerden, wach brav über mein Eigenthum!" schwang sich auf's Roß und ritt wohlgemuth in den frischen Morgen hinaus. Ein paar Tage später, als Barthel auf grüner Bergestrift seine Schafe weidet, auf einem Baumstumpf sitzend, stolz seine stattliche Heerde überschaut und fröhlich sein Liedel bläst, sieht er aus dem Walde einen großen Mann auf sich zukommen im groben Kittel und breiten Schlapphut, der ruft ihm zu: „Grüß Gott, Schäfer! schau, was de für prächt'ge Hammel hascht, willscht mer net zehn Stück verkaufa?"

„Schön Dank, Metzger", antwortete Barthel, „aber dös ka i net, mueßt scho wieda komma, mei Herr Graf isch net dorhoim!"

„Hoi, hoi, Barthel, bisch net dumm!" lacht der Große, „was woiß Dei Graf wie viele Hammel er hot! gieb mer zehn Stück, schau, kriegscht zehn bloanke Goldstückle derfor!"

„Noi! noi! steck Deine blinkernde Goldstückle no wieda ei, i thue's net, dös Vieh g'hört net mei, sondern meim Grafe, gang Deines Wegs!" — Und Barthel setzt sich gemächlich wieder auf seinen Baumstumpf.

„No, so will i der ebbes sage, mit fünf will i mer g'nüga lasse", raunt der Metzger.

„Noi, noi, laß mi in Rua!“

„Potz Kuckuck, Barthel, sei g'schait, sieh nu au dös schön Gold, gieb mer nu a poar, hörscht, a poar!“

„Ja, a poar sollscht kriega und a poar g'hörige!“ ruft Barthel, springt zornig auf und schwingt seinen Schäferstock. Da reißt der Metzger Hut und Kittel ab und da glitzert's und funkelt's von Gold und Edelsteinen gar prächtig auf der Brust und vor Barthel steht sein Herr Graf und reicht ihm die Hand und spricht: „Brav! Barthel, Du bist ein treuer Knecht, ich danke Dir! Hier hast Du die Goldstücke zum Lohn für Deine Treue und noch mehr dazu und von heut an bist Du Schafobermeister über alle meine Heerden. Heut Abend aber soll's lustig bei uns zugehen und für alle Zeit sollen meine Schäfer den Tag feiern und fröhlich sein, an dem mir Gott die Gnade bescheerte, mir zu zeigen, daß Treue in meinem Lande lebt!“

So erzählen noch heute die Markgröninger und kümmern sich wenig darum, wenn ein gelehrter Historiker ihnen nachzuweisen versucht, daß die früheste geschichtliche Spur des Festes erst aus dem Jahre 1444 stammt, indem man in einer Rechnung des städtischen Spitals aus jenem Jahre den Posten verzeichnet gefunden: daß der Meister den Konventbrüdern, Knechten und Mägden am Bartholomäustage Seckel, Messer und Nestel gekauft hat, woraus man die Vermuthung zieht, daß das Fest mit der Kirchweih von Alters her zusammenhing. Umsomehr aber hört man von den guten Kleinstädtern die Klage, daß das Fest ein gut Theil seines früheren Glanzes verloren habe, seitdem der Hof, begleitet vom höchsten Adel, nicht mehr wie sonst sich daran betheilige. Wenn aber auch nicht mehr so viel stolze Karossen mit glänzenden Kavalieren und eleganten Damen zum Schäferlauf nach Markgröningen fahren, so lustig wie ehedem geht es doch noch her. Welch' fröhliches Leben herrschte in den engen Gassen, in denen bereits die Krämer ihre Marktstände zu errichten und ihre Waaren auszupacken begannen, denn ohne Jahrmarkt kein Volksfest. Städter wie Landleute, Reich und Arm, Alt und Jung drängten sich bunt durcheinander, alle im schönsten Sonntagstaat und mit freudestrahlenden Gesichtern, auf denen zu lesen war: „Heute gilt's fidel sein!“ Selbst die echt schwäbische Volkstracht, der man jetzt leider nur noch selten begegnet, taucht häufiger denn sonst in dem frohen Gewühl auf; manch' hübsche, dralle Schwarzwälderin in vielgefältelten Wilflingrock, schwarzen Sammetmieder und schwarzseidenem Häubchen mit großen Schleifen und langen über den Rücken herabhängenden Bändern begegnete man und noch öfter dem schwäbischen Bauer mit gelben Lederhosen, dem langen, blauen Sonntagsrock, der mit großmächtigen goldenen oder silbernen Rollknöpfen besetzten Weste von scharlachrothem Tuche, dem schwarzen Dreispitzhut und der kurzen Pfeife im Munde. Jedermann aber, der Dörfler wie der moderne Stadtherr, das schlichte Landmädchen wie die elegante Dame, das ehrwürdige Alter wie die lustige Schuljugend, trugen die Brust geschmückt mit „Feschtneschtle“, die zu Tausenden feilgeboten wurden, einem Strauß schmaler, bunter Bänder in den Schäferfarben roth, grün und weiß; selbst die gestrengen Herrn Schutzleute hatten den Schmuck nicht verschmäht, ja sogar dem altersgrauen, geharnischten

Ritter, der von der hohen Säule des Marktbrunnens steif herabschaut auf das frohe Treiben als treuer Schildträger des württembergischen und städtischen Wappens, hatte man den Kommandostab, welchen er gravitätisch in der rechten Hand hält, mit bunten Festbändern umwunden. Besonders lebhaft ging es auf dem Festplatze her, an welchem die beiden ersten Gasthäuser liegen; unaufhörlich rollten Wagen heran, leichte Chaisen und Leiterwagen trugen Schaaren fröhlicher Gäste herbei und der „Pooscht"- wie der Tränbli"-Wirth hatten alle Hände voll zu thun, die vielen durstenden Kehlen zu befriedigen. Draußen unter den grünen Bäumen im lachenden Sonnenschein standen gruppenweise die hübschen Markgröningerinnen, die Neuankommenden musternd und mit den stattlichen Burschen in Feuerwehrtracht, die in der Mitte des Platzes zum nachherigen Festzuge sich sammelten, schwätzend- und kichernd. Am plätschernden Brunnen aber lehnten stumm auf ihre Eimer gestützt ein paar blutjunge, bildhübsche Zigeunermädchen, mit ihren großen Glutaugen neugierig das Gewimmel betrachtend. Sie waren auf's sauberste gewaschen und gekleidet, anmuthig fielen die schweren schwarzen, mit rothen Bändern durchflochtenen Zöpfe über das weite, weiße Hemd, das eng den Hals umschloß; aus den jugendlichen Gesichtern sprach eine ungewöhnliche Intelligenz, aber auch ein Gefühl der Schwermuth, des scheuen Sichfremdfühlens — ein seltsam fesselndes Bild. —

Wir gingen nun nach dem inmitten der Stadt gelegenen Marktplatze, von wo aus der Schäferzug sich bewegen sollte. Hier waren die Gebäude, sowie das schöne, alterthümliche Rathhaus mit Eichenkränzen und Guirlanden von rothblühender Erika festlich geschmückt; vom laubbekränzten Balkon des Rathhauses herab blickten die würdigen Väter der Stadt dem Zuge der „Ladenpfeifer" entgegen, der soeben aus einer der Nebenstraßen sich nahte. Es waren fünf Männer verschiedensten Alters im Schwarzwälder Schäferkostüm: Hellblauen oder weißen langen Tuchröcken, bunten Schoßwesten, kurzen schwarzen Sammethosen, weißen Strümpfen und Schnallenschuhen und blumen- und bändergeschmückten Dreispitzer. Sie spielten auf zwei Geigen, einer Klarinette, einem Dudelsack und einer Querpfeife den alten Schäfermarsch, eine naive, altväterische, unseren modernen Ohren gar wunderlich erklingende Melodie. Nachdem die Ladenpfeifer zweimal um den Markt gezogen, nahmen sie vor einem stattlichen, reich geschmückten Hause Aufstellung, um dem hier wohnenden Stadtschäfer in schlichten Volksweisen ein Ständchen zu bringen. Im Rathhaus summte es aus und ein, gleich einem Bienenschwarm; die Kanzleien waren sämmtlich geschlossen, alle Geschäfte ruhten, dafür bewegten sich in den weiten, nach dem Markte zu gelegenen Sälen eine zahlreiche Gesellschaft, aus den Honoratioren der Stadt bestehend, um das bunte Straßengewimmel von hier aus gemächlich zu betrachten. Aus einem Fenster wehete, neben anderen Bannern, die pompöse Schäferfahne aus weißer Seide mit kunstvoller Stickerei von grünem Kranze umrahmt, einen Schäfer darstellend mit seinem treuen Hunde und weidenden Schafen, darunter die Jahreszahl der Widmung: 1775. In diesen Sälen waren auch die Kampfpreise für die Schäfer und Schäferinnen ausgestellt, bunte Wollenstoffe zu Röcken, Tischdecken, Schürzen

und Tücher für die Mädchen; Westenzeug, Hüte, wollene Jacken, Tragbänder, Tabakbeutel u. s. w. für die Burschen. Sämmtliche Preise waren an sieben schwarzen, silberbeschlagenen Schäferstäben befestigt. — Auf dem weiten Korridore hielten zwei Stadtsergeanten Wache vor einem der Hinterzimmer und wehrten jedem Unberufenen den Eintritt. Fröhliches Lachen und Mädchengeschwätz drang aus der verschlossenen Thüre, die sich manchmal auf einen Augenblick öffnete. Man sah dann in ein Gewirr von Kleiderbündeln und aus der Thür schlüpfte eine frischwangige Dirne im zierlichen Schäferinkostüm, die von den außenstehenden Burschen und Freundinnen bewillkommnet und bewundert wurde. Wir erfuhren, daß hier die am Wettlaufe sich betheiligenden Mädchen von der „Stadtpflege" die betreffenden Festanzüge erhalten und anlegen, die sie am Abende des Tages wieder abzuliefern haben; es werden aber nur Töchter von Schäfern eingekleidet und zu dem Wettlaufe zugelassen. Die Mädchen, meistens große, kräftige Gestalten, strahlten vor Freude sich so schön geputzt zu sehen; sie nahmen sich auch wirklich sehr hübsch aus in ihren grünen oder rothen, mit schwarzem Sammet und Silberborten besetzten kurzen Röckchen, den schwarzen Sammetmiedern und weißen Blousen, den zierlichen weißen Schürzen und bandumwundenen langen Zöpfen. Sie eilten in ihrem Staat sogleich auf die sogenannte „Bühne" — die weiten Bodenräume des Rathhauses — wo man unter dem mächtigen Eichengebälk Tische und Bänke aufgestellt hatte, und ein Wirth mit Bierausschank, Brod- und Würstel-Verkauf die besten Geschäfte machte. Eine Ecke jedoch wurde als Tanzboden benutzt und dort standen die Ladenpfeifer und spielten ihre lustigsten Tanzweisen und Mädel und Bursche schwenkten sich fröhlich herum, trotz des bevorstehenden Wettlaufes, zu dem sie all' ihre Kräfte hätten aufsparen sollen.

Aber bald verstummte die muntere Musik und die Schäferjugend versammelte sich im großen Rathhaussaale, wo, umgeben von den Herren Stadtpflegern der Rektor eine kurze Ansprache hielt des Inhaltes: Daß eine wohlthätige Stiftung die Bestimmung getroffen: jeder am Wettlaufe sich Betheiligende solle ein Exemplar des „Neuen Testamentes" zum Andenken an diesen Tag erhalten; da aber in diesem Jahre die Zahl der Angemeldeten eine für die Kasse der Stiftung zu beträchtliche sei, so müsse zur Verloosung der vorhandenen Exemplare geschritten werden.

Nachdem die Bücher glückliche Besitzer gefunden, ordnete sich der Festzug, um unter Glockengeläute und Musik und in Begleitung einer großen Menschenmenge, sich nach der St. Bartholomäuskirche zu begeben, wo ein feierlicher Gottesdienst das Fest einleitete. Voran geht ein Musikkorps und, an Stelle der früher üblichen Stadtsoldaten, ein Zug Feuerwehr mit Fahne; hierauf folgen der Bürgermeister und die anderen Ortsbehörden, diesen die Ladenpfeifer, den Schäfermarsch blasend; nun schreitet der Stadtschäfer, die Schäferfahne tragend, umgeben von den Obermeistern, gravitätisch einher, nach ihnen mit den lustig im Winde flatternden Kampfpreisen die Stabträger, an welche sich die festlich geputzten Schäferinnen und Schäfer schließen, sowie sauber gekleidete Mädchen mit neuen hölzernen Zubern, deren

Bedeutung wir bald auf der Rennbahn kennen lernen werden; den Schluß des Zuges bilden Gesangvereine mit Fahnen und sonstige Festtheilnehmer.

Wir wohnten nicht der ganzen kirchlichen Feier bei, sondern begaben uns von der Kirche aus bald nach dem Festplatze, um dort noch einen guten Platz zu acquiriren. Die Rennbahn war auf einem unmittelbar vor der Stadt gelegenen Stoppelfeld abgesteckt, das so holperig und stachelig war, daß selbst gut gestiefelten Menschenkindern ein Spaziergang auf demselben kein Amusement dünkte und wir vor den muthigen Mädeln und Burschen, die hier barfüßig um den Preis des Wettlaufes ringen wollten, allen Respekt bekamen. Am Ende der etwa 330 Schritt langen Rennbahn prangte eine mit Fahnen, Laub- und Blumengewinden reich geschmückte Festhalle: der Ehrenplatz der Kampfrichter, welche die Preise zu vertheilen hatten. An der rechten Seite längs der Bahn war eine Tribüne mit Sitzplätzen aufgeschlagen für die Honoratioren, die fünfzig Pfennige für das Vergnügen opfern wollten; die linke Seite hatte man nur mit einer Leine abgegrenzt für die stehenden Zuschauer. Wir erhielten noch einen vortrefflichen Sitzplatz und amüsirten uns, dem Anfange des eigenartigen Schauspieles entgegensehend, über die fröhliche Stimmung des Publikums, das sich in jenem angenehmen Stadium des Vergnügtseins befand, in dem die Heiterkeit nur erst das Herz, noch nicht den Kopf erfüllt.

Nicht lange warteten wir, so kündete Musik das Nahen des Festzuges. Er wurde jetzt von einem stattlichen Vorreiter, dem Schäfereizahlmeister, angeführt, von dessen Achsel und Hut große Sträuße bunter Festnestel flatterten. Der Fuchs, den er ritt, war prächtig aufgezäumt und dessen herabwallende Mähne reich mit farbigen Bändern durchflochten. Vor der Schäferfahne her wurden auf rothen Kissen zwei große Kronen getragen: Der Ehrenschmuck der Sieger. Die Kronen bestanden aus acht goldglänzenden Reifen, waren roth gefüttert und trugen auf dem Knauf ein versilbertes Lamm. Danach folgten die Schlachtopfer des Tages: zwei fette Festhammel, mit Blumen und Bändern prächtig herausgeputzt, den beiden glücklichen Siegern als erster Preis bestimmt. Während die Kampfrichter mit ihren Damen unter der Festhalle Platz nahmen, der berittene Festordner die Rennbahn recognoscirte, bereiteten die Schäferinnen sich zum Wettlaufe vor, indem sie ungenirt Schuhe und Strümpfe auszogen, aber in solcher naiven und züchtigen Weise, daß nirgends ein unehrbarer Scherz darüber laut wurde. Während sie, die scharfen Stoppeln nicht achtend, einzelne die Rennbahn hinunter gingen zum festgesetzten Ausgangspunkte, hatte man Gelegenheit die wohlgeformten, kräftigen, aber nicht übermäßig vollen Waden und kerngesunden Füße zu bewundern, um welch' letztere, trotz der ziemlich ansehnlichen Größe, vielleicht manche zierlich beschuhte Städterin sie insgeheim beneidete. Unter den Schäferinnen war uns bereits am Morgen ein schlankgewachsenes, hübsches Mädchen aufgefallen, das nicht nur durch einen feineren Anzug, sondern auch durch liebenswürdige Anmuth im Gesichtsausdruck und Benehmen vor den andern sich auszeichnete; ihr hätten wir gar zu gern den Siegespreis gegönnt. Aber sie betheiligte

sich nicht am Wettlaufe, sondern stellte sich in den Zuschauerkreis. Ein alter Sergeant erwiderte uns auf unsere diesbezügliche Frage: „Dös isch e Vornehme, de Dochter vom Stadtschäfer, die lauft net mit!“ —

Nachdem die 27 Läuferinnen, so fern von uns, daß wir kaum die farbigen Röcke zu unterscheiden vermochten, in Reih und Glied sich aufgestellt hatten, nahte der Vorreiter der Festhalle und erholte vom hochwohllöblichen Herrn Stadtschultheiß die Genehmigung zum Beginne des Schauspiels. Nun sprengte er zurück an den rechten Flügel der Laufenden. Erwartungsvolle Stille rings umher — aller Augen waren auf ihn gerichtet — jetzt schwenkte er ein weißes Tuch und galoppirte vorwärts, ihm nach unter dem Schmettern der Musik die schnellfüßigen Läuferinnen!“ —

Es war ein eigenartig hübscher Anblick, die jungen, frischen Mädel in ihren farbigen Röcken gleich bunten Vögeln heranfliegen zu sehen; wie flatterten die langen Zöpfe im Winde, wie glühten die Wangen, wie leuchteten die Augen! Schon nach hundert Schritten haben drei der Schäferinnen alle anderen überholt; voran stürmt eine hübsche, mittelgroße Blondine, ihr folgen auf dem Fuße zwei Brünetten, die eine groß und schlank, die andere klein und untersetzt. Sie strengen alle Kräfte an, die Blonde zu überholen, aber die geringe Entfernung bleibt dieselbe. Schon ruft das Publikum zuversichtlich: „Hurrah, die Blonde!“ Da, kaum hundert Schritte vom Ziele entfernt, stolpert sie leicht über eine hervorstehende Wurzel, nur eine Sekunde, dann fliegt sie weiter, aber diese Sekunde genügte, um die beiden anderen den ersehnten Vorsprung gewinnen zu lassen. Jetzt gilt's zwischen den Zweien! Die Große verdoppelt ihre Kräfte, sie bemüht sich ihren Lauf zu beschleunigen, ihre Brust wogt heftig, ihre ganze Gestalt bebt. Das Wesen der Kleinen hingegen verräth mehr Anspannung aller Kräfte, als heftige Erregung, eine seltene Energie spricht aus ihren Zügen, sie bleibt im gleichmäßigen Tempo ihres Laufes, doch jetzt, zehn Schritt vor der Halle, nimmt sie alle Kraft zusammen — ein kräftiger Anlauf — und sie steht am Ziele, frei und stolz! Die Große, kaum anderthalb Schritt hinter ihr, wirft gewaltsam den Oberkörper vorwärts und alles um sich her vergessend, streckt sie den linken Arm aus und greift nach der Krone. Aber mit einem leichten Schlag auf die Hand, weist der Kampfrichter sie zurück und setzt der glücklichen Siegerin unter dem Jubel des Publikums die Krone auf's Haupt. Ihre Nebenbuhlerin erhält als zweiten Preis einen schönen, blauen Kleiderstoff, den sie jedoch mißmuthig im Staube hinter sich herschleift, während die Drittnächste, die nur durch einen widrigen Zufall um die Ehren des Tages gekommen, sich mit freundlicher Miene in ihr Geschick ergiebt und dankbar den ihr zugestellten Preis entgegen nimmt. —

Nun kamen die elf Schäferburschen an die Reihe, ihre Kraft und Geschicklichkeit zu erproben. Sie hatten sich der Röcke und Westen, Stiefel und Strümpfe entledigt; es waren meist junge, kräftige Männer; die Frage: wer unter ihnen als Sieger zu vermuthen sei, wäre schwer zu beantworten gewesen. Sie stellten sich am nämlichen Ausgangspunkte auf und begannen gleichfalls ihren Wettlauf unter Vortrab des Festordners, eine

wie uns dünkte, sehr unerwünschte Begleitung, da der von den Rosseshufen aufgewirbelte Staub die Laufenden belästigen mußte. Diesmal war der Sieg bald nach Beginn des Wettspieles leicht vorauszusehen; von den beiden Läufern, die von Anfang an einen großen Vorsprung gewonnen, blieb schon nach der Hälfte des Weges der eine, ein stattlicher junger Bursche etwas zurück; der andere, unter Mittelgröße, muskulös, aber nicht stark, der bereits über die Jünglingsjahre hinaus zu sein schien, lief ohne jegliche Ueberhastung im gleichmäßigsten Tempo, mit erhobener Brust und eingezogenem Rücken, die Hände geballt, mit den leicht erhobenen Ellenbogen im Takte rudernd. Nachdem er unter freudigem Tusch gekrönt worden, stimmte die Musik einen lustigen Walzer an und der König führte seine Königin zum Reigen; der junge Bursche aber, der den zweiten Preis, einen grauen Filzhut, sich kühn aufs Haupt gestülpt, holte seine Partnerin, die schlanke Brünette, zum Tanz, die auch bereits ihren Aerger verschmerzt zu haben schien.

Jetzt trat eine kurze Pause ein; die Schäfer und Schäferinnen hatten je nach Maß ihrer zu Tage gelegten Schnellfüßigkeit ein Geschenk erhalten. Ob auch die Wenigen, welche schon in der Mitte der Bahn muthlos das Streben aufgaben und verdrießlich zur Seite schlenderten, weiß ich nicht, jedenfalls ernteten sie reichlich Spott und Hohn von der versammelten Menge. Nun wurden die Strümpfe und Schuhe wieder angelegt und wir amüsirten uns köstlich, als wir sahen wie die kleine Königin von einer guten Freundin eine Flasche Wein sich zureichen ließ und, mit der linken Hand die goldene Krone auf dem Kopfe festhaltend, einen tüchtigen Zug daraus that. „Sie wird sich zum neuen Wettlaufe stärken!“ sagten wir zueinander, und so war's.

Während dieser Zeit hatte man vor der Festhalle, sowie an der in der Mitte der Rennbahn errichteten Kletterstange große, weite Bottiche aufgestellt. Aus dem einen wurden die Zuber von einigen 40 Centimeter Durchmesser, welche die Wettlaufenden auf dem Kopfe zu tragen haben, mit Wasser gefüllt, in den anderen sollten die Zuber am Ziele ausgeschüttet werden. Es stellten sich nun acht Wasserträgerinnen bei der Kletterstange ein, unter ihnen einige städtisch gekleidete, robuste Mädchen, die aber wenig Vertrauen zu ihrer Geschicklichkeit erweckten. Nachdem die Kampfrichter in allen Zubern die Richtigkeit des Wassermaßes gewissenhaft geprüft hatten, hoben die Wettläuferinnen dieselben auf ihre bunten Kopfkränzel (hier „Bäuschle“ genannt), stemmten die Hände in die Seiten, stellten sich in Positur, die Musik gab das Zeichen und fort ging's! Diesmal nicht in angestrengtem Galopp, sondern in einem tüchtigen Trab. Bereits nach wenigen Schritten geriethen etliche Zuber in bedenkliche Schwankungen, das Wasser schaukelte hoch auf und nieder, plätscherte über, floß über Gesicht und Kleidung, bis bald zum allgemeinen Gaudium ein Zuber nach dem andern zur Erde plautzte, unsere Dorfschönen ziemlich gründlich einweichend. Andere der Wasserträgerinnen hingegen entwickelten eine große Gewandtheit, die gefüllten Fässer schwankten kaum leise hin und her. All' unsere Aufmerksamkeit und all' unsere Wünsche galten der kleinen schwarzäugigen Königin, welche

die Krone jetzt mit einem Zuber vertauscht hatte und denselben mit ungemeiner Geschicklichkeit balancirte. Das Publikum theilte unsere Sympathien, von allen Seiten erklangen ermunternde Zurufe ihr entgegen. Sie schien aber von alledem nichts zu hören, die Menge überhaupt nicht zu sehen; den Blick in sich gekehrt, die Lippen fest geschlossen, einen frappirenden Ausdruck von Energie und Besonnenheit in dem hübschen Gesichte, sah man, wie all ihr Denken und Sinnen einzig und allein auf ihr augenblickliches Thun gerichtet war. Selbst als ihrer Nachbarin der gefüllte Zuber vom Kopfe stürzte und unmittelbar neben ihr niedergleitend sie mit Wasser überströmte, achtete sie dessen nicht, unbeirrt strebte sie im gleichmäßigen Laufe vorwärts. „Bravo! bravo!“ erscholl's allüberall, „sie siegt! sie siegt!“ und richtig! Da ist sie am Ziele und wirft mit einer anmuthigen Bewegung des Kopfes den Zuber, aus dem kein Tropfen Wasser verschüttet worden, in das mächtige Faß. Händeklatschen und jubelnde Hurrahrufe erfüllten die Luft; mit Hüte- und Tücherschwenken wurde ein tausendstimmiges Hoch der glücklichen Siegerin dargebracht! Diese aber trat bescheiden lächelnd zu den Ihrigen, nur ihr freudestrahlendes Gesicht bekundete ihre innere Befriedigung. Wir aber freuten uns mit ihr, freuten uns besonders darüber: selbst hier bei diesem zwiefachen Wettlaufe, wo es anscheinend auf eine Prüfung der Leibeskräfte ankam, die alte Wahrheit bestätigt zu finden: daß nicht rohe, sondern durchgeistigte Kraft, d. i. Kraft, die mit Verstand, Besonnenheit, Maß und Energie gepaart ist, den Sieg davon trägt.

Nachdem noch ein lustiges Sackhüpfen der Kinder stattgefunden hatte, ordnete sich der Zug von neuem und begab sich in die Stadt zurück, wo bald in allen Wirthshäusern, nachdem die Festtheilnehmer an Speise und Trank sich gelabt hatten, die Tanzmusik erscholl und es überall gar lustig herging. Auch wir stärkten uns an einem Mittagsmahl, so gut es in dem überfüllten Gasthof zum „Träuble“ zu haben war und suchten dann die Schäferherberge auf, um nach unserer kleinen tapferen Königin uns umzusehen. Dort fanden wir das munterste Treiben. Im ersten Zimmer saßen an langen Tischen in bunter Reihe die schmucken Schäfer und Schäferinnen, jedes seinen Schoppen „Neuen“ vor sich und schwätzten und lachten nach Herzenslust, aber ohne daß ihre Fröhlichkeit in wüsten Lärm ausgeartet wäre. Im Nebensaale spielten die Musikanten ihre fidelsten Tanzweisen und trotz der großen Hitze drehten sich die Paare lustig im Kreise, unter ihnen auch unser neugekröntes Königspaar, standhaft das Symbol ihrer Würde, die mächtigen Kronen tragend. Als sie hochaufathmend in unserer Nähe stehen blieben, gingen wir zu ihnen und gratulirten ihnen zu ihrem Siege. Sie dankten uns freudestrahlend in treuherziger Weise und die kleine Königin erzählte auf unser Befragen, daß sie Christine Miller heiße, aus Plattenhart gebürtig sei und in Stuttgart in Diensten stehe. Wir fragten: „Da haben Sie wohl vor dem Wettlauf sich fleißig eingeübt, um nun wieder barfuß und gar auf Stoppelfeldern springen zu können, denn Ihre Füße, jetzt an Strümpfe und Schuhe gewöhnt, müssen doch sehr empfindlich geworden sein?“

„O koi Schein!“ erwiderte sie lachend, „i brauch's laufe net z' üba;

ich thu alleweg nix als springa. Wie i noch a Kind gwä, hot mei Mueter scho g'sait, wann i an's Brünnle ging: Ei daß die, Madle, hot se g'sait, gang doch stät mit de Züberle, thu net alleweil so renna!"

„Waren Sie schon einmal Siegerin im Wettlauf?" fragten wir weiter.

„Ha! wollt's moine! Vier Johr hinterenander bin i allemal Königa wor'n und denken's! da hat mei Herrschaft diesmal mi net erlaube wolle, daß i zum Wettlauf derf gan! Herr Göttle von Biberach! wann i net het kumma derf, dös wär ä schön G'schicht g'wä! da höt i mi fascht d'Auge aus'm Kopf nausg'heult, wann i net Königa geworde wär! Aber jetzt bin i luschtig!" und dabei guckte sie mit ihren hübschen dunklen Augen vergnügt zu ihrem Herrn König auf. Dem sah man die Ungeduld an, seine flotte Tänzerin wieder herumschwenken zu dürfen und so verabschiedeten wir uns, dem glücklichen Paare einen fröhlichen Festtag wünschend.

In den engen Straßen wogte jetzt ein reges Jahrmarktstreiben und die durcheinanderschwirrenden, ohrenzerreißenden Klänge der verschiedenen Drehorgeln mahnten uns, daß nun der originelle Theil des Volksfestes vorüber sei. Doch nein! kaum hatten wir dem Städtchen den Rücken zugekehrt, so sollte uns noch ein eigenartiger Anblick zutheil werden. Auf grünem Wiesenplan, im Schatten knorriger, weitästiger Eichen sahen wir wiederum eine kleine Bande Zigeuner, die dort ihr Lager aufgeschlagen hatte. Einige alte häßliche Weiber hockten um ein flackerndes Feuer, über welchem ein Kessel brodelte, in dem eine der Alten eifrig herumrührte. Etliche Männer, ziemlich fragwürdige Gestalten, auf Baumstumpfen sitzend, waren mit Pfannenflickerei beschäftigt und warfen hier und da lüsterne Blicke auf die in Aussicht stehende leckere Mahlzeit. Daneben lag ein unschöner Bursche faul hingestreckt; er neckte sich mit einem niedlichen Aeffchen, sich an dessen Kapriolen ergötzend, oder rief den im Grase Purzelbäume schlagenden nackten Kindern uns unverständliche Worte zu, welche diese zu immer tolleren Sprüngen anzuspornen schienen. Ihr übermüthiges Geschrei wurde übertönt von den feurigen Klängen des Csárdás, den rechts davon auf einem kleinen Hügel stehend, ein alter Geiger aufspielte, während ein halbwüchsiges braunes Mädel mit schwarzkrausem Lockenhaar die Cymbal dazu schlug. Auf dem weichen Rasen tanzten seelenvergnügt vier jugendliche Paare, jetzt sich lösend und einzeln der Wonne des Tanzes sich hingebend, um gleich darauf sich wieder zu finden. Immer stürmischer, immer leidenschaftlicher erklang die Musik: mit einem jauchzenden Ausruf umschlangen die kräftig schönen Männer die schlanken Mädchengestalten und wirbelten sie im Kreise gleich leichten Federbällen umher. Wir erkannten in ihnen die hübschen Zigeunerinnen, die des Morgens in der Stadt am Brunnen uns aufgefallen waren. Aber wie anders schauten jetzt die jugendlichen Gesichter drein! Wie glühten die bräunlichen Wangen, wie glückselig strahlten die schwarzen Augen! Ihre kleinen flüchtigen Füße schienen kaum den Boden zu berühren, aus jeder ihrer anmuthigen Bewegungen sprach die berauschende Lust des Tanzes! Hier fühlten sie sich nicht in der Fremde! Wo der Himmel sein weites Zelt ausspannt

über die freie Erde, wo die Bäume rauschen, die Quelle rieselt und der feurige Csárdás erklingt, da ist ihre Heimat — sei's auf den schrankenlosen Flächen der fernen Pußta, sei's in Schwabens weinumkränzten Thälern.

Wir aber freuten uns stillen Herzens unseres Seins im gesegneten „Schwabenländle" und setzten in heiterem Gespräch über die freundlichen und originellen Erlebnisse des Tages unsern Heimweg fort, nur lebhaft bedauernd, daß jene schönen eigenartigen Volksfeste mehr und mehr verschwinden und ein roher wüster Markttrubel an ihre Stelle tritt. Dieser regt die niedrigen menschlichen Leidenschaften auf und wirkt entsittlichend, jene erquicken und beleben Gemüth und Charakter und erhalten dem Volke jene herzerfreuende Naivetät, die das schönste Aequivalent ist für die höhere Bildung des Geistes — und oft mehr, als das!

Eine Thräne.

Du gingst, eh' noch die Jugendzeit
Die goldnen Pforten ganz geschlossen,
Und Thränen sind Dir ungezählt,
Du Vielgeliebter, nachgeflossen.

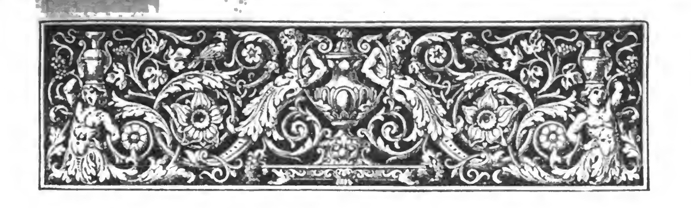
Der eine Tropfen, welcher leis
Von meiner Wimper nur gefallen,
Ihn hat kein Menschenaug' gesehn,
Hat keiner noch geahnt von allen.

Und doch, — wär' diese Thräne Dir
Hinab auf's starre Herz geflossen;
Du hättest ein Mal, ein Mal noch
Die dunkeln Augen aufgeschlossen.

Und hätt'st im letzten Blick erfaßt
Ein tiefes, grenzenloses Lieben,
Das Dir noch über Tod und Grab
Hinaus in Ewigkeit verblieben.

C. Müller von Colberg.





Gewettet.

Novellette von Marie v. Wilden.

„Und ich bekomme das Fräulein von Schlippenthau doch zu Gesichte, was gilt die Wette!?“

„Bodenbach, toller Kerl, ich glaube Du bist imstande, einen Deiner Streiche ins Werk zu setzen.“

„Seht einmal, sogar unsere Lucca erhitzt sich!“

„Lieberchen, bedenke, daß Du hier nicht das Pflaster der Musenstadt trittst.“

„Wer wettet, nun? — Fuchs, schenk ein!“

„Wittgenstein, laß gut sein, wozu willst Du Deinen Sekt loswerden, unter 24 Flaschen thust Du's doch nicht!“

„Wer wettet! 24 Flaschen Sekt, ich erlange eine Audienz bei Fräulein von Schlippenthau.“

„Bist ein famoser Kerl, Wittgenstein, Prosit!“

Lachend und noch weiter durcheinander redend, leerten sie die vollen Schoppen. Bodenbach, von den Kameraden allgemein Wittgenstein genannt, schob jetzt die Farbenmütze mit energischem Ruck aus der Stirn, daß sie keck und schief auf dem Kraushaar saß, er schlug mit dem Deckelkrug auf den Tisch, daß die Flaschen aneinander klirrten.

„Wer wettet? heute noch sehe ich das Fräulein“, und er blickte sich wie kampflustig im Kreise um.

„Los Feldmarschall, komm heraus“, und ein rothwangiger, blonder hübscher Junge hielt aufspringend seine Hand hin.

„Lucca, ei sieh, hast Du Courage? famos! langer Gabriel schlage durch!“

Die Wette war geschlossen und unter fröhlichem Scherzen und Singen blieben die muntern Studenten beim Glase versammelt. Das eben geführte Gespräch war aber nicht nur von der geräumigen Glasveranda des kurländischen Landhauses hinausgedrungen in den klaren Frühlingstag, nein, auch im großen Salon nebenan war jedes Wort verständlich gewesen und das hübsche braunzöpfige Mädchen, das dort mit einer Handarbeit beschäftigt gesessen, hatte mit sichtlichem Aerger

zugehört. Jetzt stampfte der zierlich beschuhte Fuß ungeduldig den Teppich.

„Abscheulich, ganz abscheulich!“ rief sie einmal über das andere halblaut, „aber wartet Ihr übermüthigen Herren Studenten, gebt acht, ob Ihr nicht die Rechnung ohne den Wirth gemacht habt! Jetzt gilt's schlau sein, und vorsichtig.“

Die Portière theilte sich und ein zweiter Mädchenkopf erschien zwischen den dunkeln Falten.

„Ist's erlaubt Cousinchen?“ und ein Paar neugierige blitzblanke Augen schauten sich prüfend im Gemache um.

„Pst, Lore! leise, leise, komm geschwinde näher, Du sollst mir helfen.“

„Ja wobei denn?“ und die schlanke Gestalt der Eintretenden hüpfte mehr, als daß sie ging, auf die erregte Freundin zu. „Was ist's denn? mein Marlieschen ist ja völlig erhitzt! und ihr die glühende Wange küssend und den Nacken der Gefährtin umschlingend, setzte sie sich sich auf die Lehne des Armsessels.

„Die unnützen Jungen haben einen kecken Streich im Sinne, Otto von Bodenbach hat gewettet, mit meinem Taugenichts von Bruder gewettet, daß er noch heute nach Mattenthal hinüber gehen und Fräulein von Schlippenthau sehen werde, obgleich er sehr gut weiß, daß sie niemanden empfängt.“

„Ich verstehe kein Wort“, achselzuckend und kopfschüttelnd sah Lore drein. „Warum soll er nicht nach Mattenthal, warum soll er dort nicht angenommen werden? Ihr habt doch Umgang mit den Hilfenecks?“

„Warum! warum, — weil man alleinstehende junge Damen nicht dazu zwingt, Studentenbesuche zu empfangen, bloß damit man sich hinterher rühmen könne, man hätte seinen Willen durchgesetzt. Aber Geduld Ihr Herren! Ihr habt vergessen zu fragen: Où est la femme, wo steckt die Frau! mag der Seekadett sich auch lange schon überlebt haben, diese aus ihm geschöpfte Wahrheit bleibt ein für alle Mal stehen!“

„Sei vernünftig Marliese, erkläre mir doch — schelten kannst Du ja hinterher soviel Du magst — wer ist Fräulein von Schlippenthau?“

Marliese war aufgesprungen. Sie stand vor Lore und sprach langsam und nachdrücklich, jedes Wort mit energischen Bewegungen begleitend, recht wie ein ungeduldiger Schulmeister, der der höchsten Ueberwindung bedarf, um seinen ungeschickten Jungen gegenüber die Fassung zu bewahren.

„Briggi von Schlippenthau ist 18 Jahre alt, blond, schön, allerliebst! Sie lebt mit ihren Eltern in der Residenz, sie ist telegraphisch hergerufen, um die Kinder ihrer Schwester einstweilen zu hüten. Ihre Schwester, Frau von Hilfeneck auf Mattenthal hat plötzlich fort gemußt zu ihrem in der Schweiz erkrankten Gemal. Nun hält sich Briggi allein auf dem Gute auf, überwacht die Bonnen, die Wärterinnen, die kleinen Nichten und Neffen. Selbstverständlich empfängt sie keine Besuche, wie sie denn auch keine macht, sie ist völlig fremd in der Gegend und hofft täglich auf die zu erwartende Rückkehr ihrer

Schwester, um sich dann selbst sogleich auf die Heimreise zu begeben. Und nun frage ich Dich, Lore, dürfen wir es leiden, daß Otto Bodenbach unter irgend welchem Vorwande eine Unterredung mit dem Fräulein erzwingt? Ich sage nein, wir dürfen's nicht, nein, nein, nein", und abermals stampfte das Füßchen zornig auf.

„Du hast recht, Cousinchen, wir wollen die Herren überlisten, aber wie?"

„Vorerst laß uns lauschen, ob wir noch Näheres von dem Plane erfahren. Schöne Manier seine Osterferien hinzubringen! Die Studenten meinen, ihre lustigen Streiche seien hier auf dem Lande gerade ebenso berechtigt wie in der Universitätsstadt! Frau von Hilfeneck ist unsere Gutsnachbarin und obgleich ich die blonde Briggi nie sah, habe ich sie doch lieb, schon um ihrer Schwester willen, und nun vollends helfe ich ihr, ich schreibe einfach, das ist eine gute Lösung. Lore, Du bleibst unterdessen hier auf dem Posten und giebst acht, was im Feindeslager vorgeht!"

Lore nickte zustimmend, und Marliese, die Tochter des Hauses, schlüpfte eiligst hinaus. Zehn Minuten später stand sie athemlos vom raschen Laufen in der Stallthür.

„Maddis!" rief sie in den Raum hinein. Ein Knecht erschien, die Mütze in der Hand und fragte ehrerbietig nach des gnädigen Fräuleins Befehlen.

„Maddis, Du nimmst meinen Goldfuchs, reitest nach Mattenthal und giebst diesen Brief dort ab. Sofort, und höre Maddis, den Waldweg, der ist kürzer und Du bist flink, der Fuchs ist ja frisch, er hat zwei Tage im Stalle gestanden. Antwort braucht's keine, mach nur, daß der Brief schnell in der gnädigen Herrschaft Hände kommt."

„Zu Befehl", und als Marliese nach ein wenig langsamerem Rückwege abermals in den Salon trat, sah sie den flinken Stallburschen bereits auf ihrem Goldfuchs die lange zum Gutshofe führende Allee hinunter galoppiren. Lore winkte der Nahenden eifrig.

„Marliese schau, guck hier, wenn Du die Blattpflanzen ein wenig zur Seite biegst, vermagst Du hindurch zu lugen, was ist das? wer ist der Bursche da?"

Marliese schob den Kopf vorsichtig zwischen die Blätter und Zweige, welche die auf die Veranda führenden Glasscheiben verdeckten. Einen Moment sah sie starr auf die sich ihrem Auge bietende Gruppe, dann zog sie sich hastig zurück, ein lustiges Auflachen mit ihrem Taschentuche erstickend.

„Wahrhaftig, das giebt einen köstlichen Spaß! ist der Geselle keck, der Herr von Bodenbach! Da, Lore, das ist er ja, superbe Verkleidung, das muß ich eingestehen!"

Umringt von seinen lachenden und Beifall rufenden Kameraden, stand Wittgenstein da, im abgetragenen Rock, ein Ränzel auf dem Rücken, einen Knotenstock in der Linken, mit der Rechten den zerdrückten schäbigen Filzhut schwenkend.

„Der Bettelstudent!" rief der lange Gabriel, „vermagst Du auch eins zu singen Fechtbruder? was meinst Du, Feldmarschall, am Ende wandelt Dich die Lust an, die Haidheimsche Novelle nachzuspielen, und Du ziehst sechs Wochen lang als Bettelstudent in der Welt umher?"

„Schönsten Dank", rief Wittgenstein zurück, würde fein passen zu meiner Feldmarschallwürde! nein, ich habe an zwei Stunden in der Maskerade gerade genug!" Dann in den kläglich bittenden Ton verfallend, den die reisenden Handwerksburschen anzunehmen pflegen: „Ich bitt' die gnädigsten Herrschaften, wollen einem armen Reisenden auch ein paar Kopeken*) geben, ich komme von Moskau, und will in meine Heimat Mitau, haben Sie Mitleid, schenken Sie mir was?" und mit demüthig gesenktem Kopfe hielt Bodenbach den alten Filz dar.

„Famoser Kerl! Lieberchen, ich sage Dir, kein Mensch erkennt Dich, das giebt einen kapitalen Spaß", rief der mit dem Spitznamen „Lucca" belegte Franz von Rothenbeck, Marliesens Bruder.

„Aber wie kommst Du hin? der Kutscher wird schwatzen, die Equipage wird erkannt", warf Adolf Finsterloh dazwischen.

„Nichts da, so dumm bin ich auch nicht, auf den Hof zu fahren! Lucca sagt seinem Kerl von Kutscher an, er habe eine halbe Werst vom Gute zu halten, ich trete dann bestaubt und wegemüde vor das gnädige Fräulein."

„Gieb nur acht, daß der riesige Struwwelbart Dir nicht abhanden kommt, wenn Du den verlierst, ist Dein ganzes strolchhaftes Aussehen zum Kuckuck!"

„Na, also, los denn! Indrik", rief Franz einen vorübergehenden Gärtnerburschen an, „der Kutscher soll anspannen, die Brettdroschke mit dem Dunkelbraunen, aber gleich."

Indrik lief dem Stalle zu, als gälte es Feuerlärm zu schlagen.

„In einer Stunde kannst Du dort sein", bemerkte Lucca die Uhr ziehend. „Neun Werst ist keine lange Fahrt, jetzt ist's drei, laß sehen, vier, fünf, um halb sechs erwarten wir Dich hier zurück, um Deinen Triumph zu feiern."

„Und meine Fußwanderung? und die Unterredung? nein, vor sechs Uhr bin ich keineswegs wieder da."

„Die Unterredung", kicherte Marliese hinter den sie verbergenden Pflanzen, „die soll nicht lange dauern, mein sauberer Herr! dafür ist gesorgt. Bis Du hinkommst, ist Maddis längst zur Stelle und das Fräulein hat meine Warnung."

„Aber", bemerkte Lore ein wenig kleinlaut, „wird Briggi von Schlippenthan darauf verfallen, daß der Feind in Gestalt eines Handwerksburschen auftauchen könnte? sie hält einen solchen wohl für gänzlich ungefährlich?"

Marliese lachte. „O, Schätzchen, seit die allerliebste Novelle vom Fechtbruder erschienen, die jedermann gelesen, seitdem sieht man den echtesten Knöterich von Reisenden darauf an, ob nicht am Ende ein feiner Herr unter der Landstreicherfigur verborgen, sie wird schon aufpassen, wenn sie sich überhaupt nach meinem Briefe zu richten gedenkt, aber jetzt, Lore, komm geschwind fort, es darf nicht den Anschein haben, als wüßten wir irgend etwas um die ganze Sache. Wir sind unterdessen im Walde gewesen, nach der Behrsenschen Seite hin, sehr weit, den ganzen Nachmittag über."

*) Das Geschichtchen spielt in Kurland. D. Red.

Arm in Arm verließen die Mädchen das Zimmer und das Haus, den vorzuschützenden Spaziergang nun mit allem Eifer unternehmend.

Unterdessen saß das vielbesprochene Fräulein von Schlippenthau mit einer Lektüre beschäftigt in dem hübschen Salon des stattlichen Mattenthaler Hauses, ahnungslos, daß während der letzten Stunden ihre Persönlichkeit es gewesen, welche einen ganzen Kreis junger lustiger Herren beschäftigte. Wie anziehend diese Persönlichkeit sei, das ahnten die Herren Studenten sicherlich nicht. Hatte doch bis jetzt niemand die junge Dame zu Gesicht bekommen. Ob man's dem Doktor, dem einzigen, der Zutritt auf Mattenthal hatte, aufs Wort glauben sollte, daß die fremde Einsiedlerin schön sei? Wer weiß, welch wunderlichen Geschmack der Mediziner entwickelte, darum galt es sich zu überzeugen.

Briggis schlanke Hand spielte mit den vollen gelbglänzenden Haarsträhnen, die in freien Locken über die Schultern fielen. Lange Locken waren freilich längst nicht mehr Mode, aber danach fragte Briggi wenig.

„Mode ist was hübsch ist, und was mir steht“, pflegte sie zu sagen, und dabei lachte sie, daß die schimmernden kleinen Zähne zum Vorschein kamen, und Du kaum wußtest, ob Du das süße Gesicht lieber hättest, wenn es so ernst frauenhaft dreinschaute, wie vorhin oder ob ihm der Ausdruck fröhlicher Schelmerei hübscher anstände. Ja, Briggi von Schlippenthau war eine wirkliche kleine Schönheit.

Beim Eintritt der Bonne blickte sie langsam von ihrem Buche auf. „Was giebt's Fräulein Minna? Ein Brief? — für mich? — es ist ja kein Posttag heute“, und sie streckte zögernd die Hand nach dem hingehaltenen Schreiben aus.

„Ein Bote von Brunnersdorf, eine Antwort sei nicht nöthig.“

„Schon gut“, und während die Bonne das Zimmer verließ, betrachtete Briggi nachdenklich die feinen Schriftzüge und die Namenschiffre auf dem Umschlag. Dann öffnete sie, und beim Lesen überflog ein Ausdruck unverkennbaren Staunens, dann des Verdrusses, und zuletzt des Muthwillens ihr Gesicht. Der Brief lautete:

Mein liebes fremdes Fräulein! Wir sind Nachbarn, wir sind beide jung, wir sind beide Mädchen und darum müssen wir Bundesgenossinnen werden. Sie sind, ohne es selbst zu wissen, eben in die seltsame Lage versetzt, einer Bundesgenossin zu bedürfen, und da sich schwerlich in dieser Gegend eine bekannte bieten dürfte, so nehmen Sie mit einer unbekannten fürlieb. Jetzt kommt die Ursache, wegen welcher ich schreibe.

Bei uns auf Brunnersdorf weilt eine Anzahl Studenten, Freunde meines Bruders. Die jungen Leute haben miteinander eine Wette ausgemacht und Sie zum Gegenstand derselben gewählt. Es handelt sich darum, Sie, liebes Fräulein, zu Gesicht zu bekommen und zwar noch heute. Lassen Sie sich also weder durch Flehen noch durch Drohen erweichen, durch keine List betrügen, bleiben Sie unsichtbar für jeden, der sich während des heutigen Tages bei Ihnen melden läßt, verlassen Sie sogar Ihr Zimmer nicht. Der kecke Musensohn ist imstande, Sie draußen im Freien aufzusuchen und zu

sprechen und das soll er nicht, er darf seine Wette nicht gewinnen! Er darf nicht! Ich heiße den Boten jagen, damit meine Warnung Sie zeitig erreiche, ich, die dieselbe schicke, bin

Marliese v. Rothenbeck.

„Marliese v. Rothenbeck“, wiederholte Briggi, „das muß ein gutes, kleines Mädchen sein, daß sie sich meiner annimmt und ich will ihre Warnung befolgen. Die Herren Studenten sollen nicht die Genugthuung haben, mich aus purer Neugier anstarren zu dürfen, es soll mich niemand zu Gesicht bekommen — und — halt ja, es geht, ich kann noch einen Spaß von der Sache haben, es gilt nur flink sein.“

Mit plötzlicher Lebhaftigkeit sprang sie auf. „Minna, Fräulein Minna!“ rief sie hell in das Nebenzimmer hinein.

„Gnädiges Fräulein, womit kann ich dienen?“

„Wo sind die Kinder“, fragte Briggi hastig?

„Mit Mademoiselle Hortense in den Park gegangen.“

„Gut, Fräulein, haben Sie Zeit für mich? Kennen Sie den Schlüssel zum Maskenkasten? Wissen Sie, ob eine schwarze Perrücke unter den Sachen ist?“

„Freilich vom letzten Theaterspiel, der gnädigen Frau ihre.“

„Können Sie mir einen Anzug der Wärterin schaffen? Gestreiften Rock, breite, weiße Schürze, schwarze, kurze Jacke und Schuhe, so große Lederschuhe, als Sie irgend auftreiben können, es gilt einen lustigen Scherz.“

Die Aussicht, ein Späßchen zu erleben, behagte der Bonne sichtlich. Eifrig betheuerte sie, in zehn Minuten sei alles Gewünschte zur Hand, und als nach Verlauf einer kleinen halben Stunde Briggi aus ihrem Ankleidezimmer heraustrat, da war die Veränderung, die mit ihrer Erscheinung vorgegangen, allerdings eine so völlige, daß an ein Erkennen nicht zu denken schien. Die langen hellen Locken steckten wohlverborgen unter der schwarzen Perrücke, welche glatt heruntergekämmt der Stirn eine lange, schmale Form verlieh. Die feingezeichneten Brauen erschienen unter der Tusche breiter und beträchtlich dunkler, und in den plumpen, schweren Kleidern vollends hätte niemand die schlanke, schmiegsame Gestalt vermuthen können. Und die Schuhe, — Briggi lachte hell und herzlich bei ihrem Anblick und vermochte sich nicht sattzusehen an den wunderlich bootartigen Füßen, deren sie sich für eine halbe Stunde bedienen sollte.

„Jetzt Fräulein Minna, geben Sie acht. Die Dienstboten sind ja wohl noch sämmtlich zu Krüger Jahns Hochzeitsschmaus im Kruge?“

„Ja, gnädiges Fräulein waren ja so gütig und haben allen miteinander bis abends acht Urlaub ertheilt. Ich meinte freilich gleich, alle dürfte man nicht fortlassen, es muß doch für vorkommende Fälle eine Menschenseele im Hause sein, wenn Fräulein aber befehlen, so kann ich —“

Briggi machte lächelnd eine abwehrende Bewegung.

„Nur niemand herbeirufen, Minna, es trifft sich sehr günstig so, thun Sie alles genau nach meinen Wünschen.“

Als die Bonne ihre Weisungen erhalten, begab sie sich vor die Hausthür, und schon nach einigen Augenblicken tauchte die lange,

schlottrige Gestalt des reisenden Handwerksburschen am anderen Ende des weiten Rasenplatzes auf. Wie müde und bestaubt der Kerl aussah! Briggi, die von einer Gardine verborgen am Fenster stand, lachte hell auf.

„Prächtig! Er scheint ein guter Komödiant, denn natürlich ist's der Erwartete, und ich zünde ein Feuer in der Küche an; Feuer anfachen verstehe ich so gut, er verfällt sicher nicht darauf, es sei ein Fräulein, das sich so geschickt dabei zu benehmen weiß", und vor lauter Vergnügen über die zu erwartende, heitere Situation, machte sie, dazu trällernd, einige rasche Tanzschritte in den Salon hinein.

Unterdessen war Bodenbach, denn er war es in der That, bis dicht zur Haustreppe herangekommen und trug jetzt, den schäbigen Hut in der Hand, in demüthigem Tone seine Bitte vor:

„Ein armer Reisender! Gnädigste Herrschaft schenken Sie mir doch ein paar Kopeken auf den Weg!"

Minna geschmeichelt, daß ihre niedlich gekleidete Person für das gnädige Fräulein gehalten wurde, hätte sich gern in den Augen des Burschen diese Würde angemaßt, aber in Anbetracht dessen, daß sie Briggi hinter dem Vorhang lauschend wußte, beeilte sie sich zu sagen:

„Die gnädige Herrschaft wird Euch wohl ein Almosen geben, wartet hier, ich will nachfragen."

Gleich darauf erschien sie abermals und hielt dem Wandergesellen einige kleine Münzen hin.

„Da, nun was wollt Ihr denn noch, warum nehmt Ihr denn nicht?"

„Ich bitte, schöne Mamsell, könnte ich nicht die Herrschaft sprechen, ich habe noch eine Bitte."

„Nichts da, für Landstreicher ist meine Herrschaft nicht zu sehen. Das kennt man schon, eine Bitte, ein Paar Stiefel, und hat man die, so verlangt man einen alten Rock, und dann Wäsche und hat nie genug! Einer macht's wie der andere. Habt Ihr Hunger, so mögt Ihr einen Teller Suppe haben. „Jule" rief sie in den Flur hinein, „Jule, führe den Menschen da, in die Küche und gieb ihm Brod und Speck und sieh, ob Du noch ein wenig von der Mittagssuppe des Handwerkertisches findest, meinetwegen kannst Du ihm die aufwärmen, er sieht wirklich sehr verkommen und verhungert aus."

Auf den lauten Ruf nach „Jule" war Briggi erschienen, so schwer und plump auftretend, als es ihr irgend möglich war. Mit gleichgiltigem Gesicht hatte sie den Befehlen zugehört, jetzt winkte sie dem Burschen, ihr zu folgen und schritt voran in die Küche.

„Da, setzt Euch, während ich Euch die Suppe schaffe", und sie stellte Brod und eine dicke Speckscheibe vor ihn hin. „Fangt nur an zu essen, bis ich die Bohnen aufwärme, das nimmt noch viel Zeit in Anspruch. Ihr eßt doch Bohnen?" und sie wandte sich bei der Frage plötzlich nach ihm um.

„Da ich kein Jünger des Pythagoras bin, gewiß", war die schnelle unbesonnene Antwort.

„Py—tha—go—ras?" fragte Briggi gedehnt und beide Arme in die Seite stemmend. „Seid so gut und sagt mir, was Ihr von Pythagoras wißt?"

„Nun — ich — als Reisender lernt man so mancherlei, ich habe einmal von ihm sprechen hören, nichts für ungut.“

„Und die Pythagoräischen Lehrsätze sind Euch ganz geläufig wie?“

„Ja ich bitt', was weiß denn die Mamsell von Lehrsätzen?“

„Ich — ich —“ stammelte nun Briggi, ihrerseits verlegen — „ja so, als Kindermamsell lernt man mancherlei, ich habe auch davon sprechen hören.“

Die kleinen, weißen Finger rollten unterdessen das Schürzenband, das Mädchen hatte den Vorsatz vergessen, die feinen Hände so viel als thunlich zu verbergen. Ein schnell aufleuchtender Blick Bodenbachs folgte ihr; hätte Briggi die Augen nicht niedergeschlagen, die unwillkürliche Bewegung der Ueberraschung in seinem Gesicht wäre ihr nicht entgangen. So jedoch kehrte ihre Unbefangenheit sogleich zurück. Sie kniete vor dem Feuerherd hin, schob mehrere Holzstücke hinein, und nahm jetzt ein Beil zur Hand, um sich geschickt einige kleine Tannenspähne herunterzuschnitzeln. Beim hastigen Bücken und den flinken Bewegungen mußte die künstlich versteckte Haarfülle sich etwas gelockert haben, denn — der junge Student that seine Augen weit auf, er beugte sich weit vor — ja wahrhaftig, er täuschte sich nicht, da stahl sich eine weiche gelbe, mattglänzende Locke unter dem großen Baumwollentuch hervor, das den Kopf der Kindermamsell bedeckte.

„O, erlauben die Jungfer, die Arbeit darf ich wohl verrichten?“ und mit elegant höflicher Verbeugung stand der russelige Geselle plötzlich neben Briggi und ohne die Erlaubniß abzuwarten, nahm er Holz und Beil und splitterte kräftig darauf zu.

„Genug! Genug! davon könnte ich ja die ganze Woche das Feuer zünden, aber nun laßt mich daran“, und mit geübter Hand hatte sie bald eine lustig flackernde Flamme zustande gebracht. Dann füllte sie einen großen Steinkrug mit Wasser und setzte ihn auf den Tisch vor den Mann. Mit unnachahmlich wehmüthigem Ausdruck betrachtete dieser das Gefäß, und in der Stimme klang unwiderstehlich komisches Bedauern, als er den Krug zum Munde führend sagte:

„Schade um den schönen Durst!“

Das war zu viel. Briggi lachte hell auf, daß die schimmernden Zähne hinter den rothen Lippen blitzten.

„Ihr sollt Bier haben, Wandersmann, im Augenblick!“

Unbegreiflich, wie sie jetzt so leise und leicht zu huschen verstand, während sie anfangs wie ein Elephant einhergetrottet war, daß der junge Student, seine Führerin mißtrauisch beobachtend, an seine alte, liebe Tante hatte denken müssen, die daheim den laut auftretenden Dienstmägden den Mahnruf zuzurufen pflegte: „Gewittert doch nicht mit den Beinen!“

Als die räthselhafte Kellnerin jetzt mit einem Schoppen voll schäumenden Bieres erschien, erhob sich Bodenbach unwillkürlich, und wieder folgte eine kavaliermäßig untadelhafte Verbeugung. Der Uebermuth blitzte aus Briggis Augen:

„Ja, wo habt Ihr denn Tanzstunden gehabt, daß Ihr gelernt habt, solch Kompliment zu machen?“

„Ich — ich habe einmal für einen alten Tanzmeister ein Paar Handschuhe genäht, und der Mann hatte kein Geld, da hat er mich statt der Bezahlung eine Verbeugung gelehrt."

Wieder lachte die Mamsell, und so reizend war dieser lachende Mund, daß Bodenbach fast seinen Nachsatz vergaß:

„Ich bin nämlich Handschuhmacher, muß die Jungfer wissen."

„Ein Handschuhmacher — das ist schön — da könnt Ihr mir ja gleich ein Paar anfertigen, weiße, mit acht Knöpfen."

„Sofort, wenn die Jungfer mir ihre Hand erlaubt, ich muß das Maß genau nehmen, und weiße? acht Knöpfe? — Schau das ist vornehm!"

Er sah, wie das Blut dem Mädchen in die Wangen stieg, trotz der künstlich erzeugten braunen Hautfarbe, er sah, wie es erschrocken die kleine Hand unter die Schürze steckte.

„Ja — dazwischen fahre ich nämlich mit der kleinen Herrschaft aus, ich bin ja Kindermamsell, da trage ich Handschuhe, aber laßt's nur jetzt, eßt nur Eure Bohnen, sie werden sonst kalt."

Und sie goß ihm eine Portion Suppe in die bereit stehende Schüssel, die genügt hätte, drei hungrige Soldaten satt zu machen.

„Ja, eine Strafe muß er haben", murmelte sie, während sie sich in der Speisekammer zu schaffen machte; „jetzt mag er zusehen, wie er mit der abscheulichen Suppe fertig wird. Ich bin überzeugt, Bohnen sind ihm ein Greuel, ebenso wie sie mir verabscheuungswürdig erscheinen."

„Nun, schmeckt's Euch? Ihr scheint keinen Hunger zu haben, wie?"

„Doch, verehrte Jungfer, ich kann nur nicht so geschwind essen, für einen so köstlichen Schmaus muß ich mir erst selbst Courage zusprechen. „Pacte, non dolet!" und mit Emphase zur Decke aufblickend, begann er zu löffeln, hastig, wie um rasch die Aufgabe zu erledigen.

„Sagt mir doch, Ihr habt wohl auch einmal einem Professor ein Paar Handschuhe gefertigt, und er hatte kein Geld, Euch zu bezahlen und lehrte Euch statt dessen Latein?"

„Ganz recht!" versetzte Bodenbach eifrig mit vollen Backen kauend, „es waren drei Paar, ein Paar waschlederne Reithandschuhe und zwei Paar dunkelgraue zum Spazierengehen. Aber braucht Eure gnädige Herrschaft keine Handschuhe? Das Fräulein, das so wunder-, wunderschön sein soll?"

„Was weiß Er denn von meinem gnädigen Fräulein?" fragte Briggi, jetzt plötzlich einen wegwerfenden Ton annehmend.

„O, ich meinte nur so, der Krüger aus dem Tilte Kruge, bei dem ich nach dem Wege forschte, der hat gesagt, Herr und Frau seien zwar verreist, aber es sei ein Fräulein da, ein Fräulein, schön wie ein Engel und jung sei sie, na überhaupt, und kurz und gut, sie ließe keinen Armen ohne Almosen fort. Aber der Jungfer scheint sie nicht sonderlich zu gefallen?"

„Unsereines, das schwarze Haare trägt, kann solch ein gelbes Geringel nicht leiden. Ich sage Euch, wenn's aufgethan ist, hängt's dem Fräulein bis da herunter, puh, wie Schlangen, aber das geht Ihn nichts an, esse Er nur!"

„Wenn's die Jungfer erlauben thät, ich möchte gar zu gern die

gute Suppe aufheben. — Du lieber Himmel, wann bekomme ich wieder so ein Essen?! Morgen, da bin ich wohl weit fort von allen Menschen, auf der öden Landstraße und nur trocken Brod nenn' ich mein eigen."

„Und Euren schönen Durst!"

„Ja und meinen schönen Durst und ich habe dann nichts, um ihn zu stillen. Schenkt mir eine leere Flasche Jungfer, ich fülle die köstliche Suppe da hinein und nehme sie mit für kommende Hungerjahre. — Darf ich?"

Briggi holte die Flasche, und während ihr Gast mit gutgespielter Besorgniß, nur ja kein Tröpfchen verloren gehen zu lassen, die Suppe hineingoß und ein rothgewürfeltes Taschentuch um die Bouteille wickelte, bemerkte Briggi, wie er mit jenem fragwürdigen Tuch zugleich, einen blitzenden Gegenstand aus der Tasche zog und derselbe zu Boden glitt. Der Student war so sehr in Anspruch genommen durch seine augenblickliche Thätigkeit, daß er das leichte Geräusch überhörte, das Mädchen indeß, wußte es durch eine gewandte Bewegung einzurichten, daß der Eigenthümer sein verlornes Gut nicht gewahr wurde.

„So, nun wäre ich einmal satt, nach langer, langer Zeit satt! Vergelt's Gott der gnädigen Herrschaft, und die Jungfer sei vielmal bedankt für das Feuer und die Mühe und die Wohlthat!"

Wieder eine Verbeugung, die dem alten Tanzmeister volle Ehre machte, Filz und Knotenstock zur Hand nehmend, schritt der „arme Reisende" zur Küche hinaus, über den Flur ins Freie und erst als seine Gestalt verschwunden war, wagte Briggi von Schlippenthau in ein unauslöschliches Gelächter auszubrechen. Sie schleuderte die groben Lederschuhe von den Füßen, streifte Tuch und Perrücke ab, und tanzte in den hochrothen, feinen Strümpfchen muthwillig auf den Steinplatten des Küchenbodens einen graziösen Walzer.

„Ich habe ihm zwar keine Handschuhe genäht, aber er hat mich doch tanzen gelehrt, der alte Tanzmeister."

Dann sich plötzlich auf das verlorne Kleinod besinnend, schaute sie sich suchend danach um. Richtig, da lag es ja noch. Wahrhaftig, ein Ring, ein Siegelring mit schönem Stein und eingegrabenem Wappen. Prüfend betrachtete sie dasselbe.

„Ja, das kommt nun davon, wenn man so dumm ist. Meinetwegen kann dies Wappen den Löwenecks oder den Finsterlohes oder den Prankenbergs gehören, ich habe keine Ahnung davon. Aber gut gravirt ist das Ding, es sieht nach einer Arbeit des alten Isaaksohn in Mitau aus." Sie behielt den Ring in der Hand, las die verstreuten Schuhe und Tücher auf, und eilte die Bonne aufzusuchen.

„Fräulein Minna, nun helfen Sie mir alle Spuren meiner Maskerade tilgen, und reinen Mund gehalten gegen jedermann, Sie verstehen doch zu schweigen?"

„Gnädiges Fräulein können sicher sein, daß ich nichts verrathe, gar nichts, und in der Küche räume ich auch sorgfältig alles fort, ehe die Leute wieder da sind."

* * *

Als Bodenbach, viel später erst als erwartet, bei seinen Kameraden eintraf, wurde er von diesen mit lautem Jubel und Hallo empfangen.

„Nun Wittgenstein, heran! Hast Du sie gesehen? Ist sie schön? Sprachst Du mit ihr? Wurdest Du beargwöhnt?"

„Gott schütz! So laßt mich doch zu Worte kommen. Wie soll ich denn erzählen, wenn Ihr sämmtlich redet. Also aufgepaßt! Nichts habe ich erreicht, nichts gesehen! Das Fräulein kam nicht zum Vorschein, ließ mir von einer Küchenfee eine Portion Suppe vorsetzen, die ich wohl oder übel hinunterwürgen mußte, das ist alles, — und Lucca hat seinen Sekt glänzend gewonnen. Lasse sich jemand mit eigensinnigen Frauen ein, das ist eine undankbare Sache!"

Lautes Gelächter folgte.

„Abgeblitzt, Feldmarschall, Alter, bisweilen erlebt man auch Niederlagen. Thut nichts, laß Dir die Laune nicht verderben."

„Laune verderben? Nicht die Probe!" lachte jetzt auch Wittgenstein, „der Sekt soll uns ebenso gut schmecken, ob wir nun die verwünschte Prinzessin zu sehen bekommen oder nicht. Lucca mache einmal Deinem Namen Ehre und singe Dein Paradelied von den „fünf mal hundert tausend Teufeln und dem Champagnerwein."

Lucca, als liebenswürdiger Wirth beeilte sich, dem Wunsche nachzukommen. Er schritt in den Salon, dem Flügel zu, ahnungslos, daß seine allerliebste Schwester und seine niedliche Cousine soeben in angstvoller Flucht das Zimmer verlassen. Die beiden Mädchen huschten geräuschlos über den Korridor in den Speisesaal. Hier waren sie sicher. Hier schlugen sie im Triumph die Hände zusammen.

„Hurrah, Lore! Gewonnen! Gewonnen! Er hat sie nicht gesehen, nicht gesprochen, wir waren schlauer und mein Fuchs war rasch. Ja, wer ein Mädchen überlisten will, der muß früh aufstehen."

„Où est la femme, wo steckt die Frau", trällerte Lore der frohlockenden Freundin statt aller Antwort entgegen.

* * *

Andern Tages sah das warme Frühlingswetter zu verlockend drein, als daß Briggi der Lust hätte widerstehen können, einen Spazierritt auszuführen. Da es Sonntag war, mochte sie niemanden von der Dienerschaft mitnehmen, die Leute sollten ihrer Phantasien halber keinen gestörten Feiertag haben. Trafalgar war ein frommes, wohlgerittenes Pferd, und Briggi keine wilde, kühne Reiterin. So durfte sie es wohl wagen, sich allein auf den Weg zu machen. Sie befahl das Thier zu satteln und nahm sich vor in den Wald hineinzureiten. Sie mochte sich zu gern von dem Zauber des Maitages umspinnen lassen. Nachdem sie ihre kleinen Lieblinge, die Nichten und Neffen, jeden einzeln vor sich aufs Pferd genommen und mit ihm die Runde um den Rasenplatz gemacht, nickte sie den Kindern zum Abschied zu, und ritt in kurzem Galopp die Allee hinunter. So lange sie sich auf der Landstraße befand, ließ sie das Pferd die rasche Gangart einhalten, als sie jedoch den Wald erreicht hatte, zwang sie das Thier zum gemächlichen Schritt, und bewegte sich nur langsam

auf dem anmuthigen schmalen Wege fort. Wie wundervoll war's, wie schattig und still! Jetzt that sich eine kleine Lichtung auf. Hier mußte es einen exquisiten Schnepfenstand geben, Briggi seufzte unwillkürlich bei dem Gedanken an dies von ihr so begehrte Vergnügen. Für diesen Frühling war's wohl nichts damit, wenn Schwester und Schwager heimkehrten, mochte es wohl schon zu spät im Jahre geworden sein für den Zug der Schnepfen, ja heute und morgen freilich, und vielleicht noch einige Tage, da würden sie noch streichen.

Sie schwang sich leicht aus dem Sattel, band Trafalgar an einen Baumstamm und ihr schleppendes Reitkleid über den Arm schlagend, bückte sie sich nach den weißen und gelben Anemonen, sie zu einem niedlichen Strauße windend, zum Schmuck für das schwarze Reitermützchen, das auf ihren Locken saß. Nach einer kleinen Weile gedachte sie den Heimweg anzutreten.

„Ruhig Trafalgar! Still, ich muß den Gurt fester ziehen, er sitzt so lose, daß der Sattel leicht zur Seite rutschen könnte. O, wie die Schnalle schwer zu handhaben ist — so, jetzt noch ein Ruck", aber o weh! der Gurt war gerissen. Was nun? Das Mädchen hielt das offenbar schon schadhaft gewesene Stück in der Hand. Anlegen ließ sich das jetzt nicht, da gab's keine andere Aushilfe, als das Pferd am Zügel führend, zu Fuße nach Hause zu spazieren, und das wäre ja auch kein Unglück, wozu zählte man denn achtzehn Jahre, wenn man nicht Kräfte genug für eine Fußwanderung hätte?

„Vier bis fünf Werst mögens sein bis nach Hause. Allons, Trafalgar!" und dem Thiere zärtlich den Hals klopfend, schritt sie neben ihm auf dem Waldwege fort. Dazu sang sie mit heller Stimme ein Lied, über dessen sinnlosen Text sie oft gelacht hatte. Wie es ihr nur jetzt gerade einfiel?

„Drei Lilien, drei Lilien, die pflanzt mir auf mein Grab — vallera."

„Da kam ein stolzer Reitersmann und brach die Lilien ab", gesellte sich eine klangvolle Baßstimme zu der ihren und zu gleicher Zeit tauchte ein wirklicher Reitersmann neben Briggi auf. Er lüftete höflich den Hut. Sein frisches, hübsches Gesicht trug den Ausdruck der betontesten Ehrerbietung, als er jetzt sein Pferd anhaltend, fragte:

„Kann ich der gnädigen Frau behilflich sein? ich sehe, das Reitzeug ist nicht in Ordnung. Darf ich mir erlauben, mich vorzustellen: Otto von Bodenbach."

Briggi sah mit lebhaftem Erröthen zu ihm auf.

„Danke", sagte sie einfach, Sie können ebenso wenig diesen Sattelgurt in Stand setzen, als ich dies vermag. Es ist auch nicht nöthig, ich kann gut die paar Werst nach Hause gehen."

Bodenbach schwang sich vom Pferde.

„Lassen Sie mich immerhin den Schaden untersuchen, gnädige Frau", und er machte sich eifrig am Reitzeug zu thun, von Zeit zu Zeit einen schnellen Blick zu ihr hinüberwerfend.

Tausend und noch eins! war sie hübsch! Die langen gelben „Schlangen", die ihr über die Schultern wogten, ja die Kindermamsell hatte nicht zu viel gesagt, als sie die Fülle des gelben Geringels beschrieb. Und welch prächtige graue Augen — und der Mund, ja, den

reizenden Mund kannte er schon von gestern her. Unwillkürlich seufzte er tief auf. Was sollte er nur thun? Wenn sie ihn erkannte, wie er sie? Aber das war kaum zu befürchten, sein zerzauster Bart, die falschen Brauen, die künstlichen Linien, die der lange Gabriel ihm ins Gesicht gezeichnet, und dann — gestern war das Haar glatt in die Stirn gekämmt, heute stark zurückgestrichen, — Otto hoffte seine große Unbefangenheit werde jeden aufkeimenden Verdacht in des Fräuleins Seele ersticken.

„Nun, läßt sich etwas thun?“ fragte Briggi jetzt.

Der Kavalier schüttelte den Kopf.

„Mit diesem Sattelzeug hier allerdings nichts, aber ich habe einen prächtigen Ausweg.“

„Da bin ich doch neugierig.“

„Ganz einfach, ich schnalle meinen Sattelgurt hier um den Rappen, und die gnädige Frau reiten nach Hause.“

„Und Sie?“

„Ich? ich gehe meiner Wege. Es erscheint mir durchaus passender, daß ich, mein Pferd am Zügel führend, die Strecke zu Fuße zurücklege, als daß die gnädige Frau solches zu thun gezwungen ist. Dagegen läßt sich doch nichts einwenden“, und mit behenden Fingern begann er seinen stattlichen Braunen abzusatteln.

„Nein, Herr von Bodenbach, o nein, das sollen Sie nicht. Ich mag nicht gern, daß ein fremder Herr meinetwegen zu Fuße geht, ich nehme keine Ritterdienste an.“

„Aber gnädige Frau, ich bitte Sie —“

„Ich bin gar keine gnädige Frau, ich bin Briggitte von Schlippenthau und wohne in Matteuthal. Ich hab's höchstens fünf Werst bis dahin, das heißt, ich taxire so ungefähr, denn ich bin nicht recht vertraut mit der Gegend.“

Er verbeugte sich tief, als sie ihren Namen nannte, und zwar in durchaus anderer Weise als gestern, denn ihm fiel rechtzeitig ein, sein Kompliment, das unter seinen Kameraden berühmt „apart“ war, könne ihn am Ende verrathen. Diesen ungeschickten Bückling von jetzt hatte das Fräulein gewiß nie und nirgends gesehen.

„Nun, warum gehorchen Sie mir nicht? Lassen Sie ihren Gaul gesattelt! Sie dürfen nicht denken, ich ändere meinen Sinn, ich hätte nur Redensarten machen wollen, das verstehe ich nie und nirgends. Uebrigens“, schloß sie lächelnd, „ich danke Ihnen vielmal für Ihre Gefälligkeit.“

„Das trifft sich seltsam“ erwiderte der junge Mann, ihr in die Augen blickend, „auch ich habe die Eigenthümlichkeit, meinen Sinn nicht so bald zu ändern. Ich habe mir vorgesetzt nach Hause zu gehen und das thue ich nun, wenn Sie mir nicht die Gunst gewähren wollen, Sie nach Mattenthal zu begleiten. Darf ich? — Eine Dame allein auf der Landstraße, für ein paar Stunden, und ein Pferd an der Hand —, das ist keine ganz erwünschte Situation — gesetzt es käme ein Strolch daher, oder gar mehrere, und sie nähmen Ihnen den Rappen, Sie könnten doch nichts dagegen thun.“

„Nein, nichts“, sagte sie resignirt. „Ich würde nur rufen: Adieu Trafalgar!“

„Wenn Sie dagegen in Begleitung eines Mannes sind —"

„Ja, ja, kommen Sie nur mit, Sie dürfen. Aber sagen Sie mir zuerst, wie Sie denn hier in den Wald gerathen sind?"

„O, sehr einfach, ich bin von Brunnersdorf herübergeritten, um eine geeignete Stelle für den Schnepfenstand auszuwählen."

„Schnepfenstand" rief Briggi lebhaft, „Sie gehen auf den Schnepfenstand?" und ihre Augen glänzten vor Vergnügen.

„Mit Begeisterung! und theilt das gnädige Fräulein diese Passion?"

„Ja, ja wohl. Ich behaupte, man fühlt nie und nirgends die Frühlingswonne so voll und ganz, als auf dem Schnepfenstand. Da trinke ich lebendige Poesie in großen Zügen, da steckt mehr darin, als in einem ganzen Bande lyrischer Gedichte. Ich mag so gern lauschen auf all' die Töne rund umher im abendlich durchglänzten Walde, und wenn die Schnepfen kommen, mit schwerem, quarrendem Flügelschlage — es ist zu hübsch — und alles, was der Frühling mir zu sagen hat von Lachen und Weinen, das hat er mir immer und stets auf dem Schnepfenstande ins Ohr geflüstert."

Mit glänzendem unverwandtem Blicke hatte er sie angesehen.

„Da sollten wir miteinander hin, gnädiges Fräulein."

„O nein, das nicht. Vielleicht, daß meine Geschwister bereits in den nächsten Tagen heimkehren, wenn nicht, gebe ich das Vergnügen für dieses Jahr auf."

Und heiter plaudernd schritten sie nebeneinander her, — es war merkwürdig, wie gut es sich mit dem jungen Manne reden ließ, besonders wenn er ernsthaft sprach, gefiel er Briggi ungemein. Er hatte von Mutter und Geschwistern erzählt, von den kleinen Brüdern, die er auf der Schulter reiten ließ, und das junge Mädchen, das ein warmes Herz für Kinder hatte, hörte mit sichtlichem Gefallen zu. — Und dann berichtete Herr von Bodenbach von seinen Studien, und schilderte das Anziehende der Vorträge des einen oder andern Professors in so beredten Worten, daß seine schöne Gefährtin, ihn groß ansehend, offenbar ganz gefesselt wurde von seinen Mittheilungen.

Die beiden Wanderer waren äußerst erstaunt, als sie das Reiseziel durch die Bäume schimmern sahen.

„Ah, schon in Mattenthal", rief Briggi aus, „die Zeit ist mir so rasch vergangen, ob es auch fünf Werst gewesen sein mögen, am Ende sinds nur zwei, die wir zurückgelegt?"

„Ich schätze mich sehr glücklich, das gnädige Fräulein nun in Sicherheit zu wissen und bitte um Erlaubniß, mich verabschieden zu dürfen."

„Nein, noch nicht. Erst satteln Sie ordentlich und sitzen auf, so lange warte ich noch hier, ich muß sehen, daß Sie wirklich fortreiten, am Ende führen Sie Ihren Einfall aus und gehen zu Fuß."

Er lachte. „Wir haben ja jetzt beide unsern Willen durchgesetzt und eine Promenade gehabt, nun bin ich befriedigt."

„Sehr vielen, guten Dank für Ihren Schutz", sagte sie freundlich, ihm die Hand hinhaltend.

Er nahm sie behutsam einen kurzen Augenblick in die Seine, dann lüftete er den Hut und sprengte davon.

* * *

In den nächsten Tagen wurden Briggis Gedanken vollständig in Anspruch genommen, durch die endlich erfolgte Heimkehr ihrer Schwester, die den genesenen Gemal nach Hause geleitete. All die Freude des Wiedersehens, das gegenseitige Fragen und Mittheilen des während der Trennung Erlebten, ließen die kleine Episode mit dem Handwerksburschen und die Begegnung im Walde völlig zurücktreten in Briggis Gedächtniß. Als aber nach Verlauf einer halben Woche Frau von Hilfeneck das junge Mädchen aufforderte, sie zu einem Besuche nach Brunnersdorf zu begleiten, da erinnerte sie sich mit Vergnügen daran, daß es ja Brunnersdorf sei, wo ihr liebenswürdiger Beschützer von neulich weile, — und Himmel! das hätte sie fast vergessen, der verhängnißvolle Siegelring befand sich ja noch in ihren Händen. Den Eigenthümer desselben, den übermüthigen Studenten, der es gewagt hatte, sie zum Gegenstande einer Wette zu machen, hatte sie, nach dem Warnungsbriefe Marliesens zu schließen, ja ebenfalls in Brunnersdorf zu suchen. Ja, dem wollte sie eine Strafe ersinnen. Sie ahnte nicht, daß beide Persönlichkeiten, die sie beschäftigten, in Otto von Bodenbach vereinigt seien. Als sie den schönen Kavalier im Walde getroffen, hatte nichts, gar nichts, sie an den strolchhaft aussehenden Reisenden gemahnt. Während der kurzen Fahrt ließ Briggi sich von der Brunnersdorfer Familie erzählen, von Marliese, der einzigen Tochter, von Lore, der Cousine, die aus der Stadt zum Besuche anwesend, von dem prächtigen alten Hausherrn, der seine um vieles jüngere Frau auf den Händen trage.

„Und ist kein Sohn da?“ fragte Briggi.

„Freilich, der Franz, ein lieber Junge, der seine Studien vor einem Jahre begonnen. Er hat eine ausnehmend hübsche Tenorstimme, wir wollen ihn bitten, uns heute Abend einige Lieder zu singen.“

Der Wagen hielt. Frau von Hilfeneck ward als alte, lang vermißte Bekannte aufs herzlichste willkommen geheißen und Briggi mit Enthusiasmus aufgenommen.

„Das ist nämlich reizend, daß Sie da sind“, rief Marliese, dem neuen Ankömmling beide Wangen küssend. Wir sind so wenige junge Mädchen hier in der Gegend, wir können Succurs brauchen, sonst werden die Herren gar zu übermüthig, wenn sie sich so viel stärker vertreten sehen. Wissen Sie, Fräulein Briggi, ich habe mich schon sehr auf Sie gefreut, eigentlich „furchtbar“ gefreut. Ich konnte es gar nicht erwarten, daß Sie endlich aus Ihrer Klause kämen. Ja, und Lore habe ich auch schon viel von Ihnen erzählt, nämlich alles das, was ich durch den Doktor weiß.“

Briggi lachte. „Sie sind so freundlich Marliese, das ist hübsch von Ihnen, und jetzt brauchen Sie des Doktors Auskünfte nicht mehr, jetzt bin ich gern bereit selbst Rede zu stehen auf alle Ihre Fragen.“

Die jungen Herren traten ein, überrascht stehen bleibend bei dem unerwarteten Anblick von Briggis Erscheinung.

„Mein Sohn Franz“, stellte die Hausfrau vor, „Baron Finsterloh, Herr von Tiefenfurth, Herr von Burgdorf, Herr von Hellstein, Baron Bodenbach.“

Briggi ließ ihre Augen leicht über die Gruppe gleiten. Welcher von allen mochte nun den Handschuhmacher gespielt haben, gewiß der

lange, braune dort, nun, das würde sich ja bald zeigen, der Ring würde es schnell genug offenbaren. Marliese danach zu fragen, trug sie eine gewisse Scheu, sie mochte ihren Verkleidungsscherz nicht eingestehen, glaubte sie doch sicher, völlig unerkannt geblieben zu sein.

Nach eingenommenem Mittagsmahl begab sich das junge Volk sämmtlich in den Park.

„Wir gehen in den Birkenpavillon“ entschied Marliese, „Mama schickt uns den Kaffee hin.“

Als die ganze Runde vollzählig war, glaubte Briggi den Augenblick für ihr Vorhaben benützen zu müssen.

„Denken Sie nur Marliese“ begann sie, „in unserer Küche in Mattenthal ist vor einigen Tagen ein Siegelring gefunden worden, ein Herrenring offenbar, nach Größe und Form zu schließen. Wem mag er nur gehören? Ich bin in der Wappenkunde sehr unbewandert, hier unter den Herrschaften findet sich gewiß jemand, der Bescheid weiß, ich habe den Ring mitgebracht.“

„Lassen Sie sehen, gnädiges Fräulein!“

„Bitte, wollen Sie erlauben.“

„Ich kenne ziemlich alle Familienwappen.“

„Wir wollen es schon herausfinden.“

So lauteten die bereitwillig ertheilten Antworten. Briggi aber legte den Ring in Marliesens Hand. Diese betrachtete ihn kopfschüttelnd.

„Ja, mir ist dies Wappen fremd, bitte meine Herren“, und gab den Ring weiter.

„Donnerwetter, Dein Wappen Wittgenstein, sieh doch!“

„Und das ist ja auch Bodenbachs Siegelring, welch seltsamer Zufall.“

„Da sieh einmal selbst Feldmarschall.“

Bodenbach nickte. „Ja wahrhaftig! Ich hatte den Ring schon seit einigen Tagen vermißt.“

„Und Sie haben nichts davon gesagt“, rief Marliese.

„Ich mochte nicht Lärm schlagen. Es fällt so leicht ein Verdacht auf die Hausleute, wenn Sachen von Werth verschwinden, und mir liegt es sehr fern, irgend jemand anders anschuldigen zu wollen, als meine eigene Nachlässigkeit. Ich habe den Ring wohl beim Reiten oder Schießen vom Finger gezogen, in die Tasche gesteckt und nicht weiter daran gedacht, so mag er leicht beim Reinigen der Kleider herausgefallen sein.“

„Aber wie kommt er nach Mattenthal?“ warf Marliese ein.

„Offenbar ist der Ring gestohlen worden“, meinte jetzt Briggi, „in voriger Woche ist ein recht verkommen aussehender Mensch mit einer Landstreicherphysiognomie auf dem Hof gewesen, ein reisender Handwerksbursche, der hatte gewiß den Ring gefunden und an sich genommen.“

„War er denn in Ihrer Küche, Briggi?“ fragte Marliese mit gut gespieltem Erstaunen.

„Ja, die Dienstboten gaben ihm ein wenig Suppe. Der arme Kerl soll förmlich ausgehungert gewesen sein, er hat mit der größten Gier und Hast gegessen.“

Ein allgemeines schallendes Gelächter folgte dieser Bemerkung, in das Bodenbach, wenn auch etwas gezwungen einstimmte. Briggi sah sich verwundert um.

„Ja, meine Herren, was giebt's denn da so überaus Komisches an meinen Worten. Erscheint es Ihnen so äußerst lächerlich, daß in Mattenthal hungrige Bettler gespeist werden?"

„Bitte tausend Mal um Vergebung, gnädiges Fräulein", beeilte sich Lucca zu sagen. „Unsere Heiterkeit galt einer Reminiscenz aus Wittgensteins, wollte sagen Herr von Bodenbachs Leben; wir werden durch den Bericht des Fräuleins lebhaft an diesen Vorfall erinnert."

„War der Herr von Bodenbach vielleicht einmal Handschuhmachergeselle?" fragte Briggi zurück, und ihr Blick streifte den Schuldigen mit so kühler Geringschätzung, daß der arme Wittgenstein das Blut ins Gesicht steigen fühlte. Rothenbeck sah sich nach ihm um.

„Handschuhmacher", wiederholte er völlig erstaunt, „nein, daß ich nicht wüßte. Die Bodenbachs sind ein so altes Rittergeschlecht, daß sie stets nur herrschende, nie dienende Stellungen eingenommen."

„Und die Ritterlichkeit gegen Frauen zählt wohl auch zu den Diensten, deren sich so stolze Herren nie befleißigen, wie?"

Wittgenstein biß sich in die Lippen. Franz von Rothenbeck wurde es plötzlich klar, daß die lustige Wette verrathen, und seiner Schwester einen Wink gebend, brachte er das Gespräch geschickt auf einen andern, völlig harmlosen Gegenstand. Marliese eilte, ihm zu Hilfe zu kommen und schlug vor einen gemeinsamen Gesang auszuführen, oder besser wäre es noch, wenn die Herren ihre Quartette vortrügen. Unter den Klängen von „Mädchen mit dem rothen Mündchen" und „Still ruht der See" war denn die Mißstimmung auch bald verflogen, und die kleine Gesellschaft wieder heiter, mit Ausnahme von Briggi und Bodenbach, die beide, trotzdem sie sich äußerlich nichts merken ließen, eine schwere Enttäuschung niederzukämpfen hatten.

Als die Mattenthaler Gäste abends fortgefahren, bemächtigte sich Wittgensteins eine ganz verzweifelte Stimmung. Wie ein Unsinniger lief er die lange Allee im Parke auf und nieder. Er schlug sich vor die Stirn und nannte sich selbst mit sehr wenig schmeichelhaften Namen.

„Da haben wir nun die Geschichte", murmelte er, „jetzt ist alles zu Ende! Die süße, reizende, kleine Briggi, in die ich mich sterblich verliebt habe, die ist mir nun für immer verloren. — Meine verwünschte, übermüthige Keckheit! jetzt hat sie mir einen Streich gespielt, an den ich zeitlebens zu denken habe! Konnte ich nun nicht ruhig abwarten, bis die schöne Prinzessin herkäme? Jetzt muß ich den kleinen Triumph, meinen Willen durchgesetzt zu haben, theuer bezahlen, denn sie weiß alles, zweifelsohne, der abscheuliche Siegelring macht's ja sonnenklar. — Verzeihen wird sie mir nie, und nie wieder werde ich sie so gut und lieb sehen, wie im Walde, — die kleine Fee!" — und er seufzte tief auf.

* * *

Nach Verlauf etlicher Tage führten die Brunnersdorfer ihre hoch und heilig versprochene Absicht nach Mattenthal zu kommen aus und

erwiderten den Besuch der freundlichen, so lang entbehrten Nachbarn. Selbstverständlich schlossen sich alle Gäste, mithin auch Bodenbach den Hausbewohnern an, und so war die nun auf Mattenthal versammelte Gesellschaft ganz die gleiche, wie Brunnersdorf sie vor einigen Tagen beherbergte.

Nachdem die Jugend sich längere Zeit hindurch mit dem so beliebten Reifenwerfen beschäftigt hatte, sollte dieses Spiel durch einen ruhigeren, weniger ermüdenden Zeitvertreib abgelöst werden, und die jungen Damen, denen man die Bestimmung desselben überlassen, ordneten an, daß Blumensträußchen zur Abendtafel gebunden werden sollten. Im Garten gab es außer Aurikeln und Hyazinthen noch wenig bunten Schmuck, daher commandirten die Mädchen ihre Schaar in den Park.

„Sehe jeder, was er finde, sehe jeder, wie er's binde", meinte Lore, „groß brauchen die Sträußchen nicht zu sein, wilde Veilchen, Himmelsschlüssel und Anemonen geben ein allerliebstes Gemisch. Wir wollen einmal sehen, ob die Herren Studenten Glück und Geschmack entwickeln."

Unter Scherzen und Plaudern trennten sich die jungen Leutchen, sich hierhin und dorthin zerstreuend in der ausgedehnten Parkanlage. Briggi, die die Blumenplätze am besten kannte, hatte sich weit fort begeben, um das Material zu ihrem Strauße zu finden. Sie wußte eine versteckte Stelle, an der die echten, duftenden Veilchen standen, die sollte niemand aufzuweisen haben, als sie. Und dann war's ihr auch recht, ein halbes Stündchen allein sein zu können. Heute, wo sie Bodenbach wiedergesehen, kam es ihr zum Bewußtsein, wie schmerzlich es ihr im Grunde war, ihn nicht als den feinfühlenden Mann betrachten zu dürfen, als welcher er ihr im Walde erschienen. Er hatte ihr so gut gefallen, sie hatte solch ein sicheres Gefühl des Vertrauens ihm gegenüber empfunden, und nun war das alles Täuschung. Sie ließ sich einen Augenblick auf die Bank von Birkenstämmen nieder. Vor ihr lagen die gesammelten Blüten, aber sie band sie nicht zum Strauße; sie stützte den Kopf in die Hand und sah in Träumen versunken vor sich hin. Sie überhörte Bodenbachs Schritt, sie sah ihn nicht eher, als bis er vor ihr stand.

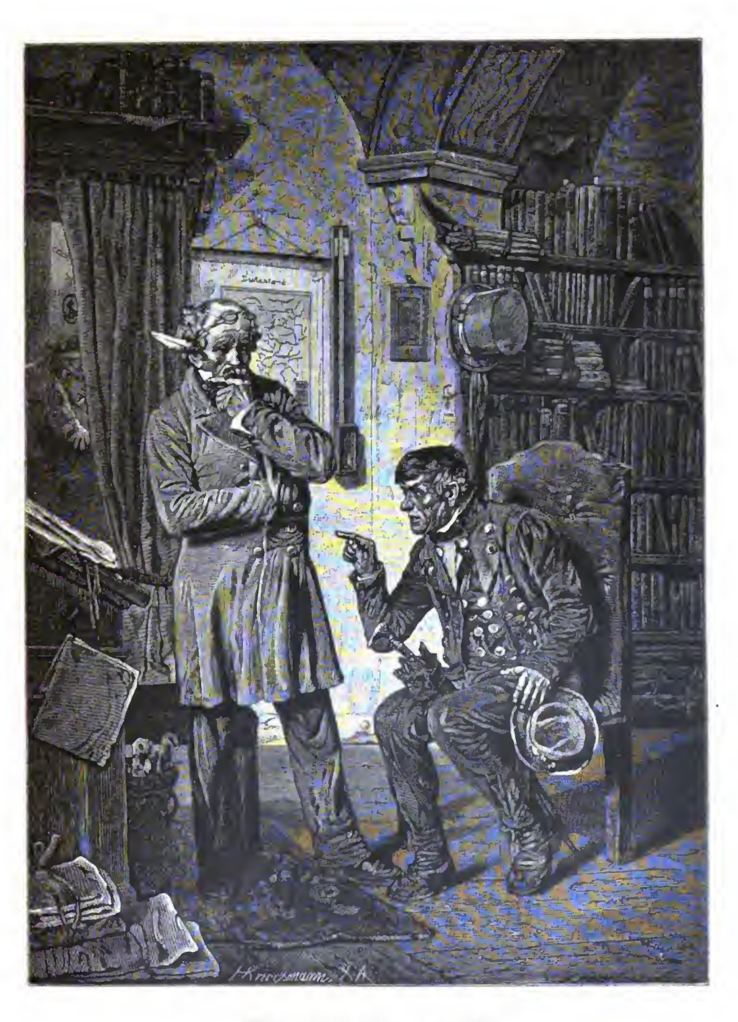
„Fräulein Briggi", bat er weich, „o, nicht doch, gehen Sie nicht fort, seien Sie gnädig, verzeihen Sie einem reuigen Sünder! O, Fräulein Briggi, es ist ja wahr, ich bin ein unritterlicher Kerl gewesen, ich gestehe es ein! Ich will Vergebung Briggi, Ihre Vergebung!"

Er kniete vor ihr nieder und faßte ihre beiden Hände, mit bittenden, warmen Blicken zu ihr aufschauend.

„Ich war stets ein wilder Geselle, keck und übermüthig, das kleine Abenteuer reizte mich. Briggi, ich kannte Sie ja nicht, ich wußte nicht, wen ich in mein Spiel zog!"

Sie versuchte ihre Hände zu befreien.

„Es ist ganz gleich, Herr von Bodenbach, ob Sie die Dame kannten oder nicht. Es war sehr häßlich von Ihnen, daß Sie ein Mädchen, von dessen schutzloser Lage Sie unterrichtet waren, zum Gegenstand Ihrer Wette machten. Ich könnte vor Zorn weinen, wenn ich daran denke, mit welch triumphirender Miene Sie hinterher Ihren



Eine wichtige Angelegenheit.

Nach einem Originalgemälde von H. Kotschenreiter.

Kameraden unsere Zusammenkunft geschildert hätten, und welch' demüthigende Rolle ich dabei gespielt hätte, wenn, — wenn Sie Ihre Absicht erreicht, und mich gesehen und gesprochen hätten."

Ein halbes Lächeln überflog seine Züge.

„Fräulein Briggi, ich bin nicht ganz der schlechte Mann, für den Sie mich halten. Weiß ich es doch lange, daß ich das Glück hatte, Ihnen an jenem Nachmittage begegnet zu sein, wurde es mir doch in der ersten Viertelstunde klar, wen ich vor mir hatte, wer mir das Feuer anzündete, wer mich mit der Suppe bewirthete, — da, — zum Beweise meiner Worte, es ist ein neues Verbrechen, das ich damit eingestehe, ich will aber eine volle Beichte ablegen, um auf eine volle Vergebung hoffen zu dürfen, — hier —"

Er hatte ihre Hände losgelassen, und hastig sein Taschenbuch hervorgezogen. Er entnahm demselben ein kleines Medaillon, das geöffnet ein Streifchen goldblonden Haares sehen ließ.

„Da, das habe ich geraubt, während Sie vor dem Herde knieten, Briggi, die Locke hatte sich hervorgestohlen, ich schnitt mit einer Taschenscheere dies Ringelchen los. Es ist mein höchster Schatz, mein Talisman", und die Locke küssend, barg er die Kapsel an seiner Brust. „Briggi, glauben Sie, nachdem ich Sie gesehen, auch nur in der abscheulichen Verkleidung gesehen, ich hätte mein Spiel fortführen können? hätte Ihren Namen, Ihre Person irgend welchen Bemerkungen meiner Kameraden aussetzen können? Ich hätte jeden zu Boden schlagen mögen, der ein Wort gewagt, ich erklärte sofort meine Wette für verloren, berichtete der Wahrheit gemäß, ich sei in der Küche gespeist worden, und hätte vergebens um Audienz bei dem gnädigen Fräulein von Schlippenthau nachgesucht. Nun wissen Sie alles und nun verzeihen Sie mir, liebe, süße Briggi! O, wenn Sie wüßten, was ich gelitten in diesen Tagen, seit Sie mir Ihre Verachtung zu fühlen gegeben. Ich bin ein anderer geworden, einer, der alle tollen Streiche bei Seite thut. Briggi, ich habe Sie ja lieb, um alles in der Welt, seien Sie mir nur ein klein wenig gut!"

Seine Stimme bebte, die Lippen, die sie auf ihrer Hand fühlte, zitterten.

„Ich muß ja wohl vergeben, wenn, — wenn Ihnen so viel daran liegt, Herr von Bodenbach, und vielleicht könnte ich Ihnen mit der Zeit auch ein wenig gut werden, — wenn ich sehe, daß Sie wirklich ein ganz vernünftiger Mann geworden. Sind Sie nun zufrieden?"

Wieder küßte er ihre kleinen Hände.

„O Dank, heißen Dank, Briggi, Sie sollen bald schon Gelegenheit haben, sich von meiner Umwandlung zu überzeugen. Johanni absolvire ich mein Schlußexamen und trete mein väterliches Gut an, — und dann, im Herbste, darf ich dann kommen und mir ein süßes, seliges Versprechen holen?"

„Ja, dann dürfen Sie, Otto!"

Als die junge Gesellschaft sich eine Stunde später im Speisesaal versammelte, um einander die gegenseitigen Errungenschaften an Blumen vorzulegen, da waren es Briggi und Bodenbach allein, in deren

Sträußchen echte Veilchen prangten. Wo sie dieselben aber gefunden, das blieb ein Geheimniß.

* * *

Ein Jahr ist verflossen. Wieder ist's Mai, und wieder weilt eine zahlreiche Gesellschaft in Mattenthal, gilt es doch eine fröhliche Hochzeit zu feiern.

Bodenbach hat sich bereits im Herbst in aller Form das Jawort der blonden, schönen Briggi geholt. Ehe er sie nun als sein junges Weib heimführt auf seinen Landsitz, sind alle die alten Kameraden und Freunde noch einmal munter zusammen.

Am Polterabend, nachdem Ueberraschungen mancherlei Art dem Brautpaare zu Ehren aufgeführt worden, treten als letzte in dem langen Maskenzuge zwei Gestalten hervor, die, ihrer Erscheinung nach, sehr wenig in den festlich geschmückten Kreis der Gäste passen: Der Handschuhmacher und die Kindermamsell! Sie stellen in ergötzlicher Weise die kleine Scene dar, die sich zwischen dem nunmehrigen Brautpaare vor Jahresfrist in der Mattenthaler Küche abgespielt. Zum Schlusse aber rufen die Studenten, Lucca an der Spitze: „Hoch Wittgenstein! hoch, unseres Feldmarschalls gewonnene Wette!“





Marie Scheffel.

Von A. Sulzbach.

Die ein Dichterleben sonnig erhellende und das Dichtergemüth anregende weibliche Liebe beschien nur spärlich den Lebensweg Joseph Victor v. Scheffels. Ein Hoffnungsstern, der ihm hier oder da einmal aufleuchtete, erlosch gar zu rasch und hinterließ nur Enttäuschung und Schmerz. Wohl war der erste Kuß der jungen Liebe auch von Scheffel geküßt worden; seine Cousine, Emma Heim, war seine erste Jugendliebe, aber nur zu bald sollte er in die Lage gesetzt werden, an sie sein wehmuthdurchzittertes Gedicht zu richten: „Behüet Dich Gott, es wär' zu schön gewesen; Behüet Dich Gott, es hat nicht sollen sein". Und als er, bereits ein Mann von wohlgegründetem Rufe, sich aus vielen ihm günstig erscheinenden Zeichen berechtigt glauben durfte, um die Hand eines liebreizenden Mädchens, Julie Artaria, zu werben, wurde die im Stillen genährte Hoffnung auf Liebesglück bitter getäuscht. Daß endlich das häusliche Glück, das er in der Verbindung mit Karoline v. Malzen gesucht, nicht lange währte, daß die Gatten, die sich nicht verstanden, eine Trennung als den besten Ausweg aus einem Irrthum ansahen, ist bekannt.

Aber ein Ersatz ward ihm; auch seinen Lebensweg verschönte, wenn auch nicht in langer Dauer ein holdes, weibliches Wesen, das ihn verstand, das mit ihm fühlte, seine Empfindung theilte und ihm manchen Schmerz der Gegenwart mit liebendem Herzen linderte, es war seine Schwester Marie.

Der Dichter Scheffel hat in Johannes Proelß einen Biographen gefunden, wie er selten einem Manne kurze Zeit nach dem Verlassen seiner irdischen Laufbahn zutheil wird. Rastloser Fleiß, feines Verständniß, umfassende Kenntniß und Beherrschung des Stoffes, Liebe zu seinem Helden und Liebe zur Wahrheit haben ein Werk geschaffen, das als ein Meisterwerk bezeichnet werden darf. Wer über den Dichter des „Ekkehard" Auskunft suchen will, wird zu Proelß' „Scheffels Leben und Dichtung" (Berlin, Freund & Jeckel. 1877) greifen müssen; er wird reichliche Belehrung finden.

In diesem Werke ist auch der Schwester des Dichters manche Seite gewidmet, und wir glauben uns den Dank der Leser zu verdienen, wenn wir an der Hand des Scheffelbiographen hier das Lebensbild einer der edelsten Frauengestalten Deutschlands nachzeichnen.

Marie Scheffel, die einzige Schwester des Dichters, hatte von der, wie Frau Rath zum Fabuliren gut beanlagten Mutter, Schönheit und geistige Frische geerbt. Sie war eine treue Spielgenossin des frühreifen und geweckten Bruders und bildete mit ihm zusammen das dankbare Publikum, das spannend zur Mutter aufhorchte, wenn diese, die feinsinnige und geistig hochbegabte Frau, selbsterdachte Märchen den Kindern in der Geißblattlaube erzählte. Ein an der Tochter entdecktes Talent zum Malen wurde sorgfältig gepflegt, und unter der Leitung des Karlsruher Galeriedirektors Frommel brachte sie es zu selbstständigen Leistungen, welche das Lob des Meisters herausforderten.

Die günstige Entwickelung des Maltalents Mariens war nicht ohne Einfluß auf Scheffels Lebensgang. Auch er fühlte von erster Jugend an den Beruf in sich Maler zu werden; sein Wunsch scheiterte aber an dem Willen des Vaters, der den Sohn für die Beamtenlaufbahn bestimmte. Als er nun, da er im Herzen nie die Ueberzeugung aufgegeben, daß er als Beamter seinen Beruf verfehlt habe, der, als er bereits Rechtspraktikant geworden, an einen Freund schrieb: „Ich wollte oft, ich hätte nie ein corpus juris gesehen und wäre in München Maler geworden“, — als er während eines Ferienaufenthalts im Hause die Zeichnungen seiner Schwester bewunderte, kam die Sehnsucht nach dem Malerberufe mit unwiderstehlicher Macht über ihn, und Mutter und Schwester gelang es nach langem Kampfe, dem Vater die Erlaubniß für Joseph zur Reise nach Italien abzuringen, wo er sich zum Künstler ausbilden sollte. Er war damals 26 Jahre alt. Freilich kehrte er schließlich nicht als berühmter Maler heim, aber als berühmter Dichter.

Während der Bruder in Rom sich des sonnigen Italiens und des Umgangs liebevoller Genossen freute, verlobte sich Marie; doch nicht lange genoß sie des Liebesglückes, und sie hob kurz vor der Verheiratung die Verlobung auf. Bald darauf erkrankte sie, und die Nachricht davon riß den Bruder jählings aus dem Kreise der fröhlichen Gesellschaft, entrückte ihn dem blauen Himmel Italiens; der liebende Bruder hielt es für seine Pflicht, unverzüglich an das Krankenbett der Schwester zu eilen.

Kaum sind zwei Jahre verflossen, finden wir Marie, selbst im Herzen noch manchen schweren Schmerz tragend, an dem Krankenbette des Bruders als treue und aufopfernde Pflegerin. Der Dichter hatte sich überarbeitet, die Vorarbeiten zum „Ekkehard“ und die Fertigstellung des Romans hatten Ansprüche an seine Kräfte gestellt, die über alles Maß waren. Als er mit dem Werke fertig war, brach er zusammen, ein heftiges und schmerzvolles Kopfleiden stellte sich ein. Hier zeigte sich Marie in ihrer ganzen sittlichen Kraft, hier erkennen wir ihr edles großes Herz. Was sie damals that, was sie leistete, und wie sie es leistete, sagt uns am besten eine Stelle aus einem Briefe der Mutter an den Schloßhauptmann von Arnswald auf der Wartburg: „O wüßten Sie — was wir alles durchgekämpft, Sie hätten Mitleid mit uns. Ich

kann's nicht schreiben, wenigstens jetzt nicht. Es geht meist Marie an — viel schwere Kämpfe und als Endresultat — abermals keine Freude. Jetzt aber ist wieder Friede und Zufriedenheit — diese stille Seele will durchaus ihre eigenen Wege gehen — und wir lenken sie nicht ab. Oft hätte ich Ihren Rath, Ihre Meinung hören mögen, wir waren ganz rathlos. Aber nun ist alles wieder gut und die Kunst wieder der Zielpunkt ihres Strebens. Kaum daß hier die innere Beruhigung wieder hergestellt war, erkrankt uns Joseph, und während hier sein „Ekkehard" auf vielen Weihnachtstischen liegt, krankt der arme Autor an Kopfschmerz und Nervenreiz, der uns seit Wochen in qualvoller Spannung hält. Marie ist vollständig seine barmherzige Schwester. Nicht nur, daß sie den armen Kranken leiblich pflegt, muß sie auch alle geistigen Krankenphantasien des geliebten Bruders befriedigen, bald ist sie seine Vorleserin, bald muß sie dies oder jenes landschaftliche Erinnerungsbild aus Italien nach seiner Andeutung mit Kohlenstrichen ihm vergegenwärtigen, bald seine dichterischen Gedanken niederschreiben, da er selbst keine Feder und kein Buch anfassen soll. Mitten in meinen schweren Sorgen rührt und beglückt mich diese treue zarte Geschwisterliebe meines Kindes."

Der Beginn des Jahres 1856 sieht den Kranken auf der Besserung, aber die Genesung schreitet nur langsam voran. Das Gemüth des Kranken ist trübe, Befürchtungen eines langen Siechthums beschleichen ihn, vor aller „Schreiberei" empfindet er einen Ekel. Sobald er soweit gekräftigt ist, daß er Spaziergänge unternehmen kann, treibt die Sehnsucht nach Luftveränderung ihn aus der Vaterstadt, er siedelt nach Lichtenthal bei Baden-Baden über; dorthin begleitete ihn seine Schwester (Mai 1856). Man geht wohl nicht irre, wenn man die Schaffenslust und die neue Zuversicht, die jetzt in ihm wieder rege wurde, nicht der Luftveränderung allein zuschreibt, daß vielmehr die Pflege und der Umgang der Schwester auch ein redlich Theil zu dem günstigen Wechsel beitrugen.

Doch Scheffel hatte seine Kräfte überschätzt; solches Wandern und eine solche Reise, wie sie der Dichter unternahm, als er sich innerlich gekräftigt fühlte, war nicht die geeignete Nachkur für die schwere Krankheit, die er durchgemacht; er kam sehr krank wieder heim, und die Aerzte schickten ihn nach Rippoldsau, wohin Mutter und Schwester ihn begleiteten.

Nach seiner Genesung siedelte der Dichter nach München über; hier, wo er bereits als Student sich gute Freunde erworben, wo König Max einen Kreis bedeutender Künstler und Gelehrten um sich gesammelt hatte, hoffte er neue Anregungen zu finden und neue Thätigkeit zu entfalten. Aber er verlangte nach häuslichem Glück und Behagen. „Der eigene Herd ist doch das Beste auf der Welt, wann und wo werde ich den meinigen finden", hatte er noch kurz vor der Abreise an Otto Müller geschrieben. Da sich ihm nun die genialkünstlerischen Kreise Münchens willig öffneten, und er ein behagliches, künstlerisch reich angeregtes Leben in der Isarstadt erhoffen durfte, erstand in ihm der Wunsch, die künstlerisch reich begabte Schwester zu sich kommen zu lassen, damit diese, die so viel Leid mit ihm getheilt, die treue Pflegerin in der Zeit seiner Schmerzen, eines Glückes theil-

haftig werde, das die Künstlerin in Karlsruhe vergebens ersehnte. Nach einigem aus Rücksicht auf die Eltern geübten Zögern, nahm Marie die Einladung an.

Nicht nur für sie, auch für den Bruder war jene Zeit des Beisammenseins eine glückliche. Fand sie in dem Kreise hochbegabter Männer Anregung für ihren Wissens- und Künstlertrieb, so war es auch ihre Gegenwart, welche auf des Bruders Schaffen, auf die Ge-



Marie Scheffel.

staltungskraft seiner Phantasie befruchtend wirkte. Hatte er den Vormittag der Arbeit gewidmet, so gehörte er der Schwester die übrige Tageszeit an.

Das nach einer Lithographie gezeichnete Bild Mariens, den Illustrationen des Proelßschen Werkes entnommen, das dem Leserkreise dieses Blattes hier vorgeführt wird, läßt es ahnen, welch einen mächtigen Eindruck die hoheitsvolle Gestalt, deren Gesichtszüge Anmuth, Edelsinn und Geist verrathen auf alle jene bevorzugten Männer machen mußte, mit denen sie durch ihren Bruder in Verkehr trat.

„Alt und Jung“, schreibt Bodenstedt (Tägl. Rundschau, 22. April 1886), „waren von ihrer Erscheinung entzückt. Es ging wie ein Zauber von ihr aus, dem sich die Damen ebensowenig entziehen konnten, wie die Herren, und der auch merkwürdigerweise Neid und Eifersucht, die gewöhnlichen menschlichen Regungen bevorzugten Persönlichkeiten gegenüber, gar nicht aufkommen ließ. Einer flüsterte dem andern zu: „Welch ein entzückendes Geschöpf“. — Felix Dahn, auch ein Sodale jenes Kreises schreibt a. a. O.: „Schlank und hoch wie eine Schwarzwaldtanne, schön mit ihren prachtvollen goldbraunen Flechten, und von herzgewinnender, unwiderstehlicher Anmuth des Leibes und mehr noch, der Seele. Tief, innig, echt poetisch, ohne jedes sentimentale „Gethu“, wie wir an der Isar sagen, voll des köstlichen schalkhaften Humors, von unvergleichlicher Innigkeit, Sinnigkeit und angeborener Lieblichkeit jeder Bewegung, der Stimme, des Aufschlagens der langen Wimpern, des seelenvollen, hellbraunen Auges. Ich sehe noch — nach einem Menschenalter! — ihr reizendes Lächeln, wenn sie die alemannischen Gedichte Hebels oder — und das stand ihr am holdesten! — die kleinen Scherzgedichte ihrer Mutter in jener Mundart vortrug.“ Wie der Maler Professor Eduard Ille an den Verfasser unserer Scheffel-Biographie schreibt, wies Marie mehrere würdige Heiratsanträge zurück mit dem Ausspruch: „Von all' den Herren, die mich gern möchten, ist mir eben doch keiner so lieb, wie mein Joseph.“ Treffend sagt er von jener Geschwisterliebe, daß sie „vollkommen eine geistige, seelische Ehe genannt werden darf.“

Doch das Glück sollte nur von kurzer Dauer sein. Anfangs Februar wurde Marie von der Typhusepidemie, die in München wüthete, ergriffen, und am 18. Februar schon weinte die auf die Nachricht von der Erkrankung ihrer Tochter herbeigeeilte Mutter ihren herben Schmerz um die Verlorene in einem Briefe an ihren Freund Arnswald aus. „Sie war der Stern unsers Lebens“, schreibt die unglückliche Mutter, „mit ihr ist alles versunken, was Freude heißt, denken Sie die Kunst, Sie war es, die uns mit ihr verbunden, Sie vermittelte die Poesie und alle Künste mit dem schweren Gang unsers Werktaglebens, durch sie gewann alles Interesse, Reiz und Farbe. In einer Wüste hätte ich glücklich mit ihr sein können. Und die Natur! mit welchen Augen sah sie in Gottes Schöpfung hinein! Mit den Augen eines Engels. . . . Sie ist uns alles gewesen. O, und der arme Joseph, ihm ist in ihr, wie er immer klagt, die Schwester gestorben, die Freundin, die Rathgeberin, die Krankenpflegerin, sein bester Kamerad, sein Ideal reiner Weiblichkeit, sein Schutzengel. Alles, alles war sie ihm.“

Und für Scheffel selbst kam zu dem Schmerze um den großen Verlust, die marternde Selbstanklage. Dem Professor Ille äußerte er am Todesmorgen, wie er an Proelß in einem Briefe mittheilt: „Ich, ich bin allein die Schuld ihres Todes! Ich habe sie beredet und beschworen, hierher zu kommen in dieses Typhusnest, mitten in diesem kalten Winter, und hätten wir nicht miteinander die unselige Fahrt nach Staremberg gemacht, wo sie sich erkältete, so lebte sie noch!“ Der Tod der Schwester bildet einen Wendepunkt in Scheffels Leben; poetische Pläne, die das Bild der Schwester zum Mittelpunkte

hatten, mochte er nicht weiter ausführen, er fühlte sich gebrochen. Er schreibt später einmal darüber: „Ist es nicht ein Verhängniß, daß ich in München eine Arbeit begann, in der ich allen Glanz einer edlen, jugendschönen, der Kunst zugewandten Weiblichkeit in Gestalt von Titians Schülerin Irene schildern wollte und zu Marien sagte: Wenn was Gutes hineinkommt, ist's von Dir, aber sie muß früh sterben, die Gestalt meiner Dichtung! Jetzt kommt der Tod und reißt mir mein bestes Leben von der Seite, und ob ich je wieder eine Feder anrühren kann, weiß ich nicht."

Mariens Leiche wurde nach Karlsruhe übergeführt, wo sie unter lebhafter Theilnahme der ganzen Stadt beerdigt wurde.

Geliebt.

Herz, so voll Traurigkeit
Einst und so schmerzbeklommen —
Welch' eine Blütenzeit
Ist über Dich gekommen!

Aus Deiner Tiefe drängt
Ein wunderreiches Leben,
Das immerdar empfängt,
Um immerdar zu geben.

Wozu ein lichter Stern
Dich freundlich hat geleitet,
Das liegt so nah, so fern
Vor Dir nun ausgebreitet.

Ein Glücksland weit und breit
Wohin das Aug' sich wende,
Ein Meer an Seligkeit
Ohn' Ufer und ohn' Ende.

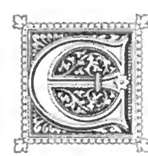
D. Saul.





Der Kumys und seine Werkstätten in den Steppen Rußlands.

Skizze von Heinrich Theen.



Es sind noch keine zwei Decennien verflossen, als mit einem Male die Kunde von einem Elixir geräuschvoll und lärmend durch die Welt erscholl, das so recht geeignet war und ist, das Leben zu verlängern und die Gesundheit zu erhalten. Es war kein geringerer, als Professor Justus Liebig, welcher die Menschheit beglückte mit der lungenheilenden Stuten- oder Steppenmilch und sie uns übergab unter der tartarischen resp. mongolischen Benennung „Kumys." Kennst Du, lieber Leser, dies vortreffliche Elixir? Nein? Nun, so wollen wir Dir's näher erklären und Dich hinführen nach den Werkstätten, wo dasselbe bereitet wird.

Unter Kumys versteht man gegohrene und noch in Gährung befindliche Milch von Stuten, ein geistiges Getränk, welches namentlich den Nomadenvölkern des südöstlichen und südlichen Rußlands während der heißen Jahreszeit fast ausschließlich als Nahrung dient. Um Kumys herzustellen, versetzt man die Stutenmilch zunächst mit altem Kumys, welcher als Ferment dient; jedoch kann man auch ein Gemisch aus Mehl, Honig und Bierhefe als Ferment benutzen, doch wirkt dies weniger sicher. Durch die Einwirkung des Ferments geht der Milchzucker der Milch zunächst in Fruchtzucker über, und dieser unterliegt dann der Gährung, d. h. er zerfällt in Alkohol und Kohlensäure. Die ganze Operation verlangt große Aufmerksamkeit und Sorgfalt; man hat auf die Temperatur genau zu achten, die gährende Milch von Zeit zu Zeit zu quirlen und sie in einem bestimmten Stadium des Gährungsprozesses auf Flaschen zu füllen. Der Kumys ist von Farbe milchweiß, riecht säuerlich, an den spezifischen Geruch des Pferdes erinnernd, schmeckt prickelnd, angenehm säuerlich, mit einem Nachgeschmack nach süßen Mandeln. Um ihn in diesem Zustand zu erhalten, muß er auf Eis aufbewahrt werden. Aber auch dann schreitet die Gährung langsam fort, bis endlich der Zucker vollständig zersetzt und der Kumys unbrauchbar geworden ist.

Die Kumyskur beginnt mit dem Genuß von zwei bis drei Glas und fordert im weitern Verlauf, daß der Patient täglich vier Flaschen und mehr Kumys zu sich nehme, sich also so gut wie vollständig mit Kumys allein ernähre. Bei diesem starken Konsum von Kumys tritt stets ein Gefühl der Sättigung ein, und das Bedürfniß nach fester Nahrung schwindet mehr und mehr. Dabei wird die Harnsekretion erheblich gesteigert, und das specifische Gewicht des Harns nimmt ebenfalls zu; anfangs zeigt sich ein leichter Grad von Trunkenheit, dann Abgespanntheit, Müdigkeit und Neigung zum Schlaf, welch' letztere während der ganzen Kurzeit fortzubestehen pflegt. Ganz constant tritt bei vier bis sechs Wochen langem Gebrauch des Kumys eine oft überraschende Zunahme des Ernährungszustandes ein. Derselbe tritt um so deutlicher hervor, je mehr das betreffende Individuum heruntergekommen war, und tritt auch in diesem Falle um so rapider ein. Die Gesichtsfarbe des Patienten bekommt ein rosiges Kolorit, der Gesichtsausdruck wird heiterer und belebter, in kurzer Zeit zeigt sich eine starke Fettablagerung und das Körpergewicht nimmt um ein Bedeutendes zu. Dieser Effekt kann nur durch die eigenthümliche Mischung der Kumysbestandtheile, welche, obwohl sie durch die Gährung manchen Schwankungen ausgesetzt sind, außer Wasser aus ca. 1,65 % Alkohol, 2,05 % Fett, 2,2 % Zucker, 1,15 % Milchsäure, 1,12 % fein vertheiltes Kaseïn, 0,28 % Salze und 0,785 % Kohlensäure bestehen, hervorgerufen werden.

Seinen großen Ruf verdankt der Kumys seiner Wirksamkeit gegen die Schwindsucht. Er ist zwar ohne erheblichen direkten Einfluß auf die lokalen Vorgänge im Lungenparenchym, aber er wirkt als vortreffliches Ernährungsmittel auf den Zustand des ganzen Körpers, und mit der Verbesserung desselben bemerkt man eine Abnahme des Fiebers, eine Beschränkung der Kurzathmigkeit wie auch eine Verminderung des Hustens und Auswurfs. Der Zeitpunkt der Kumyskur ist gekommen, wenn das Fieber niedrig und stark remittirend ist, resp. ganz fehlt, wenn zu der Abmagerung Blässe der Schleimhäute und der Haut sich gesellt und wenn die Arterienspannung gering ist. In ähnlicher Weise wie bei der Lungenschwindsucht soll sich der Kumys auch bei anderen kachektischen und anämischen Zuständen als vortreffliches Ernährungsmittel bewähren, so bei der gewöhnlichen Chlorose, bei Anämie nach Blutverlusten, nach profusen Eiterungen, anhaltenden Durchfällen, Bronchoblennorrhoe u. s. w.

Stahlberg, welcher zuerst in Moskau eine Kumystrinkanstalt errichtete, hat auch in Deutschland und Oesterreich das neue Heilmittel einzuführen versucht, welches ihm denn auch mehr oder weniger gelungen ist; außerdem wurde an mehreren Orten Kumys aus Eselinnen-, Ziegen- und Kuhmilch hergestellt, und dies Surrogat soll gleichfalls gute Dienste geleistet haben. Sollte der eine oder der andere meiner Leser sich einmal gelegentlich einen Kumys aus Kuhmilch herstellen wollen, so kann er dabei auf folgende Weise verfahren: In eine recht starkwandige Literflasche giebt man abgerahmte, schwach lauwarme Kuhmilch und 5—6 Löffel des vorher durchschüttelten Kumys-Extrakts, so daß die Flasche bis zu 3—4 Centimeter unter dem Kork angefüllt ist; dann stellt man sie einen halben Tag an einen Ort von 16—20° C.,

hierauf an einen kühlen Ort und schüttelt sie von Zeit zu Zeit um. Ungefähr zwei Tage nach der Mischung ist der Kumys zum Trinken geeignet. Eine dem Zwecke entsprechende und zur Darstellung eines Milchweins (eines dem Kumys in der Zusammensetzung und dem Geschmack nach ähnlichen Getränkes) geeignete Komposition ist folgende: 100 gepulverter Milchzucker, 100 Kartoffelstärkezucker, 300 Rohrzucker, 36 Kalibicarbonat und 33 Natriumchlorid werden in 600 kochendheißer süßer Molke gelöst, nach dem Erkalten mit 100 Weingeist gemischt und mit 100 flüssiger colirter Bierhefe versetzt. Die gut durchrührte Mischung wird in Viertel-Literflaschen eingefüllt und nach dichter Verkorkung an einem kühlen Orte aufbewahrt.

Wer von unseren Lesern möchte nun, nachdem er den Kumys und seine wirklich wohlthätigen, zuweilen überraschenden Eigenschaften näher kennen gelernt hat, nicht auch dessen eigentliche und ursprüngliche Werk- und Zubereitungsstätten in den Steppen Rußlands kennen lernen, um sich ein Urtheil über die Verschiedenheit des wahren und des nachgemachten, meist als „amerikanisches Präparat“ bezeichneten Heilmittels zu verschaffen!

Versetzen wir uns also zunächst mit der fröhlichen Jahreszeit, die jene Anstalten im Osten wie in der Heimat den Reigen der Bäder mit ihren Vergnügungen erschließt, in die Baschkiren- oder Kirgisensteppe, deren Gesundheitsmilch ja als die vorzüglichste und beste gerühmt wird, und wo jetzt auch der Barde der dortigen Landschaft allmählich zum Aufbruch rüstet und die schadhaften Filzdecken zum Aufbau der Kumysanstalten flickt, um der dem Winter verfallenen Gefangenschaft im Aule zu entfliehen und die Freiheit des Nomaden- und Hirtenlebens zu genießen.

Da erstehen dann in den den russischen Dörfern benachbarten, von der Natur gebildeten und von Bächen und Flüssen durchrieselten Hainen allmählich wieder blühende Gebüsche von Akazien, Geisblatt, Schneeball und Traubenkirschen, wie in der Steppe die Kibitken der Lager der Tabunenbesitzer — die eigentlichen Industriestätten des Kumys. Bald lebt man im vollen Genusse der ersten Hälfte der kurzen Sommersaison. Nach dem geräuschvollen und freudigen Leben zu urtheilen, ist freilich schon Hochsommer eingetreten. Es ist die Zeit der Ernte. In der Umgebung erblicken wir die Rosse zu hunderten im üppigen Grase sich wälzen oder im Flusse sich baden. Bald ist auf ihrem runden glatten Rücken die letzte Spur der mageren Winterszeit verwischt, die Stuten gleichen lebendigen Milchbereitungsmaschinen und geben nunmehr des herrlichen Getränkes im Ueberfluß, das nach erfolgtem Prozeß als Kumys in Massen getrunken und täglich in frischen und bedeutenden Quantitäten gewonnen und zu kurzer Gährung in lederne Behälter gefüllt wird, um sogleich in bedeutenden Mengen tagtäglich an die herbeigeeilten, in benachbarten russischen Ortschaften weilenden Patienten und an die russische Hautevolée zur gebräuchlichen Kur verabfolgt zu werden.

Um die Kibitken ruhen in nächster Nähe dampfende Kessel auf einfachen, aus Lehm und Steinbrocken kunstlos zusammengekleisterten Stützen über prasselndem Feuer und kochen vom Morgen bis in die dunkle Nacht, während der Sturm oder Nachtwind die Funken des

glimmenden, nie verlöschenden Herdes in die Luft emporbläst und in der dunklen Nacht als goldenen Regen wieder herabfallen läßt. Das weibliche Personal knetet Mehl und Wasser oder Milch und Mehl zusammen und bäckt und röstet breitgedrückte Teiglappen, und zahlreiche Kinder in allen Größen und beiderlei Geschlechts, ohne eine andere Bedeckung, als die der Schöpfer ihnen mit in die Welt gegeben, umhocken und umlungern den siedenden Inhalt des Kessels und zeigen ersichtliches Vergnügen, wenn ein Stück Roßfleisch, von der sprudelnden Wallung über das Niveau der Flüssigkeit emporgehoben, sichtbar wird. Ein anderer Theil der Frauen übernimmt das anstrengende Geschäft des Melkens der zahlreichen Stuten, die ab- und zugehend, sich zur Verfügung stellen, ohne gerufen zu werden. Es ist das Geschäft der Sennerin der Steppe, wogegen einer jüngeren Schwester die angenehmere und liebenswürdigere Aufgabe der Zerstreuung und Unterhaltung ihres Gatten in der Kibitke zufällt.

Freilich entspricht die innere Ausschmückung der oben konisch zugespitzten Filzhütte von ungefähr 3—4 Meter im Durchmesser ganz der äußeren Erscheinung und ist einfach wie diese. Ein riesiger Lederbeutel in Form einer monströsen Kürbisflasche oder Phiole am Eingange zur Linken, zur Aufnahme der eben den Stuten abgezapften frischen, in Kumys umzuwandelnden Milch bestimmt, in Mannshöhe bis zum Boden herabhängend, ist jedenfalls das nützlichste Möbel und hört nie auf in Bezug auf seinen Inhalt das Auge zu reizen und auf sich zu ziehen; seine Wichtigkeit in jeder Kibitke und seine Unentbehrlichkeit für den Tabunenbesitzer könnte an die Kronleuchter unserer Gemächer und Salons erinnern. Nicht viel weniger Aufmerksamkeit erregt ein mit Silberblech garnirter und bemalter Kasten, der gewöhnlich die rechte Seite der Filzwand verziert und Thee, Zucker, einige Tassen und in seltenen Fällen einige durch irgend einen Zufall eroberte Kartoffeln, etwas Mehl und vielleicht noch einige Delikatessen, als Honig u. s. w., enthält. Dieser Kasten mit seinem Inhalt ist der speziellen Ueberwachung des patriarchalischen Hausherrn unterstellt, als ob er Heiligthümer der herrschenden Hausgötter enthielte und der Bewohner des filzenen Häuschens oder vielmehr Zeltes der Hohepriester und Wächter zugleich wäre. Ein anderer Kasten, von weniger Bedeutsamkeit und weniger das Auge durch seine äußere Pracht blendend, befindet sich auf der entgegengesetzten linken Seite, auf welchem man die hölzernen Näpfe aufgespeichert erblickt, die als Trinkgefäße zum Kumys benutzt werden; ebenso finden auch noch andere Geräthschaften der wenig zahlreichen Haus- und Küchenutensilien dort ihre Aufstellung, während der übrige noch leere obere Raum zu Ruhesitzen für untergeordnete Gäste oder Familienglieder dienen muß. Sein Inneres birgt die Kostbarkeiten der Frauen und andere noch nicht genannte Geräthschaften von geringerer Wichtigkeit, die dem weiblichen Kollegium zum freien Gebrauch überlassen sind und nicht unter Verschluß gehalten werden oder, wenn es der Fall, doch jedem der Mitglieder zugänglich sind, wogegen der Schlüssel zum ersteren an einer Schnur als Collier und Medaillon um den Hals des Familienhauptes hängt oder in den Taschen desselben sich befindet. Zwischen beiden Möbelstücken in der Mitte des gerundeten Hintergrundes, gegenüber

dem Eingange, liegen auf einem, auf dem grasigen Fußboden ausgebreiteten Teppich einige Ruhekissen, auf welchen, in buntseidenen oder aus bucharischem Gewebe gefertigten Challat (Schlafrock) gekleidet, mit rothen ledernen Strümpfen und galloschenartigen Schuhen an den Füßen, die bärtige, oft schon greise Gestalt des hochwürdigen Hausherrn sich dehnt und streckt. Ein spitzes Käppi vom Stoff des Challat auf dem nackt rasirten Schädel vollendet seine Toilette. Die Umgebung harmonisch zu gestalten, daß sich der Gebieter in ihr wohl fühle, durch tausend kleine Annehmlichkeiten ihn zu fesseln und zu erheitern, ist Sache der Hausfrau, die sorgsam das Ideale mit dem Materiellen zu verbinden weiß, weil die Vernachlässigung des einen sofort Dissonanzen erzeugt, und die reizendsten Illusionen zerrinnen, wenn körperliches Mißbehagen eintritt. Daß letzteres fern gehalten wird, dafür spricht ein mit Kumys gefüllter hölzerner Napf, der sein süßsäuerliches Aroma ausduftet und dann und wann von holder Hand dem Herrn kredenzt wird, oder auch wohl eine Theemaschine, die ihre Dämpfe bis in die äußerste Wölbung der konischen Kuppel des kleinen transportablen Tempels emporringelt. Bei einem Rundblick fällt das Auge noch auf einen alten Säbel und eine eben solche Muskete an der links gelegenen Filzwand, über welchen Waffen ein mit Pulver gefülltes Kuhhorn gleichfalls seinen Platz findet. Alles zusammen bildet eine Dekoration, auf die der Besitzer mit Stolz blickt und die man im Winter auch in der Isba oder Winterhütte des Auls, kaum etwas verändert, wiederzufinden Gelegenheit hat.

Nach der bisherigen Zeichnung der in so verschiedener Beziehung interessanten Anstalt und ihrer Umgebung wird es sich der Mühe lohnen, der wichtigen Lederphiole einige Aufmerksamkeit zu widmen. Es ist zwar gesagt worden, daß dieselbe auf den Baschkiren und Kirgisen einen sehr wohlthuenden Eindruck ausübt; indeß es wird einleuchten, daß ein aus einer rohen Thierhaut gefertigter Milchbehälter, der seit Jahren im Gebrauch, nicht gegerbt, sondern nur getrocknet, der Luft und ihren Einflüssen sowie dem Staube und Millionen Insekten zugänglich ist, ebensowenig appetitlich und einladend, wie für das nüchterne unparteiische Auge als eine besondere Zierde in der Ausstattung der Wohnungsräume erscheinen kann. Da die Zubereitung der Haut für den Ballon von weniger Interesse ist, so wird es genügen anzudeuten, daß die Haarseite, nachdem ihr die rauhe Bekleidung genommen, nach innen gekehrt zu werden scheint, ohne daß jedoch eine bestimmte Regel sich findet. Der Behälter, eine viel größere Quantität fassend, als man beim ersten Blick zu errathen vermöchte, ist das einzige Instrument, das zur Bereitung des Kumys erforderlich ist. In seinem Riesenleib verschwindet die tägliche Ernte der Stutenmilch, um einen gewissen Gährungsprozeß durchzumachen, der sich in kürzester Zeit vollzieht, wonach die Umfüllung als Kumys in kleinere Beutel vom gleichen Stoffe erfolgt und der eben geleerte Apparat mit einer neuen Füllung gespeist wird. Den körnigen Satz aufzulösen oder überhaupt einen Niederschlag zu verhindern, der nur zu leicht und schnell am Boden sich bildet, ist die Sorge einer der Odalisken, die aus dem schönen, aber stürmischen Zeitalter der Jugend bereits in den solideren und praktischen Abschnitt

des Lebens hinübergetreten ist. Eine hölzerne Krücke oder ein Stößel mit langem Stiel, der aus dem Hals der Monstrephiole hervorblickt und mittels dessen zum Zweck der nothwendigen Bewegung der frischen Milch ein öfteres Umrühren erfolgt, genügt als Vorrichtung und vervollständigt den einfachen Apparat, bis die Probe befriedigt und die Aufbewahrung oder Versendung, wie der eigene Gebrauch erfolgen kann. In diesem frischen Zustande ist der Kumys von besonderem Wohlgeschmack und zeichnet sich vornehmlich durch seine Milde aus, wogegen älteres Getränk an Geist und Schärfe gewinnt, berauschendere Eigenschaften annimmt, an Lieblichkeit aber in demselben Grade verliert, wie es an Fähigkeit gewinnt zu beglücken, die Stimmung des Geistes zu heben und den Horizont mit rosigen Bildern zu umrahmen. Wie der Brauer sein junges Würzbier, der Winzer seinen Most, so kredenzt auch der Steppenbewohner seinem Gaste den Napf mit dem jungen Getränke als etwas köstliches und schlürft denselben mit schnalzender Zunge und wonnevollem Behagen. Die Thatsache, daß diese Steppenbewohner im Winter durch mangelhafte Nahrung stark abmagern, im Sommer aber beim Kumysgebrauch schnell wieder voll und rund werden, gab wahrscheinlich den benachbarten Russen, sowie auch manchem Reisenden Veranlassung, im Sommer die Kumysbereitungs-Anstalten der Nomadenvölker zu besuchen, um durch den Kumys einen ähnlichen Effekt auf ihre durch Krankheiten heruntergekommene Gesundheit hervorzurufen. Sie erzielten glänzende Resultate, und der Ruf des Mittels verbreitete sich allmählich immer weiter und lockte jährlich zahlreiche Kranke, namentlich Lungenschwindsüchtige, in die Steppen. Diese fanden vielfach Heilung oder doch Erleichterung, zum Theil wohl mit durch das Klima und die Lebensweise in den Steppen; aber auch außerhalb derselben, z. B. in Moskau, wurden mit sorgfältig bereitetem, gutem Kumys günstige Resultate erzielt, wie wir dies bereits schon oben erwähnt haben.

Daß die Wirkung des Kumys auf die ungewöhnte Natur des Fremden, der die Kumyswerkstätten der Steppen aufsucht, eine verstärkte und beschleichende ist, darf nicht Wunder nehmen, aber je mehr derselbe bei längerer Aufbewahrung an geistigem Gehalt zunimmt, d. h. berauscht, um so weniger wird er brauchbar zur Kur. Durch Unkenntniß mit diesen Eigenschaften entspringen daher manche kleine unangenehme Folgen, als Uebelkeit und Erbrechen bei unmittelbar nach dem Genusse eintretenden starken Bewegungen und Erschütterungen, die der Kumys durchaus nicht verträgt, wie es z. B. beim Reiten und Fahren der Fall ist. Auch der Rausch selbst äußert sich durchaus verschieden von dem durch Spirituosen erzeugten, denn während bei letzterem eine ungemeine Heiterkeit, die bis zur Seligkeit sich steigert, und ein süßer Taumel den Beginn des Rausches wahrnehmbar genug anzeigen, läßt jener den Trinker über seine Dispositionsfähigkeit in so völliger Täuschung, daß derselbe sich darüber erst klar wird, wenn er zu Wagen oder mehr noch, wenn er zu Pferde steigend die Flüsse in den wunderlichsten und schönsten Spiegelungen kreisförmig ihn umrauschen, die Büsche wie Kobolde und die Rinder- und Roßheerden der Steppe wie von Hüons Wunderhorn bezaubert auf dem weiten flimmernden Horizont in tollen lustigen Sprüngen ihn umtanzen sieht,

bis die Schwingungen so mächtig werden, daß schließlich Schwindel eintritt, der Wagen sich bäumt und unter den unangenehmsten Empfindungen der Steppe seinen Tribut zollt.

Ganz abgesehen von der dem Kumys beiwohnenden Heilkraft, ist auch dem Gaumen des Fremdlings nicht schwer, demselben als Getränk und Nahrungsmittel einen Wohlgeschmack abzugewinnen, sobald die mitgebrachte und durch Vorurtheile bedeutend unterstützte Abneigung überwunden ist. Die milde, angenehme Säure, bei dem frischen Präparat nicht ohne Aroma, verbunden mit einem den spanischen Weinen nicht unähnlichen Beigeschmacke (der wohl von dem ledernen Behälter und Schläuchen, in welchen derselbe bereitet, aufbewahrt oder zu Pferde und Wagen, wie auf dem Kamele auf der Reise transportirt wird, herrühren mag), künstlich nachzutäuschen, würde nicht unerhebliche Mühe verursachen, so sehr diese Eigenschaft dem deutschen Fabrikat auch mangelt. Und gelänge es, eine magere Milch mit der nöthigen Dosis herben Weines zu versetzen und durch Soole jenen mehr kräftigen als lieblichen Beigeschmack neben dem angenehmen Aroma zu erzeugen, das Gerinnen oder Zersetzen der Milch aber zu verhüten, so würde man ein Surrogat erzielen, das dem echten Kumys der Baschkiren- und Kirgisensteppe nicht wenig ähnlich wäre. Wenn auch nicht ganz, so ist dieses doch schon theilweise gelungen.

Indeß nicht so leicht wie seine Zubereitung, ist die Aufbewahrung des Kumys für längere Zeit, sowie sein Transport in größeren Mengen und bei der übermäßigen Bewegung auf größeren Entfernungen, selbst in den genannten so zweckmäßigen und conservirenden Lederbeuteln, dagegen fast ganz unthunlich, wo nicht unmöglich — ohne dem Verderben ausgesetzt zu sein — in Gefäßen aus Holz wie aus Glas. Schon eine Dauer von acht bis vierzehn Tagen in verdeckten, eine etwas längere Zeit in luftdicht verschlossenen Glasgefäßen reicht vollkommen aus, den Kumys zwar nicht ungenießbar zu machen, aber nach den Erfahrungen der Fremden an Ort und Stelle und nach der dort feststehenden Behauptung, einen geistigen Gehalt, eine Schärfe und eine Säure zu erzeugen, welche denselben zum Gebrauch einer Kur untauglich erscheinen lassen. Noch viel weniger geeignet erweisen sich Holzgefäße, bei welchen schon die kurze Zeit von vierundzwanzig Stunden genügt, um der Güte des edlen Getränkes zu schaden.

Es mag wohl sein, daß der Chemiker uns manche Ueberraschung aufspart; allein Mißtrauen erweckt es doch, wenn er in Bezug auf die Steppenmilch sich verschiedener Vortheile rühmt, die er bei der Conservirung unserer so wichtigen Kuhmilch bis jetzt nicht im entferntesten an den Tag gelegt hat. Grund zum Unglauben ist es auch, wenn man sich vergegenwärtigt, daß der Kumys der amerikanischen Steppe, der angeblich importirt wird, trotz der langen Seereise sich so vortrefflich erhält, daß er an Qualität und Heilkraft dem gleichen Produkt der Kirgisensteppe gleichkommen soll.

Mit wie glücklichem Erfolge der Kumys selbst aber auch an seiner Quelle in der Steppe angewendet wird, so ist derselbe jedoch selbstverständlich auch wesentlich von der Diät, die man zu beobachten und einzuhalten hat, abhängig. Der Genuß von Obst aller Art, und ins-

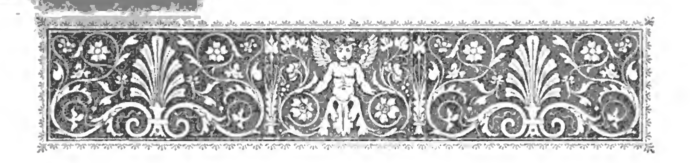
besondere der Beerenfrüchte würde die erwünschte günstige Wirkung stören. Das hält allerdings den mit einer ganz merkwürdigen Natur ausgestatteten Fabrikanten der Steppe nicht zurück, das Mittel nach Lust und Appetit in bedeutenden Mengen zu verbrauchen und den göttlichen Stoff — freilich weniger zu menschenfreundlichen, als zu genußsüchtigen Zwecken zu destilliren und zu präpariren. Wiewohl dieser Stoff auch zu einer erheblichen Einnahmequelle für ihn wird, so ist das eigene Bedürfniß doch dem Baschkiren und Kirgisen die Hauptsache, und so bildet gewissermaßen die Zubereitung des edlen Getränkes den blühendsten Theil der Steppenindustrie, und in den beweglichen engen Hütten, in der viel angenehmes und nützliches vorgeht und bereitet wird, spinnt sich für den Bewohner der schönere Theil seines Lebens ab.

Verleugnet.

Verleugnet hast Du mich im vollen Saal,
Als ob Du nie an meiner Brust gelegen,
Als ob Dir nie gepocht des Herzens Regen,
Verleugnet mich, gleichgiltig meiner Qual.
Und doch, da ich mich aus der Freude stahl,
Dich abseits traf auf menschenleeren Wegen,
Da faßtest Du im Druck leis' meine Hand.
Weh Dir — und mir: es war der Schmach ein Pfand,
Das Siegel Deiner Nacht im Lichtgewande,
Und — ich hab' ihn erwidert — meiner Schande.

Hermann Hirschfeld.





Mailänder Brief.

Zick-Zack-Betrachtungen von Wilhelm Arent.

Mailand, den 6. März 1888.

Man hatte mir so viel von der Herrlichkeit des Südens, von dem schönen Italien erzählt, daß ich aus dem Staunen nicht herauskommen konnte, als ich das Pflaster Mailands unter meinen Füßen fühlte ... Welch' herbe Enttäuschung! Dieser kalte, kühle Himmel mit seiner matten, nichtssagenden, blaugrünen Färbung; diese nüchtern-geschäftige Menge, diese grauen, einförmigen Steinbauten — dies alles imponirte mir gar wenig und machte die schönen Phantasien, welche mir ein buntphantastisches, charakteristisches Volksleben vorgespiegelt hatten, mit einem Schlage zunichte ... Du lieber Gott! das waren ja alles Dinge, die man ebenso gut in jeder südfranzösischen Provinzialstadt und noch dazu besser und billiger hat! Hatte mir schon die unendlich einförmige, reizlose Ebene, in der Mailand liegt, einen unsäglich melancholischen, dabei langweiligen Eindruck gemacht, so hat die lombardische Handelsmetropole meine vorgefaßten Illusionen erst recht zerstört. Der erste Eindruck bestätigte sich mir nach dreimonatlichem Aufenthalte vollauf. Je länger ich in diesem dumpfen Steinmeer verweilte, in dem nur der Mammon als Gottheit verehrt wird, desto klarer dämmerte mir die Erkenntniß auf, daß der hierorts hausende Menschenschlag durchaus nicht den Vollblut-Italiener repräsentirt; allerorten wird hier zu Lande der einigermaßen feinfühlige Mensch durch den geradezu widerlich aufdringlichen, Juda übertreffenden, Schachergeist zurückgestoßen; überall herrscht hier ein feiler, Trug und Lug befördernder Geschäftsgeist, der namentlich den Fremden als willkommene Beute betrachtet. Jede Lebensfrage wird „geschäftlich" erledigt. Die ganze Stadt gleicht einem riesigen Ameisenhaufen, in dem alles wirr durcheinander kriecht, und einer den andern „abzuschlachten" sucht.

Das Herz der Stadt darf füglich der Domplatz mit dem weltberühmten Dom genannt werden, an den sich die mit ungeheuerem Kostenaufwand erbaute Galerie „Vittorio Emanuele" anschließt. Von

hier aus durchschneiden zahlreiche Tramways die Stadt nach allen Richtungen. Mit sämmtlichen 14 Thoren wird so unter anderem bequeme Verbindung hergestellt, abgesehen davon, daß die ganze Stadt noch einmal extra im Styl der Berliner Ringbahn von dem Circumvallationstramway umfahren wird. In der Galerie selbst befinden sich die — lächerlich genug! — vorzugsweise als „rendez-vous der vornehmen Welt“ gepriesenen Cafés von Biffi und Gnochi, wo fast jeden Abend Streichkonzert ist. Man hat dann das Vergnügen, in völlig unventilirten, vom Qualm der Virginia-Cigarren durchschwängerten Räumen in „drangvoll fürchterlicher“ Enge auszuharren, ohne daß sich des knurrenden Magens irgend eine menschenfreundliche Kellnerseele erbarmt. Wohl dem, der überhaupt ein Plätzchen erhascht! so lautet die Parole. Ob man einen Ton hört, oder selbst nur eine Schale Kaffee bekommt, das ist Nebensache! Ein gemüthliches Caféleben im Wiener Styl kann überhaupt nicht aufkommen bei dieser mürrischen Bevölkerung, deren Horizont über Polenta und Maccaroni nicht hinausgeht! Außer dem schwarzen Kaffee, neben dem hier namentlich die in zahlreichen „Bottiglerien“ zum Ausschank gelangenden Liqueursorten die Hauptrolle als Nervenreizmittel spielt, hat sich in den letzten Jahren auch das Münchener, hauptsächlich aber das Wiener Bier eingebürgert, das letztere erhält man in einem unglaublichen Gährungszustande. Doch kann sich eine deutsche Kehle mit Stoff von prima Güte in der „Kulmbacher Bierhalle“ und in der Birraria „Trenk“ (alte Galerie) versorgen. Die Gefahr in fremdem Lande, fern den deutschen Penaten zu verdursten, liegt also glücklicherweise nicht vor! Im übrigen fehlt es jedoch dem deutschen Elemente — 34,000 Deutsche leben zur Zeit in Mailand — an einem Centralpunkt für gesellige Zusammenkünfte. Es verschwindet jedoch diese verhältnißmäßig große Zahl, die sich hauptsächlich aus jungen Handels- und Gesangsbeflissenen zusammensetzt, in der Masse der anderweitigen Nationen, Rußland, Amerika, Frankreich und Spanien angehörenden Staatsbürger, die hier zumeist Gesangs- und Sprachstudien halber in eine der vielen ganzen Pensionen sich einquartieren. Mailand genießt noch von alters her — jetzt sehr mit Unrecht — den Ruf der alleinseligmachenden Gesangsuniversität in großem Styl. Hier werden die angeblichen Größen herangebildet, Sterne entdeckt, welche nachher die ganze Welt mit ihrem Ruhme erfüllen. Hier residirte der König der Sangesmeister, der greise Lamperti, der kürzlich, um ein mildes Klima aufzusuchen, sein Domizil nach Rom verlegte. Der zahllose Bienenschwarm seiner Schüler ist ihm natürlich dorthin gefolgt, doch hat dies dem Zuzug von Gesangsstudenten bisher selbstredend keinen Abbruch gethan. Immer wieder fliegt die Motte nach dem Lichte; ebenso fallen immer wieder unzählige, hoffnungsvolle junge Leute beiderlei Geschlechts bei irgend einem der wie Sand am Meere so zahlreichen „Maestri di canto“ herein, um dann nach einigen Jahren vergeblicher Hoffnung, vergeblichen Studiums, bitter enttäuscht, ihrer Mittel entblößt, als Opfer der Kunst — „vittima dell' arte“ nennt sie Francesco Mottino in seinem gleichnamigen Tendenz-Roman — als geknickte, für jeden andern Beruf unbrauchbare Menschenkinder zurückzukehren, und so oft die ersten Steine zum Unglück einer ganzen

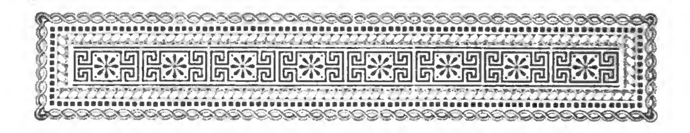
Familie mitzubringen. Da ich gerade bei diesem Thema bin, will ich noch bemerken, daß ich dasselbe ausführlicher in einem speziellen Artikel der Bonner „Musikwelt" — wie ich glaube, erschöpfend — behandelt habe. Frau Musika ist und wird stets, dies läßt sich nicht bestreiten, die populärste Kunst bleiben, weil sie direkt an das Gefühl, beim Italiener muß man sagen: an das Ohr appellirt. Es ist unglaublich, was hier auf den Straßen gedrehorgelt, mit Handharmonikas gedudelt und nebenbei frei, wie der Schnabel gewachsen ist, gesungen resp. gebrüllt wird! Jeder kennt einen Haufen Volkslieder und die beliebtesten Opernmelodien auswendig, und macht von diesen Schätzen just gerade in den Augenblicken, wo es ihm einfällt, den ausgiebigsten Gebrauch. Nachts hat diese naive Gesangesbethätigung allerdings auch ihre unangenehmen Seiten — wenn man alle Augenblicke durch Soli, Quartette und „Chorgesang", durch „Donna e mobile" und das Lied von der „Schönen Karoline" aufgeweckt wird. Doch sieht darin niemand bei der hierorts herrschenden, persönlichen Freiheit etwas Verdammenswerthes. Ein Glück, daß hier noch nicht die im lieben Deutschland nachgerade unerträglich gewordene Klavier-Epidemie grassirt, sonst müßte man bei der mehr wie primitiven, windigen Bauart der hiesigen Häuser für seinen Verstand fürchten.

Ueberhaupt ist den Mailänder Verhältnissen auch manches gute nachzurühmen, namentlich was die Vergnügungen betrifft, so ist durch die, der im Volke schlummernden Theaterleidenschaft entgegenkommenden, zahlreichen Musentempel mehr wie ausreichend gesorgt. In erster Linie ist da die Weltruf genießende „Skala", dieses schon durch die Größe seines Zuschauer- und Bühnenraumes imposant wirkende Haus Thaliens zu nennen. Eine märchenhafte mise en scène, ein Riesenorchester von 120 Mann, die ersten Sänger der Welt, das sind Bedingungen, welche theatralische Genüsse ersten Ranges gewährleisten. Ich sah dort z. B. unseres Goldmark „Königin von Saba" und war überrascht durch den Reichthum der Kostüme, die Schönheit der Dekorationen, die unübertreffliche Eleganz und Präzision des Ballets. Die ausübenden Künstler traten vor diesem glänzenden Rahmen in den Hintergrund, so sehr sie bemüht waren, ihr Bestes zu geben. Auch in dem, in der Nähe des Forum Bonaparte in Circusform vor ungefähr 10 Jahren errichteten „Teatro dal Verme", ebenso wie in dem durch sein Alter interessanten „Teatro Carcano" sah ich eine Reihe von Opern, die zumeist den unvermeidlichen, vergötterten Verdi zum Schöpfer hatten. Doch ermüdet das deutsche Ohr leicht angesichts der Trivialität der italienischen „Melodien" und der durchgebildetere Geschmack wendet sich ernüchtert von der rohen Aeußerlichkeit der Handlung ab. Bei weitem reinere und edlere Genüsse boten mir die beiden vornehmen Schauspieltheater „Filodramatici" und „Manzoni", wo ich eine Reihe unvergeßlicher Abende verlebte. Ich lernte nach einander die großen Schauspielerindividualitäten des Cavaliere Maggi als Othello und Hamlet, die unübertreffliche komische Meisterschaft des Cavaliere Ermete Novelli und die Salvini an geistiger Feinheit gleichkommenden Schöpfungen des aus Amerika zurückgekehrten Giovanni Immanuel in „Morte Civile" und „Kean" kennen. Besonderes Vergnügen gewährt es mir, auf den jungen, vortrefflichen

Künstler „Enrico Reinach“ aufmerksam zu machen, der an seinem Ehrenabende Teodor Banvilles Gringoire, diesen so unerschrockenen, wahrgezeichneten Typus des armen Poeten in ergreifender Weise verkörperte. Der italienische Schauspielerstand steht entschieden im Durchschnitt höher, als in Deutschland dies der Fall ist. Selbst Bühnen zweiten und dritten Ranges bieten ganz andere Leistungen wie bei uns das stehende Saison-Theater mancher größeren Stadt, von den jämmerlichen, entwürdigenden Hinrichtungen unserer Schriftsteller durch die „Schmieren“ ganz abgesehen. Nur die durch den Mangel der Stabilität verursachten Verhältnisse, welche die sich allgemein fühlbar machende Armuth der verschiedenen Gesellschaften hervorrufen, sind Schuld, wenn die italienische Bühne nicht noch größeres bietet! Eine reiche Summe von Anregungen strömt jedenfalls von ihr aus, (Rossi und Salvini machten in Deutschland mit Recht Epoche!) im Gegensatz zur Oper, die mir gänzlich durch Schablone und Unnatur heruntergekommen zu sein scheint. Allerdings erhofft die junge, italienische Komponistenwelt von Richard Wagner einen neuen Frühling, hoffentlich offenbart er sich lenzverheißender, als die Frühlingstage, die wir bisher in Mailand hatten, wo wir eitel Nebel wie in der Londoner City, Regen und zuguterletzt — eine Unmasse Schnee, also veritablen Winter, aber keine Spur von der vielgerühmten italienischen Sonne erhielten. Man muß eben Rom und Neapel aufsuchen, um über das eigentliche Italien mitsprechen zu können ... Außer dem Theaterinteresse ist die Kunst in Mailand gleich Null! Kaum daß sich je ein Einheimischer unter die wunderbare Fülle antiker Oelgemälde, wie sie zu Nutz und Frommen der kunstbegeisterten Menschheit in der Brera aufgestapelt sind, je verirrt! Auch die „Esposizione permanente delle belle Arti“ in der via Umberto, allwo der modernen italienischen Malerei und Skulptur eine Heimstätte gegönnt ist, erfreut sich nicht allzuregen Besuches. Allerdings sind die dort vertretenen Sujets zumeist recht platt und interesselos, der Impressionismus feiert seine schalsten Orgien. Auf den Süden weist sofort, die auch den besseren Meistern durchweg eigene, unglaublich grelle, helle, bunte Farbengebung hin. Nebenbei sei noch das Musée artistique im Jardin public genannt, das zwar nicht reiche, künstlerische Ausbeute gewährt, aber in seinem letzten Saal eine reiche Anzahl unschätzbarer Dokumente, Trophäen und Reliquien enthält, welche eine lebendige Illustration der jahrzehnte langen Kämpfe der Italiener um politische Freiheit und Einigkeit bilden. Dem Poeten wird neben dem Staatsmanne sein Recht, und mit wehmüthiger Theilnahme betrachtet das Auge des Beschauers die Bildnisse, Briefe und ersten Ausgaben einer Silvio Pellico, Vittorio Alfieri und Ugo Foscolo. Der Jardin public selbst, ist eine wahre Oase für den in den Mauern Mailands Eingekerkerten, bei dem sich das Bedürfniß nach Luft und Licht regt. Hier ist die Vegetation wenigstens nicht so dürftig wie sonst in der ganzen Umgebung der Stadt. Allerlei Gethier, als da sind Schwäne, Nashorngänse, Haubenenten, die sämmtlich ebenso zahm wie die gravitätisch einherstolzirenden Pfauen sind, erfreuen jung und alt mit ihrer Gefräßigkeit. Auf der den öffentlichen Garten von der Porta Venezia bis zum Centralbahnhofe flankirenden, prächtigen Chaussée finden namentlich im Frühjahr und Herbst bei lindem Wetter groß-

artige Wagenkorsos statt. Namentlich die kaufmännische Aristokratie in Mailand treibt einen bedeutenden Luxus, was Wagen und Pferde betrifft, da der altangesessene Adel hier wie überall vor den großen Kapitalisten in Luxusdingen die Segel streichen muß. Die Zeiten sind ernst geworden und die Vergnügungslust äußert sich in allen Klassen gedämpfter, zumal die Massauahaffaire wie ein Alp auf allen in die Zukunft denkenden Gemüthern liegt. Der „ambrosianische Carneval“ ist deßhalb dieses Jahr — allerdings trug die Ungunst der Witterung einen großen Theil der Schuld! — buchstäblich zu Wasser geworden. Nichts mehr von dem glänzenden, öffentlichen Maskentreiben früherer Tage und den improvisirten Straßenwettrennen, dem Koriandelwerfen wie es zur Zeit noch namentlich in Rom besteht — nur einige Wagen voll junger Arbeiter im historischen Räuberkostüm à la Rinaldo Rinaldini, mit spitzen Hüten und rothen Hahnenfedern und eine Anzahl Kinder im Polichinellkostüm, welche mit dem Tambourin einen ohrzerreißenden Spektakel aufführen, machten sich bemerkbar. Mehr Panettone (eine Art Kuchen) und Barbera wie sonst wurde vertilgt. Die Galerien (Vittorio und Cristoforis) waren den ganzen Tag über voll von gaffenden Fremden und Landleuten. Der Hauptrummel vollzog sich aber auf der sogenannten „Fiera“ der Porta Genova, eine Art Volksfest, ähnlich dem, wie es alljährlich auf den „Juxplätzen“ der größeren deutschen Messen abgehalten wird. Eine kolossale Pappstatue der „Freiheit“ überthronte in lächerlich-riesenhaften Dimensionen das bunte Gewimmel der Zelte und Baraken mit den Wunderdamen, die im Besitz der „geheimnißvollsten Reize“ sind, den anatomischen Museen, plastischen Kabinetten, elektrischen Erfrischungsbuden, Miniature cirques und dem Benefizenzpalast, in dem eine öffentliche Lotterie zum Besten der Massauahmärtyrer aufgestellt war. Wirkliches Interesse boten die deutsche Menagerie Bach und die berühmte Löwenbändigerin Ninna Hawah mit ihren 2 Dutzend Löwen. Dieses noch immer in Einzelnheiten außergewöhnlich schöne Weib vollzieht mit Grazie und seltenem Muth ihr schwieriges Programm, dessen Schlußeffekt in der Umarmung und im Kusse dreier Riesenschlangen bestand. Im übrigen war das Volkstreiben geradeso lärmend und tobend wie anderwärts auch. Von italienischem Erdgeruch spürte man nichts, vielmehr wurde ich an ähnliche, auf der Frankfurter Messe empfangenen Eindrücke erinnert. Ich für mein Theil möchte Mailand überhaupt schlankweg ein „italienisches Frankfurt“ nennen. Nur seinen köstlich-schlanken, himmelragenden Dom, seinen herrlichen, cypressenreichen Cimetiero, mit zahllosen Meisterwerken der Bildhauerkunst und seine Cremationsvorrichtungen, welche sich nur noch in Gotha und Paris ebenso vorfinden, hat Mailand vor Frankfurt voraus.





Die Bedeutung Goethes für die Naturforschung.

Von Dr. med. Simon Scherbel.

Eine wunderbare Erscheinung in dem Werdegange unseres größten Dichterpaares ist es, wie Schiller von seinem ärztlichen Berufe zur Dichtkunst, Goethe dagegen von der Poesie zur Naturforschung geführt worden ist; wie jener allmählich fast ganz mit seiner naturwissenschaftlichen Vergangenheit abgeschlossen hat, um sich der Philosophie in die Arme zu werfen und in seinen unsterblichen Dichtungen der Prophet des „Idealismus" zu werden, während Goethe, nachdem er einmal an dem Jungbrunnen der Naturerkenntniß getrunken hatte, dem Studium der Naturerscheinungen sich mit steigender Liebe hingab, um schließlich sogar den Namen des „großen Realisten" zu erhalten. Es hat unter den Zeitgenossen Goethes und auch nach ihm Männer gegeben, die ihn für größer in der Naturforschung, als in der Dichtkunst erklärt haben. Wie ungerechtfertigt ein solches Urtheil und ein Abwägen seiner Leistungen auf naturwissenschaftlichem Gebiete gegenüber den dichterischen Schätzen ist, die er seinem Volke und der Welt geschenkt hat, darauf ist oftmals hingewiesen worden. Ein Genius wie der Goethes, konnte ungestraft sich in die Geheimnisse des Naturlebens vertiefen, ohne daß das dichterische Feuer in ihm an Glut und strahlender Reinheit einbüßte, ja, man kann behaupten, daß, je mehr er jenen Studien sich ergab, dies nur seiner poetischen Vertiefung und der innern Vervollkommnung zustatten kam. Noch ein Jahr vor seinem Tode sagte Goethe zu Eckermann: „Es geht doch nichts über die Freude, die uns das Studium der Natur gewährt. Ihre Geheimnisse sind von einer unergründlichen Tiefe, aber es ist uns Menschen erlaubt und gegeben, immer weitere Blicke hineinzuthun. Und gerade, daß sie am Ende doch unergründlich bleibt, hat für uns einen ewigen Reiz, immer wieder heranzugehen und immer wieder neue Einblicke und neue Entdeckungen zu versuchen."

Und so ist es denn in der That unserm Goethe vergönnt gewesen, der Menschheit „neue Einblicke" in das Naturleben zu gewähren und „neue Entdeckungen" zu machen von hervorragendem Interesse und

von folgenreicher Bedeutung in der Naturforschung. Möge es uns gestattet sein, die Wahrheit dieser Behauptung an diesem Ort in Kürze darzulegen.

Auf seiner italienischen Reise, unter den Schönheiten der transalpinen Pflanzenwelt, war es, wo Goethe sich zuerst genauer mit der Organisation der Pflanzen beschäftigte, und wo sich ihm das Räthsel der Pflanzenbildung zu lösen anfing. Hier lehrte ihn die Beobachtung, daß die Pflanze die verschiedenartigen Gestalten in ihrem Baue durch Modifikationen eines einzigen Organs, des Blattes, darstelle. „Dasselbe Organ", sagt Goethe, „welches als Stengel am Blatt sich ausdehnt und eine höchst mannigfaltige Gestalt angenommen hat, zieht sich nun im Kelche zusammen, dehnt sich im Blumenblatte wieder aus, zieht sich in den Geschlechtswerkzeugen zusammen, um sich als Frucht zum letzten Male auszudehnen."

Und indem Goethe weiter folgert, daß eine Pflanze, ja ein Baum, die uns doch als Individuum erscheinen, aus lauter Einzelheiten bestehen, die sich unter einander und dem Ganzen gleich und ähnlich sind, so nähert er sich unbewußt der Entschleierung jenes Problems der organischen Individualität, welches ganz zu erkennen ihm freilich nicht beschieden war, da das Mikroskop erst nach ihm die Wunder der pflanzlichen und thierischen Zelle enthüllt hat. Auf seinem Werke über die Pflanzenmetamorphose baut noch jetzt die wissenschaftliche Botanik weiter fort.

Wie die Reisen jenseits der Alpen in Goethe die Idee der Pflanzenentwicklung erweckt und gestaltet haben, so verdanken wir auch seinem Aufenthalte in Venedig die sogenannte „Wirbeltheorie", wodurch das Geheimniß der knöchernen Grundlage des „Wirbelthieres" erschlossen worden ist. Goethe selber sagt darüber: „Die drei hintersten Schädelwirbel erkannte ich bald, aber erst im Jahre 1790, als ich aus dem Sande des dünenhaften Judenkirchhofs von Venedig einen zerschlagenen Schöpsenkopf aufhob, gewahrte ich augenblicklich, daß die Gesichtsknochen gleichfalls aus Wirbeln abzuleiten seien; da hatte ich denn das Ganze im allgemeinsten beisammen."

Um diese Entdeckung in ihrer vollen Bedeutung würdigen zu können, müssen wir uns daran erinnern, daß das Rückenmark von der Wirbelsäule umschlossen ist, welche aus einer großen Anzahl einzelner knöcherner Wirbel besteht. Während nun das Gehirn als eine höhere und vollkommnere Entfaltung des Rückenmarks zu betrachten ist, war man sich bis dahin nicht darüber klar gewesen, daß auch die knöcherne Hülle des Gehirns, die Schädelkapsel, eine höhere Entfaltung des Rückgrates oder der Wirbelsäule darstellt, weil es eben nicht so leicht zu erkennen ist, daß auch die Knochen, aus welchen sich der Schädel zusammensetzt, den Wirbeltypus besitzen. Das Verdienst, hierin Klarheit gebracht zu haben, muß eben Goethe voll und ganz zugesprochen werden. Derselbe Gedanke, der ihn bei der Untersuchung der Pflanzenbildung geleitet hatte, nämlich: das Ganze aus der genauesten Erkenntniß des Einzelnen zu begreifen und das allgemeine Gesetz aus den Beziehungen und Gestaltungen dieses Einzelnen während der Bildung des Ganzen zu erfassen, ist auch hier sein Führer gewesen. So wurde er, wenn auch nicht der Erfinder, so doch der selbstständige

Mitbegründer jener Methode, welche man die „genetische“ genannt hat, einer Methode, welche durch Goethe eine ungeahnte Ausdehnung und eine allgemeine Anerkennung erlangt hat, und welche schon durch ihn sogar auf die Deutung pathologischer Dinge angewendet wurde.

„Wenn es mir gelungen ist“, sagt Rudolph Virchow, „durch die genauere Darlegung des Einflusses, welchen die Wirbelkörper des Schädelgrundes auf die Bildung und Anordnung der Knochen nicht bloß des Schädels, sondern auch des Gesichts ausüben, die Ahnungen Lavaters von der Bedeutung der starren architektonischen Grundlagen des Knochenbaues für die künstlerische und physiognomische Auffassung zur Klarheit zu entwickeln, so verdanke ich es wesentlich der Anwendung jener genetischen Methode und der weitern Entwicklung jener Wirbeltheorie, die Goethe geschaffen hat.“

Dazu gehört nun auch, daß Goethe das Vorkommen des sogenannten Zwischenkiefers beim Menschen festgestellt hat. Der Zwischenkiefer, ein kleiner, zwischen die zwei Hälften des Oberkiefers eingeschobener und die obern Schneidezähne tragender Knochen, war bis dahin bei allen Thieren bis zum Affen gefunden worden, konnte jedoch beim Menschen nicht entdeckt werden. Goethe hielt daran fest, daß das allgemeine Gesetz hier nicht ausfallen könne, daß der Mensch einen Zwischenkiefer haben müsse, und es ist ihm auch gelungen, dies als Thatsache zu erweisen und damit eine peinlich empfundene Lücke auszufüllen. Ueberhaupt hat der Knochenbau des Menschen anhaltend seine künstlerische Theilnahme erregt. So sagt er in einem seiner Briefe: „Das anatomische Gebäude näher zu studiren und die schönen Formen, welche die äußere Vollendung sind, zu suchen, dazu habe ich von meiner Seite manches vorgearbeitet.“

Auch die Optik, die Chemie, die Meteorologie und Geologie waren ihm liebe Gefährten seiner Mußestunden. Er hat unzählige Versuche und die schönsten Beobachtungen über die physiologische Seite des Sehens, über Licht und Farbe, über Gewölk und Gebirge gemacht. Und wenn seine Methoden auch nicht mathematisch vollkommen waren, so waren sie doch streng beobachtend und experimentirend und wurden von autoritativer Seite, z. B. von dem großen Physiologen Johannes Müller dankbar anerkannt. „Wundern wir uns nicht“, sagt der letztere, „wenn einer und derselbe das Größte als denkender Künstler und vergleichender Naturforscher erreicht hat. Nur durch eine nach der erkannten Idee des lebendigen Wechsels wirkende plastische Imagination entdeckte Goethe die Metamorphose der Pflanzen; eben darauf beruhen seine Fortschritte in der vergleichenden Anatomie und seine höchst geistige, ja künstlerische Auffassung dieser Wissenschaft.“

Und wenn wir nun schließlich noch Goethes Naturauffassung im allgemeinen betrachten, so hat er verschiedentlich darauf hingewiesen, daß wir es in der Natur mit dem „unendlich und ewig Wahren“ zu thun haben, und daß wir in ihr die allgemeinen großen Gesetze aufsuchen und erfassen müssen. Die „anschauende Erkenntniß“ und das „gegenständliche Wissen“ waren es, worauf er in der Naturforschung das Hauptgewicht legte, und wovon er allein für den Fortschritt der Menschheit das Heil erwartete. Und wie er über „Zweck“ und „Bestimmung“ in der Natur gedacht hat, geht aus folgenden Bemerkungen

von ihm hervor, die wir uns nicht versagen können, vollständig wiederzugeben. „Es ist dem Menschen natürlich", sagt er, „sich als Ziel der Schöpfung zu betrachten und alle übrigen Dinge nur in Bezug auf sich und insofern sie ihm dienen und nützen. Er bemächtigt sich der vegetabilischen und animalischen Welt, und indem er andere Geschöpfe als passende Nahrung verschlingt, erkennt er seinen Gott und preiset dessen Güte, die so väterlich für ihn gesorgt. Der Kuh nimmt er die Milch, der Biene den Honig, dem Schaf die Wolle, und indem er den Dingen einen ihm nützlichen Zweck giebt, glaubt er auch, daß sie dazu sind geschaffen worden. Ja, er kann sich nicht denken, daß nicht auch das kleinste Kraut für ihn da sei, und wenn er dessen Nutzen auch gegenwärtig noch nicht erkannt hat, so glaubt er doch, daß solcher sich künftig ihm entdecken werde. — Und wie der Mensch nun im allgemeinen denkt, so denkt er auch im besondern, und er unterläßt nicht, seine gewohnte Ansicht aus dem Leben auch in die Wissenschaft zu tragen und auch bei den einzelnen Theilen eines organischen Wesens nach deren Zweck und Nutzen zu fragen. Dies mag auch eine Weile gehen, und er mag auch in der Wissenschaft eine Weile damit durchkommen; allein bald wird er auf Erscheinungen stoßen, wo er mit einer so kleinen Ansicht nicht ausreicht, und wo er, ohne höheren Halt, sich in lauter Widersprüche verwickelt. Solche Nützlichkeitslehrer sagen wohl: der Ochse habe Hörner, um sich damit zu wehren. Nun frage ich aber, warum hat das Schaf keine? Und, wenn es welche hat, warum sind sie ihm um die Ohren gewickelt, so daß sie ihm zu nichts dienen? Etwas anderes aber ist es, wenn ich sage: der Ochse wehrt sich mit seinen Hörnern, weil er sie hat. Die Frage nach dem Zweck, die Frage warum? ist durchaus nicht wissenschaftlich. Etwas weiter aber kommt man mit der Frage wie? Denn, wenn ich frage: wie hat der Ochse Hörner? so führt mich das auf die Betrachtung seiner Organisation und belehrt mich zugleich, warum der Löwe keine Hörner hat und haben kann. — Die Nützlichkeitslehrer würden glauben, ihren Gott zu verlieren, wenn sie nicht den anbeten sollten, der dem Ochsen die Hörner gab, damit er sich vertheidige. Mir aber möge man erlauben, daß ich den verehre, der in dem Reichthum seiner Schöpfung so groß war, nach tausendfältigen Pflanzen noch eine zu machen, worin alle übrigen enthalten und nach tausendfältigen Thieren ein Wesen, das sie alle enthält: den Menschen. Man verehre ferner den, der dem Vieh sein Futter giebt und dem Menschen Speise und Trank, so viel er genießen mag. Ich aber bete den an, der eine solche Produktionskraft in die Welt gelegt hat, daß, wenn nur der millionste Theil davon ins Leben tritt, die Welt von Geschöpfen wimmelt, so daß Krieg, Pest, Wasser und Brand ihr nichts anzuhaben vermögen. Das ist mein Gott."

Und an einer andern Stelle bemerkt er, „daß er sich das abgeschlossene Thier als eine kleine Welt denke, die um ihrer selbst willen und durch sich selbst da sei, und daß jedes Geschöpf Zweck seiner selbst, und jedes Thier als physiologisch vollkommen anzusehen sei." —

So hat denn Goethe findend, schaffend und bahnbrechend zugleich in der Naturforschung gewirkt. Sein Riesengeist vermochte es, zugleich sich in den Bau eines Blumenblättchens oder eines Thier-

knochens denkend und grübelnd zu vertiefen, und, einem himmelstürmenden Titanen gleich, die gewaltige Ideenwelt eines „Faust“ vor uns aufzuthürmen. Den Naturforschern aber, welche so oft als Gegner aller Ideale und der geistigen Interessen gebrandmarkt werden, ist es ein Stolz, sagen zu können, daß Deutschlands größter Dichter in den Naturwissenschaften zugleich das Mittel seiner Vollendung und die unversiegbare Quelle innerer Beruhigung und Befriedigung gefunden hat.

Abschied.

Fahr wohl, wir haben uns ausgesprochen;
Wir haben nicht mit einander gebrochen,
Wir machten uns keine stürmische Scene,
Es ging alles so glatt, ohne Grimm, ohne Thräne
Wir hatten uns nichts von allem zu sagen,
Was wir durchlebt und was wir getragen.
Nun schließt der Handel, der tiefgefühlte,
Der Hölle und Himmel stürmend durchwühlte,
Der herzzerbrechende, sinnverwirrende,
Der bis zum Taumel der Schuld sich verirrende,
All' Leid's und aller Seligkeit Bette
Nach strengem Anstand und Etikette,
Mit — keine Duenna könnt' dran ergänzen —
Zwei wohlgemessenen Reverenzen.

Hermann Hirschfeld.





Zur Heine-Literatur.

Von Amandus Korn.

Am 17. Februar 1886 erlosch das Verlagsrecht der Firma Hofmann & Campe in Hamburg an Heinrich Heines Werken und sofort wurde allenthalben das Bestreben, Heines Werke zu ediren, rege. Hofmann & Campe selbst haben eine billige Volksausgabe veranstaltet, im Cottaschen Verlage erschien eine Heine-Ausgabe, ebenso bei Sigmund Bensinger in Wien, die von Heinrich Laube redigirte; ferner erschienen Heines Werke in einer Reclamschen Ausgabe unter der Redaction des Schriftstellers Otto Bachmann. Otto Hendel in Halle hat die Werke Heines in seine Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes aufgenommen; weiter erschienen Heines Werke im Verlag von Hermann Dürselen in Leipzig und in dem des Bibliographischen Instituts daselbst, letztere herausgegeben von Ernst Elster u. s. w. Von den vielen Heine-Ausgaben, die mehr oder minder mit viel Geschick und Verständniß redigirt sind, unter denen sogar ganz tüchtige Leistungen angetroffen werden, verdient aber ganz besonders die von dem verdienstvollsten Heine-Forscher und Heine-Kenner Gustav Karpeles, redigirte und im Verlage von G. Grote in Berlin erschienene Heine-Ausgabe hervorgehoben zu werden.

Karpeles hat mit seiner vorzüglichen Heine-Ausgabe dem gebildeten Publikum, nicht nur dem Literarhistoriker, ein Geschenk gemacht, wofür ihm bestens gedankt sei; er hat uns ein getreues Bild von Heines dichterischem Schaffen gegeben. In chronologischer Reihenfolge bringt Karpeles alle bis jetzt unveröffentlichten Gedichte Heines; es wird dadurch eine Vollständigkeit erreicht, wie sie von Heines Werken bis jetzt noch nicht existirt; die interessanten, literarhistorischen Einleitungen zu jedem Bande, die fortlaufenden Anmerkungen, machen die Karpelessche Edition zu einer ungemein praktischen. Mit bewunderungswürdigem Fleiße, mit peinlicher Genauigkeit, die Karpeles bei allen seinen literarischen Arbeiten eigen ist, sind die Varianten und die über hundert zählenden Briefe an Goethe, Menzel, Kolb u. a. in die Ausgabe aufgenommen und zusammengestellt. Nur wer die gesammte Heine-Literatur so beherrscht, wie Gustav Karpeles, wer so tief in

das dichterische Wesen eingedrungen ist wie Karpeles, vermag seine Werke mit solcher Vollständigkeit und Richtigkeit herauszugeben, wie es hier geschehen.

Die neun Bände umfassende Gesammtausgabe ist jetzt vollständig erschienen.

Der erste Band umfaßt: „Biographische Einleitung von C. A. Buchheim", „Buch der Lieder", „Neue Gedichte", „Zeitgedichte."

In fesselnder und geistvoller Weise giebt der Professor an der Oxforder Universität, C. A. Buchheim, bekannt durch seine „deutsche Klassikerliteratur", in gedrängter Form eine so vollständige, in sich abgeschlossene Biographie von Heine, wie sie in einem so verhältnißmäßig engen Rahmen bis jetzt noch nicht gegeben wurde, man erhält in ihr ein wahres Bild von Heines Leben und Wirken. — Das „Buch der Lieder" ist wohl die Krone der Heineschen Dichtung, es wird mit Recht „eine poetische That, so bedeutend wie Goethes Werther und Schillers Räuber" genannt. Lyrisch gestaltete, sich widersprechende Kontraste in anscheinend nachlässig und doch in künstlerisch vollendeter Form gefaßt, machen das „Buch der Lieder" zum Gemeingut der Weltliteratur, in der es epochemachend ist.

„Neue Gedichte" umfassen die Gedichte, bei welchen Ort und Zeit der ersten Veröffentlichung nicht ausdrücklich angegeben; sie erschienen sämmtlich 1844 im zweiten Band der „Reisebilder" und im „Salon" Band I. Heines „Neue Gedichte" geben ein vollkommenes Bild seiner glänzenden Eigenschaften. Karpeles hat recht, wenn er sagt, ein Dichterleben, wie es Heine führte, das sich fortgesetzt in Kontrasten bewegt, darf nicht mit der Krämerelle alltäglicher Convenienz gemessen werden, ihm habe die jüngere Tochter Mnemosynes den Kuß des Leichtsinnes, der trotzigen Lust, der witzigen Neckerei auf die Lippen gedrückt. — In den „Zeitgedichten" ist Heine in eine neue Phase seines Schaffens getreten; er trat mit denselben als Vorkämpfer freier Ideen in die Arena der politischen Kämpfe, nach der bacchantischen Lust, in der Heine schwelgte, kamen die Tage politischer Brandung und in diesen entstanden die „Zeitgedichte." Der zweite Band enthält: „Einleitung", „Tragödien", „Atta Troll", „Deutschland ein Wintermärchen", „Romancero", „Letzte Gedichte."

Die Tragödien „Almansor" und „Ratcliff", sind weniger bedeutend; Heine hat sie als Lyriker geschrieben, es fehlt ihnen die dramatische Belebung, die Gewalt der Tragik. „Almansor" kam einmal, „Ratcliff" gar nicht zur Aufführung. Großartig ist dagegen die fein satirische Dichtung: „Deutschland ein Wintermärchen" und „Atta Troll", diese allegorisch-humoristische Dichtung, in welcher Heine die Prosodomanie verspottete. „Romancero", der im Jahre 1851 zum ersten Mal erschien, ist eine förmliche Rekapitulation der Heineschen Muse, in ihm ist quellender Phantasie-Reichthum mit Zartheit und Lieblichkeit der Empfindungen vereint.

Der dritte Band enthält: „Einleitung", „Reisebilder I und II". Die Reisebilder erschienen von 1826—30 in Hamburg, sie waren eine Lossagung, eine Emanzipation von den alten Autoritäten, sie zeigen sich bald im lachenden Sonnenschein, bald in träumerisch melancholischer Mondbeleuchtung, die krankhaft blasse, romantische Sentimen-

talität haben sie hinweggefegt und einem gesunden Naturgenusse wieder zu seinem Rechte verholfen. Die Technik des Prosastils in den „Reisebildern" ist hoch bewundernswerth, sie ist für Heine typisch!

Der vierte Band enthält: „Einleitung", „Englische Fragmente", „Shakespeares Mädchen und Frauen", „Der Rabbi von Bacharach", „Aus den Memoiren des Herrn von Schnabelewopski", „Florentinische Nächte".

Die „Englischen Fragmente" sind die frisch und prachtvoll geschriebenen Reiseerinnerungen aus England. „Der Rabbi von Bacharach", der leider keine Fortsetzung erhielt, ist eine Perle deutscher Erzählung, jedoch wegen der Unvollständigkeit nur für den Literarhistoriker von größerem Werthe. Im fünften Bande erscheint Heines Buch über Deutschland zum ersten Male in der Form, wie es Heine ursprünglich geschrieben hat. Karpeles hat die von Strodtmann gefundenen Originalmanuskripte zu den Werken „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland" und „Die Romantische Schule", die von der Censur arg verstümmelt waren, herangezogen und sie dadurch zu einer, bis jetzt nicht erreichten Vollständigkeit gebracht. Das Gleiche gilt von den „Elementargeistern" und „Göttern im Exil", auch bei diesen Werken wurden die inzwischen aufgefundenen Originalmanuskripte verwandt. Insbesondere sind die Angaben von Heines Quellen bei der Karpelesschen Ausgabe von großem Werthe.

Die im sechsten Bande enthaltenen Werke „Französische Zustände" und „Lutetia I" werden durch die gediegene Einleitung zu allgemeinem Verständniß gebracht. In den „Französischen Zuständen" entwickelt Heine seine hochfliegenden kosmopolitischen Ideen, die, als sie 1831 in der Augsburger Allgemeinen Zeitung erschienen, allgemeines Aufsehen erregten. Viel des Interessanten bietet der siebente Band: „Lutetia II", „Das Buch über Börne", „Die Memoiren" und „Die Geständnisse". Durch Heranziehung der Originalmanuskripte und der französischen Heine-Ausgabe wird auch hier durch Karpeles eine bis jetzt noch nicht gekannte Vollständigkeit und Genauigkeit von Heines Werken erzielt. Karpeles weist in seiner höchst interessanten und lichtvoll geschriebenen Einleitung nach, daß der Titel des so viel geschmähten Buches „Heine über Börne" gar nicht von Heine herrührt, daß er sogar von ihm ausdrücklich perhorrescirt wurde. Es gebührt Karpeles das Verdienst, und jeder Heine-Verehrer wird ihm dafür Dank wissen, daß er durch rastlose Forschung und eingehendes Studium festgestellt hat, daß Heine nicht „der Börne-Verleumder" ist, als den ihn manche Literarhistoriker hinstellen. Karpeles hat untrüglich nachgewiesen, daß Heine mit seinem Buch über Börne sich im Akt der Nothwehr befand, der ihm durch die nach Börnes Tode erschienene Broschüre: „Ludwig Börnes Urtheil über H. Heine" förmlich aufgezwungen wurde. — Ganz treffend bemerkt Karpeles: „Börne sah in der Idee der Freiheit die Religion der Zukunft, Heine sie in der Idee der Freude".

Die vielgenannten Memoiren Heines werden von Karpeles auf ihren wahren Werth zurückgeführt. Es ist richtig, kein Werk Heines hat so abenteuerliche Geschichten aufzuweisen, wie gerade die Memoiren Heines. Heine hat seine Memoiren zweimal geschrieben; wohin die zweite Bearbeitung gekommen, das vermag bis jetzt niemand zu sagen

es ist sehr fraglich, ob sie jemals zum Vorschein kommen wird. Es bestand eine Legende, nach der die österreichische Regierung die Memoiren Heinrich Heines besäße.

Der seiner Zeit Testaments-Vollstrecker Mathilde Heines, Henri Julia behauptet mit aller Bestimmtheit, daß dem nicht so sei, er habe sichere Beweise, daß die österreichische Regierung keine Memoiren besitze; Herr Julia bezweifelt, daß Gustav Heine überhaupt die Memoiren Heinrich Heines gehabt habe. — Der achte Band enthält: „Einleitung", „Vermischte Schriften", „Briefe". Ungemein werthvoll ist die Einleitung zu diesem Bande, weil orientirend auf einem Gebiete der Heineschen Werke, das bisher wenig bekannt gewesen ist.

Adolf Strodtmann, der vorzüglichste Heine-Biograph, durch den 1862 die in Zeitungen, Büchern u. s. w. verstreuten Aufsätze Heines zuerst gesammelt wurden und der sie unter den Namen „Gesammelte Schriften" herausgab, schuf eine Basis auf der in der angefangenen Weise fortgearbeitet werden konnte, Karpeles hat dies in anerkennenswerther Weise gethan. Die „Vermischten Schriften" sind durch seine fortgesetzte fleißige Sammlung bedeutend vermehrt worden, trotzdem können sie auf Vollständigkeit noch keinen Anspruch machen, was Karpeles in der Einleitung selbst auch unumwunden zugiebt.

Ueber die im Eingang meines Aufsatzes erwähnten Briefe Heines giebt uns Karpeles sehr interessanten Aufschluß. Die erste Brief-Sammlung Heines erschien 1863; die zweite, vielfach vermehrte: 1876. Diese Briefe sind ein wichtiger Beitrag zur Biographie des Dichters, sie sind schätzbare Urkunden seines Lebensprozesses, seiner geistigen Entwicklung; sie gewähren uns einen Einblick in seine ersten Jugendjahre bis zu seinen martervollen Leiden auf der Matratzengruft. Treffend ist der von Karpeles gemachte Vergleich: „Heines Briefe sind wirklich Fenster der Seele, durch die wir in das innere Wesen eines Dichters hineinschauen können, der sich meist nur so zeigte, wie er von den Menschen gesehen werden wollte, während wir ihn hier so genau erblicken, wie er wirklich war, wie er lebte und liebte, wie er haßte und litt. Von den ersten Briefen an Christian Sethe bis zu den letzten an die „Mouche", giebt der achte Band Kenntniß; viele Briefe konnten aus verschiedenen Rücksichten keine Aufnahme finden, wie auch die Familienkorrespondenz Heines bis jetzt noch nicht bekannt gegeben ist. — Der neunte Band ist der Schlußstein des ganzen Werkes, das für die Gesammtliteratur im allgemeinen und die Heine-Literatur im besonderen von größter Bedeutung ist.

Im neunten Bande sind die Briefe des Dichters bis zu seinem Tode zusammengestellt, es sind in diese Sammlung viele bisher unbekannte Briefe Heines aufgenommen; u. a. Briefe an Wolfgang Menzel, Gustav Kolb, Alexander Dumas, an die „geheimnißvolle Mouche" u. a. m.

Wer die Karpelessche Heine-Ausgabe vorurtheilsfrei prüft, der muß dem Herausgeber das Zeugniß ausstellen, daß er seiner Aufgabe, „Heines Werke" in „möglichster Vollständigkeit" bekannt zu geben, voll und ganz gerecht geworden ist. Die äußere Ausstattung ist eine hochelegante und macht der Verlagshandlung Grote alle Ehre.





Ophelia.

Eine Reise-Erinnerung aus Süd-Kärnthen. Von **Holger Drachmann.**

Deutsch von Johann Langfeldt.

Wie der Tod so schön sein kann! Und was für eine gewaltige Naturmacht er ist, wenn er, mit plötzlicher Hand eingreifend, alle Bande zerreißt, von dannen fährt — und ein Menschenleben zu einem wächsernen Bilde formt am Ufer des Zeitenstroms.

Wer weiß: vielleicht ist sie ganz unsinnig, diese namenlose Angst vor dem Tode. Ist er es nicht, der uns jenes große, erlösende Wort in die Ohren raunt — die Lösung des Räthsels der Räthsel? O, über dem marmorweißen Gesichte lag ja doch ein so ruhiges, ja glückliches Lächeln gebreitet, während sie da in dem reinen, kalten Schneewasser lag ... und ich würde glücklich sein, das fühle ich, könnte ich die Erinnerung daran festhalten, bis auch meine Stunde schlägt.

Aber der kleine Ort war in ungekannter Aufregung, als das Gerücht von ihrem Tode die langen, krummen Gassen entlang eilte, von Thür zu Thür, von Gruppe zu Gruppe; des Fleischers Mizie war das schönste Mädchen in Tarvis und weit über Berg und Thal hinaus. Nur die Schwester konnte ihr den Rang streitig machen — und hatte ihr denselben streitig gemacht beim Sohne des Gastwirths zur „Stadt Venedig", und er war ganz gewiß kein Hamlet, sondern einer jener breitschultrigen, hübschen, jungen Burschen mit niedriger Stirn, schwerem weichen Haar, fest geschlossenem Munde, zierlichem Schnurrbart und in den dunklen, harten Augen des Süd-Kärnthners Glut. Er durfte nur wählen, sie liebten ihn beide, wie man denn in Kärnthen liebt; er gab der einen den Vorzug — hatte der andern aber ein Versprechen gegeben ... und dann hatte die hübsche Mizie den verzweifelten Sprung gethan.

Die Leute sagten, sie hätte schon einige Tage vorher erklärt, sie würde „so weit fortgehen, daß niemand sie finden solle." Aber die häuslichen Verhältnisse waren schlechte; von der Mutter ließ sich nicht viel gutes sagen und der Vater, ein alter Hüne, war den beiden Mädchen gegenüber von jeher grenzenlos schwach gewesen. Sie gingen fleißig zur Kirche und hörten die Messe, sie waren gutmüthig, sie

waren „bildhübsche" Mädchen und endlich Rivalen. Mizie sollte der Schwester alles vorhergesagt haben. Aber die Schwester hatte nur gelacht. Ich weiß nicht, ob den Bewohnern von Kärnthen der Ausdruck „romantisch" geläufig ist. Ist er's, so hat die Schwester wahrscheinlich zu Mizie gesagt: Ach geh! Du bist ein romantisches Madl!

Und ein romantisches Mädchen war sie. Sie war auf ihr Zimmer gegangen, hatte einen Brief geschrieben, sich völlig umgekleidet, das schneeigste Linnen gewählt, das beste schwarze Kleid, das den herrlichen Gliedern wie angegossen saß. Dann hatte sie ein Gebetbuch in die Hand genommen und war auf die Straße hinausgetreten, da das Zwielicht zu weben begann. Vor dem uralten Hause auf der Steinbank saßen ein paar Gesellen und Gehilfen des Vaters. Ruhig, ohne daß eine Bewegung in der Stimme zu scheiden war, hatte sie an einen der Gesellen die Frage gerichtet, welche Todesart nach seiner Meinung die zuverlässigste und wirkungsvollste wäre. Auch er hatte gelacht und gesagt: Wenn ich daran müßte, ich ginge nach der Eisenbahnbrücke hinauf, die über die Schlitza-Klamm führt und stürzte mich dann in den Strom hinab! — und sie hatte mit dem Kopfe genickt und gemeint: Dann würde mich auch das Wasser weit, weit hinwegführen und niemand mich finden können!

Und dann war sie gegangen. Seltsam, es dachte niemand daran, ihr zu folgen. Aber im südlichen Kärnthen denkt man überhaupt nicht viel.

Die Schlitza-Klamm! Ich kannte sie. Um einem Richtwege zu folgen, der nach unserem kleinen Hause führte, war ich eines Abends bei später Stunde über die Eisenbahnbrücke gekommen. Ein Bahnwärter hatte mir mit seiner Laterne das Geleit gegeben; sonst war es jedermann untersagt — und die meisten hätten wohl auch nicht den Muth gehabt — dem schmalen, in schwindelnder Höhe sich hinziehenden Geleise nachzugehen, das zwischen den beiden lothrechten Felsenwänden in anscheinend luftig-zerbrechlichem Gitterwerk hängt. Das Gangbrett zu beiden Seiten der blanken Schienen ist kaum zwei Fuß breit und ein vorüberfahrender Zug würde den Wanderer unzweifelhaft mit sich reißen und über das niedrige — allzu niedrige — Geländer in die Tiefe schleudern. In der Mitte angekommen, hatte der Wärter Halt gemacht und ich erinnere mich, mit einigem Herzklopfen in den stillen, feuchtkalten Abend hinaus gelauscht zu haben, weil ich das unbeschreibliche Geräusch zu vernehmen glaubte, das die Ankunft des Nachtzuges kündet. Ich hatte mich getäuscht, der Bahnwärter aber schwenkte, nicht ohne sichtliches Selbstgefühl, seine Laterne über das Geländer hinaus, um mich die Tiefe dort unten ahnen zu lassen.

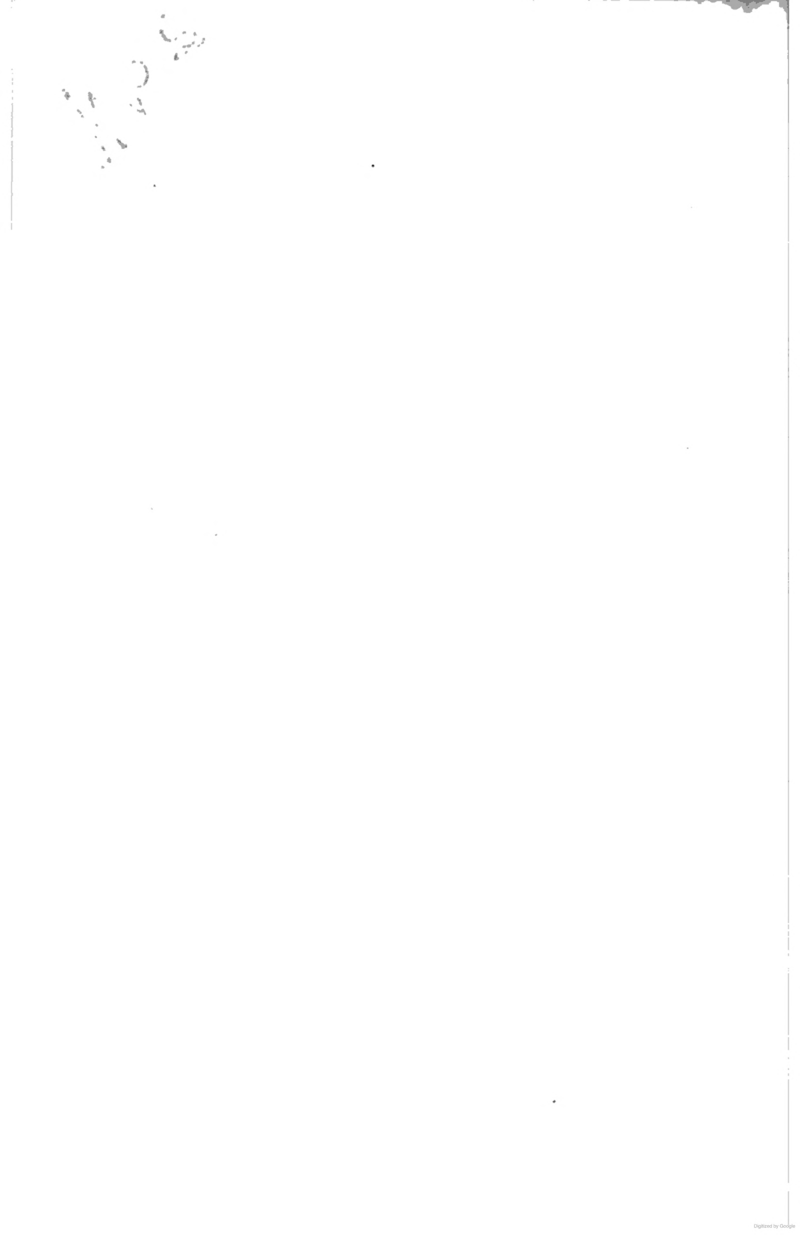
Ich war an ihn herangetreten, hatte unwillkürlich die Hand auf seinen Arm gelegt, als ich mich vorneigte. Auf den ersten Blick ein undurchdringliches Dunkel, als stierte man in einen Brunnen hinab; dann unterschied das Auge einen Schimmer, das Ohr ein dumpfes, murmelndes Brausen von einem schmalen, beweglichen, dahinhastenden Bande da unten, das zwischen kaum sichtbaren Fichten und Felsen verschwand.

Ein kaltes und warmes Lüftchen schlug mir entgegen. Drunten zwischen den Schroffen der Klamm mußten noch immer die lauen



Der Puppenmörder.

Nach einem Originalgemälde von Gust. Igler.



Dämpfe des Tages hängen, und von den fernen verglühenden Schneehöhen strich der eisige Hauch der Nacht herüber. Es war, als wollte mir der Schlitzastrom in seinem Brausen ewigen Frieden zusichern, eine sanfte, liebevolle Ruhe in seiner mitleidigen Umarmung — wenn ich mich nur zum Sprunge bereit fände.

An allen hohen und jähen Orten ergreift den Menschen ein seltsames kaltwarmes Gemisch von Angst und Neugier, Sehnsucht und Grauen; aber doppelt fühlt er sich den bittenden und drohenden Naturgeistern in die Hand gegeben, wenn das Dunkel hinzukommt und das Gefühl der Ohnmacht verstärkt. Wie aber, wenn man an diesem Orte stände, den Tod im Herzen fühlend — — —?

Dann war es eines Morgens in aller Frühe. Mein Freund, der lustige Doktor — der zu Zeiten durchaus nicht lustig war — stand unter meinem Fenster und rief mit seiner Wagnerschen Tenorstimme: Heda! Du! Wir wollen hinaus und sie suchen! — — —

Wen? Was? — Was kann er meinen? Ich war soeben erwacht und es ist nicht jedermanns Sache, so früh am Morgen sich zwischen Leben und Tod zurecht zu finden. Ich warf mich in die Kleider und ging hinunter. Wir schritten in den frischen Morgen hinein, dem thaunassen Grase entlang, der alten Römerstraße folgend, die neben dem Schlitzastrom herläuft. Da tänzelt er hin, mit seinem klaren, lasurfarbigen Schneewasser, hier und da vorübergekrümmte Wellchen bildend, wenn er über dunkle Porphyrblöcke hinweg springen muß. Er tritt in den Engpaß ein, wo die Felsen zu beiden Seiten anderthalb bis zweihundert Fuß emporstarren. Dem Wasser zunächst, hat man an dieser Stelle von Ufer zu Ufer eine primitive Holzbrücke geschlagen. Gelangt der Wanderer schwebenden Schrittes glücklich hinüber, so steht er an dem gegabelten Wasserfall, der mit langen zischenden Locken über die schroffe Bergwand herniederhängt — wie wenn droben die gigantische Nymphe des Felsens ihr aschfarbiges Haupthaar den Winden preisgäbe, bis der brausende Strom die gekräuselten Spitzen erfaßt. Hier ist der Anfang des Karl-Steges. Er bildet den Stolz und die Merkwürdigkeit der Gegend. Zum Andenken an den jungen Gutsherrn, der auf der Jagd seinen Tod fand, haben die Forstleute des gräflich Zinnenbergschen Hauses und andere dienstbare Geister diese abschüssigen Berghänge in der ganzen Länge der Kluft passirbar gemacht, indem sie eine schwebende Galerie erbauten, aus schmalen Brückenbohlen bestehend und durch eiserne Bügel und Fichtenstämme gestützt; Aussprengungen, natürliche Grotten und künstliche unterirdische Gänge unterbrechen sie. Dieser „Steg“, der steigend und fallend dem gekrümmten Laufe der Schlitza folgt, ist im eigentlichsten Verstande einzig für Fußgänger passirbar! — Bisweilen kann dem Wanderer ein gelinder Zweifel aufkommen, ob er auch wirklich für Fußgänger berechnet ist! — Vorwärts kommt er aber in der Regel, trotz der kleinen Prellsteine und Abstürze.

Und wir bewegten uns fürder, dem schmalen Wege folgend und hier, ob unserem Haupte, hing das anscheinend luftig-zerbrechliche Gitter der Brücke im Scheine der lachenden, gänzlich unbekümmerten Morgensonne. Und unten, an dem klaren Strome, nur wenige Klafter über dem grünblauen Schneewasser, hat der Künstler des Ortes an

die gefühllose Wand der Felsengrotte eine seltsame Art von Votivtafel gehängt — ein Oelbild, den Engpaß der Klippe darstellend, einen Zug, der über die Brücke saust und zwischen Himmel und Erde schwebend einen armen Schaffner, der eben den Sprung gethan.

Nahrungssorgen! meinten die Leute.

Und hier standen wir, der Doktor und ich, den Nacken gegen den Rockkragen gedrückt und blickten hinauf, hoch hinauf in die blaue Luft, wo das unsäglich nüchterne, rektanguläre Ingenieur-Kunstwerk vor kurzem, einer brutalen Gewitterwolke gleichend, einen Zug von Fels zu Fels geführt hatte.

Uns aber umfing hier die feierliche Stille des Ortes. Die luftige schwebende Brücke war wieder leer — doch nein, droben stand ein winzig kleiner Bahnwärter und stierte herab.

Und er rief uns etwas zu — wir verstanden ihn nur, weil wir wußten, was er erfragte. Und wir schüttelten den Kopf und erwiderten: Nein, wir haben sie nicht gefunden, wir wollen aber weiter suchen! Dann schüttelte auch er den Kopf und setzte seine Wanderung fort, wie eine Fliege längs einem Gesimse der Decke.

Wir klommen, wir stiegen bergauf, bergab, wir kamen schwebenden Schrittes weiter. Wie oft war ich dieser Galerie gefolgt, wie oft hatte ich das Murmeln des Stromes getrunken, wie oft hatte ich von diesen starrenden Wänden stolze Gedanken gelesen, von diesen Felsen, die in ihrer finstern, trotzigen Verschlossenheit den Himmel doppelt blau, die Wolken doppelt luftig erscheinen ließen. Was für Träume hatte ich von der Heimat geträumt, vom Meere, der verzehrenden Sehnsucht, in dem schließlich doch alle Ströme, die kleinen wie die großen, ausmünden? Doch was war die Natur mir heute? Wir suchten ja die Leiche eines jungen Mädchens! —

Und je mehr wir, aufmerksamen Blickes und eifrig spähend, dem ruhigeren Laufe des Stromes uns näherten, um so mehr mußte ich an sie denken, die Unglückliche, welche wir suchten. Wäre es nicht richtiger gewesen, den Arzt allein suchen zu lassen? Sie mußte ja zerschellt sein und wir fanden sie mit zerbrochenen Gliedern — ein gräßlicher Anblick! Dieser Sprung — diese Höhe — das enge Strombett — die Felsblöcke im Strome ... nein, ich hatte hier nichts zu schaffen. Und in demselben Augenblick stieg dann der Gedanke in mir auf — so selbstsüchtig sind wir Menschen ja — daß das arme Madl mir die Schlitza-Klamm für immer verleidet habe. Namentlich in der Dämmerung — oder an schönen mondhellen Abenden — wer würde da noch hier umherwandern, wer würde da noch schauen wollen, wie der Strom von herzzerreißenden Schreien schwillt und schwillt, indeß die aschfarbenen Haare der Bergnymphe im Blute schleifen? Wer? — wer? ...

„Sehen Sie dort?“ sagte der Doktor und deutete auf eine kleine Bucht am Grunde der Felswand, wo unablässig ein Stromwirbel spülte, aus und ein, aus und ein, aber mit ausgeglätteten, gleichsam gölten Bewegungen. In einigen Sätzen waren wir über die Brustwehr und unten am Wasser.

Dort lag ein Gebetbuch und ein Taschentuch mit einem eingenähten kleinen rothen M.

Ich nahm das Buch auf, klappte das Wasser ab und steckte es in die Tasche; der Doktor nahm das Tuch, preßte das Wasser heraus und wand es um seinen Filzhut. Keiner sprach ein Wort. Dann sagte er: Weiter!

Es war, als hatte mich jemand gerufen. Kein bedrückendes Gefühl mehr, keine häßlichen Bilder und Vorstellungen. Es war der Tod, der mich gerufen und ich fragte nicht: wie?

Dann weitet sich die Kluft. An der einen Seite — an unserer Seite — noch immer die überhängenden Lehnen mit ihren geschundenen Fichten und rieselnden Quellwassern, an der entgegengesetzten Seite eine mählich sich abdachende Matte ihren saftigen mit Buschwerk bestandenen Teppich bis ans Wasser vorschiebend. Draußen in der Mitte theilt sich die Schlitza in zwei tiefe, reißende Ströme, ein aufgelecktes Schuttriff umarmend, das von stolzen Porphyrblöcken eingefaßt wird, die über des Schaumes Feuchte in der Sonne erglänzen. Von unserer Seite aus, in der Richtung auf die Bank, heben in einiger Klafter Breite andere Felsblöcke, röthliche und braune, ihren dunklen Nacken aus dem Schneewasser hervor. Mit Hilfe von ein Paar einigermaßen langen Brettern hätte man bis zum Riff eine Brücke schlagen können. Und drüben, aber noch in beträchtlichem Abstande, kommen etliche Männer den Hang herunter; mit sich führen sie einen Karren, von einem Maulthier gezogen und der Metallbeschlag am Riemenwerk blinkt und blinkt. Ein ungewöhnlich hoher Mann, ein förmlicher Riese, geht hinter dem Wagen her, schwer wider denselben sich stützend.

Dort! sagte der Doktor ...

Ich folgte der Richtung seiner deutenden Hand. Ja, dort ...

Es ist der Leichnam von des Metzgers bildhübschen Mizie, doch nicht zermalmt und zerschlagen. Ein Ausruf entschlüpft meinen Lippen; niemals sah ich einen derartigen Anblick, werde auch nie wieder einen solchen haben.

Wenige Klafter von uns — draußen in dem klaren Wasser des Stromes — auf die Schuttbank gespült, zwischen zwei dunklen Blöcken — liegt — nicht der Leichnam eines jungen Mädchens, das gestern noch lebte: pulsirendes Fleisch und Blut, — nein, — eine Bildsäule, ein schneeweißer — hier kann man den Ausdruck „schneeweiß“ mit Fug anwenden — Marmor, von der Hand eines großen, edlen Künstlers gebildet. Der Körper ist nackt, aber der strenge und ernste Tod, vom Strom unterstützt, warf in keuschen, schonsamen Falten eine schwarze und weiße Drapirung, gleich einem langen, schmalen Gewande, über die Glieder hin. Torso, Hals, Arme — und was für ein Arm! — sind unbedeckt und wie bei der knidischen Göttin hebt sich aus dem ständig hinüberspülenden Wasser das eine Knie heraus, weiß und rund und wie in einen Brennpunkt sammelt sich das Lächeln der Sonne und scheint es in Ehrfurcht zu küssen.

Der Arzt sieht, daß der eine Knöchel gebrochen ist; ich sehe es nicht. Der Arzt sagt mir, daß der unter den Rücken zurückgebogene Arm gebrochen sein muß; ich sehe auch das nicht. Keine Spur von äußerer Gewalt ist meinen Augen erkennbar. Das eine Auge liegt mit dem Gesicht in den Schutt gedrückt und in das kalte Schneewasser;

das andere Auge steht offen, ein glückliches Lächeln ruht darauf, — ja ein glückliches, stilles, unbeschreiblich ruhiges Lächeln, das dem ganzen blassen Ovale sich mittheilt, der Stirne, den Wangen, dem Kinn und dem kindlichen Munde, der noch zu reden scheint und über dessen Lippen der Schaum sich nicht schließen mag. Dann bewegt ein Wirbel im Wasser leise, leise das eine ausgestreckte Bein, aber fast ebenso schnell werden die Falten der Drapirung von demselben Wirbel geschlossen. Ich frage, flüstere unwillkürlich: Ist sie todt? Der Arzt nickt.

Wir können nicht hinüber. Aber die Männer auf der andern Seite haben das Ufer erreicht und ich sehe, daß sie Latten und Bretter mit sich führen. Der Riese hat sich ins Gras gesetzt, den Kopf in die Hände vergraben. Und indeß der Arzt über das Wasser hinüber zu den Männern spricht und ihnen Anweisung giebt, die Brücke zu schlagen und indeß ein junger gewandter Bursche bis an den Gürtel in das kalte, reißende Wasser des Stromes hinaus watet, lasse ich mich auf einen Felsblock nieder und kann die Augen nicht von ihr wenden — von Ophelia im Strome.

So schön ist also der Tod! — so wenig entsetzlich vermag er zu sein! Ein solches Kunstwerk ist der Mensch! Ein Weib so schön kann es geben! ... Und das alles empfinde ich hier, dem Schicksal der Unglücklichen so nahe, die in verflossener Nacht in der tiefsten Verzweiflung sich fand. Aber in diesem Augenblick überschattet die große, ernste Natur, gleich der Gottheit einer Kunst, alles irdische Gefühl für ein abgebrochenes und verlorenes Leben. So hat also die Schönheit, die absolute, reine Hingabe an die Symmetrie und Harmonie des Körpers, zum Tode erstarrt und doch mit dem Leben der Gesetze in sich, eine alles überwältigende Kraft, um jeden andern Gedanken von sich zu schieben. Und mit einem Male sehe ich mich im Vatikan, in die Antike, in Michelangelo, in den Marmor eindringend. Was zwanzig Römerfahrten nicht erklären, hier, am Ufer des Kärnthnerstromes, am Leichnam des armen Mädchens, steigt's klar hervor — wenn auch nur in flüchtigem Aufblitzen. Und es ist der Tod, der mich hierher geführt, in die einsame Werkstätte der Natur, der Tod, der mich hier sitzen läßt, als säße ich in der Werkstatt eines Künstlers, vor Thon, gemeißeltem Marmor, in Stein gehauenem Leben. Hätte dies junge Weib sich gebadet und ich wäre herzugekommen, ich hätte — das hoffe ich zum mindesten — mich scheu zurückgezogen, nicht vor der Schönheit, aber vor der Würde des Menschen in ihr und in mir. Denn wir sind keine Griechen, ob wir gleich zu Zeiten mit dem Gedanken spielen, wie schön es wäre, solche zu sein.

Doch jetzt, doch jetzt ...

Sie schlugen eine Brücke. Sie kamen zu ihr hinüber, hoben sie auf — nicht sorgsam genug, wie mich dünkte — und trugen sie ans Land. Und als ihr Kopf, wie schmerzlich fast, auf die eine Seite sich neigte und als der bewundernswürdige Arm schlaff herniederhing und als einer der starken Bursche mit ehrlichem und gutgemeintem, aber kaum sanftem Griffe die nasse, in Fetzen hängende Kleidung um Brust und Lenden schlug, indeß das eine und andere, vielleicht nothwendige, doch allzu laute Commandowort erklang — da wandte ich mich hin-

weg und seufzte: Du lieber Gott, was für Opfer führen die Leidenschaften mit sich!

Im Grase aber, neben dem Karren, saß der Vater, der alte Hüne und zwischen den dicken, zitternden Fingern rollte der Rosenkranz, ohne daß er aufzublicken wagte und er stöhnte laut sein Kärnthner-Gebet: Herr! bitt' für uns! bitt' für uns! . . .

Dann kamen der Doktor und ich hinüber. Und er konstatirte den Tod — eingetreten, wie er meinte, während des Falles schon. Und ich hoffte von ganzem Herzen, daß er recht haben möchte.

Vorüber!

Am Sommerabend glitt mein Kahn
Dahin durch frische Spiegelfluten;
Auf meines Schiffes feuchter Bahn
Sah ich des Tages Licht verbluten.

Dem Strande nah, dort saßen Zwei
Am wald'gen Ort, in weichem Frieden;
Ich bat: O, daß es Wahrheit sei,
Was diese Stunde Euch beschieden!

Er hielt in starkem Liebesarm
Sein junges Weib von holder Blüte;
Ihr Auge blickte keusch und warm,
Das seine klar in ernster Güte.

Ein glückbeseeltes Lächeln gab
Vom Aug' zum Auge süße Kunde — —
Ich schaute in die Flut hinab
Und — hörte rauschen diese Stunde.

Mir ward das Herz so trauerschwer:
Zu wohl hatt' ich ihr Glück verstanden.
Sie schauten selig übers Meer,
Weil sie den Schiffer nicht verstanden.

Willy Alexander Kastner.





Hohe Gunst.

Humoreske, der Wirklichkeit nacherzählt. Von H. H.

„Ergo: der erste Schritt berühmt zu werden, ist für einen ausübenden jungen Künstler die Huld einer vornehmen Frau“, hatte R., einer der gefeiertesten Geigenvirtuosen der letzten Decennien in heiterer Champagnerlaune seine Extemporation inmitten eines Kreises jüngerer und älterer Kunstgenossen beendet. — Auch Richard A., einer der talentvollsten Zöglinge des Leipziger Konservatoriums, mit dem Zeugniß der höchsten Reife entlassen, hatte demselben beigewohnt; ein Jahr war verflossen seitdem, der treffliche Pianist war auf dem Wege der Ehren, aber dieser Weg war mühsam, die Damenwelt der mittleren Kreise hatten den liebenswürdigen Jüngling gern, aber seine Blicke zu den Gefeierten der höheren Regionen zu erheben, dazu war unser Richard viel zu schüchtern, — und doch wiederholte sein Intimus, Freund Max, ein junger, unabhängiger Techniker, der den Künstler zuweilen an den wechselnden Aufenthalten desselben überraschte, mit Nachdruck die Worte des Meisters von jenem geselligen Abend her. — Jeder große Künstler hatte sein Ideal in hohen Kreisen gesucht und gefunden, und die Meinung des Meisters ward von den zahlreichen Bekannten getheilt, die unser junger Strebender in der berühmten Badestadt W. besaß, deren kunstsinnige Direktion den bereits rühmlichst genannten Pianisten für eines ihrer monatlichen Sommerkonzerte gewonnen hatte.

Die Freunde waren bereits einige Tage vorher eingetroffen, und bald darauf wollte es dem jungen Techniker dünken, als sei sein Genosse von einer ihm sonst fremden Erregung heimgesucht, um so auffälliger, da Richard allen Fragen nach der Ursache abweichend begegnete.

Am Nachmittag vor dem Konzert saßen beide mit einer kleinen Gesellschaft im Kurgarten; nicht weit von dem Tische derselben hatte ein hochgewachsener Herr von mittleren Jahren und distinguirter Erscheinung, mit einer fast überreich gekleideten Dame Platz genommen. — Die Blicke der letzteren schweiften zu dem jungen Künstler, augenscheinlich hatte man ihr denselben bezeichnet, dann wandte sie das goldne Lorgnon in andere Richtung; die Wangen Richards färbten sich scharlach, und nur um seine Bewegung zu verbergen, wandte sich derselbe zu einem älteren, ihm nahe sitzenden Kurgast mit der Frage, ob ihm der blonde Herr dort im grauen Promenadenrock bekannt sei?“

Der Gefragte, aber in Unterhaltung begriffen, blickte flüchtig hinüber. „Allerdings“, sagte er, — der Fürst Metschinsky, einer der vornehmsten und reichsten Edelleute des russischen Staates.

Dann wandte er sich dem begonnenen Gespräch aufs neue zu, — Richard aber litt es nicht lange mehr auf seinem Platz, sein Herz

war zu voll, und während er die einsamsten Pfade des herrlichen Kurparks dahin stürmte, wiederholten seine Lippen unbewußt die Worte des Herzens in allen Modulationen: Eine der vornehmsten, der reichsten Rußlands, eine Göttin, — und mehr als flüchtige Tändelei, — es ist kein Zweifel — o still, mein Herze!"

* * *

Der Nachmittag des Konzerttages war gekommen, — seit dem Morgen hatten sich die Freunde nicht gesehen, und mit Ungeduld erwartete Max den jungen Künstler in seinem Logis, in dem noch einige vertraute Bekannte sich eingefunden, um Richard in den Kursaal zu geleiten, und in dem ihnen zugänglichen Künstlerzimmer Zeugen seines erhofften Triumphes zu sein.

Endlich stürmte er die Treppe empor; erhitzt, glänzenden Auges, mit gerötheten Wangen eilte der Künstler über die Schwelle; — in seiner Hand hielt er eine herrliche, kaum erblühte rève d'or Rose, die er ängstlich vor der Berührung des auf ihn zu eilenden Kreises zu hüten schien.

„Mensch, wie siehst Du aus, was ist Dir begegnet?" rief Max dem jungen Künstler entgegen, „hast Du getrunken? Bist Du im Fieber?"

„Im Fieber, im Rausch, und doch gesund und frisch wie ein Glücklicher. — Kinder", fuhr er fort, — „heute sollt Ihr mich kennen lernen, soll es die Welt, — ich weiß ja, wofür ich spiele, — nicht ins Leere hinein, für die gaffende brutale Menge, die nörgelnden Kritiken, — was kümmern sie mich?"

„So viel, wie sie jeden vernünftigen Menschen kümmern müssen in Deiner Lage", meinte Max trocken, — „und das bist Du in diesem Augenblick nicht. Denn bist Du nicht im Fieber, nicht betrunken, — so bist Du einfach — verliebt."

„Bezeichne nicht mit diesem banalen Wort das göttliche Gefühl der reinsten idealen Liebe", rief Richard emphatisch; „eine Göttin neigt sich aus ihrem Sonnenglanz zu mir herab, sie soll das Licht sein, das mit Himmelsglanz meine Bahn erfüllt, — ihr will ich die Lorbeerkronen weihen, die ich zu erringen hoffe —"

„Vor allen Dingen mache Toilette", unterbrach Max den Redestrom des Freundes, „und erzähle uns dabei, so weit es Diskretion gestattet, was Dir begegnet; daß Du im Kreise von Ehrenmännern, ist Dir bewußt, mir aber, daß Du in Herzenssachen ein völliger Neuling, und Dich vor dummen Streichen zu bewahren, Freundespflicht ist."

Das jugendliche Herz des Künstlers war zu voll, — es mußte überströmen; „meine erste Liebe" sagte er mit verklärten Blicken, während er mit den Vorbereitungen zur Konzerttoilette begann, — „aber zugleich jene heilige, ideale, die eine Gräfin Julia mit Beethoven, die eine Prinzeß Leonore mit Tasso verband. — Schon seit einigen Tagen" fuhr Richard fort, „bemerkte ich, daß die Blicke einer wunderbar schönen Frau, ihrer Toilette nach von hohem Reichthum, den meinen begegneten, so oft der Zufall uns an einem Ort zusammenführte. — Diskrete Erkundigungen bezeichneten mir als ihren Gatten

den Träger hohen Ranges im Auslande. — Nie hätte ich gewagt der erhabenen Dame ohne weiteres zu nahen, da führte uns diesen Morgen mein guter Stern auf einem verschwiegenen Sitz im menschenleeren Park zusammen. Sie mochte in meiner Seele lesen, denn von ihren purpurnen Lippen glitt das erste Wort, das meine Schüchternheit ermuthigte. Ich sprach nicht von dem, was meine Seele empfand, wie hätte ich das gewagt, jeder profane Gedanke hätte eine Entheiligung gedünkt, aber ich redete von meiner Kunst, meinen Zielen, und lächelnd hörte sie mir zu, lächelnd versprach sie die erhabene Muse zu sein, die mein Sein zu immer höherem idealen Schwung begeistere. Ihre Protektion, den Einfluß des Mannes sagte sie mir zu, an dessen Seite ich sie stets gesehen, und den sie zartfühlend genug in dieser geheiligten Stunde, mit dem Titel seines Ranges, nicht mit dem, den eheliches Recht ihm verlieh, bezeichnete. — Zwei Rosen schmückten ihre Brust, eine von ihnen blieb in meiner Hand als wir uns trennten, ein Pfand, daß die Gegenwart kein Traum für mich gewesen, ein Pfand süßer, reinster wonnenvoller Zukunft!"

Der Erzähler schwieg und unwillkürlich wirkte der Enthusiasmus der feurigen, bisher von Leidenschaft unberührten Jugend mit ihrem idealen Fühlen auf die jugendlichen Seelen des kleinen Kreises, der den Künstler umgab. — Die Schaar befand sich in gehobener Stimmung, als sie die Wohnung Richards verließ, um sich zum Konzertsaal zu begeben, am bewegtesten der junge Virtuose selber, an dessen Frack die bedeutungsvolle Rose im Knopfloch prangte; „Wird sie da sein?" fragte sein pochendes Herz; aber nur pro forma, um sich selber siegesgewiß zuzurufen: „Sie wird! Beethoven hat seine Julia, Tasso seine Leonore gefunden!"

* * *

Ja, sie war da; im Glanz der Schönheit und Brillantenpracht, der Königin Saba gleich. — Se. Durchlaucht der Fürst M. hatte zwei Plätze der ersten Reihe inne; er führte seine Gefährtin zu dem reservirten Fauteuil und verabschiedete sich, wahrscheinlich um andere gesellschaftliche Pflichten zu erfüllen; an dem Eifer der Bediensteten ließ sich unschwer erkennen, daß die hohen Herrschaften ihren Weg mit Goldstücken pflasterten.

Der Gemal an der Seite der Angebeteten hatte Richard einen Stich ins Herz gegeben, trotz aller Reinheit seiner idealen Neigung. Als die Durchlaucht geschieden, athmete er auf. Er hatte sich abseits ins Künstlerzimmer gesetzt, um, wie es seine Weise, die nöthige Sammlung vor seinem Auftreten zu gewinnen; sein Blick hing entzückt an der Schönheit der vollen, königlichen Erscheinung, durch die fast überreiche Toilette noch erhöht, vor allem aber an der bedeutungsvollen rêve d'or Rose, die am Busen der wunderbaren Frau prangte, das Seitenstück der Blume, die des Künstlers eigne Brust zierte, Zwillingsschwester des holden Erinnerungspfandes am Morgen.

Jetzt war der verhängnißvolle Augenblick erschienen. Die Ouvertüre war vorüber gerauscht, und der junge Künstler betrat das Podium zum Schumannschen Klavierkonzert. Das Auditorium begrüßte

ihn freundlich; die angenehme Erscheinung Richards wirkte sympathisch, außerdem war derselbe bereits in weiteren Kreisen bekannt und beliebt, und auch Fremden dem Namen nach kein Neuling unter den Erlesenen der ausübenden Künstler der Neuzeit.

In ostensibler Weise applaudirte die hohe Frau dem sich befangen Verneigenden. Unwillkürlich zog sie die Blicke der Nächstsitzenden auf sich, denen nicht das Zwillingspaar an Robe und Frack entgehen konnte. — Das dunkle Auge, das sich im Gruß zu dem am Flügel Sitzenden wandte, verließ ihn nicht mehr, Richard fühlte sich wie bezaubert, ein Glutstrom durchschoß sein erregtes Blut, zu ihr richtete er den Blick, da er begann, zu ihr schweifte er kühn und kühner, alles vergessend inmitten der wogenden Töne, die unter seinen Fingern glockenklar dem herrlichen Instrument entrückten; nie hatte er so gespielt, das fühlte er selber, das las er in ihrem Antlitz, das wußte er, nicht aus dem Beifallsbrausen des Saales, sondern aus dem leichten Kuß, den sie der bedeutungsvollen Rose spendete, ehe sie die Blume auf das Podium dem überseligen Künstler zu Füßen warf.

Ein Zischeln ging durch den Saal, was kümmerte sich Richard um die blöde Menge? Stark war sie allerdings die Scene, die sich durch das Vergessen der Schönsten der Frauen vor den Augen des Publikums abgespielt; wer konnte wissen, wie sie endete, wenn Se. Durchlaucht durch gefällige Freunde Kunde erhielt? Aber eine Russin, eine Fürstin war über das Maß gewöhnlicher Sterblicher erhaben, war er es doch selber seit diesem Abend. „Der erste Schritt berühmt zu werden, ist die Huld einer vornehmen Frau", hatte ja der bewährte Meister der Kunst und des Lebens gepredigt.

Wie er vom Podium in das Künstlerzimmer zurückkehrte, wußte er selber nicht; die Freunde stürzten ihm entgegen. „Gespielt hast Du wie ein Halbgott", rief Max, „aber um des Himmelswillen, was hast Du für ein Melodrama im Konzert aufgeführt, zum Entsetzen aller frommen Seelen! Kennst Du die Dame mit der Rose? Richard, Mensch sei aufrichtig; ein Geheimniß kann es jetzt ja doch nicht mehr bleiben; die hohe Frau, die Dir Protektion versprochen, die lächelnd Deines keuschen Herzens erste zarte Triebe sich gefallen ließ, kurz die Dame von heute Morgen ist dieselbe, die Dich heute Abend vor den Augen des ganzen Publikums kompromittirt?"

„Kompromittirt?" fuhr Richard jäh auf; „noch einmal dieses Wort Max und unsere Freundschaft ist aus! Mag es kommen, wie es will, ich fühle Riesenkraft, mein Heiligstes zu schützen, für den Altar zu kämpfen, den ich meiner Muse erbaut in meiner Seele —"

„Aber Richard, Mensch!" unterbrach Max den Stürmischen, während der Kreis, der die Freunde umgab, unzweideutige Zeichen der Heiterkeit nicht zu unterdrücken vermochte, „weißt Du denn auch, wer das Paar ist, das sich die betreffenden zwei Plätze reserviren ließ?"

„Allerdings!" Herausfordernd richtete sich der junge Künstler empor. „Se. Durchlaucht der Fürst M. aus Moskau, und seine erlauchte Gattin die Frau Fürstin —"

Verblüfft hielt er vor dem Ausbruch eines allgemeinen Gelächters inne, das hörbar bis in den Saal hinaus drang.

„Unglückseliger!" rief Max, „Du hast Dich entsetzlich blamirt;

jener Kavalier ist allerdings der Fürst M., aber die Gefährtin, die Deine Unschuld mit fürstlicher Krone schmückte, die Julia Beethovens, Tassos Leonore, ist nicht seine Gemalin, sondern eine der jährlich wechselnden Freundinnen, die Se. Durchlaucht auf seiner Badereise begleiten!" — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Als Richard A. zum zweiten Mal das Podium betrat, war das Knopfloch seines Frackes leer; die rêve d'or Rosen lagen abgethan und entblättert in einer Ecke des Künstlerzimmers, wie sein eigner Traum von fürstlicher Frauengunst auf dem Parkett des Hofes, im verschwiegenen Boudoir. Mit keinem Blick streifte er das vom Piedestal seiner Höhe gesunkene Ideal seiner Seele, aber was in derselben gährte und stürmte, entlud sich in den brausenden Tonwellen eines Lißtschen Bravourwalzers, so überwältigend, daß die hingerissenen Zuhörer alles vergessend den jungen Künstler mit meisterlichen Ehren entließen. — Um Jahre hatte der heutige Abend unsern Freund gereift, vor allem aber in seiner Erfahrung.

* * *

Nun ist der einstige Debütant der schönen Badestadt einer der gefeiertesten Pianisten und Komponisten der Gegenwart. Wirkliche Fürstinnen strecken dem in den Salons der höchsten Welt stets willkommenen Gast die Hand entgegen, und mehr als einmal, meint die geschwätzige Fama, auch im dufterfüllten Boudoir. Wie oft mag der Glückliche in solchen Stunden des Abenteuers seines ersten Auftretens zu W. gedenken.

Nippsachen.

Ein Protest. Ein religiöses Blatt der französischen Schweiz brachte den nachfolgenden Protest, der von englischen Gelehrten ausgehen soll, aber wohl mit etwas Vorsicht beurtheilt werden muß.

Mehr als 200 englische Gelehrte, unter welchen sich mehrere befinden, die Autoritäten der Wissenschaft sind, haben einen Protest gegen die Behauptung der Ungläubigen erlassen, welche sagen, daß die modernen Entdeckungen geeignet seien, den Glauben an die Offenbarungen der Religion zu erschüttern. „Wir halten dafür", ist in dem Protest gesagt, „daß das in dem Buche der Natur geschriebene Wort Gottes und das, was die Bibel enthält, sich in keiner Weise widersprechen können . . . Die Naturwissenschaft ist noch keine abgeschlossene Wissenschaft, und es wird die Zeit kommen, da die Menschen erkennen werden, daß diese beiden Bücher sich in ihren Einzelnheiten entsprechen. Nach unserer Ansicht ist es die Pflicht eines jeden Schülers der Wissenschaft, die Natur allein als die Manifestation der Wahrheit zu betrachten, und wenn er findet, daß einige seiner Resultate mit dem geschriebenen Worte im Widerspruch stehen oder mit den vielleicht irrigen Erklärungen desselben, so darf er nicht so dünkelhaft sein zu sagen, die heilige Schrift habe sich geirrt, sondern er muß sein Urtheil zurück halten, bis es Gott gefällt, uns erkennen zu lassen, wie die Resultate der Wissenschaft mit der Bibel übereinstimmen."

Ein Blatt Papier ansehen, bedeutet viel mehr als nur das, was das Auge erblickt, bedeutet, daß erfahrene Finger die Qualität eines Blattes durch Ziehen, Reißen, Befeuchten und Falten erkennen können.

Packpapier. Man legt das Blatt auf eine ebene Fläche, hält es mit der linken Hand in seiner Lage, drückt mit dem Zeigefinger der rechten Hand nahe dem

Ende fest darauf und zieht langsam in die Länge. Dies ist eine gute Probe für die Stärke und Haltbarkeit des Papiers.

Zeitungspapier. Durch dasselbe gegen das Licht hindurch sehen, hat keinen Zweck. Um sich über die Länge der Fasern zu vergewissern und seine Stärke zu beurtheilen, reißt und zieht man es. Bringt man mittels eines Glasstäbchens einen Tropfen einer Mischung aus zwei Theilen Salpetersäure und 1 Theil Schwefelsäure darauf und wird der Fleck braun, so ist mechanisch präparirtes Holz in dem Papier vorhanden und es hält keine sechs Monate aus.

Papier für Buchdruck. Man prüft mit der Zunge auf die Leimung, vergleicht beide Seiten auf Gleichmäßigkeit der Oberfläche, blickt gegen starkes Licht durch das Blatt hindurch, ob es Flecken enthält und gleichmäßig ist. Druckpapier muß gut rascheln und gute Stärke und Oberfläche haben. Raschelt es jedoch auffallend und hat einen glitzernden Glanz der Textur, so ist in der Faser höchstwahrscheinlich Stroh vorhanden, das in zu großer Menge eingearbeitet, das Papier beim Falten brechen läßt. Das Papier muß deßhalb zusammengefaltet und dann geprüft werden.

Löschpapier. Man bringt Tintentropfen darauf und beobachtet, wie schnell oder wie langsam sie aufgesogen werden. Auf seine Weichheit wird es durch Zusammenballen in der Hand geprüft.

Papier für Geschäftsbücher. Es ist für den Ungeübten sehr schwierig, durch Handarbeit bereitetes von Maschinenpapier zu unterscheiden, besonders da bei letzterem so viele Finessen angewandt werden, um dem ersteren zu gleichen, oftmals sind Maschinenpapiere thatsächlich besser, als durch Handarbeit fabrizirte. Erfahrene Papierhändler erkennen auch die gelungensten Imitationen sofort und können sogar die Fabrik bezeichnen, aus welcher es stammt, auch ohne nach dem Wasserzeichen zu sehen. Hält man ein Blatt gegen gutes, starkes Licht, so sieht man gewöhnlich, daß das Maschinenpapier stark markirt und in den Drahtmarken und Wasserzeichen rauher erscheint. Ein gutes Handarbeits-Papier hat ein perliges, klares, transparentes Aussehen, was davon kommt, daß es bei der Fabrikation Wasser in seiner Substanz länger zurück hält. Vergleicht man, wie beim Buchdruck, beide Seiten und zeigen sich sehr deutliche Drahtmarken, so ist es sehr wahrscheinlich Maschinenpapier. Man legt eine Ecke um und faltet sie fest und reißt nun in der Falte. Zerreißt es in dieser leicht, so ist das Papier geringer oder mittelmäßiger Qualität.

Californische Weinindustrie. Trotz der enormen Zunahme der Weingärten und ihrer Produkte nimmt der Preis der Trauben nicht wesentlich ab, noch auch übersteigt das Angebot die Nachfrage. Man hat berechnet, daß ein Weingarten im vierten Jahre zwei und im siebenten Jahre vier Tonnen Trauben per Acker erzielt. Im zehnten Jahre wird er sehr einträglich, wenn man, inklusive der ersten Ausgabe für den Boden, den Acker Weinland zu 240 Mark annimmt. Die jährlichen Kosten für Kultur und Arbeit betragen etwa 100 Mark pro Acker.

Das schnelle Wachsen der Weinindustrie in Californien ist wunderbar; alles in allem gab es dort im Jahre 1848 nur 200,000 Weinstöcke; 1862 9,500,000; 1881 64,000,000; in den letzten Jahren bis 1884 wurden enorme Mengen neuer Reben gepflanzt und neue Weingärten angelegt.

Der jährliche Weinertrag Californiens wird auf 60,000,000 Liter geschätzt, wovon etwa ein Drittel im Los Angeles County gekeltert wird. Es ist interessant, zur Zeit der Lese die Weingärten zu besuchen. Heere von Mexikanern und Indianern entlasten die Stöcke von ihrer süßen Bürde und bieten ein Bild, das des Pinsels eines Malers würdig wäre. Die weiten Kellereien und riesigen Fässer zum Zerquetschen der Trauben sind ein Beweis für die Wichtigkeit und Ausdehnung der Industrie. Ein solches Faß kann, voll gehäufte, 4000 Liter Trauben aufnehmen, gewaltige eiserne Räder werden in der sprudelnden Masse getrieben, der Saft fließt durch Tröge in Fässer; immer neue Ladungen Trauben werden in den Kelter geschüttet, die ganze Atmosphäre ist erfüllt von dem Aroma der starkduftenden Trauben. Die dunkeln, ebenso aromatischen Mostkeller sind von ovalen Bottichen von drei Meter Durchmesser erfüllt, davon jeder über 8000 Liter fassen kann.

Bezüglich der Gefährlichkeit der Fliegen hat Grassi nichts weniger als angenehme Entdeckungen gemacht. Man hat zwar vermuthet, daß die Insekten die Keime von Infektionen an ihren Flügeln oder Füßen weiter verbreiten, aber man ahnte nicht, daß sie imstande seien, durch den Mund solche Dinge, wie die Eier verschiedener Würmer aufzunehmen und diese unverändert mit dem Föcus zu entleeren. Dies ist nun durch erweisende Versuche ermittelt worden. Grassi legte auf eine Platte in seinem Laboratorium eine große Anzahl Eier des menschlichen Parasiten Trichocephalus dispar aus und etwa 10 Meter entfernt in der Küche einige Blätter weißes Papier. Nach etlichen Stunden fanden sich auf letzterem die bekannten Flecke, der Fliegenföcus, und diese zeigten unter dem Mikroskop Eier des Trichocephalus. Einige Fliegen wurden gefangen und enthielten im Darm eine Menge dieser Eier. Dasselbe war auch der Fall mit hingestellten Eiern von Oxyuris vermicularis und Taenia soliun. Bald nachdem Fliegen an schimmeligem Rahm genascht hatten, fand sich in ihrem Föcus Oidium lactis. Als beweisender, überall leicht ausführbarer Versuch erwähnt Grassi: wenn man ein wenig Lycopodium auf versüßtes Wasser streut und man untersucht später Föcus und Darm der Fliegen, die davon nahmen, so findet man zahlreiche Lycopodiumsporen. Da nun Fliegen in Verrichtung ihrer Nothdurft mit dem Platze keineswegs wählerisch sind, sondern auch Fleisch und andere Nahrungsmittel zu diesem Zwecke nicht scheuen, so sind die Aussichten auf mögliche Konsequenzen ziemlich beunruhigend. Grassi hofft, daß wirksame Mittel zur Vertilgung der Fliegen erfunden werden möchten.

Der spätere Dramatiker Georg Farquhar (geb. 1678 zu Londonderry in Irland, gest. 1707) hatte im Vertrauen auf einen ihm von dem Herzog von Ormond in Aussicht gestellten Posten seine Stelle im Regimente Earl of Orrery aufgegeben und gerieth in bittere Noth. Er wandte sich an seinen Freund Wills um Rath, der ihm ans Herz legte, sich dringlich an den Herzog zu wenden, und wenn das nichts nützt, so schreiben Sie eine Komödie, für deren baldigste Aufführung ich sorgen werde". Farquhar rief entrüstet: „Wie können Sie erwarten, daß ein von Sorgen gequälter, ruinirter Mann eine Komödie schreiben soll? Wie könnte ich, selbst wenn ich es versuchte, bis zu ihrer Vollendung ohne einen Groschen in der Tasche leben?" „Sehr wahr", entgegnete Wills, „eine leere Tasche möchte den Flug der Phantasie hemmen. Aber versuchen Sie es und nehmen Sie inzwischen dies als einen Vorschuß an." Er nöthigte Farquhar, 20 Guineen anzunehmen. In sechs Wochen war die Komödie ersonnen, geschrieben, geprobt und aufgeführt und der Dichter war in die Reihe der erfolgreichen Dramatiker eingetreten.

Salon-Büchertisch.

Gottfried. Eine Erzählung aus dem Volksleben von Carl Wilhelm Heer (Verfasser von Niklaus v. d. Flühe) St. Gallen. M. Kreutzmann, 1887. In behaglich epischer Breite bewegt sich vorliegende poetische Erzählung aus dem Schweizer Volksleben zu Anfang der vierziger Jahre durch eine Reihe von Erlebnissen braver Bewohner des Dörfchens Reiden bei Zofingen. Durch die religiöse Unduldsamkeit eines katholischen Pfarrers, welche ein Liebesverhältniß zerstörte, werden die Konflikte herbeigeführt, die den Stoff der Erzählung bilden und die am Ende des Buches, nachdem, nach Beendigung des Krieges des eidgenössischen Heeres gegen die Sonderbundkantone den Schweizer Protestanten größere religiöse Unabhängigkeit zutheil geworden, sich noch glücklich in Frieden und Freude auflösen. Die handelnden Personen, das Liebespaar, dessen Angehörige und zahlreiche Nebenpersonen, meist gute Leute, werden recht lebenswahr in ihrer treuherzigen Art geschildert. Die Verse lassen, trotz des kunstlosen Metrums, manches zu wünschen übrig. Gewiß wird die umfangreiche Dichtung in vaterländischen Kreisen noch mehr Freunde und Leser finden, als anderwärts, doch kann auch ein nichtschweizer Leser sich an dem geschilderten Dorf- und Kleinbürgerleben, sowie an den anmuthigen Naturbeschreibungen und an Gottfried des Helden, Schicksal erfreuen.

„Onkel Käfermann“, Schwank in 4 Aufzügen von Arthur Preuß. Leipzig, Otto Vieweg. Neue Leihbibliothek für das deutsche Theater. 1887. Ein alter Oberlehrer, wegen seiner Liebhaberei für Kerbthiere mit dem Spitznamen Onkel Käfermann behaftet, zwei weitere, lebenslustige alte Herren, zwei hübsche, junge Mädchen mit den obligaten Liebhabern, einige weitere guterfundene Nebenpersonen, allerlei komische Verwickelungen und einige Heiraten am Schluß, bilden hier die Ingredienzien zu einem hübschen, heiteren, unterhaltenden Schwank, der wohl bei guter Darstellung seinen Weg glücklich über die deutsche Bühne machen kann. Anstößiges, Frivoles und Uebertreibungen sind vermieden und ein frischer, lachender Humor ist die gesunde Würze dieses auch als Lektüre recht ansprechenden Bühnenwerkes.

Wie studirt man Philosophie? Ein Wegweiser für Studirende aller Fakultäten. Von Dr. Moritz Brasch. Leipzig, Roßberg'sche Buchhandlung 1888. — Der Verfasser erörtert mit kurzen aber klaren Worten, Wesen und Ziel der modernen Philosophie und giebt in entsprechender Weise zweckmäßige Rathschläge, wie man durch Anhören von Vorlesungen und durch philosophische Lektüre zu tieferem Verständniß in dieser Wissenschaft gelangen kann. Eine beigegebene Uebersicht über die Bestimmungen zur Erlangung der philosophischen Doktorwürde wird mit Freuden begrüßt werden. Dr. J. S.

Die Verwahrlosung des modernen Charakters. Ein Straf- und Mahnwort an die Zeitgenossen von Dr. Max Vogler. 2. Auflage. Leipzig, Paul Frohberg. — In unerbittlicher, freilich auch durchaus zulässiger Weise führt uns der Verfasser die gehaltlose, jedes edlen Zieles entbehrende Handlungs- und Denkweise der modernen Gesellschaft vor. Wahr, nur zu wahr ist jedes Wort in dieser gewaltigen Anklage, in dieser vollständigen Verdammung des modernen Charakters. Wenn wir auch nichts wesentlich neues in diesem Buch lesen, so ist es doch die Art und Weise der Zusammenstellung bekannter Momente zu einem traurigen, aber richtigen Gesammtbild, welches niederschlagend wirkt und in beredtester Weise zur Umkehr mahnt. Dr. J. S.

Ueber die Diät. Vom Sanitätsrath Dr. C. F. Kunze. Berlin und Neuwied. Heusers Verlag. 1888. Wir begrüßen mit Freuden diesen kurzen und klaren, die neuesten Ansichten und Resultate der Wissenschaft darbietenden Abriß über die Diät. Bekanntlich hat man erst in neuester Zeit über den Nährwerth der verschiedenen Nahrungsmittel ziemlich abgeschlossene Resultate aufstellen können, welche mit früheren Ansichten oft diametral entgegengesetzt kontrastiren. Das Werkchen ist sehr verständlich geschrieben, vermeidet es, unwesentliche rein theoretische Spekulationen in den Betrachtungskreis zu ziehen und kann daher allen denen, welchen daran liegt, sich einer wahrhaft vernünftigen Ernährungsweise zu befleißigen, nicht warm genug empfohlen werden. Dr. J. S.

Die Sagen von den Göttern und Heroen der Griechen und Römer. Ein mythologisches Handbüchlein von Professor Dr. J. C. Neuhaus. 2. verbesserte Auflage. Düsseldorf. L. Schwann. Die neue Auflage dieses praktischen Werkes beweist dessen Brauchbarkeit. Die eingedruckten Holzschnitte sind korrekt und originalgetreu, die Darstellung sehr vollständig und die Benutzung des Ganzen durch ein ausführliches, alphabetisches Verzeichniß wesentlich erleichtert. Dr. J. S.

Zwei Broschüren: **„Offenes Sendschreiben über Weltsprache, Volapük und Pasilingua“** und **„Zwei Weltsprachsysteme“** von P. Steiner, Berlin, Leipzig und Neuwied, Heusers Verlag beabsichtigen, den Volapük zu verurtheilen und die Pasilingua an seine Stelle zu setzen. Wir stehen der ganzen Richtung zu skeptisch gegenüber, als daß wir mehr thun könnten, als demjenigen, der sich für diese Fragen interessirt, die Lektüre der Schriftchen zu empfehlen. Dr. J. S.

Streifzüge auf den Gebieten des geistigen Lebens. Verlag von Herm. Weißbach in Weimar. In monatlichen 20 Pfennig-Lieferungen soll hier dem Publikum eine Uebersicht über Kunst, Buchhandel u. s. w. gegeben werden. Der billige Preis ist gewiß dazu angethan, dem Unternehmen Erfolg zu verschaffen.
Dr. J. S.

Die katholische Reformbewegung und das vatikanische Konzil. Von Professor Dr. Friedrich Michelis. Nach der Urschrift des verewigten Professors Dr. Fr. Michelis, herausgegeben von Dr. Adolph Kohut. Gießen. Emil Roth. Dieses Werk eines der hervorragendsten und unerschütterlichsten Vorkämpfer der altkatholischen Reformbewegung dürfte sicherlich auf jene Periode des kirchlichen Lebens ein ganz neues und bisher vielfach unbekanntes Licht werfen. Wir empfehlen es als anregende Lektüre.
Dr. J. S.

„Ein Wiedersehen." Der Maler Karl Röhling hat eine prächtige Aquarelle „Wiedersehen" gemalt, welche in allegorischer Weise die Ankunft Kaiser Wilhelms im Himmel darstellt. Der verewigte Kaiser wird von seinen Ahnen empfangen und seine treuen Paladine, wie auch die Staatsmänner und Feldherren seiner Vorfahren bringen ihm ihre Huldigung dar. Aus einer Tempelhalle tritt dem Kaiser seine Mutter, die Königin Luise entgegen; neben ihr erschauen wir den großen Kurfürsten, König Friedrich I., Friedrich den Großen, Friedrich Wilhelm II., Friedrich Wilhelm I.; ihr folgen: ihr Gatte, des Kaisers Vater Friedrich Wilhelm III., des Kaisers Brüder und ihre Söhne: der König Friedrich Wilhelm IV., Prinz Karl, Prinz Albrecht; ganz links erschauen wir die Gruppe Blücher, Scharnhorst, Gneisenau, York von Wartenburg 2c. Rechts im Vordergrunde begrüßt den Kaiser seine eigene Heldenschaar: Roon, Manteuffel, Vogel von Falkenstein, Werder, Wrangel 2c. Die Porträts sind dem Maler trefflich gelungen und das Ganze wirkt außerordentlich schön und harmonisch. Das prächtige in künstlerischer Vollendung ausgeführte Kunstblatt ist von der Kunsthandlung von H. Hagelsberg in Berlin herausgegeben und für den billigen Preis von M. 15 zu haben.

Bildertisch.

Eine entscheidende Stunde. Gräfin Lilli hatte seit einiger Zeit eine Passion für das lauschige Plätzchen am Waldrand, wo Farrnkraut und blühende Erika wucherten, wo der Blick weithin schweifte über das herbstfrische Land, bis dahin, wo Berge und Horizont im blauen Duft verschwammen, und aus dem Hag fernher der Sang eines verspäteten Waldvogels tönte. Da saß Lilli stundenlang allein in modischen, duftigen und doch reichem Gewande, mit der Rose im aschblonden Haar, ein entzückendes Modell für jeden Maler, den ein günstiger Stern des Weges geführt hätte. Es erschien nur kein solcher, barfüßige Dorfkinder oder ein gebücktes Holzweibchen waren die einzigen lebenden Wesen, die zuweilen den Waldfrieden störten und die reizende Dryade aus der Ferne anstaunten. Und dann, ja dann existirte allerdings ein junger, hübscher Gutsnachbar, dessen Feldmark da grenzte, wo die grüne Residenz der Komtesse war, aber der war ihr gleichgiltig! Ein alter Bekannter übrigens, ein Verehrer aus ihrem ersten Ballwinter, der kein Glück mehr bei ihr hatte. Nein, es war klar: Lilli trug nur zufällig die reizendsten Kostüme in ihrer grünen Waldeinsamkeit.

Es war heute einer jener Tage, über denen ein Hauch der Vergangenheit zu schweben scheint, da die tiefe, träumerische Stille der Natur das Andenken längst vergessener Gestalten, längstverklungener Worte weckt. In Lillis Gedanken lebte sie wieder auf, jene fröhliche Zeit, da das eben erwachsene Mädchen noch unbefangen von Vergnügen zu Vergnügen eilte, entzückt, getragen von der Atmosphäre von Glanz, von Kerzenschimmer, Blütenduft und Huldigungen, die ihrer Schönheit wurden, ahnungslos dessen, was die gleißende Oberfläche an Leid und Elend oft deckt. Und dann sah sie eine Männergestalt vor sich, dunkle, lebensprühende Züge, und sie hörte den schönen Offizier wieder zu ihr sprechen, feurig, zärtlich, einen ersten Traum in dem jungen Herzen erweckend, der es hoch schlagen ließ in Selig-

keit, bis — ja bis er eines Tages versetzt war. Er warb nicht um sie, was Lilli fest geglaubt hatte, und so war sie vier Wochen lang melancholisch, las nur noch Lenau und schien die Absicht zu haben, eine Hungerkur durchzumachen. Aber wenn soweit auch alles regelrecht verlief, wie dies bei einer solchen ersten Herzwallung der Fall zu sein pflegt, so blieb doch die Fortsetzung, eine zweite, glücklichere Neigung aus: das heiße, stolze Herz der Komtesse überwand die Enttäuschung nicht, es sprach für keinen anderen, und in einem Winkelchen dieses Herzens lebte eine leise Bitterkeit gegen den Urheber all' dieses Unheils, den jungen Herrn von Sernau fort, der, unschuldig wie ein Kind, nicht ahnte, was seine Kurmacherei angerichtet hatte.

Und jetzt tauchte er hier wieder auf als Gutsnachbar, er sah Lilli und fand sie schöner, anmuthiger, begehrenswerther noch als vor vier Jahren; was sie damals ersehnte, das traf jetzt ein: er bewarb sich um ihre Hand. Das schöne Mädchen lachte halblaut und ein wenig moquant, wie es daran dachte; „nun will ich nicht", sagte das Auffunkeln ihrer dunkeln Augen, und doch — sie war ihm einst so gut gewesen. Sie schlug langsam ein kleines, elegant gebundenes Buch auf, eine Gedichtsammlung, ein Geschenk von ihm aus alter Zeit. Da waren sie noch alle, die alten Lieder, da und dort bedeutsames durch Bleistiftstriche bezeichnet, dem eine Mädchenhand Daten und flüchtig hingekritzelte Bemerkungen beigefügt hatte. Lilli vertiefte sich immer mehr in ihre Erinnerungen, bis plötzlich dicht vor ihr ein Hund anschlug und der Schatten einer Gestalt auf das Buch fiel. Der da nahte, war Sernau und diese Wahrnehmung verwirrte sie einen Augenblick so, daß eine jähe Röthe in das schöne Gesicht stieg. Nur einen Augenblick, dann war die Weltdame Lilli wieder Herrin der Situation, die langsam das Buch senkte und seelenruhig sagte: „Guten Tag, Herr von Sernau."

Er sah ein wenig erregt und echauffirt aus: „Ich bin glücklich, Sie endlich zu treffen, Komtesse!"

„Ich glaube, wir sahen uns erst vorgestern beim Diner in Sinnwitz", replizirte sie.

„Ich wollte Sie allein treffen."

„Allein?" Lilli öffnete zerstreut den Fächer und sah mit einem Unschuldsblick auf.

„Lilli, quälen Sie mich nicht. Sie wissen, wem mein Herz gehört, wem es zu eigen ist mit jeder Faser —"

„Keine Ahnung", logen die rosigen Lippen unbeirrt gemüthsruhig.

Er hörte es kaum, er saß auf dem Steine dicht neben ihr, und ohne aufzusehen fühlte sie, wie seine Augen brennend auf ihr ruhten, hörte einen Strom leidenschaftlicher Worte — Bitten, Betheuerungen, Rechtfertigungen. Aber dennoch lauter noch sprach die Stimme in ihr: „nun will ich nicht!" Und so schwieg sie, als er erwartungsvoll innehielt. Da sprang er auf:

„Was ich Ihnen sagte, scheint Ihnen sehr gleichgiltig zu sein, meine Gnädigste!"

„O bitte sehr — das war ja alles ganz interessant!"

Sernau sah noch finsterer aus. „Ich habe die Ehre", sagte er kurz und wandte sich brüsk zum Gehen. So illustrirten die beiden zum zweiten Mal das Wort: „Wenn sich zwei Herzen scheiden", das Gespenst der Trennung auf ewig stand schon zwischen ihnen, — da legte sich der Zufall, jener alte Vermittler zwischen Liebesleuten ins Mittel. Er schob dem zornigen Sernau das Buch vor die Füße, das Lilli entfallen war. Er bückte sich und hob den zierlichen Band auf. Da geschah etwas seltsames. Sein Gesicht verklärte sich und die Komtesse, die immer regungslos zu Boden blickte, hörte ihn plötzlich deklamiren: „Seit ich ihn gesehen — Glaub' ich blind zu sein", daneben das Datum des 21. Dezembers 1878, des Tages, da wir uns kennen lernten. Weiter: „Die Welt ist mir verdorben; — Mich grüßt nicht Blume noch Stern, — Mein armes Herz ist gestorben, — Denn Du bist mir fern, — den 3. Juli, zwei Tage nach meiner Versetzung. Und hier. „Ich hab ihn geliebet und liebe ihn noch — Und stürzte die Welt auch zusammen — Aus ihren Trümmern brächen doch — Hervor meiner Liebe Flammen." Das trägt das Datum des heutigen Tages!"

Er trat triumphirend dicht vor Lilli hin, die hochaufgerichtet, glühend vor Erregung lieblich wie eine Mairose dastand. „Wollen Sie nun noch Ihr Herz verleugnen?"

„Kann ich's denn?“ flüsterte sie.

Und die Zeit stand still und die Welt versank für die Glücklichen, die sich endlich gefunden hatten — dort oben am Waldesrand, wo Farrnkraut und Erika wuchern und aus dem Hag fernher der Sang eines verspäteten Waldvogels tönt.

G. Wilke.

Kellervergnügen.

Im kühlen Keller sitz' ich hier
Nach wackerm Jagdbestreben,
Bin frohen Muths und lasse mir
Vom Wirth den besten geben.
Die Flasch' entkorkt er, trinkt mir vor,
Sobald ich ihm nur winke.
Er füllt mein Glas, ich halt's empor
Und trinke, trinke, trinke.

Mich plagt ein Dämon, Durst genannt,
Doch, um ihn zu verscheuchen,
Nehm' ich mein leeres Glas zur Hand
Und laß mir Rheinwein reichen.
Die ganze Welt erscheint mir nun
In rosenrother Schminke,
Könnt keinem Hasen Leides thun,
Ich trinke, trinke, trinke.

Allein mein Durst vermehrt sich nur
Bei jedem vollen Becher,
Das ist die leidige Natur
Der alten Rheinweinzecher!
Drum muß ich jetzt den Rothwein auch
Mit seinem Blutgeblinke
Probiren, wie es alter Brauch;
Ich trinke, trinke, trinke.

Ein echter, deutscher Mann bleibt fern
Dem Franzmann so zu sagen;
Doch mag er seine Weine gern
Sich durch die Kehle jagen.
Trotz allem hohen Zoll auf Wein,
— Ach, daß der Schutzzoll sinke! —
Muß ich doch immer durstig sein
Und trinke, trinke, trinke!

Der Volkshumor über die Advokaten ist sehr reichhaltig und unser Bild regt uns an, einige Blüten dieses Volkshumors mitzutheilen. Denn auch der Klient der auf unserem Bilde in einer „wichtigen Angelegenheit“ den Advokaten konsultirt, wird erleichterter vom Advokaten von dannen gehen und es werden ihm einige Volkssprüchlein der nachfolgenden Art einfallen. Der Advokat, wird er sagen, ist ein kluger Mann, der durch anderer Leute Thorheit reich wird und nach Pflicht und Gewissen alles in die Länge ziehen zu müssen glaubt, sogar die Gesichter seiner Klienten, wenn sie zahlen sollen. Und der Volkshumor spricht weiter: Dein Nachbar will — Dein Unglück, Till, — sprach Theodat, der Advokat, — ich aber will — Dein Bestes Till! — Er hielt auch Wort, — Tills Geld ist fort. — Im Wirthshaus heißt es: „Wer ist denn der Herr, der fortgegangen ist?“ — „Man soll niemand was böses nachsagen, aber ich glaub', es ist ein Advokat.“ — Jemand nannte einen Advokaten, der nie zu gütlichen Vergleichen rieth, einen unvergleichlichen Advokaten. — Und die im Volke eingewurzelte Advokatenfurcht geht aus folgendem Gespräch hervor: Moritz: „Joseph laß uns mache, dat mer um die Ecke komme!“ — Joseph: „Warum das, Moritz?“ — Moritz: „Da kommt mein Advokat, und wenn der mich zu Gesicht bekommt, fragt he nach, wie et mir geht und wat meine Frau machen dhut, und morgen krieg' ich eene Rechnung über eene Konferenz mit zehn Mark.“

Der Puppenmörder.

O Graus! Er mordete allhier
Die Puppe voller Rachbegier
Und schlug die Schwester ins Gesicht,
Der arge, kleine Bösewicht.

Die Schwester, ein gar sanftes Kind,
Besänftigt die Mama geschwind,
Doch schenkt sie seine Strafe nicht
Dem argen, kleinen Bösewicht.

Gebunden wird er an den Stuhl,
Drob in Verzweiflung er verfuhl,
Aus Rache er als Mann zerbricht
Manch' Frauenherz — der Bösewicht.



Neueste Moden.

Nr. 1. Hut „Rosita".

Der vollständig aus schwarzer Spitze angefertigte Hut hat ein eingereihtes

Nr. 1. Hut „Rosita."

Kopftheil. Der vordere Rand desselben ist ebenfalls aus faltig gelegten Spitzen hergestellt und der Rand des Hutes ringsum mit einer Spitzenrüsche umgeben. Der

ausgebogene vordere Rand ist innen auf einer Seite mit großen Rosen gefüllt; ein gleicher Bausch Rosen befindet sich obenauf neben einer großen Spitzenaigrette.

Nr. 2. Morgenjacke.

Die Jacke ist aus Nansouk angefertigt und oben an den Vordertheilen in kleine Fältchen gereiht. Die Taille umgiebt ein Stoffgürtel, welcher vermittels eines Knopfes geschlossen wird. Dem unteren Rand der Jacke ist ein Stoffstreifen untergesteppt. Dem schmalen Halsbündchen ist eine gestickte Spitze angesetzt. Vorn herab ist, und den unteren Rand umgiebt eine breite gestickte Falbel. Ebenso sind die Aermel unten mit einem Stoffbündchen und Spitzenfalbel versehen.

Nr. 3. Mantille.

Dieses sehr elegante Mantelet ist aus peau de soie hergestellt. Die anliegende



Nr. 2. Morgenjacke.

Taille ist mit Schmelzstickerei verziert; ebenso oder noch beliebter ist Seidenstickerei. Eine schöne Spitze oder Blonde umgiebt den Schooß. Die Vordertheile sind mit Knöpfen versehen. Die Visiteärmel sind sehr kurz und haben zwei Reihen schöne Spitzenfalbeln.

Nr. 4. Promenaden-Anzug „Directoire“.

Auf einem falschen Rock ist das aus flaschengrüner Faille hergestellte glatte Schürzentheil mit Passementknöpfen befestigt. Dasselbe hat am untern Rand eine breite, ausgezackte Rüsche aus cichorienfarbiger Faille. Der zweite Rock aus Wollenstoff ist in gleichmäßige Falten genommen. Ueber einem Faltenhemd aus Faille ist ein ebensolcher Faltengürtel um die Taille gewunden; dasselbe ist vorn herab mit Passementknöpfen geschlossen und mit einem zackigen Sammettheil versehen. Die Jackentaille hat einen kurzen Schooß, ist oben herzförmig ausgeschnitten und steht unten offen. Der breite Ueberschlagkragen aus Sammet ist mit Faille eingefaßt,

ebenso die offenen, breiten Aufschläge, welche in der Zackenecke einen Passementenknopf zur Verzierung haben. Große Cravattenschleife aus crèmefarbigem Seidenmousseline. Hut „Directoire" aus beigefarbigem Phantasiestrohgeflecht. Die innere Seite ist mit flaschengrünem Sammet belegt und obenauf mit einer schönen rosa Feder, welche mit einer grünen Bandrosette gehalten wird, versehen. Auch der große Sonnenschirm hat am Stiel eine große crèmefarbige Gazeschleife. Stoff zu diesem Anzug ist erforderlich: 4 Mtr. 20 Centm. Taffet zum ersten Rock. 6 Mtr. Wollenstoff von 1 Mtr. 20 Centm. Breite. 2 Mtr. 70 Centm. Faille zur Schürze, der Rüsche, dem Hemdchen und Gürtel, und 70 Centm. Sammet zu den Aufschlägen.

Nr. 5. Anzug für junge Mädchen.

Der erste Rock dieses Kleides ist aus altblauem und crèmefarbigem gestreiftem



Nr. 3. Mantille.

Surah angefertigt. Die Polonaisentunika ist in der Taille eingereiht und wird an der Seite geschlossen. Die Falten der Taille sind oben auf einem untergesetzten Collertheil befestigt; ebenso sind die Taillenfalten auf Unterstoff befestigt, so daß nur die Brusttheile lose bleiben. Die Rocktheile der Tunika sind an der einen Seite offen und etwas faltig nach oben genommen. Während das eine Theil abgerundet ist, bildet das andere eine scharfe Spitze. Auf der andern Seite befindet sich eine lange Bandschleife. Die oben eingereihten Aermel bilden an der Schulter einen Bausch. Am oberen, gleichfalls auf ein untergesetztes, in Reihfalten befestigtes Theil ist am Ellenbogen ein zweiter Bausch gebildet, welcher infolge des eingereihten untern Randes am Aermel entsteht. Den Halsausschnitt umgiebt eine Stoffrüsche. Der große runde Hut aus weißem Stroh ist von hinten hoch aufgebogen und mit crèmefarbigen Federn und altblaufarbigen Bandschleifen ausgestattet. Braunrothe Schuhe mit Schmetterlingsschleifen. An Stoff ist zur Anfertigung er-



Nr. 4. Promenaden-Anzug „Directoire“.

Nr. 5. Anzug für junge Mädchen.





Nr. 6 Kragentaille „Madelaine“

forderlich: 4 Mtr. 20 Centm. zum falschen Rock. 6 Mtr. 60 Centm. Surah zum zweiten Rock. 9 Mtr. 50 Centm. Surah zur Polonaise.



Nr. 7. Mantille.

Nr. 6. Kragentaille „Madelaine“.

Die sehr anliegende Taille aus mit Perlen besticktem Spitzenstoff hat ein schwarzes Faillefutter. Das faltige Latztheil ist an beiden Seiten mit einer, mit Gold bestickten Borde begrenzt, an welche sich der aus Perlen angefertigte Achsel-

kragen anschließt. Dieser Kragen, sowie auch der den untern Theil der Taille umgebende Gürtel aus bestickter Borde ist mit einer breiten Perlenfranse geschmückt. Der den Hals umschließende Stehkragen hat ein herzförmig auf die Brust fallendes Franzentheil. Der niedrige Strohhut hat einen vorn weit aufgebogenen, nach oben befestigten Schirm, welcher innen mit einer beigefarbigen Bandschleife verziert ist. Obenauf eine gleichfarbige Schleife und schöne rothe Blumen.

Nr. 7. Mantille.

Der Umhang ist fest anliegend, taillenartig. Derselbe ist aus dunkelbrodfarbigem Sammet angefertigt und an den Vordertheilen herab mit blei- und bronzefarbigen Perlen bestickt. Der Schooß und die Ränder sind mit Seidenschnur besetzt.



Nr. 8. Runder Hut „Suzanne".

Die Rücktheile sind unten mit Perlenquasten zusammengenommen. Die weiten Aermel sind aus Perlengaze angefertigt und mit einer breiten Spitzenfalbel begrenzt, ebenso auch der Stehkragen, dessen Spitzenbesatz in gleichmäßige Falten geordnet ist. Den unteren Rand umgiebt noch außerdem eine Perlenfranse. Capote aus dunkelbrodfarbiger Gaze, mit abschattirten Federn und einem Vogel an der Seite.

Nr. 8. Runder Hut „Suzanne".

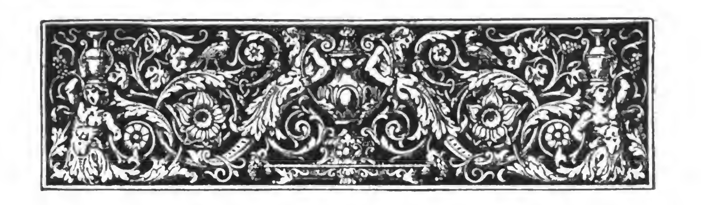
Der schwarze Strohhut hat schwarze Federn und Bandschlupfen aus peau de soie. Den niedrigen Kopf umspannt ein breites schwarzes Sammetband. Der Rand des Hutes ist hinten nach oben gebogen und steht vorn ausgeschweift breit vor. Der Rand desselben ist mit Goldschnure eingefaßt. Die schwarzen Federn stehen in einem Büschel hoch auf dem Kopf empor.

Redaction, Verlag und Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig.



Eine Begegnung auf Tod und Leben.

Nach einer Originalzeichnung von Berthold Woltze.



Der Subalterne.

Erzählung von W. Emden.

Me tuo longas pereunte noctes, Lydia, dormis?

Ich hätte meinen Horaz nicht mit mir zu nehmen brauchen. Ich las ihn heute doch nicht, die Märzluft macht müde und zum Träumen geneigt.

Meine Blicke folgten wie aus Nothwendigkeit dem Auf- und Niederrauschen des Springbrunnens im alten Stadtpark, und mein Ohr bemühte sich, aus seinem Geplätscher etwas Bestimmtes herauszuhören.

Jetzt hatte ich's gefunden. Es waren die Worte des Verses, den mein aufgeschlagenes Buch mir zeigte:

„Me tuo longas pereunte noctes!“ sagten die Wasser und rauschten empor, „Lydia, dormis?“ flüsterten sie, als sie niederfielen. Ich wollte sie dasselbe im Deutschen noch einmal sprechen lassen — und darüber sann ich wieder nach. „Ach, da einsam in der Nacht ich verschmachte, Lydia, schläfst Du?“ Mir gefiel es besser in der alten Sprache. Der Vers will sich nicht recht übersetzen lassen. War es denn schon fünf Uhr am Nachmittage? Eben schritt der blonde, junge Präsident auf dem gewundenen Wege mir gegenüber nach dem Gerichtsgebäude hin, machte, wie alle Tage den Umweg um das prangende Rosenbeet, das er mit Aufmerksamkeit musterte, bog seine stattliche Gestalt ein wenig, als er unter den blühenden Akazienzweigen des Hauptweges ging und warf, wie alle Tage einen langen, ruhigen gönnsamen Blick zu mir hinüber, der ich die schönste Ruhebank des alten Gartens einnahm. Ein sympathischer Mensch, der Präsident und trotz seiner immerhin jungen Jahre wie es scheint, eine bekannte Persönlichkeit, denn auf allen Schritten wird er von den Leuten gegrüßt.

„Halte den Zügel ein wenig straffer an, Lydia“, hörte ich den vorbeireitenden Hauptmann rufen. Er sprach zu der schlanken Frau, die neben ihm den zierlichen Schimmel ritt, und heute reizender als jemals aussah, mit dem blauen Schleier über aschblondem Haare und dem „knappen Kleid von Sammet“ wie es in Geibels Gedichten heißt. Ich zählte sie und ihren Gatten, denn der schien es zu sein, gerade so wie den Präsidenten, aus bloßem Interesse an ihren Persönlich-

keiten, und ohne sonstige Berechtigung, als die, daß wir einander tagtäglich trafen, zu meinen alten Bekannten. Lydia also hieß die Schöne? Ein reizendes Weib! Ihr Begleiter hat eine entfernte Aehnlichkeit mit ihr in den Linien des Profils, in der Haltung des Kopfes, nur daß bei ihm alles in die schroffste Männlichkeit übersetzt ist, in das — ich möchte sagen — zu ausgeprägt Aristokratische. Er ist bei weitem nicht so tadellos schön wie sie. Auch gefällt mir der herrische Ausdruck seiner Gesichtszüge nicht. Aber welche geschmeidige Sicherheit in jeder Bewegung! Wie er sein Pferd jetzt meistert, das sich zu bäumen versucht!

„Vollendete Grazie die Frau des Barons, Aristokratin de pur sang!" näselte ein Stutzer, der soeben vorüber ging. „Loreley zu Pferde", erwiderte sein Begleiter im Malerhute.

Das war die richtige Bezeichnung, so dachte ich auch! In welchen Namen ließ sich das alles besser fassen; diese kindliche Lieblichkeit um Wangen und Augen mit dem seltsam kontrastirenden Zug um den Mund, diese Haltung des schönen Körpers, berückend und streng, hingebend und spröde? Ob es wohl ein Glück wäre, dieses Weib zu lieben?

Da schlugen die Glocken im Thurm die Stunde. Meinetwegen hätten sie es unterlassen können. Ich wußte genau, wie spät es war, denn der vierte und pünktlichste meiner Promenadenfreunde kam soeben heran, mein Liebling, der Subalternbeamte. Schon von weitem erkannte ich ihn jedesmal an seinem elastischen Gange und der verbindlichen Art des Grußes. Ich hatte einstmals ein Gespräch über die Goldfischchen in der Fontaine mit ihm angeknüpft und — wie es so geht — seitdem waren wir Freunde. Doch hätte ich, auch ohne Worte mit ihm getauscht zu haben, ihm meine Theilnahme geschenkt. Schon um seiner vornehm-gewählten Erscheinung willen, und dann — weil es etwas unsäglich Mitleidanziehendes hat, einen jungen, schönen Körper, wie den seinigen, mit einer unhemmbaren Krankheit sichtlich, hoffnungslos ringen zu sehen. Mir wird viel fehlen, wenn ich nicht mehr in dieses Gesicht blicken kann, in dieses eigenthümlich durchgeistigte Gesicht, mit dem nach oben gerichteten Blick der Augen, der den Idealisten so unverkennbar bezeichnete. Der Typus wird recht selten in unserer Zeit. Ob der Maler hier auch einen Namen fände, der wie vorhin die Loreley so treffend charakterisirt hat?

„Me tuo longas pereunte noctes, Lydia, dormis?" murmelten die Wasser noch immer. Aber um mich her ward es schon recht still. Die Abendschatten wollten sich auf die Landschaft legen und, was mich wunder nahm, der Subalterne, der niemals unpünktliche Subalterne, wich von seinem Wege ab, als wollte er zu mir herüber kommen. Nun stand er auch schon an meiner Seite und sah mich mit seinem durchdringenden und sanften Blicke an; und sich neben mir niederlassend, sagte er in dem gedämpften Tone, in dem er immer sprach:

„Ich weiß es, Sie wollen meine Geschichte hören, ehe es mit mir zu Ende geht, da ist sie:

Ich bin Subalternbeamter. Sie erfuhren das schon neulich von von mir und schienen erstaunt darüber, erinnern Sie sich noch? Wir

gingen am Westende der Stadt miteinander spazieren, und Sie sagten, das wäre dort ein traurig lächerliches Quartier. „Große palastartige Häuser, aber nur halbbewohn' weil noch im Neubau begriffen, mit herrlicher Fernsicht nach Strom und Bergen; aber vor den Thüren tummeln sich schreiende Kinder, und wächst das Gras aus dem Straßenpflaster und das geschieht so lange, bis das Kulturleben der Stadt näher heranrückt, und der ärmliche Inwohner behäbigeren Interessenten weicht, um für sie ein neues Stadtviertel urbar zu machen, „Subalterne" so spotteten Sie, suchen eigentlich alles hier aus." Und ich mußte Ihnen lächelnd bekennen, daß dies Quartier auch das meine sei.

Nun, das gehört nicht eigentlich hierher, denn ich bin nur wider meinen Willen in meinen jetzigen Stand gerathen. Ich wollte Künstler werden, Musiker. Traurige Verhältnisse zwangen mich, mit halbvollendeter Bildung — ich war damals wohl ein kaum achtzehnjähriger Gymnasiast — der Ernährer einer alternden Mutter und junger Geschwister zu sein, denn mein Vater hatte nach einer unglücklichen Künstlerlaufbahn mir nichts hinterlassen, als seinen hochfliegenden Sinn und seine bitteren Sorgen. So kam es, daß ich diesen Beruf hier ergriff und beibehielt, denn als die Mutter starb, und die Geschwister versorgt waren, und als nun mein unruhiger Geist sich seiner wahren Sphäre entgegendrängen wollte, da gehorchte ihm der Körper nicht mehr; ich war leidend, durch frühzeitige Sorgen und Entbehrungen aufgerieben, ich konnte dem aufregenden Studium meiner Kunst nicht mehr obliegen. So blieb ich, was ich war, oder vielmehr so war ich alles, was ich war, erst in meinen Mußestunden. Denn nur beim Musiciren und Lesen, fing ich eigentlich zu leben an.

Dabei hielt ich mich auch am liebsten allein, allen meinen Berufsgenossen ferne, an die mich keine innere Beziehung knüpfte. Auch den, mir bei meinen Verhältnissen sparsam zugemessenen Naturgenuß kostete ich am liebsten allein für mich und einsam. So war es mir Bedürfniß, weil ich die Natur leidenschaftlich liebe. Was mir dieser alte Schloßgarten gewesen ist, im Frühlingsgrün und Winterschnee, im heißen Sommer, wo ihn andere Leute mieden, und im Herbste, der mir seine Sturmmelodien ins Herz sang, das ist er wohl niemanden sonst gewesen, als dem schönen, jungen Mädchen, das ich dort täglich traf. Und hier, lieber Herr, fängt meine Geschichte an.

Eine verbrauchte Geschichte, nicht wahr? Ein Jüngling verliebt sich in das schöne Mädchen, das er allmorgendlich am Springbrunnen trifft, wie jener aus dem Stamm der Asra in seine Sultanin? — Aber liebte ich sie denn? Ich hatte von Liebe nie zu träumen gewagt. Ueber die Frauen, die für mich erreichbar waren, sah ich geringschätzend hinweg, anderen begegnete ich nicht. Nun denn, dieser also begegnete ich, und zwar jeden Tag, und zwar auf meinem Wege. Und was mich zu entdecken verdroß, war, daß der Weg eigentlich der ihrige gewesen, und ich ihn nur, um sie näher zu sehen, eingeschlagen, und dann aus Gewohnheit, sagen wir, beibehalten hatte. Es war seltsam, sie hatte genau dieselben Neigungen, wie ich, sie liebte dieselbe Morgen- und Abendstunde als Zeit des Ausgangs, sie blieb vor denselben Blumen stehen, die ich Tag's zuvor bewundert hatte, sie lauschte dem Gesange des nämlichen Vogels, der mein musikalisches Ohr am

meisten erfreute, sie wählte die Ruhebank, die mir die schönste Fernsicht zu bieten schien und — wenn sie nicht so schön war, als sie war, so hätte ich dies alles wohl nie bemerkt — aber sie war schön. Dazu kam, sie erröthete jedesmal, wenn sie mich traf und — das wars, was mich hinriß, — sie erröthete heißer, wenn ich sie allein sah, als wenn sie mit ihrer älteren Begleiterin ging, die von mir nichts zu wissen schien. Vergebens trachtete ich ihren Namen zu erfahren, denn jedesmal wenn ich ihr unbemerkt hätte folgen können, rief mich der Glockenschlag zu meinem Dienst.

Als ich einstmals berauschten Herzens gesehen zu haben glaubte, daß sie einen hübschen Jüngling, den ich für ihren Begleiter hielt, mir als Späher nachgesandt hatte, und ich Tags darauf die Thurmuhr schlagen und den Herrn Vorgesetzten warten ließ, um ihr mit brennender Neugierde heimlich bis zu ihrem Hause nachzugehen, da verschwand sie, mit einem schalkhaften Blick nach ihrem erröthenden Verfolger, in dem Portal einer „Höheren Töchterschule“.

Nach langer, langer Zeit einmal, sah ich, wie ein vornehmer, junger Offizier neben ihr herging, sein Pferd am Zaum führend, und wie er dann mit einem Handkuß und den Worten „ich werfe mich nieder zu Deinen Füßen, reizende Cousine“ grüßend davon ritt. Da trat ich, zu Hause angelangt, vor meinen Spiegel und fragte ihn, ob ich denn wirklich schon neunundzwanzig Jahr alt sei, und als er mir antwortete, daß ich mich bedenklich schnell dem dreißigsten nähere, da beschloß ich „weise“ zu werden — und bog fortan täglich in den Seitenweg ein, auf dem sie mich nicht sah, ich aber mich noch ungezwungener an ihrem Anblick weiden konnte. Wenn ich verbrannte, was that's?

Dann kam der Sommer, und sie verschwand, und mir befahl der Arzt, auf das Land zu ziehen. Er hatte mir in dem oberen Stockwerke eines kleinen Landhäuschens eine Wohnung gesucht, das gegenüber einem dürren Kiefernwalde, nicht eben malerisch vor einer Sandgrube lag. Aber von meinem Dachfenster aus sah ich die blauen Berge des Stromthals am Horizonte verdämmern, und der Kieferndurft drang wohlthuend in meine kranke Brust.

Weil man meine arme Geige wochenlang im Hause zum Schweigen gebracht hatte, mit der Bitte um Rücksicht auf den unsichtbaren, schwerkranken Freiherrn von Sternfeld, der von einer unsichtbaren Nichte im unteren Stockwerke gepflegt wurde, so begab ich mich eines Sonntagsmorgens mit Buch und Violine nach' dem kleinen, jenseits des Waldes gelegenen Hügel, der mir meine Fensteraussicht noch zusammengedrängter und umfangreicher bot. Dort blickte ich lange traumverloren in die Ferne hinaus und ließ meinen Körper die warme Sonne trinken und mein Auge die liebliche Landschaft durchschweifen. Es war ein rechter Feiertagsfrieden in meiner Seele, sanfte, schöne Melodien zogen mir durchs Herz. — Da rauschte es auf einmal mir zur Seite wie ein Frauengewand. Eine feine weiße Hand bog die Fichtenzweige vorsichtig aus einander, und vor mir stand, im blauen Kleide, den Strohhut am Arm — meine Unbekannte!

Ich weiß nicht, was ich gesagt habe, als ich von meinem Platze emporsprang. Sie sah mich prüfend an, mit ihren großen, schwarzen

Augen und lud mich, durch eine Handbewegung, zum Niedersitzen ein."

„Es scheint dies Ihr Lieblingsplatz zu sein", fragte sie ohne jede Befangenheit, „ich sehe Sie täglich hierher gehen."

„Sie mich, gnädiges Fräulein?" murmelte ich.

„Ach so, Sie scheinen noch nicht zu wissen, daß wir Hausgenossen sind, ich wohne mit meinem Oheim zu ebener Erde in der Villa Maria." Ich verbeugte mich stumm. Es entstand eine lange Pause, die sie offenbar eintreten ließ, damit ich mich aus meiner Verwirrung erholen könne. Wie herablassend sie zu mir sprach, sie wußte ja nun, wer ich war, der arme Subalternbeamte. „Sie haben gelesen, darf ich fragen, was?" sagte sie nun weiter.

„Den Dante, gnädiges Fräulein!"

„Den Dante, doch wohl deutsch?"

„Italienisch, gnädiges Fräulein!"

„Sie, oh", — sie verbarg gewandt ihr Erstaunen. „Sie lieben also auch die italienische Sprache. Lesen Sie mir doch etwas vor, ich bitte", fuhr sie übermüthig fort.

Ich griff nicht nach dem Buche, sondern sah ihr voll in die Augen, und mit immer fester werdender Stimme trug ich die prächtig stolzen Klagen Beatricens aus dem dreißigsten Gesange des Paradieses vor, in dem die Florentinerin über den Dichter ihren Groll ausstöhnen läßt, der ihre Nähe meidend, auf fernen thörichten Wegen gegangen. Mir war, als erröthe sie leise bei den Worten: „Sieh mich nur an, ich bin's, ich bin Beatrice — guardami ben, son ben, son ben Beatrice", aber ihre Augen leuchteten, als gefiele es ihr.

„Ich danke Ihnen" sagte sie kurz, und mit einem flüchtigen Gruß wollte sie davon gehen — dann schien sie zu fühlen, daß dieser Abschied ein wenig schroff war, und sie blieb zögernd stehen. „Finden Sie, mein Herr, Zeit und Gelegenheit, sich mit solchen Studien zu beschäftigen in Ihrem, Ihrem —"

„Stande?" ergänzte ich.

„In Ihrem doch wohl anstrengenden Berufe?" fuhr sie hastig fort, mit einer ungeduldig-stolzen Kopfbewegung, die mich entzückte, — ich kam mir auf einmal sehr plebejisch vor, — „Sie könnten uns dann öfter etwas vorlesen, meinem Oheim und mir. Auch für Musik ist er sehr begeistert. Auf Wiedersehen!" Damit war sie verschwunden.

Aber nur für diesen Tag; denn alle Tage durfte ich sie fortan sehen, zu ihren Füßen durfte ich sitzen, jeden Abend auf den Stufen des Altans und auf meiner Geige alle meine Lieder vortragen, spielend, singend, wie sie es gebot. Dann las der kranke Freiherr mit seiner müden Stimme italienisch vor, bis wir beide ihn ablösten, und gemeinsam ihm den Alfieri vortrugen, der sein Lieblingsdichter war. Mir war, als wenn alle mich um diese Augenblicke beneideten: Der Präsident, der meine Eifersucht rege machend, immer um diese Zeit vorüberschritt und zu uns hineingrüßte. „Sie kennen ihn auch, nicht wahr? — Die Reiter, welche vorbeiritten, die alten freundlichen Nachbarinnen drüben, ja die Bettelkinder sogar, wenn sie lauschend am Gitter standen, und Lydia, Lydia hieß sie, ihnen lachend eine

Gabe zuwarf. Und Sie, lieber Herr, auch Sie nehmen Theil an uns" — ich nickte nur stumm, ich hatte ja in der Nähe gewohnt und alles gesehen. „Sie sahen es, wie ich allnächtlich Rosen pflückte, um damit in kindischer Wonne, Lydias Altan zu bestreuen, damit sie des Morgens auf meinem Teppich hinwandle im weißen, schleppenden Kleide, den Spitzenflor über der Stirn, „selbst wie eine Rose jung". Sie lauschte, ich weiß es, wenn ich des Abends im Walde meine Geige klagen ließ, und sie von ihrem Fenster aus, leise singend in meine Töne einstimmte. Sie wissen es, wie ich jede schöne, selige Sommernacht in der Jasminlaube unter ihrem Fenster zubrachte, und mit heißen Augen am Himmel oben tausend Lieder las, bis mir alle in der einen Klage untergingen, die aus meinem Herzen, wie aus dem Springbrunnen im Garten, und aus den Waldbäumen aufzurauschen schien: Me tuo longas pereunte noctes, Lydia, dormis? Ja, Sie wissen das alles, denn Sie verstehen mich. Und dann ward es heller am Himmel und heller, und sie trat heraus zu mir, mein Morgenstern, und ich — hörten Sie das auch? — ich wußte mit erstickter Stimme nichts weiter zu sagen, als — „haben Sie wohl geruht, mein gnädiges Fräulein?" — Es war nicht recht, daß sie den schönen Sommernächten ein Ende machte, nachdem sie mich einmal im Wetterleuchten, da draußen hatte stehen sehen; es war nicht recht, daß sie mich durch ihre Bitten hinaufbannte in die heiße, schwüle Dachstube, in der ich doch nicht Schlummer fand, und auch selten ein Lied nur, wie es mir dort unten nur so aus dem Herzen quoll. Ich sagte ihr das auch einstmals — soviel war mir schon gestattet — als wir in Gespräche vertieft in der Abenddämmerung, den Bach entlang schritten, zu dem Hause des Arztes, den sie des Kranken wegen um Rath zu fragen hatte. Als ich ihr das sagte, da schüttelte sie nur in der mir bekannten lächelnd-energischen Weise das blonde Köpfchen, und forderte mich auf, ihr mein zuletzt komponirtes Lied vorzutragen. Ich spielte es ihr am Waldrande stehen bleibend, auf meiner Flöte vor. Es fand ihren Beifall nicht, so viel sie auch an der Weise mit wahrem musikalischen Verständniß hervorhob. Ich weiß noch, wie sie spottend immer die Stelle wiederholte „andre Leute wenn sie springen in die Schranken sind gesund, aber Minnesänger bringen dort schon mit die Todeswund'" bis ich endlich gekränkt behauptete, daß es diesmal wohl der Stoff selber sei, der ihr mißfalle, nicht aber meine Musik, die ich klar wiederzugeben doch wohl fähig sei.

„Mag sein", erwiderte sie, und warf eine der gepflückten Blumen zur Erde nieder, „daß ich für „solche" Gefühle kein Verständniß haben kann; denken Sie doch nur an die Sphäre in der ich lebe. Man höre dieses Lied und stelle sich unsere Geheimräthe vor, unsere Legationssekretäre und — Gerichtspräsidenten. Oh!" Und sie lachte auf und erröthete zugleich, als habe sie etwas nicht ganz Statthaftes gesagt. — „Oder ist es bloß die Entfernung in der Zeit, die mir das Lied so lächerlich fremd erscheinen läßt. Sie sind ja schon seit fünfhundert Jahren todt, die armen Minnesänger!"

„Aber ihre Nachkommen leben noch heute, gnädiges Fräulein."

„Das glaube ich nicht — und wenn es so wäre. Uebrigens, ich sprach von etwas Anderm."

„Sie sprachen von den Bureaukraten, den — Gerichtspräsidenten, gnädiges Fräulein und ich — ich hörte aufmerksam zu."

Es huschten wohl einige Ahnungen lächelnd über meine Mienen, denn sie sagte sofort in ihrem allerliebsten, königlichen Tone: „Oh, Sie wollen mich zum Vertrauen zwingen, Sie glauben, daß das möglich ist. Zur Strafe nun schleudere ich es Ihnen beschämend entgegen, und antworte Ihnen mit einem andern Verse Ihres Heine, den Sie gewiß, vom Munde einer Dame gesprochen, sehr unschön finden: „Schwarze Röcke, seid'ne Strümpfe, weiße höfliche Manschetten, glatte Reden, Embrassiren — ach, wenn sie doch Herzen hätten." — Aber mit den Herzen allein wär's nicht gethan", fuhr sie nunmehr zu sich selber redend fort, „Muth müßte drin wohnen, wilder, unbändiger Muth, der nichts über sich selber anerkennt, der jedes Hinderniß gering achtet. Ich weiß nicht, wie ich's so recht sagen soll", und nun fiel ein ganzer Blumenregen aus ihrer kleinen heftigen Hand auf die Erde nieder. — „Es ist eben die Geschichte von dem Knaben, der auszog um das Gruseln zu lernen, — aber es gruselte ihn nie!"

„Sie sah mich an, wie jemanden, dem man zuviel gesagt hat, und dem man es nun hinwegscherzen möchte.

„Ich für meinen Theil habe den Knaben als Kind schon, nie so recht geschätzt —" ich setzte die Unterhaltung in dem von ihr gewünschten unbefangenen Tone fort, „ein Mensch, dachte ich immer, dürfte mich niemals gruseln machen, er dürfte nichts Großes thun, von dem ich mir nicht sagte, in Deinen besseren Stunden hättest Du das auch vollbracht. Ich meine, so sollten alle wahrhaft freien Seelen denken."

Sie dankte mir durch einen verwunderten Blick. Darüber waren wir an der kleinen, neugebauten gothischen Dorfkirche angelangt, die vom Mondscheine übergossen, anmuthig-poetisch vor uns lag, und gleichsam zum Verweilen einlud.

„Die Thür ist noch offen, gehen wir hinein", sagte sie. Nun betrachteten wir drinnen Kanzel, Altar und Chorstühle, freuten uns an den bunten Fenstern, durch die das Licht des Mondes träumerisch hinein rieselte in den schöngegliederten Raum, und erörterten mit kunstkennerhafter Wichtigkeit alle Einzelheiten des Baues — so lange, bis wir es mit Schrecken bemerkten, daß man währenddem hinter uns die Thüren der Kirche verschlossen hatte. Keine Miene zuckte in Lydiens Gesicht, als ich ihr endlich gestehen mußte, daß wir für diese Nacht hier zu verweilen gezwungen seien. „Mein armer Oheim wird um mich Sorge haben", sagte sie einfach, „versuchen Sie ein Glasfenster über dem Portal zu öffnen, damit wir rufen können, die übrigen Fenster scheinen zu hoch zu sein, als daß man sie erreichte." — Ich hatte schon alles erfolglos versucht. — „Nun, so werden wir uns drein ergeben müssen", sprach sie beherzt, sich auf eine Bank niederwerfend — „übrigens wird man nach uns suchen."

„Man wird es nicht thun, gnädiges Fräulein, niemand ahnt ja, daß wir den Umweg über die Kirche nahmen. Doch ich weiß noch einen Rath."

„Welchen?"

„Werden Sie so gütig sein, und nicht danach fragen?" Und Abschied

nehmend, küßte ich ihre Hand, welche sich auf das alte Schnitzwerk des Kirchenstuhles stützte, und lief eilig nach dem Hauptfenster des Altarplatzes hin. Dieses wollte ich von der Spitze eines hölzernen Kapellchens aus erklimmen, um dann den gefährlichen Sprung in das Freie zu thun, der uns Rettung bringen sollte.

„Was haben Sie vor, Herr Ehrenberg?" rief Lydia von ihrem Sitze aufspringend — sogleich hatte sie meinen tollkühnen Plan durchschaut; und als ich mich mit einer bittenden Bewegung umwendete, sprach sie noch dringender und schneller. — „Nein, nein an mir ist es zu bitten — Sie werden das nicht thun!" Weil es mir schien, als habe dieses einzige Mal ihre Stimme gebebt um meinetwillen, darum kehrte ich um. Langsam ging ich zurück und küßte nochmals die Hand, die sie in die meine legte. „Warum denn das alles?" fragte sie, und eine solche Vornehmheit lag in dieser Frage, daß ich erröthend schwieg. Doch als sie sich, wie um ihre Resignation und ihr Vertrauen auszudrücken, auf eine der Altarstufen niederließ, fröstelnd ihr blaues Tuch um die Schultern spannte, und die gekreuzten Hände in den Schoß legte, da kam unter all' den Gefühlen, die mich seltsam wonnig und schaurig durchrieselten, noch ein Gedanke, der grausame Gedanke, wie ihnen am schnellsten ein Ende bereitet werde. Ich stieg die Stufen zur Orgel empor, und ließ ihre Klänge voll und brausend ertönen, so daß man sie weithin vernehmen mußte. Aber mir war, als dürften sie nur zum Himmel hinaufsteigen, um das schöne Wesen mit sich empor zu tragen, das dort wie eine büßende Magdalene, vom Mondlicht umflossen, auf den Altarstufen lag. Es klopfte am Portale, ein Schlüsselbund rasselte, und wie ich es erwartete — der alte Kirchendiener trat ein. Als der Schein seiner Lampe auf Lydiens weißes Kleid fiel, bemerkten wir beide erst, wie wir jetzt nebeneinander standen, wie dunkel es um uns war.

„Lydia, ich muß gestehen, daß ich dieser Art von Romantik keine Sympathie abgewinnen kann" sagte eine klare, harte Stimme hinter uns, „und bist Du wirklich allein, ganz allein gegangen?" Die Gestalt des jungen Hauptmanns, den ich einmal im Stadtpark mit Lydia gesehen hatte, trat in den hellen Lichtschein hervor.

„Ich bin nicht allein, Herr Vetter und Ritter", sagte sie spöttisch verweisend und als belustige sie der erregte Ausdruck seines Gesichts. „Herr Ehrenberg hat mich zum Arzte hin und auch zurück begleitet —"

„Herr Ehrenberg? Ach so — der junge Mann aus der Villa; doch nun laß uns gehen." Und seiner Verwandten draußen den Arm bietend, wollte er, ohne den allerflüchtigsten Gruß, davon schreiten. Ich warf ihm erbleichend einen Blick nach, der Lydia nicht entgangen war; denn mit den Worten:

„Halt ein, Edgar" und einer graziös-bittenden Handbewegung nach mir hin, blieb sie stehen und mich anblickend, sagte sie langsam und nachdrücklich — „Gestatten Sie, Herr Ehrenberg, daß ich Ihnen meinen Vetter vorstelle, den Freiherrn Edgar von Sternfeld." Seine Augen blitzten auf, doch verneigte er sich so verbindlich, als es ihm der Ausdruck seiner Züge gestattete. — So standen wir drei, einen Augenblick im Mondschein einander gegenüber, bis der Hauptmann nochmals, etwas ungeduldig, sich erbot, seine Cousine zu begleiten.

„Ich danke, Edgar“, wehrte sie übermüthig ab, „nimm doch den direkten Weg nach Deinem Hause, mir wird mein Hausgenosse Gesellschaft leisten.“

„Ich denke nicht, daß Herr — „Ehrenberg“, nicht wahr? — Deinem Verwandten dieses Recht streitig machen will?“

„Ich will nichts, als was der Befehl des gnädigen Fräuleins über mich entscheidet.“

„Nun denn“, sie lächelte verstohlen, „ich bitte um die Begleitung beider Herren.“ Edgar biß sich auf die Lippen.

„Wirst Du mir verzeihen, liebe Cousine, wenn ich, was doch gerathen scheint — vorziehe, voranzureiten, um den Oheim von Deiner glücklichen Auffindung zu benachrichtigen?“

Ohne ihre Antwort zu erwarten, hatte er sich auf das Pferd geworfen, welches der wartende Diener bereit hielt, und — war im Dunkeln verschwunden. Das Fräulein sprach fast gar nichts auf dem Heimwege, und reichte mir beim Gutenachtgruß wortlos und sehr zerstreut die Hand.

Am nächsten Tage zog sie plötzlich, ohne Vorbereitung aus dem Landhause fort; warum, das erfuhr ich erst durch ihre flüchtige Mittheilung, als sie schon auf dem Wagenschlage stand. — Der Kranke bedürfe einer umfangreicheren Pflege, als die ihrige sein könne; Aufregungen, wie die gestern, durch die Sorge um sie hervorgerufene, seien ihm schädlich, außerdem werde er wohl bald nach dem Süden aufbrechen müssen. Daneben habe der Arzt ihrer Tante, Edgars Mutter, die ja bei ihr auch die Mutterstelle vertrete, heute früh recht unmotivirte Besorgnisse um ihr eigenes Befinden kundgegeben — kurzum es bleibe nichts, als sich gelassen zu ergeben. Dabei sah sie sehr zornig aus.

Ich blickte sie an, als müsse ich von allem Schönen auf Erden Abschied nehmen. Sie verstand mich nicht.

„Was haben Sie mir noch mitzutheilen?“ fragte sie höflich, als ich noch immer zögernd vor ihr stand.

„Ich — ich wollte Ihnen mittheilen, daß ich heute gleichfalls nach der Stadt aufbrechen werde!“

„Ach, wirklich“ — sie schloß die Wagenthür, über welche hinaus sie mir leichthin die Hand gab. Dann, als verrathe ihr der verstörte Ausdruck meines Gesichts etwas von dem Grunde meines schnellen Entschlusses, sagte sie hastig und etwas betroffen — „Thun Sie es nicht, ja? thun Sie es doch nicht.“

Der Wagen rollte davon. Wieder hatte mich jener gebietende, zuletzt in inniger Bitte hinschmelzende Blick getroffen, der alles über mich vermochte. Ich blieb, blieb wie ein Verdurstender, der angesichts der Oase verschmachtet. Und nun sollten die Bäume im Walde, die Quelle, die Vögel mir meine Lieder singen, die ihre Stimme einstmals in die Frühlingslüfte hinausgetragen hatte, aber so matt, so seelenlos erschienen sie mir mit einem Male, daß ich, was niedergeschrieben war, in Stücke zerriß, was von ihnen in meinen Gedanken noch lebte, zu ersticken versuchte. Aber als mir zuletzt das alles die Brust zersprengen wollte, da sandte ich Briefe über Briefe an sie, in Versen voll unverhaltener Leidenschaft. Alle aber hatten als Refrain

den einen Gedanken „wenn ich Dich liebe, was geht es Dich an!“ Ich wußte, daß ich ihrem Herzen fremd geblieben war, dennoch war mir beschieden, was ich allein zu begehren wagte, das Glück, sie zu lieben. So war ich nicht einsam mehr, obgleich ich nichts von ihr vernahm, und sie nicht wieder sah, bis der Winter kam.

Aber als der Winter kam, wie schön sah ich sie wieder. Sie schwebte im Eislaufe über die krystallene Fläche des Wassers hin, das sich jetzt hier ohne Fessel vor unserm Blicke ausdehnt. Haben Sie sie da auch gesehen? Ja, hier war sie ganz was sie ist, gleich als wolle ihr innerstes Ich sich in dieser schönen Bewegtheit jauchzend aussprechen. Mir ist, als sähe ich sie jetzt: Mit einschmeichelnder Grazie tanzt sie näher und näher; weichsten Liebreiz in jeder Linie der zarten Gestalt, gleichsam bittend kommt sie heran; und wenn man nun sehnsüchtig ihre Hand erfassen möchte — hei, da wendet sie das stolze Köpfchen, und im kühnsten Schwunge ist sie davon geglitten. Ihre flatternden Gewänder noch scheinen spottend zu fragen: wer hält mich, wer hält mich? — Ich hielt sie, ich war der Einzige, der ihr an wilder Behendigkeit gleich kam. Mit einem Griffe hatte ich das Eisen an meine Füße gebunden, das erste Mal, wo ich sie zu meiner Wonne, in dem Gewirr der Gestalten, auf dem weiten Teiche herausfand, und war an ihre Seite geeilt. Doch wagte ich nicht, sie auch nur zu begrüßen. Aber sie reichte mir heiter lachend die Hand, nur in seligen Träumen befangen, schwebten wir nun beide dahin im wilden Tanze; von rauschender Musik umtönt, ich mit ihr allein, und sie an meinem Arm. Das war am ersten Tage.

Am zweiten erst merkte ich, daß aller Blicke uns folgten — war's mit Bewunderung, war's mit Befremden, ich prüfte nicht, ich sah nur, daß es Lydiens Lust vermehrte, und sie nicht gehen wollte, als der Mond schon leuchtete und die Freundinnen sie zur Heimkehr mahnten. Am dritten Tage fand ich sie, als ich kam, von einem Kreis ihrer Kavaliere umringt — der Präsident hielt ihre Hand, und ließ sich von ihr in einem Tanze unterweisen. Da sah sie mich, der ich bescheiden zurücktreten wollte, und ihre Augen flammten auf in einem Feuer, das sie nicht mehr verbergen zu wollen schien. Sie reichte mir beide Hände entgegen, und ohne dem Kreise der Bekannten nur einen Gruß zu spenden, eilte sie mit mir davon. Am Rande stand Edgar und sah uns zu. Wir sprachen nichts, als wir so nebeneinander hinglitten lange, lange. Da weckte uns die Stimme des Präsidenten aus unserm Traume. Er war Lydia nachgeeilt, um sie zu bitten — es lag etwas in den Tönen seiner Stimme, das mich ergriff, so unerwünscht sie auch zu mir drangen, — um sie zu bitten, daß sie zu der Freifrau von Sternfeld kommen möge, die am Ufer ihrer harre, und sie allein zu sprechen wünsche.

„Bleiben Sie bei mir“, sagte Lydia, sich an meiner Hand festhaltend.

Die stolze Frau schien zu erbleichen, als sie uns so nebeneinander herkommen sah, und es mußten harte, drohende Worte sein, die sie — nachdem ich zur Seite getreten war — ihrer Nichte sich niederbeugend, zuflüsterte. Ueber Lydiens Gesicht huschte es fast wie kalter Hohn — sie wandte sich ab, und streckte mir, gleichsam zur Antwort auf das

Gehörte, von neuem die Hand entgegen, um wieder mit mir in das Dunkel hinein zu gleiten, in den dichter fallenden Schnee.

„Ist es denn möglich, Lydia, soll ich's denn glauben?" — Ich vermochte nichts weiter, als das zu sagen.

„Du fragst noch?" antwortete sie mit zuckenden Lippen. Sie war am Ufer, unter einer Trauerweide, niedergesunken in den Schnee, und ich kniete vor ihr, die Riemen an ihren kleinen Füßen lösend:

„Ich kann es so schnell nicht fassen, — besinne Dich noch einmal, ehe Du es mir sagst, daß Du mich lieben könntest. Denn wenn es nur eine edle Aufwallung des Trotzes wäre, womit Dein Herz sich gegen die Satzungen der Gesellschaft aufbäumt, wenn es nur Mitleiden mit mir wäre, das Dich zu dem Geständniß trieb, oder sonst irgend etwas, was Dich nicht bestimmen darf — ich beschwöre Dich, zaudere, ehe Du redest — dann erst antworte mir."

„Du fragst noch?" sagte sie wieder, noch stolzer als zuvor, und ich sank wieder vor ihr nieder und küßte ihr Kleid, ihre Hände, ihre Stirn und bebte dabei, als ob ich ein Unrecht beginge. Uns umhüllte der fallende Schnee, wie sich die verklingenden Töne der Musik um unsere Sinne legten.

Am nächsten Morgen machte ich mich auf zu dem schwersten Gange meines Lebens. — Wie man mich wohl empfangen würde? — Im stattlich-behaglichen Raume stand die Geliebte und wartete auf mich. — „Oh, es wird ein Kampf ohne Ende", flüsterte sie, mir entgegeneilend, kaum gab sie mir Zeit, ihre Hand zu küssen, „er hat an die Tante geschrieben, Edgar meine ich, er wolle ihr Haus nicht wieder betreten, so lange ich darinnen sei. Und an alledem sei zum großen Theil des Oheims freisinniges Erziehungssystem schuld, seine Verblendung und Schwäche für mich, durch welche sie sich habe beeinflussen lassen. — Schwach und nachgiebig sie, — doch Du wirst ja sehen, dort kommt sie." Lydia huschte durch die Portière davon, und ich stand der vornehmen, schönen Matrone gegenüber, der arme Subalternbeamte der Freifrau von Sternfeld, geborene Gräfin von Reichenau. So wenigstens schien der Blick auszurufen, mit dem sie mich maß, und so leitete ich darum die Werbung um die Hand ihrer Nichte ein, die ich in ehrfurchtsvollen Worten und mit gewaltsamer Ruhe über meine Lippen brachte. Sie sah mich lange an, wie man einen Gegner betrachtet, den es zu vernichten gilt; ich fühlte, daß, was sie auch sagen würde, von Wohlwollen für mich nicht getragen war.

„Wir wollen alle kleinlichen Gesichtspunkte jetzt aus dem Auge lassen — Sie hätten dieselben, mir gegenüber, nicht hervorheben sollen. Lassen Sie uns in dieser mißlichen Angelegenheit einen höheren Standpunkt einzunehmen suchen. — Und nun vernehmen Sie meine aufrichtige Meinung. Wer hier am tiefsten zu bedauern ist, das bin nicht ich, das sind nicht die übrigen schwergekränkten und liebevollen Verwandten Lydiens, das ist nicht einmal das verblendete, verirrte Kind selbst — das sind in Wahrheit Sie, mein Herr. — Vergeblich habe ich Jahre hindurch gerungen, Lydiens wilden Trotz, der mit allen Hemmnissen wächst, ihr phantastisches Wesen, ihr Haschen nach dem Bizarren zu hindern. Ich wußte ja doch, daß es eines Tages sein Opfer fordern würde. Das Opfer sind Sie geworden — denn Lydia liebt

Sie nicht. Sie wird niemals einen Schwärmer lieben, der sie als Göttin auf den Altar stellt; sie will beherrscht, oder wenigstens durch nüchterne Ueberlegenheit geleitet sein. — Und ich sage Ihnen ferner — wenn Sie nach Lydiens Herz handeln wollten, und ihr aufrichtig zugethan wären, so trennten Sie sich noch heute von ihr. Das Mädchen hätte seinen Roman gehabt, sich „ausgelebt" wie sie's nennt, und wir andern wären gerettet. Da Sie das jetzt, nach allen begreiflicher Weise, nicht wohl thun können, so biete ich Ihnen mein Haus in uneingeschränkter Gastfreundschaft an", sie bemühte sich ihrer Stimme einen weicheren Klang zu geben, „um sich darin langsam, ohne Aufsehen nach außen, von einem Irrthum zu heilen, der über kurz oder lang doch von Ihnen weichen muß. Ich glaube, daß ich in meiner Lage nicht wohl mehr thun kann, und daß mein Verfahren jedenfalls über dem Niveau des Bildes steht, welche Ihnen des Kindes aufgeregte Schilderung von mir entworfen haben wird." Sie erhob sich, und verabschiedete mich. Ich stand allein im Vorzimmer und fühlte — daß ich diese Frau haßte, und daß sie eine sehr kluge Frau war. — Doch ob ich sie haßte oder nicht, wenn sie nun das Richtige getroffen hätte? Und ob sie es wollte oder nicht, wenn sie nun die Wahrheit gesprochen? Es ist die edelste Rache, die man an seinen Feinden nehmen kann, daß man von ihnen lernt. Auch hier wollte ich's noch. Es mußte selbst der Schein einer Möglichkeit getilgt werden, als könne die harte Frau recht haben. Und der Schein war noch vorhanden — das bekannte ich mir, als ich im Abenddunkel in meinem Zimmer auf und nieder schritt, in dem die Morgendämmerung mich noch überraschte. Wenn das Mädchen mich nicht liebte! Frevel wäre es dann, sie in mein Leben der Noth und Erniedrigung hineinzuziehen, sie, die bestimmt war, auf den Höhen des gesellschaftlichen Lebens glänzend einherzuziehen. War ich denn sicher, daß ich der große Künstler noch werden könnte, den ich durch ihre Liebe zu werden den Muth in mir fühlte? Ich träumte und hoffte es wohl, ja! Aber konnte ihre beseligende Nähe meinen gebrochenen Körper ebenso wieder aufrichten, wie sie meine Seele neu belebt hätte, zu kühnen Gedanken und Entwürfen? Warum also, warum war die stolze Freifrau mir so ruhig, so scheinbar milde entgegengetreten, milder als jede andere Mutter in ihrer seltsamen Lage gewesen sein würde, mir gegenüber, dem Bettler, der in unerhörter Weise in ihr gräfliches Haus einzudringen wagte? Warum hatte sie nicht mit einem Worte auf das Kecke, Phantastische meiner Forderungen hingewiesen? Aus keinem anderen Grunde doch — als weil sie sicher war, daß Lydia mich nicht liebte — weil sie wußte, daß Lydia aus Trotz gegen sie, oder sonst in einer anderen, edleren Aufwallung mir ihr Herz versprochen hatte — um es nur zu bald, bitterlich zu bereuen.

Nun denn also, so wollte ich auch das Härteste noch mir abgewinnen — ich wollte an der Geliebten zweifeln — um ihres eigenen Glückes willen wollte ich's. Beim ersten Strahl der Wintersonne warf ich einen kalten, kurzen Brief an die Freifrau nieder, in welchem ich auf alles Verzicht that. Ich bat, ihrer Tochter meinen Entschluß mitzutheilen, den ich durch nichts zu beschönigen, ja zu erklären suchte. Ein flüchtiger Hinweis auf unsere gestrige Unterredung und meine

Absicht, ihrer überlegenen Einsicht unterworfen, den Rath zu befolgen, den sie mir gab, und mich „heute noch von Lydia zu trennen" — das war alles was ich schrieb. — Und dann harte ich, nicht dessen, was sie, sondern was Lydia mir antworten würde. Sie schwieg, und Lydia schrieb:

„Du hast Dich von ihr bethören lassen. Ich aber, als ich Dich lieb gewann, wußte, daß ich Dich mit Deinen Schwächen lieben würde; daß sie sich zufällig gegen mich kehren, ändert an meinen Gefühlen nichts. Auch wirst Du heute noch wieder zu mir kommen; ich weiß es.

Lydia von Sternfeld."

Es rieselte wie unendliche Wonne durch mein Herz. Schöner noch, als ich zu träumen gewagt, war ihre stolze Antwort. — Wie hatte ich jetzt zu handeln? Vor allem mußte ich sie sprechen, wie ich den andern gegenüber dastand, war mir von geringer Bedeutung. Tagelang suchte ich ihr zu begegnen, bis ich sie endlich eines Abends beim Scheine der Straßenlampen — ihr zur Seite eine alte Dienerin, nach dem Schauspielhause gehen sah. Als ich ihr in den Weg trat, entließ sie die Begleiterin, und blieb stumm und fragend vor mir stehen; ihre Augen schienen vom Weinen geröthet. Ja, wie sie sich, an den Sockel einer Statue stützend lehnte, war mir's, als bebte sie leise, als bebte sie leise vor Zorn und Verachtung. — „Lydia" stammelte ich, „es war nicht um meinetwillen, um Deinetwillen war's. Liebtest Du mich nicht, so war Dir Deine Freiheit zurückgegeben, und Dein Friede dazu, und das Gedächtniß an mich für immer vertilgt. Liebtest Du mich, so mußte Deine Liebe zu mir nur in hellerem Glanze aufstrahlen, so aufstrahlen, wie sie es that. Du solltest, ja, Du solltest Dich prüfen, ehe Du Dich ewig bandest, denn was sonst als die Liebe konnte Dich zu dem außergewöhnlichen Schritte veranlassen, konnte Dich ein Dasein der Noth und Entbehrung ertragen lehren, wie ich es Dir bot?"

„Der Wille", sagte sie kurz, „der Wille. — Und daß Du mich durch Deine Handlungsweise, die ganze Menschheit gering schätzen lehrtest, daran dachtest Du nicht?"

„Ich kannte Deine starke Seele, Lydia, ich wußte, daß ein Einzelner sie nicht an allen irre machen würde, und ich hoffte, Geliebte! mit aller Sehnsucht meines Herzens hoffte ich's ja, daß Du auch an dem Einzelnen nicht irre werden würdest. Verzeihst Du mir es nun endlich, Lydia, verzeihst Du es mir?"

„So nicht", stieß sie hervor, und sich losreißend, eilte sie in den helleren Lichtschimmer hinein, in den ich ihr nicht folgen durfte.

Warum war mir das Herz noch immer so schwer? War ihr Groll nicht der gerechte Groll des beleidigten Weibes, und zürnte sie nicht mit vollem Grunde über die Niederlage, die sie durch mich in den Augen der Ihrigen erlitten? Sie sollte — wie bald! — Genugthuung haben. Daheim angelangt, machte ich in einem Schreiben der Freifrau unverzüglich Mittheilung von unserer erneuten Vereinigung, und sandte ihr, als einzige Begründung des Geschehenen, Lydiens herrliche Antwort an mich. Zu meiner eigenen Rechtfertigung ein Wort zu reden, unterließ ich auch jetzt. Sie entgegnete mir — es war seltsam, mit denselben Schriftzügen, derselben Schreibart, wie

Lydia sie hatte, kurz und fest, daß die gegenwärtige Gestaltung der Dinge ihre Meinung über ihren Pflegling nur insofern verändere, als es dieselbe bestärke; für mich aber habe sie aus dem Erlebten den Trost geschöpft, daß ich die dereinst mich treffende Enttäuschung zu verschmerzen die Spannkraft besitzen würde. Im übrigen stehe mir, wie bisher, ihr Haus offen. — Das Blut stieg mir in die Wangen, als ich dies las.

Die Zusammenkunft, um welche ich die Geliebte bat, konnte mir erst nach Wochen auf einem morgendlichen Ausgange gewährt werden. Wir trafen uns an dieser Stelle hier, — aber die Landschaft sah anders aus als jetzt. Es war Hochflut, dürre Baumspitzen streckten sich gegen die Wolken aus, und um uns breitete sich unabsehbar ein grauer, trostloser Wasserplan.

Lydia klagte bitter über die Freifrau, als sie sich auf die Bank an meiner Seite, niederließ. Sie sagte, man habe sie gewaltsam verhindern wollen, mich zu sehen.

„Laß Dich durch die milde Form nicht täuschen, in welcher meine Tante und Edgar, gegen Dich ankämpfen", fuhr sie heftig fort. „Sie hoffen noch fest, uns zu trennen. Und Dich gedenken sie durch Großmuth zu schlagen, weil sie fühlen, daß sie Dich an einer Stelle verwundbar macht."

„Gedachtest Du das nicht auch zu thun?" fragte ich lächelnd und zärtlich.

Sie erröthete und sprach hastig weiter: „Oh, sie haben von jeher meine Kraft unterschätzt — sie sollen mich nun endlich kennen lernen. — Auch mußt Du einen tiefern Eindruck auf sie gemacht haben, sonst würden sie nicht so unablässig spottend von Dir sprechen, und meine „Eitelkeit", wie sie's nennen, zu verwunden suchen. Und nun sage mir — denn ich gedenke diesmal, den Kampf auf die Spitze zu treiben — bist Du zum Aeußersten bereit, d. h. mich zu entführen, nach Amerika, weiter hin wenn es sein muß?" sie war sehr erregt.

„Zu allem bereit? Ich war es, Kind, schon als ich Dich zum ersten Male sah. Du weißt, daß mir das denkbar Mögliche möglich ist, wenn Du mich liebst; oder — liebst Du mich nicht, vielleicht auch das Unmögliche."

„Wie selbstisch das klingt!" sagte sie im Tone des Vorwurfs.

„Oder selbstlos" erwiderte ich gedankenvoll. Wir blickten beide hinaus in die weite, schwimmende Unendlichkeit. Ich sah, wie ihr Profil sich von dem metallgrauen Hintergrunde abhob, und nicht mehr so ruhig-schön, so klar und heiter, wie ehemals mir entgegenleuchtete. Herbe Linien lagen um Lippen und Wangen, und vibrirende Leidenschaft im Auge, und mir war es wie eine Mahnung an mich, daß es so war.

Jenseits des Wassers gingen, wie immer um diese Morgenzeit, die Spaziergänger entlang. Lydia schien es zu wünschen, daß wir von ihnen gesehen würden. Sie wußte, daß der Druck der Oeffentlichkeit uns in den Augen der Ihrigen nur fester aneinander ketten konnte. Mit den andern Leuten ging auch der Präsident an uns vorüber. Er sah betroffen auf, dann faßte er sich schnell und grüßte mit freundschaftlich-ehrfurchtsvollem Gruße. Er sah dabei sehr traurig

aus, und ein milder, aber forschender Blick fiel aus seinem Auge auf mich hernieder.

Ich bat Lydia, nicht aus eifersüchtiger Neugier, sondern aus wahrer Theilnahme, mir ihre Beziehungen zu ihm zu enthüllen. Sie hatte mir nicht viel zu sagen. Jahrelang habe er ihr seine Huldigungen dargebracht, aber so matt, so farblos-schüchtern, sagte sie, daß sie wohl gefühlt habe, ohne eine unherkömmlich-starke Ermuthigung von ihrer Seite würde er nicht zu dem Heroismus der That, wie sie's nannte, emporgewachsen sein, sie zu heiraten. Im übrigen wäre ihre Verbindung mit ihm ein Lieblingswunsch der Tante gewesen. Stand, Vermögen, Bildung, Ruf — alles vereinigte sich, um ihn zu dem Endziele tantenhafter und mütterlicher Wünsche zu machen, und die Freifrau zu dem inkonsequenten Verlangen zu veranlassen, ihr, der „strengen Führung" so sehr bedürftiger Pflegling, möge einem Manne zur Gattin gegeben sein, der sie wie ein Kind verzärteln, auf den Händen tragen würde.

„Nun, und Edgar, Dein Vetter, was sagte er zu diesem Verlangen?"

„Was hat er zu sagen", brauste sie auf. „Er schwieg und eben, daß er diesem Manne gegenüber so geringschätzig schwieg, brachte mich, ja brachte mich beinahe so weit" — hier senkte sie erröthend die Stirn — „ihn zu heiraten", fuhr sie nun lachend, mit spöttischer Betonung fort, „oh, laß doch das alles vergessen sein. Warum siehst Du mich so erschreckt an? Das ist so einer, den man nur nach einer unglücklichen Liebe lieben kann, wie meine Freundin neulich treffend bemerkte. Er ist kühl wie lindernder Balsam. Wie kann Dich das Gespräch nur so ernsthaft stimmen?" Sie legte schmeichelnd ihre Hand auf die meine und lächelte mich an. — „Kommt dort nicht Edgar?" fuhr sie plötzlich auf, sich weit vorbeugend um ihn zu sehen. Edgar ritt vorüber in der ihm eigenen herrisch-eleganten Haltung. In Nachdenken verloren schien er nicht auf seinen Weg zu achten; da stutzte sein Pferd, als wollte es an unserer Bank stehen bleiben. Er schlug die Augen auf, sah uns, und wie mit einem halbunterdrückten Zorneslaut, riß er den Kopf des Thieres herum; dann sprengte er weiter. Er hatte uns nicht gegrüßt. Lydia erbleichte. „Das geht zu weit", murmelte sie, „er will mich verleugnen."

„Vielleicht hat er uns doch nicht gesehen!" begütigte ich.

„Nicht gesehen! Er weiß, daß ich heute ausgegangen bin, um Dich zu treffen. — Die Freifrau hat es ihm verrathen. Jetzt reitet er langsamer, als wenn er etwas überlegte. — Jetzt kehrt er um. Wenn er es nochmals versuchte, mich zu beleidigen." Ihre Augen funkelten; da ritt er heran.

„Guten Morgen, liebe Cousine", sagte er nachdrücklich, und die Reitgerte senkend ließ er sein Pferd vor ihr Front machen. „Gedenkst Du in dieser Umgebung hier noch länger zu verweilen? Weisest Du heute auch die Begleitung Deines Vetters für den Heimweg zurück?" Er hatte offenbar mehr und leidenschaftlicher gesprochen, als er selbst wollte; er schwieg und sah sie mit brennenden Blicken an.

„Ich danke", erwiderte sie kurz mit erstickter Stimme. Mich grüßte er nicht, noch würdigte er mich der geringsten Beachtung, gerade

so wie damals an der Kirchthüre, nur daß sie es heute nicht bemerkte.

„Er hat es doch nicht gewagt, hat es doch nicht gewagt", jubelte sie, als er verschwunden war.

„Dich in dem Manne Deiner Wahl zu kränken, Lydia — hat er gewagt", sagte ich mit leisem Vorwurfe.

„Ach so", sie schien es doch gesehen zu haben, „ja, Du forderst zu viel. Du bist sein Feind, noch dazu einer, den er nicht für ebenbürtig hält. Aber ich —"

„Aber Du Lydia?"

„Genug von der Sache. Als ob ich ihn nicht dennoch haßte, den Uebermüthigen", sie rang vergebens nach Fassung, „und imgrunde ist das ganze Geschehniß ja so unbedeutend. Laß uns gehen, ich bin müde."

„So unbedeutend", klang es in mir. Wir schwiegen beide, bis wir an ihre Pforte gelangt waren. Mir aber war, als müsse ich fortan für immer schweigen. Selbst meine unruhigen Gedanken sprachen nicht mehr. „So unbedeutend", grollte es noch einmal in meiner Seele auf. „So unbedeutend!" klang es höhnend zurück, — soll man denn erst warten, bis sich's plump mit Händen greifen läßt.

In dumpfer Gleichgiltigkeit ging ich meiner geistlos-mechanischen Alltagsbeschäftigung nach, saß ich vor meinem ärmlichen Mittagsmahle, und las ich später den hastig niedergeworfenen Brief aus Lydiens Hand, in dem sie mich aufforderte, mit ihr zu entfliehen. Ein heftiger Auftritt mit der Freifrau, infolge unserer heutigen Begegnung, mache es ihr unmöglich, noch ferner bei ihren Verwandten zu weilen. Auch der mir angemeldete Besuch des Hauptmanns vermochte nicht, mich aus meiner Apathie zu erwecken.

„Was verschafft mir die überraschende Ehre Ihres Besuchs — mein Herr von Sternfeld?" fragte ich ihn, als ich in das Zimmer trat, dessen dürftige Ausstattung er, wie es schien, soeben mit den Blicken überflogen hatte. Er antwortete mir zunächst durch eine tadellose Verbeugung, — er sah im Civilkleide noch stattlicher, noch aristokratischer aus, als sonst.

„Sie sind berechtigt, mich nach dem Grunde meines Kommens etwas nachdrücklich zu fragen", sagte er mit ironischer Unbefangenheit. „Und käme ich in meinem eigenen Interesse, so dürften Sie sogar befremdet sein. Ich komme jedoch als Abgesandter meiner Mutter, auf deren inständige Bitten — das ist es, was mir die Veranlassung giebt, jetzt hier zu stehen. Wir kennen", fuhr er sich niederlassend fort, „oder ahnen doch wenigstens, mit relativer Bestimmtheit den Inhalt des Briefes, den Sie in Händen halten", — ich bemerkte erst jetzt, daß ich ihn noch, aufgefaltet, bei mir trug; „ich frage Sie hiermit, als Freund und Beschützer Lydiens, ob Sie ihrer heute an Sie gerichteten Aufforderung nachzukommen gedenken?"

„Und ich verweigere Ihnen eine Beantwortung dieser Frage, Herr von Sternfeld. Ich wüßte keinen Freund und Beschützer des Fräuleins von Sternfeld, der ein Recht hätte zu erfahren, was zwischen ihr und mir verhandelt wurde!"

Seine Augenbrauen zogen sich finster zusammen, er schien zu der gefährlichsten Entgegnung bereit, doch schien es, als wenn er

mich derselben nicht für würdig hielt, da er sich so plötzlich bezwang.

„Es ist richtig, ich hätte von mir nicht sprechen sollen, der an der ganzen Angelegenheit imgrunde unbetheiligt ist — und bleiben möchte", sagte er geschmeidig und kalt, „aber ich wiederhole meine Frage im Auftrage meiner Mutter, welche meiner Cousine gesetzlicher Vormund ist."

„Ich werde der gnädigen Frau diese Frage beantworten, sobald sie mir die Ehre geben wird, ihr aufzuwarten."

„Das heißt also, ich kann meiner Mutter Ihren Besuch heute noch in Aussicht stellen?"

„Wenn Sie denn in dieser „Angelegenheit" die Botschaften zu tragen, gütigst übernehmen wollen, ja!" Meine Antwort schien seine Selbstbeherrschung auf eine zu harte Probe zu stellen. Er erhob sich.

„Ich habe es übernommen, gewiß, Herr Ehrenberg. Sie sehen, daß meine Anschauungen, meine konservativ-aristokratischen Anschauungen, mir jedes Opfer abgewinnen — wie es bei gesinnungstüchtigen, überzeugungstreuen Naturen der Fall ist. — Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen. Ich bin bereit, für diese Anschauungen auch mit meinem Leben einzustehen; das ist es, was ich Ihnen vielleicht zu bemerken hätte. Ich mißbillige das, wenn auch nur der Form nach, liberale Behandeln gewisser Fragen auf Seiten meiner Mutter, und würde — wie aus Prinzip, ohne irgend welches persönliche Betheiligtsein — daraus hervorgehende Uebergriffe Andern mit dem mir möglichen Nachdruck entgegenzutreten, mich verpflichtet fühlen."

„Ich bin Ihnen verbunden für diese Mittheilung, Herr von Sternfeld. Sie werden mich zu jeder Genugthuung bereit finden, wenn ich, — was jede Stunde geschehen kann — gegen Ihre konservativ-aristokratischen Meinungen, die meinigen geltend zu machen hätte! Ich empfehle mich."

„Ich empfehle mich." Er ging.

Ich verachtete ihn; er liebte Lydia, darum war es erbärmlich von ihm, daß er so zu mir kam.

Die Freifrau war nicht allein, als ich am Morgen in ihr Zimmer trat. Lydia stand neben ihr, blaß, kalt, mit dem trotzigen Gedanken um die Lippen, „ich bleibe hier, damit Du ihn nicht wieder „bethören" kannst."

„Was haben Sie mir noch zu sagen?" fragte die Freifrau mit Schärfe.

„Sage ihr alles, verschweige nichts!" rief Lydia.

„Ich werde alles sagen, gnädiges Fräulein." — Das vertrauliche Du wäre mir hier wie eine Profanation erschienen.

„Ich komme nicht, gnädige Frau, um Sie und Ihre Nichte noch tiefer zu entzweien — ich will den Frieden mit mir bringen, die Versöhnung!"

„Wohin denkst Du?" fuhr Lydia auf. Um den Mund der Freifrau schwebte es wie eine schneidende Frage, aber sie schwieg.

„Warum wollen Sie beide sich nicht wieder versöhnen?" setzte ich unbeirrt fort, „da keine tieferen seelischen Gründe zu einer Entzweiung vorhanden sind. Sie sind einander gleich von Art." — Lydia horchte auf, doch sie unterbrach mich nicht mehr. Nur etwas größer und

freier vielleicht — verzeihen Sie gnädige Frau, meine kecke Sprache — strebte Ihr Kind, sich auf dem Boden zu entfalten, der Ihnen heimisch war, schöner und feuriger, wie eben die heißblütige Jugend empfindet, wollte sie das Leben Ihrer Sphäre leben. Ihr Mißverstehen, Ihre Härte reizten ein edles Wesen, das seiner Kraft sich wohl bewußt ist, zum Trotze auf; sie wollte sich großmüthig den Lebenskreisen entfremden, in denen zu glänzen sie bestimmt war. — Das ist es, was ich ihr ewig danken werde; aber sie fand nicht, was ihr Ersatz bot, weil ihr Herz nichts wußte von dem, was ihre Phantasie entflammt, ihren stolzen Willen erregt hatte.“ Lydia sah mich an, wie mit hundert Fragen im Auge. „Das habe ich seit gestern erkannt und das, gnädige Frau, haben Sie mir neulich vorausgesagt. Ich danke Ihnen; mein Schicksal ist besiegelt. Ich werde Ihre Nichte ewig lieben, und — ich verzichte für ewig auf ihre Hand.“

Ich ging hinweg, weil ich sah, daß Lydia ohnmächtig wankte, weil ich fühlte, daß ich nach einem Augenblicke noch, sie an mein Herz gezogen und mit Küssen ihr bleiches Antlitz bedeckt haben würde. Ich weiß noch, daß ihr letzter Blick, wie der ihrer Tante, voll bitteren Hohnes nach mir hinüber glitt, ich weiß, daß die Freifrau mitleidig nach ihrer Nichte hineilte, und wie versöhnt ihren Arm um sie schlang und — daß ich es nicht mehr durfte. Weiter weiß ich nichts! — Nichts von den Tagen und Wochen, die auf diese Stunde folgten, als daß ich Abend für Abend, in Sturm und Schnee, an der Thüre ihres Hauses stand, und von der alten Dienerin erfragte, wie es der Geliebten gehe. Sie war krank, sehr krank geworden. Dann hatte der Arzt Hoffnung gefunden, und von einer heilsamen Krise gesprochen, dann hatte der Präsident sie oder die Freifrau täglich aufgesucht, und das gnädige Fräulein war allmählich, „schöner als erst noch“, sagte die Alte, wieder aufgeblüht. „Auch hatte die Freifrau in liebevollster Pflege sich um sie bemüht, und selbst der Baron Edgar“, so schwatzte die Alte ahnungslos weiter „sei ganz mit der Verbindung des gnädigen Fräuleins und des Herrn Gerichtspräsidenten einverstanden. Er habe selbst lachend einen Veilchenstrauß, den der Herr Präsident gesandt hatte, in das Krankenzimmer getragen, und es sei viel und lange von ihm zwischen den beiden die Rede gewesen.“ — Ich litt es nicht, daß die Eifersucht sich wie mit wilden Krallen um mein Herz legte. Er war ein edler Mensch, sie konnte mit ihm glücklich werden, ich hatte erreicht, was ich wollte.

Dann war Lydia — endlich — gesund geworden, und ich athmete zum ersten Male auf, und las in der Zeitung daß sie Braut sei, — die Braut des Barons Edgar von Sternfeld! — Was mich hätte vernichten sollen, gerade das ließ mich nicht sterben, das Bewußtsein, daß ich dennoch schuldig war. Nun war meine Pflicht, zu büßen. Hätte der Schlag mich als Unschuldigen getroffen, ich glaube, er hätte mich zermalmt, — wenigstens damals glaubte ich es — doch Sie sehen es ja, noch heute lebe ich und noch länger werde ich leben. Lächerlich, der „Minnesänger“ mit der Todeswunde im Herzen!

Auf diesem Ruheplatz saß ich, als ich sie zum ersten Male wiedersah, zum ersten Mal sie und ihren Gatten. War es im Frühling — war es im März? Der Sonnenschein und das Singen der Vögel

hatten mich so müde gemacht. Ich blickte im dumpfen Traume auf den blutrothen Abendhimmel, gegen den der Springbrunnen aufstieg, und der Springbrunnen klagte noch immer, wie früher den alten Vers — wie lautete er doch —: Ach, da einsam in der Nacht ich verschmachte, Lydia, schläfst Du! — Da rief jemand den Namen Lydia, fast mir zur Seite war's — und auf dem weißen Pferde, ritt sie heran. Ich konnte nicht mehr gehen, es war zu spät, es war nicht möglich. „Schwächling" rief ich mir zu, da drängte sich ein heißer Blutstrom auf meine Lippen, und Nacht wollte sich über meine Augen legen. Sie sah mich an; dann erhob sie den Arm, ihrem Diener winkend, und sagte mit klarer Stimme: „Holen Sie dem Herrn einen Wagen." Und sie ritt vorüber an der Seite ihres Gemals!"

Der Springbrunnen stellte sein Rauschen ein. War denn die Sonne schon untergegangen? Dort ging der Subalterne im Abendnebel hin, seine Tritte verhallten. Drüben flatterte der Schleier der schönen Reiterin, die heiter plaudernd mit ihrem Gatten heimwärts ritt. — Ahnten sie alle, was ich geträumt hatte? War es nur ein Traum gewesen? Ich glaube an meine Träume.





Die Junius-Briefe.

Von Dr. Gustav Kleinert-Iserlohn.

Die berühmten Juniusbriefe sind bei uns lange nicht so bekannt, wie sie es verdienten. Dem Namen nach, ja, aber wer hat sie gelesen? Bei dem lebhaften Interesse, das heutzutage alle Kreise an der Politik nehmen, ist das eigentlich zu verwundern. Denn man kann in dieser Hinsicht daraus so vieles lernen. „Ich schreibe nicht, euch zu gefallen, ihr sollt was lernen", sagt Goethe. Viele werden nun von der Lektüre dieser Briefe abgeschreckt, weil sie sich mit den damaligen sozialen und politischen Verhältnissen zu wenig vertraut glauben. Das ist aber gar nicht so gefährlich. Ich begreife nur nicht, wie man auf den Schulen, wo das Englische eingehender betrieben wird, die Juniusbriefe so ignoriren kann. Meines Erachtens dürften sie, was die Klassizität der Sprache betrifft, mit Cicero wetteifern können. Es ist die anerkannt beste Prosa der englischen Literatur, da sie von den kleinen Manierirtheiten der Macaulayschen Sprache frei ist. Die Juniusbriefe sind die Ecksteine der europäischen Preßfreiheit und verdienen schon aus diesem Grunde ein allgemeineres Interesse. Denn mit der Freiheit der Presse hängt die bürgerliche Freiheit eng zusammen: Die Zeit, wo der Mensch erst mit dem Baron anfing, hat mit der Preßfreiheit aufgehört, und das große Publikum, das bis dahin nur Pflichten kannte, lernte jetzt auch Rechte kennen.

Die Juniusbriefe wurden in den Jahren 1768—1773 veröffentlicht. Das heißt also während der letzten Regierungsjahre Ludwigs XV; fünf Jahre nach dem Ende des siebenjährigen Krieges, zur Zeit, als auf dem Festlande das absolute Regiment herrschte, welches eben nach diesen berühmten Mustern auch Georg III. in England einführen wollte; zur Zeit wo „Voltaire regierte und Ludwig XV. auf dem Throne saß"; zur Zeit wo Lessing auf der Höhe seines Könnens stand.

Wie sah es nun in England zu dieser Zeit aus?

Seit der „glorreichen Revolution" bis zu Georg III., also bis 1760 haben wir in England eine konstitutionelle Monarchie, in welcher „die

Königskrone nur das monarchische Firmenschild eines republikanischen Geschäfts ist." Mit der Volksvertretung sah es infolgedessen eigenthümlich aus: das Wahlrecht haftete nach uraltem Herkommen völlig willkürlich an einzelnen Ortschaften, den sogenannten rotten boroughs, die in Bezug auf Einwohnerzahl gar keine Rolle spielen konnten, während manche große Städte leer ausgingen. Diese rotten boroughs wurden nun mit ihrem Wahlrecht für einen Landesvertreter einfach gekauft. Denn nach dem Sturze der Stuarts konnte man nur noch als Mitglied des Parlaments Einfluß ausüben, wie das früher nur in demselben Maße durch die Gunst des Königs möglich war. Reichgewordenen Parvenus war durch diese eigenartige, systemlose Vertheilung des Wahlrechtes eine Gelegenheit geboten, sich einen Parlamentssitz zu kaufen, um sich eine gesellschaftliche Stellung zu erwerben, was um so leichter zu bewerkstelligen war, als seit Georg I. das Parlament siebenjährige Dauer hatte.

Georg III. wollte nun die ehemalige despotische Stellung wieder erringen, wie die gleichzeitig in Deutschland und Frankreich regierenden unumschränkten Herrscher sie besaßen. Mit einem despotischen Regiment ist es nicht immer so schlecht bestellt, wie man das nach dem in Verruf gekommenen Eigenschaftswort glauben sollte. Despotie in den Händen eines genialen und pflichtbewußten Mannes kann zu großen Erfolgen führen, wie das Friedrich der Große bewiesen, aber im entgegengesetzten Falle kann die Sache doch bedenklich werden. Nach Montesquieus berühmtem Buche „Esprit des lois" giebt es freilich nichts schöneres auf der Welt als einen regelrechten Polizeistaat.

Georg III. hatte nun zwar keineswegs mehr Fähigkeit, aber mehr Ehrgeiz als seine Vorgänger: „Sein königliches Regiment sei unverträglich mit der Herrschaft des Parlaments", das war das ewige und einzige Leitmotiv seiner Handlungen. „Er wollte die Macht nur um der Macht, nicht um der segensreichen Erfolge willen." Und die Zeit, diese Pläne durchzuführen, war gar nicht so schlecht gewählt. Das englische Volk hatte immer noch einen gewaltigen Respekt vor dem Königthum, ein schlauer Fürst konnte also immer noch etwas wagen. Der Premierminister Pitt stattete z. B. am Bette Georgs II. knieend Bericht ab. Man kann sich danach einen Begriff von der allgemeinen, kriechenden Demuth vor dem königlichen Titel machen. Trotz seiner geringen Machtbefugnisse stand doch der König an der Spitze der Gesellschaft, und seine Herablassung hatte selbst für die Höchststehenden etwas Berauschendes.

Wenn man vom englischen Parlament spricht, muß man natürlich auch von den whigs und tories reden. Man kann es nicht häufig genug betonen, daß es in England keine liberale und konservative Partei giebt, sondern nur ein pro oder contra zum jeweiligen Regierungsvorschlag. Ein Parlamentsmitglied, das mit einem solchen nicht einverstanden ist, ist ein whig. Derselbe kann jedoch bei einem andern Regierungsvorschlag ein tory sein, ohne im mindesten seinen Grundsätzen untreu geworden zu sein. Da nun naturgemäß der Hochadel meistens im Sinne der Regierung stimmen wird, so wird er auch meistens auf der Seite der Tories anzutreffen sein, wodurch dann also aus rein äußerlichen Gründen die Partei der Tories einen konservativen

Charakter bekommt. Das Ministerium sucht sich einfach für seine Vorlagen eine Majorität zu verschaffen, wo sie dieselbe findet, ist ihr ganz gleichgiltig. Das englische Parlament, das sich historisch entwickelte, hat mit dem deutschen, das in kurzer Zeit gemacht worden ist, nur eine ganz äußerliche Aehnlichkeit. Es kann daher nur verwirren, wenn in unserm Reichstage englische Verhältnisse angeführt werden oder nach englischen Analogien Vorschläge gemacht werden. Die Engländer haben überhaupt gar keine Volksvertretung, sondern nur eine Vertretung des Kapitals, und ihre ganzen Verhältnisse sind auch danach. Kurzum, für einen König, der nach absoluter Gewalt strebte, kam es nur darauf an, für seine Absichten eine Majorität zu bekommen, das heißt, mit einer gefügigen, charakterlosen Majorität dem englischen Parlamente überhaupt so nach und nach seine Rechte zu nehmen. Das einfachste Mittel, eine Majorität zu erzielen, ist Bestechung. Diese wurde ins System gebracht und gedieh herrlich. Eine noch aus den Tagen der Stuarts her allgemein verbreitete Frivolität und moralische Korruption hatte die Ehrbegriffe der höheren Gesellschaft völlig untergraben, so daß Walpole mit Recht sagen konnte, er kenne den Preis jeder Stimme im Parlament. Unter solchen Umständen konnte der König schon etwas wagen: und so verschenkte er denn Pairien und anderen hohe Ehrenstellen an einflußreiche Abgeordnete, welche sich gefügig erwiesen.

Wie stand es nun um diese Zeit mit der englischen Presse? Der professionelle Journalist war damals noch eine wenig geachtete Persönlichkeit, wenn auch die Presse selbst, welche einer Censur nicht direkt unterworfen war, sich schon eines ziemlichen Einflusses erfreute. Von einem Punkte, auf den wir noch zurückkommen, abgesehen, war die damalige englische Presse schon so frei, wie etwa die unsrige heutzutage. Polizeiliche Beschlagnahme vor der Verurtheilung existirte nicht. Die letztere erfolgte durch Geschworenengerichte. Jedoch waren bis zu Junius Zeiten deren Gerechtsame nicht scharf präcisirt, so daß ein übelwollender Richter deren Einfluß hemmen konnte. Die Geschworenen hatten nämlich bei einem Libell nicht zu bestimmen, ob die betreffende Schrift wirklich Schmähungen enthielt, sondern nur, ob sie von dem unter Anklage gestellten verfaßt oder verbreitet sei. Die Richter hätten also, je nachdem der Wind blies, die nöthigen Schmähungen schon herausfinden können. Außerdem hatte das Parlament eine eigene Gerichtsbarkeit über alle diejenigen Vergehen, welche gegen die Privilegien des Ober- und Unterhauses, seiner Mitglieder und Beamten gerichtet waren. Wer z. B. über Reden kritisirte, Mitglieder in die Oeffentlichkeit zog, konnte ohne Richterkollegium belangt werden. Der Privilegiumbruch erstreckte sich auch auf die Berichterstattung. Noch heute thut ja das Parlament so, als tage es geheim, daher die Straflosigkeit der im Parlamente gegen Private gemachten Aeußerungen. Korrektheit der gehaltenen Reden dem Publikum gegenüber war auf diese Weise nicht möglich. Stenographie gab es noch nicht, und überdies war es auch verboten, sich Auszüge oder Notizen zu machen. Die Parlaments-Debatten konnten also nur nach dem Gedächtniß wiedergegeben werden. Von dieser Einrichtung hatten natürlich die Abgeordneten in Bezug auf ihr Ansehen nach außen den meisten Schaden. Denn Dr. Johnson übertrieb gar nicht, wenn er sagte: „Ich sorge schon dafür, daß die

Whigs nicht die besten Reden halten." Nach alledem wäre die Preßfreiheit illusorisch gewesen, wenn die öffentliche Meinung nicht dahinter gestanden hätte. Das zeigte sich in dem vielbesprochenen Falle des John Wilkes. Als nämlich dieser wegen seiner publizistischen Thätigkeit verhaftet, verurtheilt und eingekerkert wurde, ging ein allgemeiner Sturm der Entrüstung durch die Hauptstadt. Einestheils durch die Drohungen revoltirender Volkshaufen, größtentheils aber eben durch den Schrecken, den die ersten Juniusbriefe, welche sich unter anderem auch mit dem Falle des John Wilkes befaßten, der executiven Gewalt einflößten, wurde der letztere wieder in Freiheit gesetzt. Ja, wenn er bis dahin nur ein ziemlich obscurer Publizist gewesen war, so wurde er durch diese Vorgänge mit einem Schlage eine bekannte Persönlichkeit. — Die Preßfreiheit existirte also demnach damals, wenn auch noch nicht de jure, so doch de facto. Von der Freiheit der Presse de jure kann man eben erst einige Jahre nach dem Erscheinen der Juniusbriefe sprechen. Diesen nämlich haben die Engländer dieselbe lediglich zu verdanken.

* * *

Junius ist nicht etwa der erste, welcher zu seiner Zeit pseudonym geschrieben hat. Leute von Rang genirten sich einfach, schriftstellerisch in die Oeffentlichkeit zu treten. So versteckte man sich hinter Namen wie Cassius, Brutus, Cato u. s. w.; Junius hat es darunter nur zur größten Berühmtheit gebracht. Er gab der öffentlichen Meinung unter diesem Namen die beredte Stimme, indem er plötzlich in jene Kämpfe zwischen dem König mit seinen despotischen Plänen und den Anhängern des alten, parlamentarischen Regierungssystems eintrat. Drei Jahre lang hatte Junius unter dem englischen Volke einen Einfluß, wie ihn vorher und nachher kein Premierminister besessen hat.

In diesen Juniusbriefen schildert der bis auf den heutigen Tag unbekannte Verfasser (wir kommen auf die zahlreichen Juniuskandidaten noch zurück) „bald in ruhigem getragenem Tone die Leiden des Landes, die Fehler und Laster der herrschenden Partei, bald verfolgt und verhöhnt er mit vernichtender Ironie die Feinde der Freiheit, bald bringt er den Schmerz der Patrioten, bald die Leidenschaft eines ungeheuren Hasses zum stets vollendeten Ausdruck." Der Verfasser der Juniusbriefe, über die die Engländer eine ganze Literatur besitzen, ist vielfach verkannt und vielfach vergöttert worden. Natürlich ist sowohl das eine, wie das andere übertrieben. Ich bezweifle, daß er darauf Anspruch gemacht hat, ein sogenannter politischer Charakter zu sein. Aber ganz entschieden Unrecht thut man ihm, wenn man, wie das häufig in England sowohl wie bei uns geschieht, ihn für einen Revolutionär hält. Er ist noch nicht einmal ein Republikaner. Man kann sogar ganz gut nicht nur behaupten, sondern aus seinen Schriften nachweisen, daß er eigentlich konservativ ist. Er wollte gar nichts neues schaffen, er wollte nicht an der Verfassung rütteln oder das Staatssystem umgestalten, er wollte dasselbe nur so wieder umgeformt sehen, wie es seit dem Sturze der Stuarts in England bestand. „Junius

vertheidigte seine Aussprüche durch die Berufung auf das positive Recht und die innere Vernünftigkeit desselben, und so haben bisher alle konservativen Schriftsteller im richtigen Sinne dieses Wortes ihre Meinungen vertreten." Revolution zu predigen, lag ihm ganz fern. Ist doch die hannoversche Dynastie selbst nichts anderes, als ein Ergebniß der „glorreichen Revolution." Er ist auch keineswegs republikanisch. Aus seinem Angriff gegen Georg III. geht nur hervor, daß er „diesen" König für untauglich hält, aber sich nicht gegen das Königthum selbst wendet. Ebenfalls, wenn er gegen einzelne hochgestellte Lords seine Stimme erhebt, so geht er keineswegs gegen das Adelsregiment an sich vor. Den aristokratischen Charakter der englischen Gesellschaft greift er nirgends an. Sein einziger Reformvorschlag ist dreijähriges, statt siebenjähriges Parlament. Er wollte nur Tagesschriftsteller und Kritiker, kein Gesetzgeber und „Macher" sein: das moderne England ist bei weitem liberaler als Junius. Junius Bedeutung liegt — und sollte nach seinen ganzen Bestrebungen auch nur so liegen — in seinen Kämpfen, in welchen er der öffentlichen Meinung, das heißt der Presse, dem Parlament und dem Königthum gegenüber Ansehen und Einfluß zu geben sucht. Die Gerechtsame der Geschworenengerichte bei Preßvergehen sind durch seine polemische Thätigkeit normirt und, nachdem sie längst feststehender Rechtsbrauch waren, im Jahre 1792 offiziell und formell, anerkannt worden. In den Berathungszimmern der englischen Geschworenen ist heute, wie damals folgende Instruktion angeschlagen: „Bei Beurtheilung von Anklagen über Schmähschriften, Aufruhr und Hochverrath darf die Jury sich nicht durch den Einfluß der eben herrschenden Verwaltung einnehmen lassen. Sie muß sich erinnern, daß gerade in solchen Fällen die Schwurgerichte das Bollwerk der öffentlichen Freiheit und die Schutzwehr schwacher Einzelnen gegen eine concentrirte Gewalt sind."

Wir kommen jetzt zu der äußerst schwierigen Frage, was man von dem persönlichen und politischen Charakter des Junius eigentlich zu halten hat. War er konsequent, war er wankelmüthig, war er durchsichtig, war er parador, war er weitschauend oder an das Gegenwärtige gefesselt? In England, wo eine ganze Literatur über Junius vorhanden ist, gehen die Ansichten in diesem Punkte weit auseinander. Wenn sie über ihn auch alle als Schriftsteller und Stilist des Lobes voll sind, so halten ihn trotzdem die einen geradezu für einen — um mich höchst manierlich auszudrücken — wenig ehrenwerthen Menschen, die anderen geradezu für einen Heros. Man wird sich darüber wohl niemals einigen, weil er eben eine Zwitternatur ist und je nach der subjektiven Veranlagung seines Beurtheilers mehr nach der einen oder der anderen Seite untergebracht wird. Die Engländer sind, sowohl was das Lob, als was den Tadel betrifft, in Bezug auf Junius nicht recht competent. Es hat daher auch wenig Reiz und Zweck, einige derselben über Junius hier zu Wort kommen zu lassen. Ich halte es für zutreffender, einem Franzosen und einem Deutschen das Wort zu geben. — Charles de Rémusat (L' Angleterre au XVIII. Siècle.) meinte: „Wegen der hochbedeutenden Dienste für die Presse ist dem Junius jeder politische Schriftsteller zur vollen Anerkennung verpflichtet. Das ist aber alles. Abgesehen von seinem Talent, das

sehr bemerkenswerth ist, wüßte ich nichts, worin man Junius nachahmen, oder warum man ihn beneiden sollte. Die Grundlage seiner moralischen Idee stammt aus dem Alterthum, und man fühlt etwas Klassisches in seiner Art zu denken und zu urtheilen heraus. Das ist pikant und interessant, stimmt aber schlecht mit dem Gefühl der Billigkeit und Mäßigkeit, die wenigstens vom modernen Geschmack zur Schau getragen wird. Der demokratische Geist, dem seine Schroffheit wohl zusagen würde, weiß sich mit seinen Ideen nicht abzufinden, die durch und durch englisch und wenig mit den Doktrinen des Radikalismus übereinstimmen. Junius hat nur sehr mäßige Reformbestrebungen. Er zeigt so viele Widersprüche. Für die Abschaffung der rotten boroughs tritt er nicht ein, und die Allmacht des Parlaments scheint ihm eine Tyrannei. Die Mißbräuche bei der gewaltsamen Matrosenwerbung kannte er an, aber ihre Praxis wollte er nicht beseitigt wissen. Von dem Kummer der Amerikaner zeigte er sich zwar ergriffen, aber von ihrer Unabhängigkeit wollte er nichts wissen. Enthousiaste de ses idées, soupçonneux, intolérant, implacable il se croit une Némésis et sa vengeance lui semble la justice.“—

Unser deutscher Gewährsmann, einer der scharfsinnigsten Männer des vorigen Jahrhundert, also ein Zeitgenosse des Junius, ist unser Lichtenberg, der die damaligen englischen Verhältnisse aus Erfahrung kannte und in allen seinen Urtheilen sehr vorsichtig ist: „Es giebt wohl wenig Namen, die so sehr verdienen in dem Tempel des guten Geschmackes aufgestellt zu werden, während sie der Henker mit gleichem Recht an den Galgen schlägt, als der Name des Engländers Junius. So viel Bosheit bei so viel attischem Witz; verabscheuungswürdige Beleidigung der Majestät in einem beneidenswerthen Ausdrucke; Kenntniß des Menschen, auf die ruchloseste Art zur Kränkung ihrer Rechte gemißbraucht; alle Zaubereien der Beredsamkeit aufgeboten, ein Gespenst seiner Vorstellungen, den Despotismus zu verbannen; ein Eifer für die Konstitution, der, wenn er allgemein werden sollte, ihren Untergang unvermeidlich machen würde, — das charakterisirt die Briefe dieses in allem Betracht außerordentlichen Mannes.“ Wir dürfen hierbei indessen nicht vergessen, daß auch ein Lichtenberg ein Kind seiner Zeit war, einer Zeit des deutschen Absolutismus nach französischem Muster und noch dazu des aufgeklärten Absolutismus eines Friedrich des Großen. Unter solchen Umständen mußte ihm nothwendig die Sprache eines Junius als etwas Unerhörtes erscheinen; er mußte ihn einfach für einen Mann halten, der die Welt auf den Kopf stellen wollte.

Es ist eben gar nicht möglich, über den Charakter des Junius ein richtiges Urtheil abzugeben, weil wir über seine Persönlichkeit vollständig im Unklaren sind. Ebensowenig wie man aus Shakespeares Werken — wie das schon so häufig geschehen ist — dessen Charakter construiren kann, ebensowenig kann man aus den Briefen des Junius sichere Rückschlüsse auf dessen Charakter machen. Jeder, der so etwas unternimmt, wird nach der einen oder der andern Seite ins Extrem fallen. Das führt uns von selbst zu den zahlreichen Vermuthungen, wer denn dieser geheimnißvolle Junius, dieser Literat mit der eisernen Maske, wie ihn Byron nennt, eigentlich ist. Zu seiner Zeit wußte

es niemand, sein Verleger am allerwenigsten. Ich könnte hier des langen und breiten erzählen, wie der Mann es angefangen hat, unentdeckt zu bleiben, obwohl Publikum und Regierung reine darauf versessen waren, hinter das große Geheimniß zu kommen, kurzum, es ist ihm gelungen. Zu seiner Zeit nannte man 43 Kandidaten. Von diesen sind heutzutage drei in die engere Wahl gekommen. Und von diesen dreien sagt Rémusat: „Wenn man unter dem dreifachen Gesichtspunkt des Charakters, des politischen Standpunkts und des Talents die drei Juniuskandidaten mustert, welche allein von den 50—60 in Frage kommen, nämlich Lord Temple, Lord Sackville und Sir Philipp Francis, so gelangt man zu folgendem Resultat: Was das Talent betrifft, so kommt keiner der drei dem Junius gleich; Francis rangirt hier am nächsten. Was den politischen Standpunkt betrifft, so sind die Analogien in erster Linie zu Gunsten Temples, dann von Sackville, dann von Francis. In Bezug auf den Charakter könnten alle drei Junius gewesen sein. Sackville wäre durch den Groll eines tödtlich beleidigten Ehrgeizes dazu gelangt, Francis durch seine imgrunde böswillige Natur, Temple durch alle Leidenschaften der Politik. Sackville würde gehandelt haben, wie ein Feind der sich rächt, Temple als ein von Ehrgeiz hingerissener, Francis als ein geborener Libellist.“

In England ist ein großer Theil des gebildeten Publikums, das über alles in der Welt Gewißheit haben will, so ziemlich davon überzeugt, daß Francis der Verfasser ist und zwar seit der Veröffentlichung eines Buches von Taylor über den muthmaßlichen Verfasser der Juniusbriefe. Ich habe das Taylorsche Buch gelesen. Es hat auf mich genau denselben Eindruck gemacht, wie die verschiedenen Bücher, welche da „unwiderleglich nachweisen“, daß Bacon die Shakespearschen Dramen geschrieben hat. Das glauben in England jetzt auch viele Leute, sintemalen es doch wenigstens etwas neues ist. Die Mode spielt eben auch in wissenschaftlichen Dingen eine größere Rolle, als man vermuthen sollte. Ich kann übrigens niemand empfehlen, sich in das Buch von Taylor, ebensowenig wie in diejenigen über die Bacontheorie zu vertiefen. Man wird ganz dumm davon, und hat am Schlusse nur die Wahl, alles zu glauben, was der Verfasser orakelt, oder denselben für einen sophistisch-spitzfindigen Konfusionsrath zu halten. Ich habe nun, nachdem ich mich von der Taylorschen Lektüre einigermaßen erholt, gerade durch dieselbe die Ansicht gewonnen, daß der Verfasser der Juniusbriefe immer noch unbekannt ist und es auch wohl bleiben wird. Stat Nominis umbra, ist das Motto, das der Verfasser selber der Ausgabe seiner Briefe vorausgesetzt hat.

Da nun der Leser sich von Inhalt und Form der Juniusbriefe immer noch so recht keinen Begriff machen kann, wenn er auch ganze Bücher „darüber“ liest, so will ich zum Schlusse einige Proben aus denselben anführen. Ich habe entweder solche gewählt, die besonders charakteristisch für den Verfasser sind, oder solche, die allgemein, inhaltlich und formell, als die vollendetsten bezeichnet werden. Die Juniusbriefe erschienen im Public Advertiser, der von Mr. Woodfall gedruckt wurde.

In der Vorrede zur Ausgabe seiner Briefe sagt Junius: „Ich bin kein Rechtskundiger von Fach, noch mache ich Anspruch darauf,

gründlicher als jeder Gebildete in England es sein sollte, in den Landesgesetzen belesen zu sein. Sind also nur die Prinzipien, die ich behaupte, wahrhaft konstitutionell, so halte ich mich nicht für widerlegt, wenn mir auch ein Mißgriff im Ausdruck oder eine unrichtige Anwendung der juristischen Sprache nachgewiesen würde. Gute Menschen, und an die wende ich mich allein, scheinen mir ebensowenig ihre Religion, als ihr Urtheil zu Rathe zu ziehen, wenn sie die großen und wesentlichen Vortheile, die der Gesellschaft aus der Freiheit der Presse erwachsen, zugestehen, und sich doch zu einem grämlichen und leidenschaftlichen Geschrei gegen ihren Mißbrauch hinreißen lassen. — Indem sie von irgend einer menschlichen Einrichtung unvernünftiger Weise nur reinen Nutzen verlangen, klagen sie in der That die gütige Vorsehung an und bekennen, daß sie mit dem natürlichen Loose der Menschheit unzufrieden sind. — Wo Gesetz und Vernunft deutlich sprechen, brauchen wir keine Autorität, um unsern Verstand zu leiten. — Die Freiheit der Presse ist unsere einzige Zuflucht. Aber wo ist unter denen, die Zutritt zum Kabinett haben, ein Mann, der kühn und ehrlich genug wäre, eine offene Sprache zu führen? Wo jeder rechtschaffene Mann im Königreich ausgeschlossen ist, wird ihm die Presse gebieterisch Audienz verschaffen."

In seinem ersten Briefe (21. Januar 1769) beginnt Junius mit den Worten: „Die Unterwerfung eines freien Volkes unter die executive Staatsgewalt ist weiter nichts, als Befolgung von Gesetzen, die es sich selbst gegeben hat. So lange nach Außen die Nationalehre entschlossen aufrecht erhalten und nach Innen die Gerechtigkeit unparteiisch gehandhabt wird, so lange wird der Gehorsam des Bürgers willig, freudig, und ich möchte fast sagen, unbegrenzt sein. Ein edles Volk ist schon für die Erhaltung seiner Rechte dankbar und erweitert die Achtung, welche es dem Amte eines guten Fürsten schuldig ist, gern zur Anhänglichkeit für seine Person. — Wenn wir aber einen allgemeinen Geist des Mißtrauens und der Unzufriedenheit, einen schnellen Verfall des Handels, Parteiungen in allen Theilen des Reiches und einen gänzlichen Verlust der Achtung in den Augen fremder Mächte entdecken, so können wir ohne Zögern aussprechen, daß die Regierung dieses Landes schwach, kopflos und verderbt ist. In allen Ländern ist die Masse bis auf einen gewissen Punkt geduldig. Mißhandlung mag ihren Unwillen aufstacheln und sie in Excesse stürzen; aber der ursprüngliche Fehler liegt immer in der Regierung."

Der zwölfte Brief ist an den Premierminister von Grafton gerichtet (30. Mai 1769) und beginnt also: „Erlauben Sie mir, ohne jede Absicht Ihre Gnaden zu bessern, oder dem Publikum zu nutzen, daß ich Ihren Charakter und Ihr Betragen bloß zu einem Gegenstand einer kuriosen Forschung mache. In beiden ist etwas, das Sie nicht nur von allen Ministern, sondern von allen andern Leuten unterscheidet. Daß Sie absichtlich Unrecht thun, das ist es nicht, sondern daß Sie niemals aus Versehen Recht thun. Auch das ist es nicht, daß Sie Ihre Trägheit und Ihre Thätigkeit gleich unpassend anwenden, sondern daß der oberste Grundsatz Ihres Lebens oder, wenn ich so sagen darf, Ihr Genius Sie durch jede mögliche Veränderung und jeden Widerspruch des Betragens geführt hat, ohne auch nur einen momentanen Ruf oder

Anstrich von Tugend, und daß der Geist der wildesten Unbeständigkeit Sie nicht ein einziges Mal zu einer weisen und ehrenwerthen That verleitet hat." (Hieran schließt sich ein langes Sündenregister bald im Lapidarstil, bald im leichten, satirischen Genre.)

Im fünfzehnten Briefe (8. Juli 1769) fährt er gegen den Herzog von Grafton wie folgt fort: „Wenn die Natur Ihnen einen Verstand gegeben hätte, der fähig wäre, mit den Wünschen und Grundtrieben Ihres Herzens Schritt zu halten, so hätte sie aus Ihnen vielleicht den furchtbarsten Minister gemacht, der je unter einem beschränkten Monarchen daran arbeitete, ein freies Volk zugrunde zu richten. Wo weder Schamgefühl, noch Vorwürfe des Gewissens, noch Furcht vor Strafe die Pläne eines Ministers in Schranken halten, würde das Volk zu viel Grund haben, seine Lage zu beklagen, wenn es nicht in der Verstandesschwäche des Ministers wieder einigen Beistand fände." (Folgt wiederum ein eingehendes, sachliches und niederschmetterndes Sündenregister.)

Der wichtigste, tiefempfundenste und klassischste Brief ist jedoch der fünfunddreißigste, den Junius direkt an die Adresse des Königs richtet. Ein Kritiker sagt von demselben: „Er gemahnt uns bald an die Sprache eines Marquis Posa, bald an die Worte, die Goethe Egmont in den Mund legt, als er vor Alba steht, bald auch klingt er wie die ruhige, leidenschaftslose Sprache eines Richters, der parteilos wie die Geschichte über einem mißleiteten Fürsten zu Gericht sitzt." Um den Leser zu befähigen, sich darüber selbst ein Urtheil zu bilden, wollen wir zum Schluß unserer Betrachtung diesen Brief in einem ausführlicheren Auszuge folgen lassen:

„Sire! Es ist das Unglück Ihres Lebens und die eigentliche Ursache jedes Vorwurfs und jeder Noth, welche Ihre Regierung erfahren hat, daß Sie nie früher mit der Sprache der Wahrheit bekannt werden sollten, als bis Sie diese in den Klagen Ihres Volkes vernahmen. Dennoch ist es nicht zu spät, den Fehler Ihrer Erziehung zu verbessern. Wir sind noch geneigt, eine verzeihende Nachsicht wegen der verderblichen Lehren, die Sie in Ihrer Jugend empfingen, auszuüben und leichtfertige Hoffnungen auf das natürliche Wohlwollen Ihres Gemüths zu setzen.

Wir sind weit davon entfernt, Sie eines direkten, überlegten Vorsatzes, die ursprünglichen Rechte Ihrer Unterthanen anzugreifen, für fähig zu halten. Wäre es uns möglich gewesen, einen Verdacht, der so entehrend für Ihren Charakter ist, zu unterhalten, so würden wir schon längst einen Stil der Gegenvorstellung angenommen haben, der von der Demuth einer Beschwerde sehr verschieden ist. Die Lehre, welche unsere Gesetze einprägen, daß der König kein Unrecht thun könne, wird ohne Widerstreben wiedergegeben. Wir unterscheiden den liebenswürdigen, gutgearteten Fürsten von der Thorheit und dem Verrath seiner Diener, und die Privattugenden des Mannes von den Fehlern seiner Regierung.

Seien Sie gerecht gegen sich selbst! Verbannen Sie aus Ihrem Geiste diese unwürdigen Meinungen, womit gewisse interessirte Personen sich bemüht haben, Sie einzunehmen. Glauben Sie den Männern nicht, welche Ihnen sagen, daß unser Volk von Natur leicht und un-

beständig wäre, daß es sich ohne Ursache beklage. Entziehen Sie Ihr Vertrauen gleichmäßig allen Theilen, — den Ministern, den Günstlingen, den Verwandten, und lassen Sie es einen Augenblick in Ihrem Leben geben, wo Sie Ihren eigenen Verstand zu Rathe gezogen haben.

Ihrer Erziehung und Ihrer Unerfahrenheit schreiben wir es zu, daß Sie sich herabgelassen haben, nicht nur an den beschränkten Ansichten und Interessen gewisser Personen, sondern auch an der verderblichen Bosheit ihrer Neigungen Theil zu nehmen. Als Sie den Thron bestiegen, wurde das ganze Regierungssystem geändert, nicht aus Weisheit oder Ueberlegung, sondern nur weil es das System Ihres Vorgängers war. Ein kleinliches, persönliches Motiv von Verletztheit und Empfindlichkeit reichte hin, die geschicktesten Diener der Krone zu entfernen. Aber in diesem Lande, Sire, können solche Männer durch den Unwillen eines Königs nicht entehrt werden. Sie sind entlassen, aber sie konnten nicht um ihr Ansehen gebracht werden."

(Dann zu der, das ganze Volk damals bewegenden Angelegenheit des Mr. Wilkes übergehend, fährt Junius fort:)

„Wilkes sagte mehr (in seinen Streitschriften nämlich) als gemäßigte Männer recht finden würden, aber nicht genug, um ihn zu der Ehre einer persönlichen Empfindlichkeit Ew. Majestät zu berechtigen. Die Strahlen des königlichen Unwillens, die sich auf ihm sammelten, dienten nur dazu, ihn zu erleuchten, sie konnten ihn nicht verzehren. Angefeuert durch die Gunst des Volkes auf der einen Seite und erhitzt durch die Verfolgung auf der andern, änderten seine Absichten und seine Gesinnungen sich mit seiner Lage. Kaum ernsthaft im Anfange, ist er jetzt ein Enthusiast. Die kältesten Körper erwärmen sich durch Widerstand. Es giebt einen heiligen, mißverstandenen Eifer sowohl in der Politik, als in der Religion. Indem wir andere überreden, überzeugen wir uns selbst. Ist dieser Streit mit Mr. Wilkes eine Sache, die Ihrer würdig wäre. Sind Sie unempfindlich dafür, wie entschieden die Geringfügigkeit der Sache den ernsthaftesten Schwierigkeiten, worin Sie sich haben verwickeln lassen, das Ansehen des Lächerlichen giebt? Die Vernichtung eines einzelnen Menschen ist jetzt schon mehrere Jahre die einzige Aufgabe Ihrer Regierung. Ja, Sie können überhaupt nicht einmal zu dem Ziele gelangen, Wilkes müßte denn unverständig genug sein, den Schutz der Gesetze zu verwirken, der Gesetze, welchen Sie Ihre Krone verdanken." (Nachdem er hierauf die unterwürfige, kriechende Handlungsweise des Unterhauses in dieser Angelegenheit gezeichnet hat, fährt er fort:) „Können Sie sich vorstellen, Sire, das Volk werde sich noch lange von einem so biegsamen Unterhause regieren lassen? Es liegt nicht in der Natur der menschlichen Gesellschaft, daß irgend eine Regierungsform unter solchen Umständen lange dauern kann."

„Indem ich für ausgemacht annehme, wie ich es aufrichtig thue, daß Sie persönlich keine bösen Absichten gegen die Verfassung, noch irgend einen Plan hegen, welcher sich mit dem Wohle Ihrer Unterthanen nicht verträgt, denke ich, Sie können bei einer Wahl, wo der Entschluß ebenso sehr Ihr Interesse, als Ihre Ehre betrifft, nicht lange schwanken. Auf der einen Seite wagen Sie die Zuneigung aller Ihrer Unterthanen, verlieren jede Hoffnung auf Ruhe für sich selbst

und bringen die Stellung Ihrer Familie für immer in Gefahr.“ (Alsdann kommt Junius auf des Königs Vorliebe für die Schotten zu sprechen.)

„Sie vergessen, Sire, oder hat Ihr Günstling Ihnen diesen Theil unserer Geschichte verheimlicht, wie der unglückliche Karl — und auch er hatte dabei seine Privattugenden — vor dem offen ausgesprochenen Unwillen seiner englischen Unterthanen floh und sich auf Diskretion der Treue seiner schottischen Landsleute übergab? Sie nahmen ihn auf, wie Sie Ew. Majestät aufnehmen würden, mit Verbeugungen, mit Lächeln und mit Falschheit, und behielten ihn bei sich, bis sie ihr Geschäft mit dem englischen Parlament geregelt hatten: dann verkauften sie den König, ihren Landsmann, niederträchtig an die Rache seiner Feinde.“ —

„Sie haben, Sire, noch eine sehr ehrenwerthe Rolle zu spielen. Die Liebe Ihrer Unterthanen kann noch wieder gewonnen werden. Aber ehe Sie ihre Herzen unterwerfen, müssen Sie einen edlen Sieg über Ihr eigenes feiern. Treten Sie zu Ihrem Volke heraus. Legen Sie die kläglichen Formalitäten eines Königs beiseite und sprechen Sie mit dem Muthe eines Mannes und in der Sprache der gebildeten Welt. Sagen Sie ihm, daß Sie auf das verderblichste betrogen worden sind. Sagen Sie ihm, Sie wären entschlossen, jede Ursache der Klage gegen Ihre Regierung zu entfernen: Sie würden Ihr Vertrauen niemandem schenken, der nicht das Vertrauen Ihres Volkes besitzt und lassen Sie es durch sein Betragen bei einer künftigen Wahl selbst entscheiden, ob es wirklich die allgemeine Meinung des Volkes ist oder nicht, daß seine Rechte von dem gegenwärtigen Unterhause willkürlich verletzt und die Constitution verrathen worden ist.

Diese Gedanken, Sire, und der Stil, in welchem sie vorgetragen werden, mögen Ihnen vielleicht beleidigend erscheinen, weil sie Ihnen neu sind. Gewöhnt an die Sprache der Höflinge, messen Sie ihre Anhänglichkeit nach dem Eifer ihres Ausdruckes und wenn sie Ihnen nur so beiläufig schmeicheln, so bewundern Sie ihre Aufrichtigkeit. Man betrügt Sie, Sire, wenn man Ihnen sagt, daß Sie viele Freunde hätten, deren Zuneigung auf persönliche Anhänglichkeit gebaut sei. Der beste Grund der Freundschaft ist nicht die Macht, Wohlthaten zu erweisen, sondern die Gleichheit, womit sie empfangen und zurückgegeben werden können. Das Glück, welches Sie zum Könige machte, verbot Ihnen, einen Freund zu haben. Der betrogene Fürst, welcher Freundschaft sucht, findet einen Günstling und in diesem Günstling den eigenen Ruin.“

Kaiser Friedrich †.

„Lerne leiden, ohne zu klagen."

Nun hat der stille Dulder ausgelitten . . .
Lind kam zu ihm der bleiche Tod geschritten
Und küßte ihn; dies Herz hat ausgeschlagen,
Das heldenstark, wie keines je getragen
Die Höllenmarter seiner Todeswunde,
Das kommen sah die letzte, schwerste Stunde
Und doch noch Trost gelächelt sanft den Seinen,
Die an das Lager kamen, um zu weinen! . . .
Gut war er, nur zur Freude hier geboren,
Und mancher hat den treusten Freund verloren . . .
Wer ihn gekannt, der mußte ihn auch lieben,
Um den kein Auge trocken jetzt geblieben!
Rosen und Veilchen noch zuletzt ihn grüßten,
Hold ihm den herben Kampf zum Licht versüßten.
Die Sonne barg sich hinter Wolkenschatten —
Da trauerten sie um den besten Gatten,
Da stand erneut an seines Herrschers Bahre
Ein ganzes Volk, das stolz so viele Jahre
Ihn seinen „Fritz" genannt, den Siegfriedrecken,
Den ach! kein Weh der Liebe nun kann wecken
Aus ewigem Schlummer! . . . Wohl ihm, daß hienieden
Der kranke Held Erlösung fand, den Frieden,
Der sonst stets seinem frühgeknickten Leben
Des Herzens schöne Harmonie gegeben.
Der kühn den Kugeln trotzte auf dem Feld der Ehre,
Er trug der Freiheit Lichtpanier, das hehre,
Und wollte allen Glück und Frieden bringen —
Da warf ihn nieder jenes düstre Ringen;
Als ob der Himmel seinem Liebling grollte,
Ob seinem Haupt des Todes Fahne rollte;
Und ob das Schreckliche wir kommen sahen:
Ach, keiner konnte ihm als Tröster nahen,
Durfte ihn seinem theuren Volke schenken,
Den prunklos nun sie in die Grube senken.
Doch um die reine Stirn des Lichtgeweihten
Des Leidens Glorie schwebt für alle Zeiten . . !

—dt.



Aus Friedrich Rückerts Leben und Schaffen.

Von Ludwig A. Rosenthal. (Mit Illustration.)

I. Rückert und die Romantik.

Es war im Jahre 1805, als Rückert die Universität Jena bezog, um nach dem Willen des Vaters sich der Rechtswissenschaft zu befleißigen. Die kleine Saalestadt war damals der Mittelpunkt der gebildeten Welt, an seiner Hochschule wirkten Männer, zu denen wir heute noch ehrfurchtsvoll emporblicken. Die Ankündigungen am schwarzen Brett trugen berühmte Handschriften, und ohne zu staunen, sah man die größten Männer wie ganz gewöhnliche Sterbliche durch die Straßen gehen. Weimar und Jena waren Zwillingsschwestern in dieser Beziehung, und Herzog Carl August sah die Geistesblüthe seines Landes für den Stolz seines Lebens an. Mit dem Tode Schillers war jenem Kreise zwar eine ihrer Hauptzierden genommen, aber Goethe war damals noch unmittelbar dichterisch thätig und hatte sich noch nicht in unnahbare geheimräthliche Wolkenschichten zurückgezogen. Waren die Jenenser Studenten von jeher die berühmtesten Schläger und Raufbolde gewesen, so erstarkte ihr Hochgefühl noch durch das rege Geistesstreben, und es war für den Philister gefährlich, vor den Musensöhnen auf der Straße nicht auszuweichen; mit Heldenschritten zogen die Schwärme der Studirenden durch die Straßen, und „Kopf weg!" riefen sie jedem Nichtstudenten entgegen. Aber nicht nur auf der Mensur wurde gekämpft, auch über den Begriff der Dichtkunst stritten sich die Spitzen jener Kreise. Schiller und Goethe hielten am Griechenthum fest und wollten die Dichtung auf die großen Fragen des Volks- und des Einzellebens angewandt wissen, die Schlegel und Tieck mit ihren Freunden drängten nach Novalis Vorbild ins Mittelalter zurück, Spanien, Italien und das mittelalterliche Frankreich suchten sie als Forscher auf und die Dichtung selbst sollte für sie ein Wunderland bleiben, das mit dem gewöhnlichen Leben nichts zu thun haben durfte. Während die Anhänger der Klassizität über die romantische Traumwelt die Achseln zuckten, kam es im Kreise der Romantiker vor, daß sie beim ersten Lesen der Schillerschen „Glocke" vor Lachen fast



Friedrich Rückert.

von den Stühlen fielen. Diese Kämpfe der Herrschaften setzten sich in der Gesindestube fort, und an den Brunnen von Weimar und Jena verfochten die gebildeten Dienstmädchen mit aller Entschiedenheit und Zungenfertigkeit die Sache ihrer Herrschaften.

In dies Gewoge trat Rückert hinein. Hatte er früher zwischen Oberlauringen und der reizvollen Ferne entschieden, und Licht- und Schattenseiten gleich vertheilt gefunden, so muß ihm beim Eintritte in dies Geistergewoge das Streben sich geregt haben, zwischen den Parteien zu entscheiden. Grundsatz stand hier dem Grundsatz und Form der Form gegenüber, der eine schwärmte für den griechischen Säulenbau, der andere für gothische Strebepfeiler: Rückert mag überall das Gute mitgenossen und von dem Unangenehmen sich entfernt haben. Er sucht das Gute auf beiden Seiten, und die Formen beider Schulen wurden ihm willkommene, dichterische Gestaltungsmittel. Bald entsagte er dem Rechtsstudium, um sich ganz und gar den alten Sprachen und ihrem Schriftthume zu widmen. Aus dieser Fülle von neuen Eindrücken läßt sich der spätere Formenreichthum unseres Dichters erklären.

In Jena war er Zeuge der weltbewegenden Ereignisse jener Zeit. Preußens Größe wurde durch den französischen Eroberer in der Schlacht bei Jena vernichtet, Friedrich Wilhelm III. floh mit seinem geschlagenen Heere nach Eylau und Friedland, um endlich in Memel zu bleiben. Wenn in einem Gemüth diese Schmerzenszeit Erbitterung hervorrief, so war es bei Rückert der Fall. Mit aufmerksamen Blicke verfolgte er die Erscheinungen jener ereignißreichen Jahre, und der Privatdozent, wie der spätere Hanauer Gymnasiallehrer sah mit innerer Freude den Aufschwung des Volksgeistes in jenen glorreichen Jahren 1813—1815. Konnte er wegen Kränklichkeit das Beispiel Theodor Körners nicht nachahmen, so begleiteten jedoch seine vaterländischen Lieder den Siegesschritt der Verbündeten. Bekanntlich sind seine „Geharnischten Sonette“ eine Frucht jener Zeit. Mit Donnerlauten tritt hier die Erbitterung über das beleidigte Rechtsgefühl hervor, der Jubel über Napoleons Fehlgriffe, — wir können den Wiederschein aller Ereignisse in jenen Gedichten erkennen, die wir völlig ausschreiben müßten, um ihre Eigenart zu kennzeichen. Dasselbe Sonnett, welches den Romantikern zum Ausdrucke verschwommener Liebesempfindungen diente, wird bei Rückert die wirksamste Form zum Ausdrucke kräftiger Mannesempfindung. Knorrig sind die Wendungen, verschränkt die Wortstellung und seltsam die Reime, als würde alles aus dem Felsen hervorgeschlagen — das aber gab diesen Gedichten einen so gewaltigen Einfluß auf jene Zeit.

Da ihm die Thätigkeit des Gymnasiallehrers nicht zusagte, so vertauschte er dieselbe mit der Leitung des Cottaschen „Morgenblattes“ in Stuttgart und in dieser Eigenschaft sandte er gleich fliegenden Blättern jene „Zeitgedichte“ in die Welt, mit denen er die geschichtlichen Zustände nach den Freiheitskriegen beleuchtete. Hier schent er die trockenste Thatsächlichkeit nicht, um die Dinge beim rechten Namen zu nennen, immer wieder weist er auf die eben vergangenen glorreichen Jahre zurück, damit die Friedenszeit erfülle, was die Jahre des Kampfes versprochen.

Von diesem deutschen Gefühl durchdrungen, auch der romantischen

Zeitrichtung seinen Zoll entrichtend, nahm er sich 1817 die Behandlung der Hohenstaufengeschichte im Heldengedichte vor. Aber an der Quelle wollte er jenes Zeitalter kennen lernen, darum machte er eine Reise nach Italien. Hört man in dieser Zeit von einem mittelalterlichen Heldengedichte, dessen Zeitfarben der Dichter im Lande der Citronen sucht, so liegt immer die Gefahr nahe, daß auch ein Rückert von der Zeichnung des unbehaglichen, thatsächlichen Leben sich abwenden könnte, um der Wirklichkeit im verlockenden Traumlande zu entgehen. So war es manchem Dichter damals ergangen und auch Rückert hätte hier stranden können. Hören wir noch, daß er sich vorzugsweise im Kreise von Künstlern bewegte, so würden wir eine so verhängnißvolle Wendung für fast unvermeidlich ansehen. Was mag unter solchen Umständen wohl das Hochzeitslied enthalten, welches er aus der ewigen Stadt einem Freunde singt? Er meint von den Liebenden:

Meinst Du, sie brauchen von Trümmern zu borgen
Blumen, die ihnen im Leben nun blühn?
Sie nicht bedürfen der Blumen der Tiber,
Ihnen genüget Jelänger-Jelieber,
Ihnen der Liebe wohl immerndes Grün.
Durch paradiesische Blumengestade
Führt hier ein Weg mich, der wohl mir gefällt;
Doch es sind irrende, wandernde Pfade,
Es ist das Glück nicht, das dauert und hält.

Preist er da das ruhige Eheleben wegen seiner Stetigkeit nicht höher, als das künstlerische Umherträumen auf den Trümmern Roms, so sehr alle seine Empfindungen von dem Leben in der ewigen Stadt gefesselt werden? Und als er unter den deutschen Künstlern sich befindet, umgeben vom Farbenzauber römischen Kunstlebens und von Malern, welche zumeist für die romantische Form schwärmten, da sind es nicht farbenprächtige, italienische Bilder, die ihn begeistern, sondern

Wir wallfahren zu der alten

nämlich zur alten Welt,

Zur Entsagung gern bereit,
Und hier ernst an das zu halten,
Was Noth thut der neusten Zeit.

Mitten in dieser Zauberwelt sehen wir ihn nüchtern seiner Pflicht bewußt, aus den lockenden Träumen der Vorzeit die Wirklichkeit, die Gegenwart und ihre Forderungen nicht zu vergessen. Als was erscheint ihm die Kunst überhaupt?

Wie sich diese Flamme nennt?
Diese Flamme nennt sich Kunst. — —
— — Es ist, wo aufgegangen
Rechter Art ist dieser Brand,
Alles drin mit inbefangen,
Tugend, Gott und Vaterland.

Von dem Römerglase versetzt er sich nach dem Frankfurter Römersaale, wo man einst Kaiser gekrönt hat und wo er in Zukunft das Gleiche geschehen sieht.

Man wird diese Nüchternheit dem vaterländischen Feste, dem 18. Oktober zugute halten, wo die Veranlassung schon derartige Gedanken unumgänglich machte. Aber es wurde ein Künstlerfest in Rom

gefeiert. Vor der Porta Populi war eine Villa gewonnen worden, und hier hatte sich zum Schmucke der Wände eine Malerkolonie niedergelassen. Rückert erinnerte sich mit besonderer Freude nicht an die Farbenpracht und Herrlichkeit der Gestaltung allein, sondern an den Umstand, daß um Cornelius, der dem Ganzen das Ziel angab, sich die andern einmüthig schaarten, wie Glieder um den Körper und es scheint ihn der Wunsch zu beseelen, daß alle deutschen Stämme doch von der gleichen Gesinnung durchdrungen sein möchten.

Weil dem Ganzen Jeder diente,
Ehrte Jeden jeder Dienst,
Ob er Hauptfiguren malte,
Oder ob er Farben rieb,

und als er, der Dichter, zu Rathe kommt, da wünscht er, daß die deutsche Kunst und die deutsche Dichtung sich auch in Rom deutsch äußern möge.

Darum verfehlte er auch nicht, uns die Empfindung des Heimwehes dichterisch zu übermitteln, welche ihn in Rom ergriffen hatte.

Wissen konnte gar das matte
Herz nicht, was das Auge sah;
Nicht der hohen Roma Zinnen
In der Abendlichter Glut,
Nicht der Glanz der Römerinnen
In des Korsos Maskenflut; — —
An den Raphaelschen Wänden
Waren mir die Farben grau.

Von der von Horaz besungenen Quelle, die bei ihm die Blandusische heißt, erinnert er sich an die Leinach und an Oberlauringen, an die heimatlichen Fluren und dieses gesunde Heimatsgefühl läßt ihn der Welt der Wirklichkeit treu bleiben. War er von Jugend auf gewöhnt, alle Dinge im klaren Lichte zu sehen, so verkannte er die Herrlichkeit der Romantik nicht vor dem Strahle der Wirklichkeit. Es liegt ein bewußter Widerspruch zur Schlegelschen Einseitigkeit in diesem stets ausgesprochenen Wirklichkeitsstreben mitten in dem Zauberlande, nach welchem sich alle empfindsamen Seelen des gebildeten Deutschlands sehnten. Wohl folgte er dem Beispiele jener Wortführer, indem er sich in die italienischen Dichtungsformen versenkte und sie alle anwenden lernte. Zu jeder Zeit waren ihm neue, dichterische Gestaltungsmittel lieb, ohne daß er die vorhergewonnenen Formen hätte verachten lernen. Aber der Gegenstand seiner Darstellungen blieb immer das Leben und die Wirklichkeit selbst.

Den traurigen Verhältnissen des damaligen geschichtlichen Lebens gegenüber verging ihm denn auch die Lust zur Bearbeitung seines Heldengedichtes über die Schwabenkaiser. Die Wahl dieses Stoffes allein, der romantische Kunst und geschichtliche Bedeutsamkeit in sich vereint und später von Raumer geschichtlich gestaltet wurde, zeigt uns, wie Rückert das Mittelalter in dichterischer Hoheit, aber doch voll Beziehungen zur Geschichte der Gegenwart behandelt hätte.

Auf seiner Rückreise traf er in Wien mit Hammer-Purgstall zusammen und diese Begegnung mit dem großen Orientalisten war für ihn, der jede Anregung dankbar benutzte, von hoher Bedeutung. Sein

Blick wurde in noch fernere Gebiete gelenkt, er versenkte sich dermaßen in diese Sprachen, daß er zum Professor derselben in Erlangen ernannt und später nach Berlin berufen wurde. Alle diese Sprachstudien boten ihm nicht allein ein todtes, wissenschaftliches Gut, sondern sie riefen ihn auf, alle diese Herrlichkeiten einer fernen Welt zum Ruhme des deutschen Geisteslebens dichterisch zu verwerthen.

II. Rückert als Bräutigam, Gatte und Vater.

In Koburg war es, wo Rückert im Jahre 1819 die Stieftochter des Archivars Fischer, Luise, kennen lernte und sich mit ihr verheiratete. So wurde er der Besitzer des Gutes Neuseß bei Koburg, wo er später bis zum Ende seines Lebens sich befand und wo er an der Seite seiner Gattin begraben liegt. Das sind Dinge, die tausendfach sich wiederholt finden, aber bei Rückert haben sie sofort eine Bedeutung für uns alle gewonnen. Diesem Liebes- und Eheverhältnisse hat er einen großen Theil seiner Lieder und dichterischen Betrachtungen gewidmet. Und zwar hat er dies nicht in romantischer Verkleidung gethan, hat sich nicht nach Italien oder den Orient versetzt, hat keine Verwickelungen ersonnen, um die Sache uns genießbarer zu machen, sondern ganz so, wie er es erlebt, ohne wunderbare Zwischenfälle, so hat er es in seinem „Liebesfrühling" dargestellt. Kein Hinderniß vonseiten der Eltern spielt da hinein, keine verzweifelten Entschlüsse, keine Fluchtversuche vonseiten der Liebenden. — Alles geht in der gewöhnlichsten Weise seinen Gang. Er verschweigt in den „Vorahnungen", Amaryllis und „Agnes Todtenfeier" nicht einmal, daß noch andere Empfindungen ihn schon vorher beseelt haben, wie überhaupt Wahrheit der Grundsatz seiner Dichtung ist. Er sucht in diesen Gedichten das Mittel, die Freude des Augenblicks zu fesseln und gegenwärtig zu machen, wenn sie selbst schon längst vergangen sein sollten.

Giebt es einen angenehmern Kreislauf,
Als in dem ich spielend mich bewege?
Und den süßen Kelch mir scharf zu würzen,
Rascher zum Genuß mich aufzufordern,
Steht der Abschied winkend in der Ferne.
Näher treten seh' ich ihn bedeutsam,
Sprechend: Alles dieses mußt Du lassen,
Wie das Leben schön ist, weil es endet,
Wie die Jugend lieblich, weil sie fliehet,
Wie die Rose reizend, weil sie welket,
So empfind' ich heut ein Glück gedoppelt,
Das mir morgen schon der Tod will rauben.

Damit hat er für die Dauer eines solchen Glückes die rechte Grundempfindung gefunden. Er stellt es sich in seiner Flüchtigkeit dar, so kann es ihm nicht mehr schal und werthlos erscheinen. Er kennt den Werth des Augenblickes, der nicht wiederkehrt und dessen Werth in der Zufriedenheit und Glücksempfindung liegt. Ihm selbst und seinem Dichterwesen scheint dieser Bund eine Stufe aufwärts zu sein.

Du bist die Ruh, Du bist der Frieden,
Du bist der Himmel, mir beschieden — —
Du hebst mich liebend über mich,
Mein guter Geist, mein bessres Ich!

Das Liebesleben gleicht ihm nun also dem Himmelsgewölbe, welches sich über ihm erhebt und seinen Gesichtskreis friedevoll umgrenzt. Was auch geschehen mag — wie der friedliche Himmel selbst hinter Wolken derselbe bleibt, so auch der unerschütterliche Bund der Herzen, die von nun an Weh und Lust des Lebens auf dieser Grundlage zu genießen haben.

Noch klarer spricht sich seine hohe Ansicht darüber in folgenden Worten aus:

Die Liebe sprach: In der Geliebten Blicke
Mußt Du den Himmel suchen, nicht die Erde,
Daß sich die beßre Kraft daran erquicke,
Und Dir das Sternbild nicht zum Irrlicht werde.

Die Liebe sprach: In der Geliebten Auge,
Mußt Du das Licht Dir suchen, nicht das Feuer,
Daß Dir's zur Lamp' in dunkler Klause tauge.
Nicht Dir verzehre Deines Lebens Scheuer.

Die Liebe sprach: In der Geliebten Wonne
Mußt Du die Flügel suchen, nicht die Fesseln,
Daß sie Dich aufwärts tragen zu der Sonne,
Nicht niederziehn zu Rosen und zu Nesseln.

Nicht also vorüberziehende Freude und spätere Verzweiflung, sondern dauerndes Glück und stets weiter angeregtes Streben soll die Ehe bringen; wie er in Rom nicht berauscht wurde, die Gegenwart und Wirklichkeit nicht vergaß, so steht hier der Dichter und der Bräutigam da und diese Doppeleigenschaft, weit entfernt, seinen Blick zu trüben, erhöht das Bewußtsein seines Glückes und die Hoffnung seiner Dauer. Während damals so manche Dichter, ja, gerade die bedeutendsten in der Ehe eine lästige Fessel sehen mußten, die den Menschen aus dem Zauberlande des Märchens in diese Welt der Wirklichkeit zurückführt, woher sich auch deren lockeres Eheleben erklären läßt, sieht Rückert, der Dichter der Wirklichkeit, in dem Gatten einen Menschen, der weit tiefer als der Jüngling in das Leben hineinblickt und den wirklichen Kampf mit demselben auch wahrer darstellen kann.

So sind in diesen Dichtungen alle Augenblicke des Brautstandes, Abschied, Wiedersehen und wie dies ewig Wiederkehrende noch bezeichnet werden mag, in der Sprache des Beglückten festgehalten, der mit Staunen einen unerschöpflichen Quell, das Lied aus sich mühelos hervorquellen sieht und die Entschlüsse, die der Bräutigam faßt, können für jeden maßgebend sein.

Die schöne Brautzeit aber geht zu Ende, das Hochzeitsfest führt zur Ehe hinüber. Rückert läßt nicht, wie im fünften Akte des Lustspiels, nachdem sich die beiden bekommen haben, die Leute nach Hause gehn, ohne ihnen im sechsten Akte auch den Hausstand selbst zu zeigen. Rückert thut's und sein gesammtes Familienleben freudiger und ernster Art geht an unserm Auge vorüber.

Von seinen Liebesgedichten gesteht er mit trockener Ehrlichkeit:

Niemals hab ich die gelesen,
Seit sie aufgeschrieben ruhn,
Weil es nie mein Brauch gewesen,
Abgethanes neu zu thun;
Und die Mutter hat nicht Zeit zu lesen nun.

Da sich die Gatten nun besitzen, ist das Glück in Wirklichkeit weit höher, als vorher die Sehnsucht im Liede ausdrücken konnte. Es würde beiden die Fortsetzung derselben als etwas Schwächliches erscheinen. Wie wahr ist darauf die folgende Schilderung:

Darf verliebt der eigne Vater
In die eigne Tochter sein?
Heute bin ich es, in spater
Abendzeit bei Kerzenschein
Gewesen in mein eignes, kleines Töchterlein.
Aus verkühlter Arbeitsstuben
In das Kinderzimmer warm
Flüchtet' ich, und von den Buben
Haust im Freien noch der Schwarm,
Und ungestört mein Kindchen nahm ich auf den Arm.

Wie wahr ist es, daß nun die Liebeslieder in seinem Herzen erwachen, daß er sie seinem Kinde schenkt, damit es sie später mitempfinde. Auch seine Tochter soll so glücklich mit dem einstigen Gatten werden, wie sich die Eltern fühlen. Aber dieses Glück sollte ihm nicht bleiben. Ein Knabe und ein Mädchen, ein hoffnungsvolles Paar starb ihm — wieder ein alltägliches Ereigniß, doch den Betroffenen wie wenig alltäglich! Rückert hat uns in seinen 34 Kindertodtenliedern den traurigen Nachhall dieses Ereignisses festgehalten.

Du hattest ein viel zu großes Glück,
Das Du nicht konntest ermessen;
Gott hat Dir davon genommen ein Stück,
Nun weißt Du erst, was Du besessen
Er ließ Dir einen Theil zurück,
Nun mache Dich würdig dessen.

Und über die Lebenden heißt es:

Jedes meiner Kinder ist — —
Zweimal nicht, nein, jeder Frist
Neu von Gott gegeben.

Rechte man mit dem Dichter nicht über das oft Gesuchte in diesen Todtenliedern. Es kann hier kein freiemporquellender Liederstrom sein, wie beim Liebesfrühling und andererseits konnte der Dichter nicht mit einem Trauerlied die Gestalten seiner Lieblinge von sich weisen. Gewiß folgten schmerzvolle, daß heißt für den Dichter leere und inhaltslose Tage voll finsterer Grübelei. Er wollte sich trösten und doch konnte und wollte er nicht Abschied nehmen von den holden Kinderbildern, die ihm in der Erinnerung noch zu leben schienen. Da raffte sich krampfhaft der Dichter in ihm empor, was ihn bewegte, Sinnvolles und Widersinniges, Selbstquälerei und ungesuchter Schmerz, getäuschte Hoffnung und ruhige Entsagung — das alles kam in diesen Liedern aufs Papier. In dieser seltsamen Gestalt zeigen sie den Elternschmerz uns deutlicher, als in einem sauber abgeklärten Bilde.

Aber auch anderes zeigt uns dieser Liederkranz: Wer, so ruft er,

Wer hat Unterschleif getrieben,
Mit der Feder wer geschrieben,
Die zu meiner Schreiberei
Eingeweiht war? Es verstauchte
Mir die Feder, wer sie brauchte,
Wer es auch gewesen sei.

Hat die Frau darauf gesprochen:
Hab' ich sie doch nicht zerbrochen,
Und nur im Haushaltungsbuch
Hab' ich hier sechs oder sieben
Wichtige Zahlen angeschrieben,
Wichtiger als mancher Spruch!

„Freilich ist der Haushalt wichtig,
Und die Poesie ist nichtig,
Ich erkenn es in Geduld.
Aber kann ich mit ihr wieder
Nie mehr schreiben Liebeslieder,
Geb ich Dir allein die Schuld.“

Hier haben wir eins jener Verschen, die man dem Dichter als unbedeutend nie verzeihen wollte. An seiner Dichtergröße mochte man nicht mäkeln, aber man fand ihn zu sehr im Kleinlichen befangen, ja, man sah dieses Sammeln aller Kleinigkeiten als Zeichen der Eitelkeit an. Was ist wohl auch geringfügiger, als der Gegenstand vorstehenden Gedichtchens? Er findet seine Feder verdorben, und zwar hat seine Frau wichtige Zahlen ins Hausbuch geschrieben. In manchem Hause wäre das Veranlassung genug zu einem Zwist — geht doch im Aerger über die schwierigen Federzüge dem Dichter der beste Gedanke verloren. Führt das nicht zur bitteren Betrachtung, daß das Eheleben die herrlichsten Blüthen des Dichtergemüths zerstört, während der freihinlebende Hagestolz von niederziehenden Einflüssen unberührt bleibt? Noch dazu, wenn trockene Zahlen, in ein Wirthschaftsbuch eingetragen, die dichterische Feder um ihre Spitze und die Sängertinte um ihre Flüssigkeit gebracht haben! Rückert zählte sich aber nicht zu jenen Träumern, die sich in ihrer Verachtung gegen die wirthschaftliche Zahlenwelt große Geister dünken, er verzeiht es seiner Frau, daß sie rechnet, wohl wissend, daß man auch ohne Nahrungssorgen ein großer Geist und selbst mit bezahlten Rechnungen ein großer Dichter sein kann. Hat er mit diesen unscheinbaren Versen nun nicht den ewig verhängnißvollen Widerstreit zwischen dem aufstrebenden Dichtergeiste und der angeblich „einengenden Wirklichkeit“ reizend aufgelöst? Ihm wird das geringfügigste Ereigniß zum wichtigen Sinnbilde großer Lebensfragen, was andere hemmt, ist ihm darum Schwinge des Geistes, die Wirklichkeit wird zum Gedichte und das Gedicht bleibt in den seltsamsten Gestaltungen Wirklichkeit. Wie der Landwirth alles benutzt und alles ihm eine einheitliche Welt ist, so macht es auch Rückert. Kann er keine Blumengewinde herstellen, so wird ein Kranz ihm auch genügen; reicht es nicht zu einem Kranze, so wird ein Sträußchen daraus; aber auch das einzelne Blümchen hat seinen Werth, selbst verwehte Blätter finden ihre Stelle; denn jedes ist ein Theil des Ganzen und im Einzelnen spiegelt sich das Gesammte wieder. Einmal erfreut uns das geschichtliche Massengemälde, einmal das kleine Sittenbild, eine Landschaft, ein Stillleben — alles ist in seiner Weise berechtigt, wenn es mit gleicher Sorgfalt gebildet und als ein Theil des großen Ganzen erkennbar ist. Weil er aber so alles benutzte, fand er auch im Geisteshaushalte der Menschheit stets reichen und befriedigenden Stoff seines Wirkens. Dichtete er nicht selbst, d. h. regte nichts eigenes seine Dichterkraft an, so übersetzte er. Und da war ihm nichts

Menschliches fremd, er konnte sich in die Weise der entlegensten Zeiten und Völker versetzen und blieb sich dennoch gleich. Bekannt sind seine Uebersetzungen der Makamen, wie seine Beherrschung der altindischen Dichtungen. Aber er eignete sich bei aller eingehenden Beschäftigung mit den Indern, deren Weltflucht durchaus nicht an. Seine „Weisheit des Brahminen" ist von dem Streben erfüllt, uns die Wirklichkeit, wie sie ist, mit allen ihren Hemmnissen und Schranken lieben zu lehren, daß wir verstehen, uns mit dem Ueberschusse unserer Wünsche abzufinden. Gerade in dieser Dichtung zeigt es sich, wie Rückert aus den Beobachtungen, den Vorkommnissen, ja, aus den Lesefrüchten, die ein jeder Tag ihm bot, ein großes Ganze zu bilden fähig war, und so konnte, wie in einem geordneten Haushalte bei ihm nichts „umkommen."

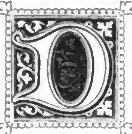
So vielgestaltig darum gerade Rückert in seinen Dichtungen an uns herantritt — ein Gedanke belebt alle seine Schöpfungen. „Lerne Dich zurechtfinden in Deinem Hause und Deine Aufgabe als Gatte und Vater sei die Grundlage Deines Glückes und Deines Strebens. Dann hast Du das Glückseiland gefunden, von wo aus Du stets in das Lebensgewoge hineinsteuern kannst und dem die Rückkehr Dir bei allen Enttäuschungen in der Außenwelt offen steht. Deine vier Wände mögen Dich aber nicht engherzig machen, Du mußt dabei Bürger Deiner Stadt und Freund Deines Vaterlandes sein. Verlerne als Deutscher jedoch nicht die fremden Völker und ihren Geist zu schätzen — das Herrlichste, was Du in der Fremde findest, diene zur Zierde des vaterländischen Altars. Zufrieden blicke in die Welt, und nichts erscheine Dir darin überflüssig oder trostlos; wie Du nur als Glied Deines Hauses, als Bestandtheil Deines Vaterlandes Deinem Beruf genügen kannst, so betrachte Dich mit Deinen Wünschen nicht als Mittelpunkt alles Lebens und Strebens. Deine Zufriedenheit verführe Dich jedoch nicht, behaglich die Schwächen und Mängel gut zu heißen, die Du im offenherzigen Angriffe beseitigen kannst und Dein freies Manneswort kann zur Besserung des Ganzen dienen." Das klingt aus allen Dichtungen Rückerts deutlich und unverkennbar hervor — beherzigt es! das ruft er der Nachwelt zu.





Federzeichnungen aus dem Badeleben.

Während der Kaisertage in Ems 1887. Von Dr. Robert Binde.



Der geneigte Leser möge sich mit mir nach Ems versetzen. In den heißen Julitagen vorigen Jahres weilte Kaiser Wilhelm I. dort. Tausende von Menschen aller Stände eilten herbei, von Patriotismus, Neugier, Langweile, Reiselust und chronischem Kehlkopfkatarrh getrieben. Fast könnte es scheinen, als ob gleichzeitig der Klerus verschiedener Länder wie zu einem Konzil hier erschienen sei, um von dem Frieden zwischen Kaiser und Kurie Zeugniß abzulegen. Zahlreich bewegten sich unter dem Laien-Element der Badegäste die Herren der Kirche, vom Landpfarrer bis zu den höchsten Würdenträgern hinauf, unter denen die liebenswürdige Person des Kardinal-Erzbischofs Haynald sich gewiß vielen der Anwesenden in das Gedächtniß geprägt hat.

Um ihn schaarten sich jeden Morgen wie Planeten um die Sonne, die kleineren Lichter, aber er war nicht das einzige Tagesgestirn; in dichten Gruppen umstanden andere einen kleinen Herrn mit tiefernsten Gesichtszügen und stets wie in tiefes Sinnen gesenkten Augen; erhoben sich diese Augen, so war es, als ob sie die Welt übersehend ins Leere starrten. Wer dieser kleine Herr war? — Ich wunderte mich, als ich eines Tages gefragt wurde; mir hätte es niemand zu sagen brauchen. Der Mann, der immer dachte, immer mit Geistlichen sprach, und dem, wenn er nicht sprach, eine Reichstagsrede auf den gekräuselten Lippen schwebte, konnte nur die „Perle von Meppen“, konnte nur Windhorst sein.

Wie vieles giebt es doch gerade hier zu beobachten, zu überlegen, zu vermuthen, zu errathen und zu erforschen.

Der Kaiser ging fort und die Badegäste, die bisher ihre Aufmerksamkeit vorwiegend dem greisen Monarchen zuwendeten, so oft er bei einer Ausfahrt oder bei einem Gange auf der Wandelbahn freundlich grüßend, auf einen Stock gestützt einherschritt*), fanden jetzt größere

---

*) Gerade an dem Tage, als ich eine wiederholte Durchsicht dieser Zeilen vornahm, starb der allverehrte Kaiser, der trotz seiner (damals) 90 Jahre es wohl nicht ahnte, daß er das liebe Ems nicht wiedersehen werde, gerade wie mit mir wohl die

Muße, einander zu mustern, während der Weltheizungsapparat seine Glut durch einen matten Dunstschleier auf die enge Thalschlucht herniedersandte. Ein träger Menschenstrom bewegte sich an den Ufern der Lahn, schleichend wie die Wellen des Flusses. Andere schliefen, von Müdigkeit überwältigt, öffentlich — auf Stühlen und Bänken der Wandelbahn.

In den Trinkstunden aber wurden alle wach und als wären alle Sehnen von neuer Lebenskraft geschwellt, wogt die Masse auf dem weiten Platze vor dem Kurhause auf und nieder. Man weiß, wozu man hier ist und es gilt, die Zeit auszunutzen für die Kur und für die „Cour", denn Zeit ist Geld und Geld ist eben das, was gilt.

Der ruhige Beobachter fühlt alle fünf Sinne in Anspruch genommen, da er das eigene Wasserschlürfen hinzu rechnen kann. Alle Farben flimmern in allen Tönen an Hüten, Schlipsen, Schleifen, Bändern, Sonnenschirmen, alle beschreiblichen und unbeschreiblichen Gerüche von Es-Bouquet, Moschus, Patchouli und Kölnischem Wasser umspielen belebend und beleidigend, erquickend und vergiftend das Geruchsorgan.

Auch das Gefühl findet seine Befriedigung in den vielfachen Stößen und Püffen, die man im Gewühl austheilt und erhält. Dem Gehör endlich wird Vieles und Vielerlei zu gleicher Zeit geboten. Da ist auf der einen Seite die Musik der ausgezeichneten Bade-Kapelle, auf der andern die Mischung von Nasal-, Gaumen-, Zisch- und Quetschlauten, die in dem babylonischen Sprachengewirr von Französisch, Englisch, Polnisch, Russisch durcheinander klingen, begleitet von einem katarrhalischen Räuspern, Hüsteln, Husten, Niesen, das die Völker der alten und der neuen Welt gerade hierher bringen, um es hier los zu werden. — Alles aber, was auf dem so vielgestaltigen Gebiete der Töne in Melodik sowohl, wie in Rhythmik und Dynamik geleistet werden kann, vom Erhabenen bis zum Lächerlichen, vom wehmüthig Ergreifenden bis zum Urkomischen findet sich in seltsam schöner Abwechslung, in einer durch die feinsten Uebergänge vermittelten Harmonie beisammen in den Gurgelkabinetten, so herrlich, daß gelehrte Musik-Theoretiker zugestehen, es gebe Melodischeres und Erschütternderes zugleich nicht auf Erden. Recht so, daß man eigene Kabinette, geweihte Hallen errichtet hat, denn es handelt sich um ein Mysterium, um eine feierliche Ouvertüre des Trinkaktes, welcher sich früh und spät jeder Kurgast, weß Alters und Standes er auch sei, gleichviel ob Männlein oder Fräulein, zu unterwerfen hat, ehe er würdig befunden wird, sich den Brunnennymphen zu nahen.

Man denke sich ein länglich viereckiges Gemach, an dessen Längsseiten krippenartige Behälter, sage ich geradezu, Porzellankrippen angebracht sind; in diese träufelt fortwährend Wasser hernieder, welches aus einer Rinne auf dem Grunde der Krippen wieder abfließt. Der Raum an den letzteren ist durch Verschläge abgetheilt. In diese treten abwechselnd die Individuen, ein Glas des gesundesten, aber auch des

---

meisten der Anwesenden nicht daran dachten, ihn zum letzten Mal begrüßt zu haben, als er bei seiner Abreise nach Koblenz am Wagenfenster stand und unter tausendfachem Hurrah der Versammelten mit freundlichem Lächeln Abschied nahm.

schmacklosesten Getränkes in der Hand — und horch! — Du stehst, vom Eindrucke überwältigt, unwillkürlich still — das ist ein Glucksen, ein Schmatzen, ein Rasseln und Prasseln, ein Murmeln, ein Rollen wie vom sanftfließenden Waldbach, ein Brausen wie Meeresbrandung. So trillert die Lerche und so faucht der Uhu, so wiehert das Roß und so bellt der Schakal, so rollt der Donner und so donnert im Sturz die Lawine. Da stehen sie in den Verschlägen, im ganzen etwa 30 an der Zahl, die Herren der Schöpfung und — gurgeln, einige um die Prozedur mit möglichster Gründlichkeit zu besorgen, den Kopf so weit zurück geneigt, daß man fürchtet, sie könnten sich überschlagen und mit den Beinen auf die Krippe fallen; wer nicht Hühner hat trinken sehen, macht sich schwer eine Vorstellung von der Haltung und wer die letztere sieht und nicht lacht, ist ein unheilbarer Hypochonder. Das wissen die Damen recht gut, und um auch hier wie überall vor den Männern Anmuth und Würde zu bewahren, gurgeln sie unter sich in einem Kabinett und halten die Thür zu.

Während so alle Sinne des Beobachters Eindrücke empfangen, richtet sich seine Aufmerksamkeit auch auf die Sinnesorgane der ihn umwogenden Menschenschaar und hier berührt er ein Gebiet, welches ihm Stoff zu tiefen physiologischen und psychologischen Betrachtungen bietet.

Was ist von einer Nase im allgemeinen zu sagen? — Daß sie gerade oder gebogen, spitz oder stumpf, fleischig oder dürr, lang oder kurz ist, weiter nichts! Ebenso beschränkt sind die Prädikate des Mundes: er ist voll (wulstig) oder schmal, groß oder klein. Diese Grundeigenschaften gliedern sich zwar in unendlich verschiedene Besonderheiten, aber seelischen Ausdruck verräth der Mund vorzugsweise erst dann, wenn er als mitbetheiligtes Sprechorgan in den Dienst der Empfindungen gestellt wird. Die Nase kann nichts als riechen — die verschiedensten Gerüche zwar, doch bei allen Menschen sicherlich nur in derselben Weise.

Das Geruchsorgan ist das einzige, zu dessen Verunstaltung der Europäer nichts durch äußere Kunst, viel aber durch innere Behandlung auf feuchtem Wege beiträgt; absichtlich kleidet er es bis jetzt in keine auffallenden Farben, noch sucht er ihm eine üppige Form zu verleihen. Wer aber kann wissen, was noch geschehen wird, denn die Mode ist unberechenbar und wer ihre Geschichte kennt, weiß, welche Erfolge sie über den menschlichen Geschmack bereits errungen hat. Danach kann man ganz wohl darauf gefaßt sein, daß man die Nase noch mit Farben versehen werde, die augenblicklich an ihr nicht beliebt sind, wie Roth oder Blau, der Modeteufel mag wissen, ob nicht Tätowirungen, Ringe und Nasen-Tournüren in Aufnahme kommen.

Die Augen sind für die Seelenkunde immer das wichtigste Organ: aus ihnen sieht das innere Leben wie aus Fenstern heraus, aber als ob die rein geistige Thätigkeit nur die einfachsten Mittel nöthig hätte, sie zeigen die wenigsten Unterschiede: es giebt große und kleine, blaue, graue, schwarze Augen — damit ist wohl so ziemlich das Spiel der Natur erschöpft, während der seelische Ausdruck der Sehwerkzeuge in unendlicher Mannigfaltigkeit aus unaussprechlichen Tiefen kommend die geheimsten Regungen des Gemüths aufweist. Die bloß sinnlichen

Apparate dagegen zeigen eine solche Uebereinstimmung in gewissen Grundformen, daß man der Natur einen Mangel an Erfindung vorwerfen möchte. Und nicht nur die typischen Aehnlichkeiten wiederholen sich; sie nähern sich auch den Thiergesichtern. Am wenigsten jedoch kommt eine Verwandtschaft mit dem Affen zum Vorschein; die Darwin'sche Abstammungslehre findet von dieser Seite wenig Unterstützung.

Wirft man einen prüfenden Blick auf die vorüberflutende Menge, so kann man manches aus der Geschichte der Herzen zusammenbuchstabiren; das meiste jedoch von dem, was in den Augen zu lesen ist, gehört eben dem Augenblick und dem gegenwärtig pulsirenden Leben. Eben hier werden das Auge, welches ohne Worte spricht und der Worte sprechende Mund, auch wenn im letzteren Falle nichts gehört oder verstanden wird, zu Verräthern manches süßen und gefährlichen Geheimnisses. Ein erotischer Dichter, wie weiland Ovid, und politische Agenten könnten hier ein weites Feld für ihre ganz verschiedene Thätigkeit finden und die werthvollsten Erfolge erzielen, es sei denn, daß der erotische Dichter nicht etwa ein politischer Agent und der politische Agent ein erotischer Dichter würde. Wären wir Deutsche wie die leicht erregbaren Franzosen, so könnten wir in den zahlreichen Vertretern dieser Nation, die in Ems sich zusammenfinden, leicht Spione wittern. — Es wurde nämlich hier so viel Französisch gesprochen, daß ich in Ermangelung von Gesellschaft oft in Versuchung kam, zur Uebung mit mir selber zu parliren. Man kann nicht wissen, ob man's nicht noch einmal braucht.

Um übrigens nicht von dem Pfade meiner Betrachtungen abzuweichen, will ich das Kinn nicht unerwähnt lassen, welches zwar kein Sinneswerkzeug, aber mit dem Munde in anatomischer und seelischer Beziehung steht. Wie es einen Theil des Mundes bilden hilft, so ist es genöthigt, die Bewegungen des Mundes mitzumachen. Zum Zweck des Kauens findet es bei der Vorzüglichkeit der Emser Küche ebenso angenehme Veranlassung, wie ausgiebigen Erfolg seiner Arbeit; ein Aufenthalt von vier Wochen genügt bei nicht Schwerkranken, die Plastik dieser Gesichtspartie zu einem stärkeren Oval auszubilden. Wie das Kinn beim Sprechen den schnelleren oder langsameren Rhythmus der Worte begleitet und gleichsam zu der Sprachmusik den Takt schlägt, so steht es auch zum Denken als dem tonlosen innern Sprechen in Beziehung, ähnlich wie die Nase. Jemand, der den Zeigefinger an die Nase legt oder das Kinn mit der Hand unterstützt, scheint damit einen Hochdruck auf die Denkbewegung ausüben zu wollen. Weßhalb hält er nicht den Zeigefinger an die Stirn oder die Hand auf den Kopf? — Nicht immer jedoch steht die Berührung des Kinnes in Verbindung mit der Gedankenwelt. Ob z. B. wirklich von den beiden Herren, die soeben über den Brunnenplatz schreiten, der eine mit der Hand an dem Kinn an dem Gesprächstoff denkend Theil nimmt, mit dem der andere den Finger an der Nase ihn eifrig überschüttet? Mir scheint es nicht. Ich möchte wetten, der letztere ist ein Politiker und behandelt die bulgarische Frage, der andere kann sich für Politik nicht erwärmen und will sich in seiner Behaglichkeit nicht stören lassen: er sieht ganz danach aus, als ob er froh ist, das Gurgeln überstanden zu haben;

sein Kehlkopf sehnt sich nach Ruhe, die Hand unter dem Kinn sucht ihn zu besänftigen.

Vom Humor zum Ernst führt hier zwar nicht ein Schritt, aber nicht viele Schritte sind nöthig, um vom Brunnenplatz an einen Punkt zu gelangen, an welchem die Heiterkeit verstummt und der Blick aus der kleinen, vom Zufall zusammengewürfelten Welt sich auf die große ernste Schaubühne der Geschichte lenkt. Für gewöhnlich schreitet der Spaziergänger achtlos über ihn hinweg. Eine nahe beim Inhalationsgebäude in den Boden eingelassene Steinplatte bezeichnet die Stelle, wo, wie eine Inschrift auf derselben meldet, am 13. Juli 1870 das verhängnißvolle Gespräch des Königs Wilhelm I. von Preußen mit dem französischen Botschafter Benedetti geführt wurde, welches mit der bekannten Abfertigung des letzteren endete. Das Wort des Königs war leise gesprochen, die Geschichte sprach danach in Donnerlauten. Welch eine neu gestaltende Völkerbewegung ging von dieser Stelle aus; aber auch welch ein Blut- und Thränenstrom. Am 13. Juli d. J. fand ich die Platte bekränzt, — mit Recht, sie ist der Grundstein der deutschen Einheit geworden.

Doch nun an einen zwar stillen und dem tiefen Ernst geweihten Ort, an welchem trotzdem der Humor gleichsam aus dem Hinterhalt wiederum sein neckisches Spiel treiben kann; ich meine das mit dem prachtvollen Kursalon verbundene Lesekabinett. Dasselbe ist von einer solchen Größe, einer so geschmackvollen und zweckmäßigen Ausstattung, wie beides wohl nur selten in einem, demselben Zweck dienenden Raume gefunden wird. Eine Reihe großer, nach der Wandelbahn gehender Fenster gewährt reichliches Licht, und an heißen Tagen geöffnet, eine wohlthuende Luftströmung. Hunderte von ausgelegten Zeitschriften, politischen, wissenschaftlichen und belletristischen Inhalts, liefern die geistige Speise, die hier an langen Tafeln eingenommen wird. Zahlreich sind die Gäste, in den späteren Nachmittagsstunden so zahlreich, daß Platzmangel eintritt. Freilich bleibt es ungewiß, ob der Geisteshunger alle hergetrieben; viele lockt gewiß der behagliche Aufenthalt, das Gericht der neuesten Tagesereignisse und das erhebende Gefühl leiblicher Sättigung und müheloseu geistigen Genießens nach schön vollbrachtem — Frühstück. Man muß sie sehen, die Drohnen in diesem Bienenschwarm, wie sie, behaglich zurückgelehnt, das Auge bewaffnen und dann über die Brille sehen oder die Schrift weit vom Auge haltend den Inhalt der Badezeitung, der Kurliste, der „Fliegenden Blätter" u. s. w. flüchtig nippend einsaugen.

So die Trägen und Uebersättigten, anders die Heißhungrigen. Den Kopf nachdenkend vorn übergeneigt, scharf auf das Blatt sehend, Wort für Wort, Zeile für Zeile emsig verfolgend, sitzen sie da, blind und taub für ihre Umgebung; nur zuweilen schweift ihr Blick ins Leere, um den Gedankenfaden im Gefolge des Auges ins weite auszuspinnen, manchmal auch, um neuen Lesestoff zu entdecken, noch ehe sie die vorliegende Portion vertilgt haben. Wehe dem armen Menschenkinde, das ein Stück der Geistesspeise in den Händen hält, welches sie selber gern hätten, der Unglückliche wird von ihren gierigen Blicken erdolcht, von ihrem Neide figürlich hinausgeworfen. Doch das ist verzeihlich. Jene unverzeihliche Unsitte dagegen habe ich in Ems nicht

bemerkt, einen literarischen Arrestschlag auf ein Blatt, das ein anderer augenblicklich liest, dadurch auszuführen, daß der Habgierige den letzteren ersucht, das Stück Literatur nach erfolgter Lesung nur in seine, des Bittenden Hände zu legen. Dies heißt einen höflichen Selbstmord verlangen; wer könnte noch in Ruhe weiter lesen, wenn er fortgesetzt an die Ungeduld des Zeitungstigers denken muß?

Wir setzen unseren Betrachtungen hier ein Ziel und überlassen es dem Leser, der an Ort und Stelle gewesen, auf den Flügeln der Erinnerung zu seinen eigenen Beobachtungen zurückzukehren. Denen aber, die das in herrlichster Naturumgebung gelegene, durch die Bau- und Gartenkunst verschönte Ems noch nicht besucht haben, rathen wir, ihren Sommerausflug auf dies liebliche Fleckchen Erde zu richten, auch wenn ihr Kehlkopf gesund ist. Sie werden Erholung und Naturgenuß im reichsten Maße finden und mit schönen Erinnerungen in die Heimat zurückkehren. Nur mögen sie nicht den Hochsommer wählen, denn zu dieser Jahreszeit ist das enge Lahnthal von Helios flammendem Wagen heimgesucht.

Aller-Seelen.

Einmal im Jahr — so lehrt der fromme Spruch —
Wenn sich des Herbstes feuchte Nebel senken,
Naht sich ein Tag, ein trüber, grauer Tag,
Da soll man gläubig seiner Todten denken.

Und schmücken soll man Kreuz und Leichenstein,
Die stillen Stätten derer, die geschieden,
Soll mild vergeben alle todte Schuld
Und beten für der armen Seelen Frieden.

Einmal im Jahre denk ich auch an Dich,
Du schönes Weib, das längst für mich gestorben;
Und ruf Dein Bild in meinem Herzen wach:
So schön, so stolz — so elend und verdorben.

Und weinend schmücke ich mein thöricht Herz
— Wie man ein Grab mit Blumen mag umsäumen —
Mit welkem Hoffen, mit zerstörtem Glück,
Verklung'nen Liedern und entfloh'nen Träumen.

Einmal im Jahre will für Deine Schuld,
Für Deine schwere, ich Vergebung suchen;
Verzeihen will ich, was Du mir gethan,
Und für Dich beten will ich, statt Dir fluchen.

Georg Schaumberg.





Derva Sédjid.

Erinnerung an Algier. Von **Karl Kunnersdorf.**

I.

Chaque instant changeant de gite,
Nous sommes forcés, d'aimer plus vite.
Scribe.

Am 2. November 1878 hatte Lieutenant Anatole Le Gay-Créſac — gerade einen Brodtag im Beſitze der heißerſehnten Epauletten — der **Ecole militaire** zu St.-Cyr, wo er ſich durch vier Jahre **armis et litteris** gewidmet, den Rücken gekehrt, um nach Montpellier, zu ſeinem zuſtändigen Truppenkörper, dem elften Karabinier-Regimente einzurücken.

Am 2. November 1879, alſo genau nach einem Jahre, diente er bereits beim zweiten algeriſchen Tirailleur-Bataillon und dunſtete auf den Schieferplatten der Kasbah, des Dei von Algier ehemaligen Reſidenz.

In dieſem einzigen Jahre hatte er mit eiferſüchtigen Ehemännern, empfindlichen Krautjunkern und indiskreten Journaliſten ſo viele Händel gehabt, daß er als unverbeſſerlicher Krakehler auf unbeſtimmte Zeit nach Algerien „geſteckt“ wurde.

„**Il faut, que jeunesse se passe**“, waren die letzten Worte des Oberſten beim Regiments-Rapporte. Sein neuer Chef, der vor allem die Ruhe liebte, fürchtete von dem allzuſchneidigen Offizier nicht mit Unrecht Verlegenheiten und ſandte ihn zum dreimonatlichen Wachdienſt auf die Kasbah, die Citadelle Algiers. „**Jeunesse n'a pas de sagesse**“, dachte dieſer. — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Meinem Helden war aber dieſe Commandirung gerade recht! Die Selbſtſtändigkeit und Dienſtfreiheit ſollten ihm die Hand zu neuen Genieſtreichen bieten! Er beſaß einen ausgeſprochenen Hang zu ernſten und galanten Abenteuern, einen idealen, jugendlichen Schwung und zähe Ausdauer in Erreichung eines vorgeſteckten Zieles.

Von Natur aus herrlich veranlagt, war er auch in allen ritterlichen Künſten wohlgeübt. Selbſt der, zu eingehenden Studien nöthige Ernſt ging ihm nicht ab.

Die Philosophie — nicht die Philosophien hielt er für unsterblich. — Vom Dienste nicht sonderlich geplagt, brachte er nun halbe Tage auf der Jagd zu, oder ritt auf der elastischen Grasdecke der Métidjaebene seine stahlbeinige Berberstute „Roußlan“ zu.

Schönen Frauen und fröhlichen Gesellschaften ging er nicht aus dem Wege; andere Nächte durchwachte er bei Voltaires, Rousseaus und andern Meisterwerken.

Im Militärkasino sah man ihn selten; er liebte nicht diese „ärarischen Abende a. B.“ (auf Befehl.) Am liebsten verkehrte er im Hause des italienischen Generalkonsuls Bernardo Cavaliere Chimirri, von dessen geistreicher Frau er meinte, sie sei, „wenn auch unerreichbar, so doch der schönste Stern Nordafrikas!“ So oft er in Algier unten war, nahm er bei Chimirris zum Heimritt Wasser und Kohle!

„Daß es mir gerade am Wege liegt, paßt mir wie ein Handschuh!“ sagte er zu seinen forschenden Kameraden.

In puncto amandi nahm er es nicht sehr genau. Ein Weib, liebte er immer, zur Erhaltung des seelischen Gleichgewichtes; der war er auch treu, wenn auch nicht im Nacheinander der Zeit!

Beweis dessen, daß er augenblicks Frau von Chimirri auf Leben und Tod den Hof machte, nachdem er erst vor elf Wochen für die Tugend einer blonden Tänzerin des Alcazar mit einem Deputirten die Klinge gekreuzt hatte.

Ueber seinen äußeren Menschen vermag uns das Unterabtheilungs-Grundbuchsblatt die verläßlichste Auskunft zu geben. Da heißt es: „Anatole Chevalier Le Gay de Crésac et Pontigny, geboren auf Schloß Lauzun, Departement Seine et Oise, 2/2 1859; katholische Religion, ledig, 181 Centimeter hoch; schwarze Augen, ebensolche Augenbrauen und Haare, gebogene Nase (aquilin) und gewöhnlicher Mund. Besondere Merkmale: Eine Narbe am linken Ohr und ein Muttermal in Form einer Linse zwischen den Schulterblättern.“

Die Angaben seiner Qualifikationsliste kann man nicht so ernst nehmen, Anatole nannte sie ärarische Verleumdungsbögen! Wir wollen die Charaktereigenschaften und geistigen Fähigkeiten unseres Helden im weiteren Verlaufe aus eigener Anschauung kennen lernen! — —

In den ersten Wochen seiner Anwesenheit in Algerien, war er kaum imstande, all' die Eindrücke, die das Neue und Ursprüngliche der morgenländischen Erscheinungen in ihm hervorbrachte, zu sichten und die vorüberjagenden Bilder verwischten sich wie flüchtige Kreidestriche geübter Konzertzeichner! Sein prickelndes, abwechslungssüchtiges Wesen und sein rastlos schaffender Geist hetzten ihn von einem Zauber des Orients zum andern.

Die wildüppigen Brodbaumwälder des Atlas, die kahlen, bleichen Salzseehaiden, träumende Cypressenhaine, unentweihte, prunklose Moscheen, der sternbesäete Himmelsharem, ehrfurchtgebietende Silberbärte, farbenprächtiger Toilettenflitter, kurz der ganze märchenhafte Reiz des Morgenlandes zog ihn mächtig an.

Aber entschieden die nachhaltigste Revolution brachte in seinem Innern eine scheue, trotzige Volkstochter hervor, die ihm der launige Zufall entgegenführte. Ihr Bild sollte nie mehr auf seiner Gedächtniß-

platte verblassen, denn in ihm rührte sich zum ersten Male ganz ernstlich jener willenlose Muskel, der in zwei Vorkammern und zwei Kammern Raum für verschiedene Gefühlssorten birgt.

II.

„Giebt es Liebe ohne Scherzen,
Kann man scherzen ohne Liebe?“
Shakespeare, „Was Ihr wollt!“

An einem jener lauwarmen Novembernachmittage, welche nur der Spätherbst des Südens aufzuweisen vermag, durchirrte Anatole Métidja, das letzte der vier nordafrikanischen Hochplateaus, welches im Süden von Algier in einer Ausdehnung von etwa fünfzig Kilometern ein zerrissenes, scharfkantiges, monotones Steinmeer mit dürftigen Gräsern, Zwergeichen und knorrigem Knieholz bedeckt und dessen Einförmigkeit nur von vegetationslosen, grauwandigen Salzseebecken unterbrochen wird.

Der Samum fegte durch Sträucher und Gestrüppzweige, die — verkrüppelten Gnomenarmen gleich — bald zum Himmel um Hilfe strebten, bald ohnmächtig die Mutter Erde streiften.

Die Sonne war in eine sonderbar geformte Federwolke geglitten, und übergoß die fahle Steinplatte mit einem blassen, ockergelben Scheine.

Wildtauben, Papageien, Kraniche und Steinadler flüchteten über den stummen, verwahrlosten Bergscheitel.

Anatole war eben im Begriffe, am Heimwege die Bibân (eiserne Pforte), ein tiefeingeschnittenes, enges Querthal zwischen Algier und Konstantine, zu überschreiten, um an einem ihm wohlbekannten Wildwechsel im Anstande zu lauern, als der Wüstenwind, wie absichtlich, den Wiederhall heller Axtschläge herübertrug.

Da sich dem Herkommen gemäß nur Weiber mit der Holzarbeit beschäftigten, dachte er, einem solchen zu begegnen, und ließ sich von seiner Spürnase in der Richtung des Echos auf einem schwer gangbaren Schiefergerölle leiten.

Liebeshändel mit einer dieser, so schwer zugänglichen, furchtsamen Eingeborenen fehlten noch in seinem Aventiuren-Tagebuche, und dieser neue, von geheimnißvollem Dunkel umwobene Reiz konnte vielleicht den Anstoß zu ungewöhnlichen Streichen bieten. Wenn es Ahnungen giebt, so ward er damals nicht enttäuscht, denn er fand er beim Betreten einer dünn und spärlich belaubten Zwergeichenparzelle, eine unverhüllte K'baïlen-Schowiah (Kabylenhirtin) bei der Holzarbeit.

Ja, das war sie!

Wer hat Van Dyck's „Magdalena“ gesehen?

Dieses Kabylenmädchen konnte das Modell jener liebeswarmen, büßenden Hebräerin gewesen sein, die nur ihre berückende Schönheit zur willenlosen Verbrecherin hatte werden lassen.

Dichtes, braunes Haar, das später in glücklichen Tagen so oft durch Anatoles Finger glitt und durch katzenartige, sammetähnliche Weichheit süße Schauer in seine Fibern jagte, hing über den gebeugten Rücken, einem Mäntelchen gleich herab.

Ihr Jaschmack (Gesichtsschleier) war abgeworfen, und eine hell-

rothe Dymia, hoch über die zarten Knöchel aufgeschürzt, ließ den wohlgebauten Fuß frei, der in gelbledernen, rothgefaßten Schnabel-Papuschen stak.

Das mandelförmig geschlitzte Auge war mattglänzend wie Perlmutter und braun — braun, wie ihre Wangen, ihr Arm, die Brust und der Waldboden, den sie trat.

Sie sammelte die abgehauenen Aeste einer trockenen Krüppeleiche und summte zwischen den Zähnen eines jener wehmüthigen, maurischen Liebeslieder, deren absonderliche, zagende Weise man nur einmal gehört zu haben braucht, um sie nicht mehr zu vergessen. Ihr voller Busen wogte infolge der erhöhten Lungenthätigkeit, die das Singen hervorbrachte, wie eine Glanzwelle und drohte die Jedscherma-Schließen zu sprengen. Der Schlußton des melancholischen Hirtengesanges — anschwellend, dann ersterbend — klang und zitterte nach, dann ward's stille.

Der Geist des französischen Offiziers irrte auf den Boulevards und Seinequais des modernen Babylon, um eine Frau zu suchen, die mit ihr verglichen werden konnte. Unverwandt und ruhig starrte er nach dem geschmeidigen Leib dieser gestreckten Waldtochter, als fürchte er, dies entzückende Bild zu verscheuchen.

Plötzlich stürzte Fly, seine brave, suchende Hündin durch das knackende, dichte Strüppwerk auf die ruhige Waldblöße.

Das braune Mädchen erschrak, schrie auf, und Anatole trat aus dem Dickicht. Ein Pfiff, das Thier war an seiner Seite und forderte, mit der kalten Nase die Hand tupfend, die gewohnte Schmeichelei.

„Fürchte nichts!" rief er der Fremden freundlich zu.

„Daß Dich Allas Blitze sammt Deinem Hunde erschlagen hätten, Du Sohn eines verbrannten Vaters! Wie er mich erschreckt hat!"

Die wilden Worte waren kaum den frischen Lippen entflohen, als sie sich anschickte, den hellgrünen Jemini (Schleier) um den medschidiebesetzten Fez zu winden.

Ihre Miene ließ das unbehagliche Gefühl erkennen, von einem Europäer längere Zeit belauscht und unverhüllt überrascht worden zu sein.

Die feinen, sanftgerötheten Nasenflügel zitterten und deuteten so die innere Erregung.

Anatole nahm all' sein Wissen landesüblichen maurischen Idioms zusammen, zu dessen raschen Erlernung ihm sein Sprachentalent verholfen hatte, und bat in herzlichem Tone:

„Verzeih', wenn Dich mein Hund erschreckt hat, und rege Dich nicht weiter auf, weißt Du denn nicht, daß Gott nur uns Menschen Verstand gegeben hat? Es ist, wie es ist!"

„Ich fürchte mich nicht mehr, sagte sie ernst, „aber bitte, behalte den Hund bei Dir, Herr, er sieht noch immer so grimmig drein."

Sie senkte die Seidenwimpern, betrachtete den fremden Eindringling einen Augenblick verstohlen durch diesen Schleierkranz und bückte sich, das zusammengeschnürte Holzbündel auf den Rücken zu heben.

Rasch sprang er hinzu, um ihr zu helfen.

„Wullah, billah — in Satans Namen! Was ficht Dich an?

Scheer Dich zum Teufel! Geh', laß' mich!" wehrte sie ab, „ich bin stark genug, das Holz allein zu heben."

Aus den Augenwinkeln blitzte es wie Wetterleuchten; der Busen wogte, wie der halbaufgeregte See, der einen Aufruhr in der Natur zu ahnen scheint. Anatole ward durch die hastig hervorgestoßenen, nichts weniger als freundlichen Worte nicht im mindesten aus der Fassung gebracht, da er den Charakter dieses Bergvolkes bereits kannte.

Die Koransatzungen, welche von den orthodoxen Kabylen mit fanatischem Uebereifer und drakonisch strenge gehandhabt werden, verbieten dem Weibe, mit einem zur Familie nicht gehörigen Manne zu verkehren und fordern, die sonst reizende, farbenprächtige Tracht durch dunkelgrüne Mäntel „Feridschi" mit hohen Pilgerkrägen, Jaschmack-Masken, und große, unförmige Stiefel, in denen erst die gestickten Papuschen stecken, zu verbergen, „um den Mann bei öffentlichem Auftreten nicht zu reizen".

Er aber gehörte gar zur Rasse der gehaßten, gefürchteten Eroberer und war ein Giaur, ein ungläubiger Hund.

Es wunderte Anatole ohnehin, daß die trotzige Hirtin nicht sofort verschwunden war.

Dieses unzugängliche Wildfeuer mochte sich aber an diesem abgelegenen, einsam traurigen Orte jener Fesseln ledig fühlen, welche langjährige Vorurtheile, lebendiges Unabhängigkeitsgefühl und Religionshaß diesem, in seiner Kindheit lebenden Volke angelegt hatten.

Es bemächtigte sich ihrer das Gefühl athemraubender Lähmung, welches im Weibe bei unerwartetem Zusammentreffen mit einem fremden Manne in entlegenen Orten erzeugt wird.

Und kein argwöhnisches Auge, das ihre Bewegungen bewachen konnte, kein Ohr, das unbedachte Worte aufzufangen imstande war. — Allein! —

„Wenn Du schon meine Hilfe verschmähst, so sage mir wenigstens, wohin ich auf diesem Fußsteige gelange?" fragte Anatole, obwohl ihm die Wegrichtung genau bekannt war, doch mochte er das einmal angebahnte Gespräch nicht aufgeben.

„Allah bilir! Das weiß Gott allein!"

Dann, als ob sie die unfreundliche Antwort gereut hätte:

„Wo willst Du denn eigentlich hin?"

„Nach der Kasbah!"

„Nun, dann folge nur immerwährend diesem Pfade, der Dich die felsigen Hänge zur Harrach hinunterführt. — Du kannst nicht leicht fehlen, denn der Weg ist von den scharfen Klauen der Schafe und Ziegen glatt getreten. Die Harrach wirst Du wohl durchwaten müssen, da die durch den Bach gelegten großen Steine nach der letzten Schneeschmelze fortgeschwemmt wurden."

Die Furcht, schon zu viel gesprochen zu haben, ward halb durch Mitleid aufgehoben, das ihr der verirrte Offizier einflößte; sie sah weg, um ihre sichtliche Verlegenheit zu bergen.

„Besten Dank, Dschanum (meine Seele!), ich werde Deiner Weisung folgen; vorher aber sage mir noch, woher Du bist?"

„Maschallah! Was kümmert Dich das?"

Trotz und Ueberraschung, das Gespräch noch ausgedehnt zu sehen, malte sich auf ihren Zügen.

„Falls unser Wegziel nicht weit auseinander liegen sollte, würde ich Dich bis in die Ebene von Birmandrees begleiten“, sagte Anatole fragend.

„Allah, Allah, bist Du von Sinnen? Du bist ärger, als alle Ungläubigen zusammengenommen. Bei Omar des Großen Seele und Grab! Wir sind verloren, wenn uns meine Stammgenossen überraschen. Hüte nur besser Deinen schwarzen Kopf, es dürfte schwerlich ein frischer nachwachsen. Köpfe sind keine Grashalme!“

„Großer Gott! ich kann ja nur einmal sterben, auch dieser Tag ist bestimmt. Doch möchte ich nicht früher zugrunde gehen, bevor es mir nicht gelungen ist, Deine Freundschaft zu erwerben.“

„Bei meinem Haupte und dem Deinigen!“ rief sie höhnisch, „Du scheinst mit Schmeichelworten sehr freigebig zu sein. Schade, daß ich nicht einfältiger bin, um Dir alles zu glauben.“

Ihre Stimme bebte; Anatole trat unwillkürlich näher und streckte begütigend die Hand aus. Durch seine Nähe steigerte sich die Erregung und bezeugte seinem weibserfahrenen Urtheile, daß in ihr jenes Geheimniß zu erwachen begann, das der allumsichtige Gott in reine Herzen unentweihter Jungfrauen gelegt hat. Er benutzte die augenblickliche günstige Stimmung und fragte:

„Nun, woher bist Du?“

Eine muthige Entschlossenheit blitzte unter den Augenwimpern hervor. Sie antwortete furchtlos:

„Aus Koleah, was kann ich denn sonst sagen!“

„Ah, und wie heißt Du?“

„Derva; doch wozu sollst Du das wissen? Du bist, beim Kopfe des Sultans, neugieriger, als unser alter Kadi.“

Unerschüttert fragte Anatole weiter:

„Kommst Du oft in diese Gebirgsgegend?“

„Frage nur zu! Ich werde Dir ebenso gut antworten, als ob ich unterdessen mein Sabah Namasi (Morgengebet) beten würde.“

Trotzig lehnte sie sich an das Holzbündel, kniff die Lippen zusammen und sah Anatole selbstvertrauend und nachlässig — ihrer Ueberlegenheit vollkommen bewußt — an.

Dieser suchte sich durch einen Gemeinplatz zu retten:

„Wie Du roth bist, schöne Derva!“

Die angestammte Glut des Südens färbte ihre Wangen nun noch dunkler.

„Hundesohn! Deine Worte gefallen mir nicht; sie taugen höchstens Zigeunern, oder für die Hölle. Honig im Munde, Gift im Herzen!“

Und doch umspielte ein kaum merkliches Lächeln ihre Lippen, dem flüchtenden Sonnenstrahle gleich, der vom grauen Gewitterhimmel zur Erde irrt. Dann setzte sie boshaft dazu: „Höre, Effendi, ist das bei Euch so Sitte, Fremde im Walde zu belauschen?“

Anatole antwortete nicht und betrachtete das feine Oval des durch die Aufregung durchgeistigten Gesichtchens.

Die ungekünstelte Einfalt und heilige Reinheit ihrer tugendhaften Seele sprach aus jeder ihrer Bewegungen, dem klaren, keuschen Blicke und dem unschuldigen Lächeln.

Rasch ergriff er ihre widerstrebende Hand und rief: „Bei meinem Gotte, Derva, für eine Schowiah bist Du zu hübsch, Du wärest eines Berberfürsten würdig!“

Sie lachte laut auf, die Schmeichelei hatte auf ihr schlichtes Gemüth den gewünschten Eindruck gethan.

„Ya Hafiz! O Erhalter! Trage Dein Gold auf den Markt der Tölpel und pfusche nicht in das Gewerbe der Schmeichler! Mich gelüstet's nicht nach diesem Satansschmucke. Bist Du nur deßhalb hergekommen, um mir Leim und Honig anzubieten? dann hättest Du auch fort bleiben können. In Al Dschessair (Algier) hättest Du eher ähnliche Waare abgesetzt! — Ich habe gesprochen!“

Die Berührung ihrer Hand hatte den elastischen Leib heftig zittern gemacht. Auch Anatole fühlte seine Pulse heftig pochen.

„Warum siehst Du mich denn so an?“ fragte sie beklommen und versuchte leise, sich los zu machen.

„Fürchtest Du mich denn?“

„Jok, warum auch?“

Sie neigte in reizender Verwirrung ihr Köpfchen, um Anatoles glühendem Blicke zu begegnen.

Dichte Haarwellen umfluteten ihr Nacken und Brust.

Anatoles mit ehrlichen Grundsätzen vollgepfropfter Verstandskasten fing an zu wanken, und drohte in den jähen Taumel süßer Lust zu stürzen.

„Inschallah, wenn Du noch etwas zu fragen hast, so spute Dich. Die Sonne ist bereits hinter den Djebel gesunken. — Nun wirds?“

„Verweile noch! Ich habe Dir jetzt nichts mehr zu sagen, als — merke wohl auf! — daß Du in mir die Begierde wach gerufen hast, Dich zu — lieben.“

„Bismillah! Nun weiß ich's! Du Armer bist verrückt! Daß man Dich noch nicht gefesselt in die Berge gejagt hat! Von Deinem Commandanten ist es sehr unvorsichtig, Dich frei herumlaufen zu lassen. Er sollte Dich und Deine Waffen in sicheren Gewahrsam bringen. — Du kennst mich ja gar nicht!“

„Oho, ich kenne Dich seit einer Stunde, und doch ist mir's, als hätte ich Dich seit meiner Kindheit — immer, gekannt. Oft wird Liebe durch einen einzigen Blick ins Leben gerufen“.

Derva schüttelte verwundert ihr Köpfchen und schien Anatole nicht begreifen zu können.

Er stand so hoch in ihrer Meinung, daß das gute Mädchen fürchtete, zu ihm emporzuklimmen.

Ihre Blicke schienen zu fragen, ob er im Ernste spreche.

Dann meinte sie gutmüthig:

„Du wirst's wohl nicht schlecht mit mir meinen, Herr, da ich Dir doch auch kein Leid zugefügt.“

Sie ahnte die erste Regung ihres glühenden Herzens und suchte sich dieses Gefühls zu erwehren. Ihre kindliche Einfalt hatte den Fremdling unversehens und unmerklich etwas Gunst gewinnen lassen, als sich in ihr die Vernunft und die Furcht vor den strengen Sittengesetzen geltend machten.

„Sachte, sachte — laß mich! Der Muezzin — den Allah erhalten

möge! — hat bereits das Akjam Namasi (Abendgebet) ausgerufen und ich habe noch immer eine gute Stunde bis an unsere Hütte. Ich habe nicht weiter die Absicht, meine Zeit hier, gleich einem blinden Derwisch feilzubieten!"

„Nur noch eines, strenge Derva! Versprich mir, daß ich Dich wiedersehen darf."

„Inschallah, wie Gott will! — am ersten Beiramtage, an dieser Stelle! Fürchte aber eine Entdeckung! Die wäre uns beiden verderblich. Akjam heirolsun!"

„Allah rasolsun!"

Kaum war der Abendgruß über Dervas zitternde Lippen, als Anatole ihren jungen Leib umschlang und einen sinnraubenden Kuß auf den blühenden, halbgeöffneten Mund preßte.

Sie sah sich erschreckt um.

„Auf Dein Haupt komm's! Mann ohne Treu' und Glauben! So Gott will, wirst Du einst ein schlechtes Ende nehmen."

Er riß sie hastig, beinahe unzart an sich und fühlte, als er ihren schlanken Leib berührte, ein leises Beben.

Die scheue Schowia hatte einem verderblichen Gefühle im Herzen Raum gegönnt; sie hatte vom giftigen Hauche schmeichelnder Sinnlichkeit gekostet. „Merhaba!"

Langsam wand sie sich aus den sie umschließenden Armen und eilte wie eine schüchterne Gazelle über die dunkelnde Haide davon.

Die Dämmerung entrückte sie rasch Anatolis spähendem Blicke.

Lange starrte er ins Leere, dann pfiff er seinem Hunde. „Fly" streckte sich, gähnte und schien mit den klugen Augen fragen zu wollen, was denn in aller Welt sein Herr für Wichtigkeiten mit dieser unbekannten Person zu verhandeln gehabt haben mochte.

Anatole war mit seinem Erfolge wohl, mit sich selbst jedoch gar nicht zufrieden und wunderte sich nur, so rasch die Freundschaft eines dieser sonst schwer, ja gar nicht zugänglichen Volkstöchter errungen zu haben. Dann meinte er:

„Das Weib ist seit dem ersten Sündenfalle immerfort sich gleich geblieben; in jedem steckt das naturgemäße Bedürfniß, zu lieben: nur in den Mitteln und in der Art, sie zu äußern, bestehen gewisse Ungleichheiten."

„Halte — qui vive!" Die Thorwache der Kasbah-Citadelle, zu welcher er langsam schlendernd bei „silberhellem Glanze des blassen Gesellen" gelangt war, weckte ihn aus seinen Betrachtungen, er stand vor seinem etwas defekten Winterpalais.

III.

> Dieß Briefchen hier, so fein, manierlich,
> Das zur Schäferstund' mich ruft! . . . .
> Nur eine Dame schreibt so zierlich,
> Besitzt Parfüm von solchem Duft."
>
> Angot.

Auf die Zeit seiner Detachirung bewohnte Lieutenant Le Gay-Crésac eine vom Aerar gemiethete Karaula, Eigenthum Ibrahim Bey Rizvans, des reichsten Nichtsthuers der Kasbah, der sich um die Ver-

mehrung seines Vermögens den Teufel scherte und sich zufrieden gab, wenn der geduldige Boden soviel abwarf, um nach orientalischen Begriffen bequem, d. i. faul leben zu können. Diese Karaula, eine Art besseren Landhauses, war gegenüber der Citadelle, in der das Tirailleur-Detachement kasernirt war, gelegen, und wie die übrigen Häuser der Vornehmen zur Vertheidigung eingerichtet. Zackige Zinnen, Schießscharten, nur wenige, schmale, nach maurischem Stile gewölbte Fenster, aus steinharten Eichenbohlen gezimmerte, mit runden Nägeln völlig beschlagene Thüren und starke Bruchsteinmauern bildeten das passive Streitmittel des viereckigen Gebäudes.

Ein etwas vernachläßigter Garten lief in vielen, schmalen Terrassen, die mit Oliven-, Granat- und Lorbeerbäumen bestanden waren, hinunter in eine flache, reiche Thalmulde, deren Ränder sich gegen das Mittelmeer öffneten und mit Gummiakazien und Sykomoren geschmückt waren.

Hart am steilen Rande des in den Rade d'Alger vorspringenden Kap Caxine gelegen, welches eine Krone von Dattel- und Fächerpalmen zierte, bot dieser Punkt eine unvergleichlich schöne Fernsicht.

Im Osten ragten die kreideweißen, schroffen, an Helgoland mahnenden Felsplatten des Kap Matifou aus den blauenden Wellen, auf dessen Kuppe eines jener altmaurischen, kalkig grauen Kastelle (Kuluk) stand, die zur Blütezeit arabischer Baukunst zur Sicherung der Wasser- und Weglinien auf sechs bis zehn Kilometer Entfernung von einander angelegt wurden.

Im Süden wurde das Panorama wohl durch die, gegen die algerische Sahara sich aufthürmende Gebirgsmasse des Djebel Jurjura beschränkt, dafür gestattete die Westseite einen um so weiteren Ausblick über die Metidja-Ebene bis zum höchsten Gipfel des Atlas, Djebel el Theldsch (Schneeberg), die Scheidewand zwischen dem Mittelmeere und dem Sahara-Becken, welcher den Morgennebeln entrückt, mit glitzerndem Firneis bedeckt, glänzend und selbstbewußt durch den zerfetzten Dunstflor herübersah.

Im Norden endlich die tiefblauen, murmelnden Fluten des Mittelmeeres, mit zahlreichen, gefährlichen Klippen und Riffen, über denen spitzflügelige, neugierig schreiende Möven und Sturmvögel herumflatterten.

* * *

Eine Woche nach der Begegnung mit Derva saß Anatole in seinem primitiv eingerichteten Gartenzimmer und las gedankenlos den mit der nordafrikanischen Ueberlandspost angelangten Figaro.

Sein einfältiger treuer Bursche Boniface schenkte schon zum zweiten Male heißen, strohgelben Thee in den bunt bemalten Fildzan, da der erste, von seinem Herrn unberührt, erkaltet war.

Die Sonne, welche sich mit Mühe durch die Dunstwellen Bahn brach, streifte mit ihrem blassen, kalten Strahle Anatole, dessen Blick nachdenklich im Westen irrte, wo augenblicklich auch seine Gedanken weilten.

Des Mistral kühle Luftsäule wiegte die dunkelgrüne Krone der Olivenwälder.

Da unterbrach „Fly" mit lautem Gebelle die Stille des Morgens. Der brigadier du jour meldete, „ein Oda baschi bitte um Einlaß."

„Führen Sie ihn herein!" befahl Anatole.

Er besah flüchtig die Adresse, und erkannte Frau von Chimirris Schriftzüge.

„Hast Du eine Antwort zurückzubringen?" fragte er den zerlumpten, kahlrasirten Stadtträger, den Bruder eines bei Chimirri bediensteten Pferdewärters.

Ein Schnalzen mit der Zunge, das soviel als „yok" bedeuten sollte, war die Antwort des sprachfaulen Fachins.

„Da!" er reichte ihm einige Paras.

Der schmutzige Oda baschi grinste und schlürfte barfuß und lautlos, wie er gekommen zur Thüre hinaus.

„Boniface!"

„Hier, Herr Lieutenant!"

„Wische den Platz auf, wo dieser Lump gestanden hat; man kann nicht wissen, was abfällt! Lege auch einige Scheite in den Kamin; es ist verteufelt frisch diesen Morgen!"

Boniface gehorchte, sandte aber dem Oda baschi im Stillen ein „Hol' Dich die Großmutter!" nach.

Langsam erbrach Anatole das Siegel.

Sarotte von Chimirri schrieb mit zierlichen Zügen auf einer petite correspondance.

„Mein lieber Eigensinn!

Warum lassen Sie sich seit acht Tagen auf dem training-ground von Birmandrecs nicht blicken, Sie undankbares Ungeheuer? So erfüllt man seine Ritterpflicht einer nachsichtigen Freundin gegenüber? Kommen Sie doch heute Nachmittag, sobald es Ihnen der „anstrengende Dienst" erlaubt, Sie Armer! Ich frage gar nicht, ob es Ihnen möglich ist. Keine Ausrede, sonst . . . . !

Sarotte.

„P.S. Un dernier mot: Halten Sie vielleicht gar galante Gründe ab? Oh, ich würde es schon herausbekommen, mein Herr!"

Der Muëzzin rief vom Minaret in klagenden Tönen das Sabah Namasi durch die klare, kalte Luft:

„Maschallah! Ya Hafiz! Bismillah! Al Rahma, il Rehin." (Im Namen Gottes! Des Allgütigen, Allbarmherzigen, Siegverleihenden!) Es ging also auf acht Uhr.

„Boniface!"

„Hier, mein Lieutenant!"

„Sage Luc, er möge um zwei Uhr „Roußlân" satteln."

„Zu Befehl!"

IV.

„Hell is paved with good intentions."
Johnson.

Kavaliere Bernardo Chimirris Frau war eine beauté de diable in des Wortes vollster Bedeutung:

Sie kleidete sich wie Sarah Bernhard, ritt und kutschirte wie

Emilie Loisset, schwamm, tauchte und ruderte wie Mary Boyton, rauchte wie eine Zigeunerin, tanzte wie eine Wienerin, malte in Oel und Wasser, sang bald Verdi, bald Wagner, wechselte ebenso oft Liebhaber als Handschuhe, und war Ehrenmitglied dreier Damenklubs in Florenz.

Der Grundzug ihres Charakters war mäßige Emanzipation; dabei war sie grillenreich, jedoch voll ursprünglicher Einfälle, unbeständig, nach Triumphen ringend, aber von augenblicklicher, zärtlichster Hingebung, im Nu voll Feuer und Glut, gleich darauf völlig abgespannt: „Car les extrêmes s'engendrent."

Ihre feinen, ideal geformten Lippen umschwebte ein stetes Lächeln: freilich hatte sie gesunde, hübsche Zähne!

Das reiche, blauschwarze Haar war einfach gescheitelt, in einen griechischen Knoten geschlungen und mit Goldstaub à la frimas gepudert. Und was sie für ausdrucksvolle, blaugraue Augen hatte!

Hierzu runde Arme, eine klassisch schöne Büste, tadellose Haltung, und vornehmen Gang.

Den Gesammteindruck hob noch eine einschmeichelnde, im Alt klingende Stimme.

„Kurz", sagte Chimirri wohlgefällig, „das hat Herz und Blut, und ist jeden Centimeter fair."

Er selbst war ein adelsstolzer Diplomat ohne Beobachtungsgeist und Urtheilskraft, der seine Stelle einflußreichen Verwandten verdankte, von den Schablonen seines Vorgängers nicht sonderlich abwich und mit Machiavelli nur das eine gemein hatte, daß er in derselben, an genialen Männern so produktiven Stadt, geboren war. Behufs würdiger Repräsentation hatte er Sarotte — eine viel umworbene Zierde des high life von Florenz (nicht mit Unrecht „la bella" geschmeichelt) — geheiratet, die gegen eine solche Vernunftheirat nicht viel einzuwenden gewußt hatte; dachte sie doch, durch den Ehestand mehr Freiheit zu erlangen und in den zu errichtenden geistreichen oder wenigstens nach Geist haschenden Cercles („bureaux d'esprit" hießen sie damals), Genüsse zu suchen, die sonst streng gezogenen jungen Damen versagt zu sein pflegen.

An einem dieser Empfangsabende hatte sie Anatole von Le Gay-Crésac kennen gelernt, und da er geläufig italienisch sprach, ihm rasch ihre Freundschaft zugewendet. — Ihre Charaktere schienen auch zu einander zu passen, was Wunder, wenn sie eine bei ihrer beiderseitigen Jugend gefährliche Freundschaft schlossen? „Les beaux esprits se rencontrent."

Unser Held fühlte sich anfänglich zu der temperamentvollen Frau sehr hingezogen, und machte ihr den Hof, zwar mehr aus Gewohnheit, als aus Ueberzeugung. Das heißt, so lange er sich in ihrer unmittelbarsten Nähe befand, schwur er, „sie beinahe zu lieben" — einen solchen Zauber aber wußte das verführerische, glühende Weib um sich zu breiten — hatte er aber dem Salon den Rücken gekehrt, so dachte er über sein Verhältniß zu ihr ebenso kühl, wie über Voltaires Henriade.

Trotzdem rührte sich in ihm das Gewissen, als er nach zwei Uhr gegen Birmandrees ritt. Luc folgte in kurzer Entfernung.

Sie verließen bald die Straße und ritten geradewegs über das tischplattengleiche Harrach-Becken, in dem weit und breit kein Baum und Strauch zu sehen ist. In Birmandrecs lag die dritte und vierte Compagnie; um nun seinen dienstfreien Kameraden auszuweichen, ritt Anatole durch die engen, finsteren, oft überwölbten Straßen des schmutzigen, maurischen Viertels, in dem es von bettelnden Derwischen, verkrüppelten Landstreichern, Faulenzern und Tagedieben aus Inner-Afrika wimmelte.

Die Ohren klangen ihm noch von den einförmig tönenden Gebeten, Klagen und Bettelliedern, als er am entgegengesetzten Ende von Birmandrecs angelangt, in der Straße Bab asan vor Chimirris Hause hielt.

Dunkelgrüne Cypressen umgaben die graurothe Mauer, auf deren Krone Epheu, Jonquillen, Schneeblüten und Ringelblumen üppig wucherten.

Er warf Luc die Zügel der schlanken Berberstute zu und sah zu den Fenstern empor, hinter deren weißleuchtenden Vorhängen er Sarotte vermuthete.

Ein unerklärliches Gefühl bemächtigte sich seiner, das um so unangenehmer ward, als er sich der hölzernen Wendeltreppe näherte.

Das launige Billet der jungen Frau, das in der scherzhaften Form eine Avance zu seinen Gunsten durchblicken ließ, dann das Andenken an die unschuldige, natürliche K'baïlen-Schowiah waren zu heterogene Dinge, als daß sie in seinem Hirnkasten sich gleichzeitig und friedlich vertragen hätten.

„Das heutige Stelldichein kommt mir verdammt ungelegen;“ brummte er, „denn statt mich aus den Maschen dieses hochfreundschaftlichen, dermalen fast unbequemen Netzes durch längere Abwesenheit und allmähliche Erkaltung der Huldigungen völlig herauszusitzen, um die ganze freie Zeit konsequent der schüchternen Derva zu weihen, werde ich mich wahrscheinlich um so toller hineinreiten. Ich kenne ja meine Schwächen den schönen Frauen gegenüber! Aufgepaßt Anatole, es gilt einem gefährlich angenehmen Angriffe auszuweichen! Leider sind aber diese Frauen unberechenbar schlaue Geschöpfe!“

Mit pochendem Herzen schritt er auf die niedrige Thüre zu, blieb eine Zeit lang stehen und klopfte endlich an.

Edvige, Sarottes Kammerzofe öffnete, und begrüßte den freundlichen Offizier wie alle Kammerkatzen, lächelnd, kokett und verständnißinnig.

„Die Gnädige empfängt?“ fragte er zerstreut.

„Gewiß, und wenn ich nicht irre, nur Sie, Herr von Legay.“

„Was?!“ Eine leise Verwünschung entfuhr dem mißgestimmten Anatole und er schritt geradenwegs dem Salon zu.

Nach französischer Sitte wurden nur die seltensten Gäste gemeldet.

Vorher fragte er aber noch, infolge einer leicht begreiflichen Gedankenverbindung: „Ja, wo ist denn „Er“?“

Kammerjungfern verstehen aber nicht immer, besonders wenn man ihnen gegen alle Regeln der Vorzimmergalanterie keine Beachtung geschenkt hat.

Darum fragte Edvige: „Wer das, bitte?“

Durch diese Gegenfrage über seine Unterlassungssünde aufgeklärt, suchte er rasch das Versäumte nachzuholen, kniff die niedliche Kammerjungfer in die Wangen, drohte sie zu küssen, versuchte wohl auch, seinen Arm um ihre Taille zu winden, schwur endlich, „sie habe ein Auge . . . .“

„Ich habe ja deren zwei!“ unterbrach sie ihn lachend.

„Meinetwegen also zwei, nun aber, wo ist Herr von Chimirri?“

Jetzt erst erfuhr er, daß „Er“ seit zwei Tagen in politischer Mission in Konstantine weile, und vor Abend nicht zurückerwartet werde.

„So kommen Sie doch!“ rief die Zofe leise, indem sie ihr Haar aus der blutrothen Stirne strich und die Bänder des Morgenhäubchens ordnete.

Der Salon der Frau von Chimirri war reich und geschmackvoll, aber nach gar keinem Stile eingerichtet.

Die von originell gezeichneten, gepreßten Ledertapeten bedeckten Wände trugen eine Unzahl Spiegel, um die sie ein venezianischer Patrizier beneidet haben würde; dafür keine Bilder, „der jüngsten Pariser Modethorheit gemäß.“ Auf niedrigen, achteckigen und achtbeinigen türkischen Tischen standen gothische Sèvres-Vasen mit Makart-Bouquets: das war dazumal das Allerneueste, und vom Civilgouverneur Grafen Morney vom Urlaube aus Paris mitgebracht . . . pour le bon motif.

„Vraiment . . . pas pour l'autre?!“ hatte sie boshaft gefragt. — Amerikanische Schaukelstühle, über denen Ainas aus Cedernholz wie im Prunkzimmer einer pompejanischen Senatorsfrau, hingen, spiegelten sich in geschnitzten Sanduks aus Kastanienholz, welche durch zierliche Auslegung mit Silber und Schildpatt dem Beschauer ein Lächeln befriedigter Bewunderung abzwangen.

Von der Decke herab hingen an kunstvoll gearbeiteten Bronzeketten antike Oellämpchen in Herzform, Blumenkörbchen, und Farasks, mit vier- und mehreckigen Platten aus Perlmutter.

Die schwere und sinnlich aufregende Atmosphäre kühlte ein geschickt angebrachter, plätschernder Springbrunnen.

Ueberall Atlas, Purpur, Gold und Glanz.

Sarotte lag mit halbgeschlossenen Augen in einem Voltaire und stützte die Arme auf dessen bequeme Lehne.

Sie zuckte leicht zusammen, warf George Sands „Indiana“ bei Seite und streckte Anatole frei die blendend weiße Hand entgegen, wobei der weite Aermel des Peignoirs zurückfiel, und der weiche Arm sichtbar ward. Sie lächelte!

Ich habe alles gesagt!

In diesem Lächeln lag der ganze Zauber der italienischen Circe, der das kaudinische Joch leidenschaftlicher Männer bedeutet.

Ihr Lächeln war: „Die Poesie des Gesichtes, die feinste Blüte des Geistes.“

Anatole fühlte sofort einen gefährlichen Umschwung zu ihren Gunsten emporkeimen, und führte die dargereichte Hand stumm an die Lippen.

Auf die sinnliche Reizbarkeit des leidenschaftlichen, heißblütigen Offiziers bauend, hatte sie ein faltiges, aus leichtem Stoffe gefertigtes

Morgenkleid genommen, welches in der Taille von einem goldgestickten, persischen Shawl (Utschkur) zusammengehalten wurde.

Ihre kleinen, mit durchbrochenen Seidenstrümpfen bedeckten Füßchen staken in scharlachrothen, silberdurchwirkten Pantoffelchen.

Es fehlte Fez und Jaschmach, um an eine Valide Teherans zu glauben.

„Verzeihung, lieber Le Gay, daß ich Sie schon für Nachmittag zu mir bat, aber ein altes Nervenleiden fesselt mich ans Haus, so daß es mir unmöglich wird, vor einigen Tagen auszugehen. Und da Sie so geistreich und noch dazu in meiner Muttersprache zu plaudern verstehen, habe ich mir erlaubt ...“ Sie lächelte durch die zitternden Nasenflügel und Anatole wiederholte im Innern dreimal den Namen Derva, um nicht zu wanken.

Sarotte fuhr ohne Uebergang und Einleitung fort:

„Apropos! Was treiben Sie eigentlich oben auf Ihrem Eulennest? Befassen Sie sich wieder mit Naturalphilosophie, oder suchen Sie den Stein der Weisen? Warum vernachlässigen Sie mich seit mehr als dreimal drei Tagen? Oder fürchtet Ihr Zartgefühl Chimirris Abwesenheit? Sie konnten doch nicht wissen, daß er verreist sei? Ah, ah, ich sehe, daß ich Ihnen Unrecht thue, Sie, als echter Kosmopolit, spotten ja aller gesellschaftlicher Schranken.“

„Sie sind zu gütig“ bemerkte Anatole, der sich bewußt war, recht gutmüthig, vielleicht gar dumm auszusehen. Er witterte einen Entscheidungstag und ward im Bestreben, keine Verlegenheit zu zeigen, nur um so gedrückter. „Sie wissen, gnädigste Frau“, fuhr er langsam fort, wie gerne ich Ihre liebe Gesellschaft aufsuche —“

„Der Heuchler!“ dachte Sarotte. „Warum läßt er sich also erst bitten?“

„Aber ich mußte fürchten, daß eben meine häufige Anwesenheit Grund zu allerlei Gerüchten (er hüstelte) geben könnte, wodurch ich Ihnen dann lästig würde. Sie wissen doch: Komme selten, willst Du etwas gelten!“

„Ah, paperlapap, lassen Sie mich doch mit Sprichwörtern in Ruhe, und dann, wenn ich bitten darf, keine falsche Bescheidenheit, wenn auch die Deutschen behaupten, daß sie den Mann ehre, ꝛc.“

Sie hielt inne und bot in schelmischer Laune Anatole eine Cigarette an, die sie ihm nach türkischer Sitte selbst anzündete.

„Nun aber, mein Lieutenant, sagen Sie mir offen, warum Sie seit acht Tagen von der Oberfläche des gesellschaftlichen Treibens verschwanden? Bitte, setzen Sie sich hierher.“ Sie deutete auf einen Pouff zu ihrer Linken.

Dankend und befangen nahm er in der gefährlichsten Nähe Platz.

„Es waren Angelegenheiten rein dienstlicher, reservirter Natur, die mein Alltagsleben unterbrachen“, nahm er das Wort, „und Sie können deren Wichtigkeit daran ermessen, daß ich so lange gezögert habe, Ihre liebenswürdige Gesellschaft aufzusuchen.“

Sarotte brach in ein helles Lachen aus.

„Ha, nicht übel! Wo in aller Welt haben Sie denn Unterricht in Nothlügen genommen? Halten Sie mich denn wirklich für so einfältig? Gestehen Sie lieber, daß Sie sich neuerdings verliebt haben.

Nicht umsonst habe ich Ihnen am ersten Rout der Saison einen Schmetterling als Cotillonorden über Ihr falsches Herz geheftet."

Sie scherzte, — Anatole hatte seinen Muth und das weltmännische Selbstbewußtsein zurückgewonnen. Er antwortete keck:

„Ich verliebt? Und von neuem? Pah, — woran glauben Sie das zu erkennen?"

„An Ihrem Betragen . . ."

„Aber —"

„Keine Widerrede, wenn Sie etwas auf meine Freundschaft halten! Sie Erznarr, Sie wollten mir, Sarotte von Chimirri, weiß machen, daß der Dienst auf Ihrer Sinecure droben . . . ah, ich werde mich wohl hüten, diese ungeschickte Ausrede zu wiederholen. Mein Gott, mit so etwas dürften Sie nicht einmal der jüngsten Pensionärin eines Mädchenlyceums mehr kommen."

Treu der Sitte ihrer Landsleute sprach sie leidenschaftlich schnell und gestikulirte trotz ihres „Nervenleidens" lebhaft und ausdrucksvoll. Ihr Busen wogte unter der leicht zitternden Hülle, wie der schwellende See im Herbststurme.

Anatoles Eigenliebe fühlte sich durch diese Aufregung angenehm gekitzelt; — es half nichts mehr, er mußte seinem Vorsatze untreu und — galant werden! Und so gerieth er in das gefährliche Fahrwasser glatter Redewendungen und schmeichlerischer Kosewörte, aus dem es schwer hielt, an das feste Land kühler Vernunft und ruhiger Ueberlegung zu landen.

Selbst bei Offiziers-Vorträgen hatte er nicht so schön gesprochen! Die langen Tiraden wären des Domherrn Stanislaus Pasquale Mamini würdig gewesen, dessen Reden bei Tagesanbruch begannen und bei Sonnenuntergang endigten. Während er so seinen Liebes-Leitartikel mit erkünsteltem Pathos deklamirte, funkelte das Auge der thörichten Frau in einem eigenen Glanze, durch den eine verzehrende Glut hervorzubrechen schien. Befriedigt und voll Genugthuung hörte sie auf diese eindringliche, längst erwartete Werbung. Endlich hatte er ihr die gewisse goldene Brücke gebaut, über welche sie in seine Arme eilen konnte, ohne ihrer Frauenwürde etwas zu vergeben. Die Aermste vergaß, daß echtes Gefühl niemals nett gedrechselte Wortverbindungen benutze, um sich verständlich zu machen. O unsterbliche Eitelkeit und Frauenthorheit, sie macht euch alle blind und taub!

Willenlos überließ sie ihre Hand dem enthusiasmirten Offizier, der sie mit Begeisterung ergriff. Nun sah er erst, wie merkwürdig weiß, zart und wohlgestaltet diese Hand war.

Leuchtenden Auges betrachtete er Sarotte, wobei ihm vorkam, daß er wieder neue Eigenschaften und nie geahnte Vorzüge an ihr entdeckte. Nachdem er so lange und so viel gesprochen, wußte er nicht mehr, was er alles vorgebracht, und suchte nun seine Blicke den gesprochenen Worten anzupassen. Die gefährliche Nähe und Sarottens sinnlicher Blick thaten das Uebrige.

„Sarotte!" rief er endlich feurig, „ich habe Sie bis jetzt nicht verstanden, und bin Ihrer Gnade nicht werth! Wenn ich ehrlich sein will, so muß ich bekennen, daß Sie Ihre Güte an einen Unwürdigen verschwenden!"

Nur noch eine Minute, und er hätte ihr sein Waldgeheimniß preisgegeben.

„Wozu diese Selbstanklagen, theurer Anatole!“ erwiderte sie mit Empfindung, „ist's nicht möglich, daß die Schuld auf meiner Seite liegt? Konnten Sie denn ahnen ... Ja, wenn wir Frauen nicht alle so flatterhaft wären! War ich nicht immer kühl und zurückhaltend, wenn wir miteinander verkehrten? Und doch wußte ich schon, daß Sie mir theuer sind ... O, wenn ich mich dessen erinnere ...“

„Verführerisches Weib!“ dachte Anatole.

Was soll ich noch weiter erwähnen? Die Zeit war wie im Fluge verflossen, — die schüchterne Kabylenliebe war vergessen.

Durch die verlangenden Blicke und gewagten Worte fühlte sich Anatole unwiderstehlich in die Scylla verstandloser Sinnlichkeit gezogen, und rief, indem er die Hände der schönen Frau mit Küssen bedeckte:

„Wie soll ich Ihnen danken, Sarotte! Sie sind so jung und schön, daß ich kaum glaube, Ihnen jemals die Wagschale halten zu können. Ein einziges Lächeln von Ihnen ist mehr werth, als alle meine guten Eigenschaften zusammen genommen! — Mein junges, empfängliches Herz und der offene Sinn sind alles, was ich zu bieten imstande bin. Wenig genug, — doch Sie sind edel, großmüthig und nachsichtig!“

„Großer Gott!“ lachte sie, und zog den glühenden Kopf des so rasch gewonnenen Freundes an sich; — ihr nackter Arm schlang sich um seinen Nacken:

„Was könnte es für mich besseres geben, als unsere Liebe?“

Sie küßten sich zum ersten Male; — der Strom trunkener Leidenschaft brauste durch die schwachen Körper Anatoles und Sarottes... Doch schon Petrarca meint: „Alles Schöne schwindet auf Erden und ist nicht von langer Dauer!“ und so geschah es auch hier.

Der gellende Ruf: Yangun var, Yangun var! (Es brennt!) tönte plötzlich aus allernächster Nähe an ihr Ohr.

Und schon donnerte es zweimal vom hohen Kuluk (Feuerwachhaus) zum Zeichen des Feueralarms. Anatole mußte die Bereitschaftsabtheilung von der Kasbah abfertigen. Die Pflicht machte ihn plötzlich ruhig und besonnen; — es war ihm, als wäre er aus einem lieben Traum erwacht, — er begann, Reue und Scham vor sich selbst zu empfinden.

Das also waren seine festen Grundsätze? Ja, „hell is paved with good intentions. Rasch ergriff er sein Käppi, nahm hastig und kühl Abschied und bestieg die ungeduldige Roußlan.

Es brannte ein Verpflegsmagazin auf der Place royale.

Das Reiterstandbild des Herzogs von Orleans, welches diesen Platz ziert, ragte nur mehr aus einer einzigen Rauchsäule hervor. Allenthalben sah man Feuerbereitschaften im Schnellschritte einhertrotten, denen Mehters (Feuerwächter) mit Leitern und Feuerhaken, sowie Begdschis (Straßenwächter) mit ledernen Schläuchen folgten. Eine eigens organisirte Feuerwehr gab es nicht. Die Tulumbadschis (Spritzenmänner) und Sakas (Wasserträger) benahmen sich aber so

geschickt, daß der Brand binnen kurzem lokalisirt und bald darauf gelöscht war.

Anatole hätte zum Konsulate zurückkehren können; er zog es aber vor, nach der Kasbah zu reiten, nachdem er sich fest entschlossen, die Wirkung der heutigen, ohne sein Zuthun herbeigeführten Erklärung durch langes Ausbleiben abzuschwächen.

Vor dem Stadtthore begegnete er dem von einer Streifung heimkehrenden Bataillon. Er meldete sich beim Chef.

„Guten Tag, Lieutenant Le Gay! — Der Dienstestausch mit Unterlieutenant de St. Simon ist bewilligt; — nun können Sie wieder weitere drei Monate auf der Kasbah dunsten. Anatole hatte zum allgemeinen Staunen seiner Kameraden einen Dienstestausch mit dem lebenslustigen Unterlieutenant St. Simon nachgesucht, um Derva zu Liebe auf der Kasbah, d. i. in der Nähe der Métidja bleiben zu können.

„Gehorsamen Dank!“

„Bitte, was giebt's neues?“

„Es hat Feuer gegeben!“

„Oho, Teufel auch! — Wo denn?“

„Das Verpflegsmagazin auf dem Königsplatze ist abgebrannt.“

„Ah, um diese Bretterbude thut es mir nicht leid. Apropos, steht es nicht gegenüber dem italienischen Konsulate?“ rief er mit besonderer Betonung, ritt ganz nahe an Anatoles Pferd an, und meinte leise: „Man sagt, Sie liebten Frau von Chimirri.“

„Nein, mein Commandant!“

„Ja, sage ich, denn Sie lachen ebenso „durch die Nase“, wie sie.“

Roußlan spürte plötzlich mehrere Zoll kalten Eisens in den Weichen und flog der Citadelle zu.

V.

„Ille terrarum mihi praeter omnes
Angulus ridet.“

Horaz, Oden, II. B. 6, 13.

Am 10. Silhidsche, 70 Tage nach Schluß des Ramazan kündete weithallender Kanonendonner den Gläubigen von Algier und Konkurrenz den Anbruch des Opferfestes Kurban-Beiram, das vernünftigerweise nur vier Tage und Nächte dem tollen Faschingsjubel weiht.

In den maurischen Vierteln feierten alle Händler, Khans und Besestans waren geschlossen, nur Khavedschis und Tschitschekdschis hielten ihre Bazars offen. Die Buden der Ersteren waren von weißbärtigen Muselmännern gefüllt, die lautlos, mit gekreuzten Füßen dasaßen und die ovale Tschibouk-Lula nur dann aus dem Munde ließen, wenn sie von Zeit zu Zeit mit hörbarem Schlürfen ihren Fildschan schwarzen Kaffee, an die dünn geschnittenen, blutleeren Lippen brachten.

Bei den Tschitschekdschis wurden von den Dienern noch die dringendsten Einkäufe besorgt, vornehmlich an Orangen, Melonen, Feigen und — Zwiebel und Knoblauch, da der Tradition zufolge letztgenanntes Gemüse zu Muhammeds Leckerbissen gehört haben soll.

In den besseren Familien briet man Lämmer oder Zickeln am Spieß, machte und empfing Besuche, tauschte Geschenke um.

Die winkligen Schmutzgäßchen wimmelten von zerlumpten Bergsöhnen, die Heerden zum Verkaufe in die Stadt trieben, um vom Erlös die nothwendigsten Artikel für Haus und Hof anzuschaffen.

Anatole ward durch die Salutschüsse der Hafenbatterie (jede derartige Pulververschwendung mußte von den Türken bis auf den letzten Penny bezahlt werden!) aus seinem Nachsinnen geweckt und an das längst ersehnte Stelldichein mit Derva erinnert. Rasch knüpfte er den Nackenschutz an sein Käppi, zog die schweinsledernen Schnürschuhe an, nahm sein Jagdgewehr und koppelte den ungeduldigen „Fly“ los.

Nachdem der treue Fuchshund den blitzenden Damaszenerlauf sattsam beschnuppert, und der Freude über einen neuerlichen Jagdausflug durch meterhohe Sätze Ausdruck geliehen hatte, folgte er gehorsam dem flinken Anatole.

Bald war die herrliche Fruchtebene von Birmandrees mit ihrer üppigen Cactus-, Orangen- und Aloëvegetation und den schmucken Landhäusern durcheilt. Nach einstündiger Wanderung eilte Anatole durch dornige Wachholderstauden und über zackige, spitze Steinkanten der Bibânschlucht zu, diesem rauhen, wildzerklüfteten Hochgebirgthale, das ein sturmgepeitschtes Steinmeer aus einander gerissen zu haben scheint. Es endeten da die letzten, elenden Kabylenhütten und es begannen die Felshöhlen waghalsigen Raubgesindels, mit welchem die Regierung der Ruhe halber öfters zu paktiren gezwungen war.

Hier war noch alles im Urzustande, — Rousseaus Ideen entsprechend! Auch die „eiserne Pforte“ war durchschritten und Anatole sah sich jener Parzelle gegenüber, die ihm zum süßen, unbelauschten Rendezvousorte dienen sollte.

Zweifel, ob die schene Kabylin Wort gehalten, bestürmten sein Inneres und jagten eine helle Röthe auf die windgebräunten Wangen.

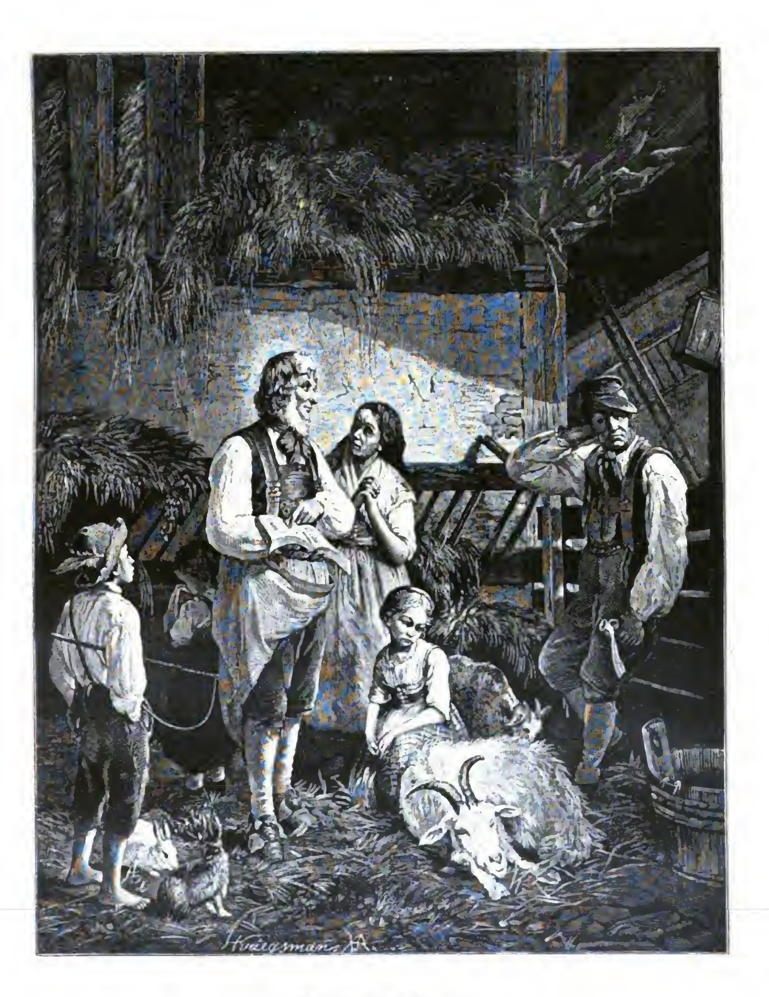
Hatte ihn auch die üppige, sinnlich angelegte Sarotte für einen Augenblick die romantische Kabylenliebe vergessen gemacht, so regte sich nun in ihm um so stärker der Trieb und das reine Verlangen nach dem natürlichen Waldkinde.

Er war sich dessen vollkommen bewußt, daß ihn die geistreiche, feurige Italienerin durch den plötzlich hervorbrechenden Gefühlswildbach überrumpelt hatte, und sein Herzensbette mit den seichten Ufern wurde, — nachdem der schäumende Guß durchgerauscht war, — wieder vom gewöhnlichen Normalwasserstande erfüllt.

„Bei Himmel und Hölle!“ (schwur er sich zu), jetzt will ich mit meinem schwanken Gemüthsschifflein doch einen unabänderlichen Kurs einhalten!“

Als er die schützenden Gestrüppzweige zurückbog, um auf die ruhige Bergwiese zu gelangen, war ihm wie einem Hazardspieler, der die letzten Reste seines einst so fürstlichen Vermögens auf eine Karte gesetzt hat. Wie freudig wurde er jedoch überrascht, als er Derva erblickte, die am grünen Moosteppich lag und schlief!

Sie hatte die Füße nachlässig gekreuzt und beide Hände um den Kopf geschlungen, so daß die volle Brust frei hervortrat, umsomehr, als ihr Fest-Seimann bis zum Gürtel offen stand. Das farbenreiche



Die kranke Ziege.

Nach einem Originalgemälde von August Heyn.

Feiertagsgewand schmiegte sich an die weichen zarten Glieder; — die schneeweißen Schalwars umspannte in der Taille ein buntgewirkter Kuschak, der bis an den breitärmeligen, mit seltenem Pelzwerk verbrämten Seimann reichte; — eine mattglänzende Perlenschnur stach seltsam vom wachsglatten Halse ab; — ihr reiches Haar umschlang als Kopfschmuck ein doppelt gewundener lichtgrüner Jemini, dessen Bund sich über der Stirne kreuzte und von Granatblüten in Form einer Agraffe festgehalten wurde.

Welch' inferioren Vergleich mußte aber dieser Schmuck mit der jugendlich frischen Schönheit der reizenden Schläferin aushalten!

Die vom Schlafe roth angehauchten Wangen, der sanft wogende Busen, die formvollendeten Glieder überhaupt, deren herrliches Ebenmaß in die Augen sprang, boten ein überaus reizendes Bild, und machten es Anatole gar nicht so schwer, Sarotte für immer zu entsagen.

Auf den Fußspitzen schlich er näher, und beugte sich über die friedlich schlummernde Schowia.

Das war eine selten schöne, wilde Bergblume, die zu brechen man gefährliche Sprünge zu wagen hatte, und die, — einmal gepflückt, — gewiß ihr unschuldiges Blumenleben verlor.

In heftiger Gemüthsbewegung versuchte er einen leisen Kuß auf die kirschrothen Lippen zu hauchen, als sie zusammenzuckte, mit der Hand über das große braune Auge fuhr, gleichwie um den Traum zu verscheuchen und zur Wirklichkeit zurückzukehren.

Erschreckt wollte sie aufspringen, aber Anatole hielt sie zurück und sprach sie freundlich in ihrer Mundart an:

„Friede sei mit Dir, Derva!"

„Auch mit Dir sei Friede!" und, da er ihre Hand ergriff: „Yavasch, sachte, oder es wird Dir schlecht bekommen! Im Namen Allahs, warum hast Du mich nicht geweckt?"

„Weil Du gar friedlich träumtest und mir so begehrlicher schienst, als mein eigen Seelenheil, als alle Schätze Dschemdschids!"

„Allah ist groß und Du bist sein erster Schmeichler?" flüsterte sie lächelnd. Es klang kaum wie ein Vorwurf, als sie weiter sprach: „Du hast mich warten lassen, sonst hätte ich wohl nicht einschlafen können. Ich wollte bereits gen Koleah, — doch ein Wort ist ein Wort, — und ..."

„Verzeihe, Dschanum, ich bin erst mittags von einer Streifung zurückgekehrt, und dann sofort zu Dir geeilt. Sieh', ich bin abgehetzt, wie ein gejagtes Wild."

Er sah wirklich erschöpft aus.

„Komm!" meinte sie mitleidig, „weiter unten in der Schlucht rieselt ein frischer Quell. Ich will Dir eine Schale Wasser reichen. Was meinst Du Kardasch (Bruder)?"

Anatole ergriff ihre Hand, und sie stiegen miteinander die felsige Mulde hinab.

Als sie sich niederbeugte, um Wasser in den ausgehöhlten Pipun (Flaschenkürbiß) zu schöpfen, umschlang er sie plötzlich und rief begeistert:

„Könnt' ich doch lieber aus Deines klaren Herzens Quelle trinken! — Ich würde nie mehr dürsten!"

„Allah, Allah, Deine Worte zerfliegen wie Sonnenstaub im Winde, und es hält schwer, Spreu von Frucht zu sondern“, entgegnete sie, mit einem leichten Zucken der Mundwinkel, „aman, Mitleid! Laß mich doch in Gottes Namen am Beiram in Ruhe!“

„Warte, bis es Schnee giebt!“ scherzte Anatole.

„O, Du bist ein sauberer Pezewenk! Spotte nur, — Deine Seele wird gewiß einmal in der Hölle rösten.“

„Hoho! In der That? Wie Gott will, — ich kümmere mich keine Mandelschale d'rum!“

„Bei meiner Seele und der Deinigen! Deine Worte sind billig zu haben.“

Unter zärtlichem Kosen und bei launigem Geplauder verging den Liebenden (sie waren es bereits mit Gegenseitigkeit) die flüchtige Zeit.

Sed fugit, interea fugit, irreparabile tempus!

Anatole fragte wohl ein halb Dutzend Mal, „ob ihm denn Derva wirklich etwas gut sei“, worauf er zur Antwort erhielt, „wie man nur so fragen könne“, oder, „was man selbst nicht wüßte, ließe sich ja nicht sagen“, und wenn sich hierauf seine Stirn verfinsterte, „Gott habe ja den Menschen Augen gegeben, um zu sehen, und ein warmes Herz, damit sie fühlen“, und dergleichen Liebesunsinn mehr! In ihrem Glücke hatten sie gar nicht bemerkt, daß in wenigen Augenblicken ein heftiges Schlagwetter, dessen rapide Entwickelung nur in der gespannten, dunstgesättigten Atmosphäre der Tropen möglich ist, losbrechen werde.

Die Luft war zum Ersticken weich geworden, das organische Leben erschlafft. Die Helle nahm plötzlich ab und es begann ohne den Uebergang der Abenddämmerung die Nacht hereinzubrechen.

In der schweren, schwülen Dunstmasse machte sich eine leise Bewegung geltend, die von Minute zu Minute an Intensität zunahm.

Die Kronen der niedrigen Eichenzwerge und Wachholderbäumchen raschelten leise. Im Nu fielen nußgroße, schwere Tropfen, die den Aequinoktialstürmen der Tropenregionen eigen sind, nieder, und ein bläulicher, weitleuchtender Blitz, der unmittelbar vom tosenden, krachenden Donnerschlage gefolgt war, flammte auf. Erschreckt fuhr Derva zusammen; ihre heiße zitternde Hand zuckte und wagte einen schwachen Versuch, sich loszulösen.

Ein starker Windstoß löste ihr reiches prächtiges Haar, das Anatole mit glühenden Küssen bedeckte.

Aengstige Dich nicht, Dschanum, es wird vorübergehen!“ meinte er zuversichtlich.

An den Heimweg war vor einigen Stunden nicht zu denken.

„Inschallah! Wie Gott will“, philosophirte die wilde Hirtin in ihrer Art, „jedes Ding hat zwei Seiten: eine glatte und eine rauhe; wenn es keinen Schatten gäbe, müßten wir auf das Licht verzichten. Aber Allah ist gütig und nachsichtig selbst gegen unwürdige Geschöpfe. — Komm'!“ wandte sie sich an Anatole, — „eine nahe Höhle soll uns für die Zeit des Gewitters Schutz bieten.“

„So laß' uns eilen!“ drängte Anatole, dem vernünftiger Weise auch um die Festgewänder seiner „Seele“ leid war.

Die Stimme versagte ihm beinahe, weil er sich infolge der nahe-

liegenden Ideenassociation an die Didohöhle galanten Andenkens erinnerte.

Rasch folgende Blitze wiesen im grellen Wiederscheine den Pfad zur Grotte, die völligen Schutz gegen den wolkenbruchartigen Platzregen versprach. Vorsichtig tappten sie vorwärts, um im Hintergrunde der Höhle eine bessere Deckung zu finden, indem sie mit der Hand die Decke streiften. Und wirklich hörten sie bald kein Wasser mehr rieseln und spürten eine trockene Moosdecke unter den Füßen. Ein Derva bekannter, gegen die Mitte zu vorspringender Felsabsatz, bot einen natürlichen Ruhepunkt.

Da krachte ein Donnerschlag, stärker als alle früheren, und der Blitz erhellte den Schlund! Der grollende Wiederhall tönte aus fernen Schluchten nach.

Dieser Augenblick greller Beleuchtung hatte Anatole das feenhaft verklärte, blaßgelbe Gesicht Dervas in einer übernatürlichen Schönheit erscheinen lassen; begeistert und halb toll riß er das wildschöne Weib an sich, wie um sie gegen die Angriffe der Natur zu schützen.

Das Gewitter ward immer heftiger: Blitz und Donner folgten sich unabläßig, so daß die Grotte von einem Glühlichte erhellt zu sein schien; die Felswände dröhnten, und drohten in den dunkeln Abgrund zu stürzen.

Der schrill pfeifende Wind, der sich in Trichtern, Schluchten und an den Winkeln der Höhlen und Schlünde verfing, peitschte unbarmherzig das nackte, faltige Gestein.

Es war eine jener Naturscenen des Südens, die bei schreckhafter Beleuchtung und tosender betäubender Orchesterbegleitung die großartigsten Wirkungen erzielen.

— —

Als dann die Natur nach wenigen Stunden über ihre Kraftproben lächelte, meinte Derva, bevor sie am dämmernden Hochplateau Abschied nahm, wehmüthig zu Anatole:

„Was haben wir gethan!?“

VI.

„Die Lieutenants und die Fähndrichs
Das sind die klügsten Leute.“
Heines „Heimkehr“, 66. —

Zwei Monate waren verstrichen, — Sarotte hatte keine Gelegenheit gefunden, Anatole ohne Zeugen zu sprechen.

Mit der Geschicklichkeit und dem Mißtrauen eines Jaguars war er allen Annäherungsversuchen ausgewichen, obzwar es ihm manchmal nicht so leicht fiel.

Seine hinhaltenden Manövers, um Zeit zu gewinnen, waren getreu den Prinzipien des Zögerers Fabius einfach basirt: d. h. er wußte immer einen guten Kameraden als „Elefanten“ zum Mitbesuch zu pressen, oder wichtige Reservatbefehle, die eine eventuelle Nichtannahme der gnädigen Einladung entschuldigten, vorzuschützen.

Sonst ließ er sich nur melden, wenn er Cavaliere Chimirri zu Hause wußte.

Seine Bewegungen, Blicke, die Art und Abstufung zarter Aufmerksamkeiten anderen Frauen gegenüber, wurden von Sarotte auf das Strengste überwacht, und es gehörte bei der schlauen Italienerin nicht viel dazu, um herauszufinden, daß in ihren Kreisen keine Nebenbuhlerin existire. Die Unbefangenheit, mit der er im leichten Plaudertone allen Frauen gleich liebenswürdig den Hof machte, bestätigte diese Annahme zur Genüge.

Um Gewißheit zu erlangen, beschloß sie einen inquisitorischen Hauptsturm zu wagen, und lud ihn zu einem ihrer „Abende" direkt und förmlich ein.

Es war nicht leicht abzusagen, da sie ihn Tags zuvor in der Opéra comique in Algier getroffen; — übrigens brauchte er in der großen Gesellschaft nicht aufzufallen.

Sorglos umgürtete er seine Lenden (er war in der Denk- und Ausdrucksweise ein halber Maure geworden) und ritt gen Algier, wo im Konsulat auf dem Königsplatze die hellglänzenden Fenster den Vorübergehenden von einem der bekannten, prächtigen Feste des italienischen Regierungsvertreters Kunde gaben.

Unbemerkt und unbefangen betrat er das Rauchzimmer, um von dort aus unauffällig in einer Herrengruppe im Salon aufzutauchen.

Der geräumige Empfangssaal glänzte schon lange vom unruhigen, blassen Lichte der vielen Wachskerzen, deren Schein sich an den Glasperlen, Prismen und dem Flittergolde der reich ausgestatteten Kronleuchter brach.

Unter den Gästen sah man Offiziere der algerischen Besatzungstruppen, unter welchen in der Fremdenlegion dienende, emigrirte Polen durch eine ausgesuchte Höflichkeit der Hausfrau gegenüber auffielen, ferner italienische und englische Marineoffiziere mit glattrasirten Gesichtern, und etwas freiem, seemännischen Benehmen, Beamte der bureaux arabes, und fast das ganze diplomatische Corps.

Der Held des Abends war diesmal ein leibhaftiger, blonder Schwede, mit grüngrauen Augen, Stumpfnase, und stark hervorspringenden Backenknochen, der sich auf der Rückreise aus dem Innern Afrikas schon die zweite Woche in Algier aufhielt und unbewußt als Mittel zum Zwecke der berechnenden Sarotte dienen sollte. Er hieß Oscar Graf Sötherberg, und war dem Generalstabe zugetheilt.

„Hoho, aufgepaßt!" flüsterte Major Vicomte de Cavaillac dem ernsten Anatole im Vorübergehen zu; — „das ist ein verdammt gefährlicher Nebenbuhler! Alle Welt schätzt sich's zur Ehre, mit ihm bekannt zu werden, ja, es gehört schon zur Mode, sein Freund zu sein."

Als Anatole hierauf nach Sarotte sah, kam es ihm vor, daß sie ihn durch den dichten Schleierkranz ihrer Seidenwimpern prüfend beobachtete, um sich dann in eine lebhafte Unterhaltung mit dem plötzlich in Schwung gekommenen schwedischen Aristokraten einzulassen.

„O nie versiegende Quelle weiblicher Koketterie!" murrte er, „das soll wahrscheinlich meine Eitelkeit und den Ehrgeiz wecken ... doch, wozu diese Betrachtungen? Sich mit diesen Nichtigkeiten zu beschäftigen, würde nichts anderes bedeuten, als ihr eine langersehnte Genugthuung zu bereiten. Bah, spielen wir den Engländer bis zur innersten Gemüthsfalte!"

Während er darüber nachdachte, wie er sich durch eine zarte Klarlegung seiner jetzigen Gefühle aus der falschen Stellung zu retten vermöchte, schob sich ein wohlgeformter Arm unter den seinen.

Es war die junge, blühende Frau des Unterpräfekten Joubert, die eine etwas zweifelhafte Vergangenheit, dafür „la langue bien pendue“ hatte.

„Hören Sie, Herr von Le Gay“, begann sie scherzend, „kann ich etwas auf Ihre Freundschaft halten?“

„Gewiß dürfen Sie das! Sollten Sie davon nicht überzeugt sein? Doch weshalb, wenn ich fragen darf, diese ernste Miene, wenn nicht ...“

Sie ließ ihn nicht ausreden.

„Lassen wir das; Sie behaupten, mein Freund zu sein, — das genügt! Darum werden Sie mir einen leichten, angenehmen Dienst nicht abschlagen.“

„Sicherlich nicht, auf mein Wort! Aber ich ...“

„Also geben Sie wohl acht! Bemerken Sie Sarotte von Chimirri? Da, — sie ist soeben aufgestanden.“ Sie deutete mit der Hand die Richtung an, was Anatole nicht ganz schicklich fand.

„Ja, wenn man von der Sonne spricht, so scheint sie. Sehen Sie nicht, oder wollen Sie es vielleicht nicht sehen, wie blaß die sonst blühenden Wangen dieser reizenden Frau sind? Ich versichere Ihnen bei meiner Ehre, daß nur Sie daran Schuld sind.“

„Oho, das hieße denn doch ...“

„Erlauben Sie, daß ich fortfahre, und erklären Sie mir dann gefälligst, warum Sie seit acht Wochen Sarottens Nähe meiden? Denn, wenn es mir auch nicht zusteht, über Ihre Handlungen abzuurtheilen, so muß ich wieder bemerken, daß mir meiner Freundin Seelenruhe am Herzen liegt. Darum finde ich, daß Sie sich abscheulich, ja unverantwortlich benommen haben. Anfänglich sind Sie durch zwei Monate ihr treuer cavaliere servente, bringen sie bei einem Haare um ihren guten Ruf, was auch keine so schwere Sache ist, wenn man die Tratsch- und Skandalsucht unserer kleinen Gesellschaft bedenkt, und dann empfehlen Sie sich ohne irgend welchen Grund, um auf der Métidja wer weiß welch' niedrigem Wilde nachzuspüren, das eine solche Auszeichnung gewiß nicht verdient. Sehen Sie denn nicht, wie schön sie ist? Oh, Sie sind mir, wie die übrigen Männer, ein unbegreifliches Ungeheuer!“

Diese Strafpredigt aus dem Munde einer Frau, von der er wußte, daß sie selbst ihrer täglich mehrere verdiente, verdroß Anatole und er meinte unwirsch:

„Ich muß schon um die Erlaubniß bitten, Einiges zu meiner Rechtfertigung vorbringen zu dürfen. Fürs erste, glaube ich nicht, daß die Lockerung der immerhin noch freundschaftlichen Beziehungen zu Frau von Chimirri eine solche Bedeutung hätte, daß ...“

„Pah, pah, wem wollen Sie das weiß machen?“

„Verzeihung, gnädige Frau, ich bin noch nicht zu Ende. Hieße es nicht, eine große Portion Eitelkeit und Eigenliebe zu besitzen, wenn ich annehmen sollte, — was mir übrigens nicht in den Sinn kommt, — daß sich eine so lebensfrische Dame meinetwegen Sorgen mache?

Du lieber Gott, das wäre wohl eines Schülers würdig! Das Herzeleid dürfte nicht so bedeutend sein, als Sie anzunehmen belieben, und dann, — wollen Sie sich doch gefälligst durch den Augenschein überzeugen, — welch' wunderbares Gegenmittel so eben in Anwendung gebracht wird." Im Geheimen drückte er dem unbekannten Sötherberg die Hand, und war ihm sehr dankbar, da er sich seiner Verpflichtungen, auf die übrigens nur mehr Sarotte noch zu halten schien, leichter entschlagen konnte. Wenn er den Gekränkten und Vernachlässigten spielte, konnte er leicht den gewünschten Rückzug antreten.

Er deutete mit den Augen die Direktion an, und Frau Joubert gewahrte Graf Sötherberg, dessen glühende, zielbewußte Blicke Sarotte zu verschlingen drohten.

Die niedliche Präfektenfrau lachte und verglich ihn „seiner Fischaugen wegen" mit einem gesottenen Hechte.

„Und was weiter den guten Ruf Sarottes anbelangt", fuhr Anatole unbekümmert fort, „muß ich zu Ihrer Beruhigung gestehen, daß ich, — bei Gott und Seligkeit!" (als Atheist hatte er's leicht, so zu schwören), „niemals in die begehrenswerthe Lage kam, ja, es nicht einmal versucht habe, die gute Reputation eines so angesehenen Hauses zu gefährden!"

„Ah, wirklich? Dann zolle ich Ihnen meine Bewunderung, — wenn Sie nur Ihr Gewissen auch frei spricht, Sie Tugendperle!"

„Bitte, bitte! — Uebrigens, — für heute genug davon! Nun, was Ihre zweite Annahme betrifft, meine Gnädige, als hätte ich, — was Gott verhüten möge! — irgend eine Ablenkung nach Süden erfahren, so kann ich beschwören, daß ich nie Lust verspürt habe, auf der La Métidja einem anderen, als dem edlen Waidhandwerk zu fröhnen."

„Impertinenter Heuchler! Und das wagen Sie mir ins Gesicht zu sagen? Nun, wie es Ihnen beliebt; ich meinestheils glaube Ihnen trotz der Unschuldsmiene nicht ein Sterbenswörtchen. Kommen Sie nur zu Sarotte mit, damit dortorts auch ein Bröckchen für Sie abfällt. Haben Sie denn nicht begriffen, daß diese gütige Frau Sie zu sprechen wünscht? Sehen Sie doch, wie ihr Auge leuchtet, weil sie Sie kommen sieht! Frisch, benützen Sie diese herrliche Laune, und bekennen Sie wahr und treu, wie tief Sie bereuen. — Ich wette einen Reitstock mit Monogramm, daß Sie die glänzendste Verzeihung erhalten, die je einem so schuldbeladenen Sünder zutheil geworden ist."

Langsam schob sie Anatole durch den bunten Schwarm in Sarottes Nähe. Beim Näherkommen bemerkte er beklommen, daß sie in der That etwas blässer aussehe, und daß ihr mattglänzendes Auge von bläulichen Ringen umschlossen sei.

„Jetzt heißt es, Farbe bekennen", dachte er, „sonst steigert sich dies Gemüthsübel bis zur Unheilbarkeit."

Sarotte trug eine schwere, blaßgelbe Atlasrobe, ein Perlenkreuz im blauschwarzen Haare, und eine Brillanten-Rivière über die entblößte Büste. Ihr zur Rechten saß jetzt die älteste Tochter Vicomte Cavaillacs, ein gottesfürchtiges, dafür geistig zurückgebliebenes Mädchen von einer rührenden Einfalt.

„Ah, sieh' da! Lieutenant Le Gay! Ich hatte nicht mehr gehofft ..."

Es traf ihn wieder einer jener heißen, verlorenen und doch zielbewußten Blicke, durch welche eine Frau dem aufmerksamen Mann alles zu offenbaren imstande ist.

„Ha, ich habe diesen Helden schon erkannt!“ lachte die gefällige Joubert, „ist es nicht eine Schande, den Salon nur als Durchgang aus dem Rauchzimmer in das Spielzimmer zu benützen? Die eigene Bosheit Herrn Le Gays wollte es so, — aber der Weg dahin hätte nicht an mir vorüberführen dürfen. — Indeß, Verzeihung! Ich sehe hier meinen kleinen Schützling Unterlieutenant d'Harnoucourt. — Auf Wiedersehen! He, Chevalier, hören Sie denn nicht? Ah, endlich ... darf ich Sie um Ihren Arm bitten?“

Sarotte wandte sich nun lachend, Wehmuth im Herzen, zu Anatole.

„Nun, mein junger Freund, darf man noch immer nichts von Ihren kleinen Geheimnissen erfahren? Ich habe mir sagen lassen, daß alles, was Sie im Laufe der letzten Wochen erfahren haben, ungleich interessanter sei, als was Sie uns früher mitzutheilen für gut fanden.“

„Gnädigste Frau, Sie sind zu gütig, mich glauben machen zu wollen, daß unter Männern, d. h. unter meinen Kameraden abgehandelte Gesprächsthemas wissenswerther sein sollten, als Zwiegespräche mit Frauen?“ entgegnete Anatole mit feinem Lächeln.

„Bitte, wollen Sie sich nicht hierher bemühen?“ Sie räumte ihm einen Platz an ihrer Linken ein, damit sie um so ungestörter und von Vicomtesse Cavaillac ungehört plaudern könnten. „Nun, aber Anatole, — Sie gestatten doch, daß ich Sie wieder so nenne, da wir ohne Zeugen sind — ganz aufrichtig, wie sich's für einen alten Freund ziemt: Was hat Ihr Benehmen in der verflossenen Zeit zu bedeuten?“

Der Augenblick, um durch Offenheit einen wohlthätigen Bruch der Beziehungen herbeizuführen, war gekommen.

„Ich muß gestehen“, sprach er langsam, ohne den Blick auf die gefährlich hübsche Frau zu richten, „daß mich in jüngster Zeit wirklich ein mächtiges Interesse angeregt hat, das ...“

„Ah, wahrscheinlich das in nächster Woche stattfindende Flachrennen?“ unterbrach ihn Sarotte, der vor einem Bekenntniß bangte.

„Ja, auch, doch nicht ganz, — ein viel tieferes Gefühl für ein natürliches, einfaches ...“

Anatole hatte sich überschätzt!

Es war nicht so leicht, einer Frau, der man vor Wochen im Augenblicke völliger Sinnesverwirrung Liebe geschworen, von einer andern Neigung zu sprechen. Wie schwer hält es doch, ein Verhältniß abzubrechen, wenn man nicht mehr verliebt ist.

So leichtsinnig und unbeständig Anatole bei seinen Liebeleien sein mochte, nie hatte er vom schmalen Pfade weltmännischen Taktes abgeirrt!

Keine einzige seiner Geliebten hätte den Vorwurf einer Inkorrektheit wagen dürfen!

Aus diesem Grunde war es ihm peinlich, einer leicht erregbaren, schwer gekränkten Frau, den Abbruch aller intimen Beziehungen anzumelden.

Ihr Mann jedoch, — wozu hatte sie überhaupt einen Mann? —

half ihm über die Klippe hinweg, indem er vom Whisttischchen aufstand und zu ihr sagte:

„Ich bitte Sie, auch auf die übrigen Gäste Rücksicht zu nehmen; es ist höchste Zeit, daß Thee gereicht werde. Sie verzeihen doch — Lieutenant, — daß ich Ihnen für Augenblicke Sarotte entführe!"

Sie hörte ihm kaum zu, denn sie war auf jenem Punkte angelangt, wo die Leidenschaft die Stimme der Vernunft zu ersticken drohte.

Gleichgiltig blickte sie dem davoneilenden Gemal nach, und wandte sich zu Anatole, dessen helles Lachen an ihr Ohr tönte. Er hatte Frau Joubert eine Schmeichelei zugerufen. „Anatole!" flüsterte sie.

Er hörte sie nicht; sie erhob sich, nicht so sehr, um aus der Sehweite ihres Mannes zu kommen, als um Anatole näher zu sein.

Zwei in der Gesellschaft wohlbekannte ewige Konzertsängerinnen begannen ein Duett aus Astorga.

„Gefällt Ihnen diese Musik?" fragte sie ihn, da Graf Sötherberg dieser „Lebemann von Beruf" mit dem Civilgouverneur in der Nähe Posto gefaßt hatte.

„Ich finde sie reizend; — auch bin ich unschwer zu befriedigen", entgegnete Anatole.

„Wirklich? Nun, das freut mich, einen unserer Komponisten loben zu hören!" und, — da Sötherberg keine Anstalten traf, weiter zu gehen: „Für einen Augenblick! — Man ruft mich zum Thee! — Apropos, wie wünschen Sie ihn? Ganz englisch, nicht wahr? Auf sofortiges Wiedersehen! — Ja, ja, da bin ich schon!"

Da saß er nun mit dem drückenden Bewußtsein, nichts gesagt zu haben.

„Bedauernswerther Kamerad!" rief St. Simon im Vorübergehen zu, „nachdem Du verliebt bist, bist Du gegen all' die übrigen schönen Frauen blind!"

„Bitte, verschaffe mir lieber eine Tasse Thee!"

„Wie Du befiehlst, mein armer Freund!"

Auf einen Zug hatte er die Tasse geleert.

„Mein Gott! Wie Sie den Thee lieben!" wandte sich die boshafte Joubert zu ihm.

„Ich? — Ich verabscheue ihn."

„Dann verstehe ich nicht, . . . aha!" Und schon war sie davon geeilt.

Nach wenigen Augenblicken kam Major von Cavaillac, zog Anatole unauffällig in eine Fensternische und las ihm ein Dienststück vor.

Anatole verbeugte sich und suchte unbemerkt ins Vorzimmer zu verschwinden.

Auf der Schwelle traf er Sarotte.

„Oho, Fahnenflucht? Fühlen Sie sich denn so unbehaglich bei mir?" fragte sie bitter, — „ich verbiete Ihnen, zu gehen. Erwarten Sie mich in einer Viertelstunde in dem, an Edviges Zimmer grenzenden Gemach, und ziehen Sie den Schlüssel hinter sich ab; ich werde aus Edviges Zimmer gleich nachkommen."

„Entschuldigen Sie mich gnädigst!" entgegnete Anatole höflich aber bestimmt, „es ist mir auf Ehre! nicht möglich, diesem Wunsche zu entsprechen."

„Warum nicht?“ schrie sie ihn an, — „erwarten Sie vielleicht auf der Kasbah galante Gesellschaft?“

„Meine Gnädige, Ihre Frage ist ungerecht! Ich wiederhole Ihnen, daß ich von Ihrer Gnade keinen Gebrauch machen kann, . . . weil . . .“, er sah, daß sie sich in einer unbeschreiblichen Aufregung befand, er mußte sein Dienstgeheimniß preis geben: ihr gegenüber konnte er sich das erlauben.

Rasch sah er nach der Uhr: „Weil ich in einer Stunde mit dem allarmirten Detachement bereits auf dem Marsche zum Kordondienste nach Aïn-Madi sein werde.“

VII.

„Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme!“
Schiller, „Die Piccolomini.“

Aïn-Madi, an der letzten Abdachung des Amur-Djebel gelegen, ist einer der wichtigsten Märkte im Süden Algeriens und sorgt für die Bedürfnisse eines großen Landstriches. Bewohnt von Uled-Sidi-Schechs, einem rebellionssüchtigen Volksstamme, war dieser Aufstandswinkel ein Dorn im Auge des französischen Gouvernements, da die unaufhörlichen Unruhen fast alljährlich die Entfaltung militärischer Streitkräfte erheischten.

Schon im Jahre 1859 war vom zweiten arabischen Militärbureau der Belagerungszustand in Permanenz erklärt worden; doch die wilden Kabylen- und Araberhorden ließen trotz häufiger standrechtlicher Aburtheilungen in ihrem Hasse gegen alles französische und fremde nicht nach.

Durch vertrauliche Mittheilungen aufmerksam gemacht, suchte im Frühjahre 1880 das Militärbureau die in Vorbereitung begriffene Insurrektion im Keime zu ersticken, indem es von Algier und Oran binnen wenigen Stunden die im voraus bestimmten, immer marschbereiten zwei fliegenden Kolonnen an die südliche Grenze der wilden, schwer zugänglichen Felsplatte von Serson dirigirte.

Obzwar Ende März am genannten Plateau nur wenige Zusammenrottungen stattgefunden hatten, so wurde doch schon im Vormarsche von Konfidenten eine allgemeine Schilderhebung signalisirt.

Den erhaltenen Instruktionen zufolge wurde in einer Ausdehnung von etwa dreißig Kilometern ein Kordon in der Stärke von je einer halben bis einer Compagnie per Station gezogen, um durch Absperrung des ressourcenarmen Aufstandsherdes, sowie durch unausgesetzte Streifungen und Kesseltreiben dem Brigantaggio der Kabylenhorden den Lebensnerv zu durchschneiden und die Sicherheit im Verkehre wieder herzustellen.

Am 16. Mai, acht Tage nach dem Einrücken in Aïn-Madi nahm Lieutenant Le Gay-Crésac mit seinem Detachement an einer kombinirten Streifung gegen Goubba Dzaril, den Schlüsselpunkt zum Hochplateau von Serson, Theil.

Zum Kampfe mit einem gewandten, tollkühnen, genügsamen Gegner sollte sich das Ringen gegen die Schwierigkeiten, welche das schwer

erklimmbare Karstterrain bot, gesellen! Hei! Galt es da von Felsspitze zu Felsspitze, von Steinzacke zu Steinzacke mit der Elastizität des Hochwilds zu klettern, gefährliche, halsbrechende Sätze und Sprünge zu wagen, auf den Knieen zu rutschen, und die zu Ueberfällen einladenden Defiléen mit Schlauheit zu meiden.

Die Art der Kriegführung erheischte von Mann und Thier exorbitante, körperliche und geistige Opfer: Nachtmärsche, Biwaks in denen vorsichtshalber kein Lagerfeuer unterhalten werden durfte, rascher Wechsel der Standorte, unregelmäßige Verpflegung und die hieraus resultirenden endemischen Krankheiten.

Das unvermuthete Auftauchen und blitzschnelle Verschwinden einzelner Kabylenschwärme in den höhlenreichen Bergpartien, verlassene Ortschaften, Steinpyramiden, Rauchfeuer, beständige Signalrufe von Höhe zu Höhe erwiesen zur Genüge, daß sich das Land der Uled-Sidi-Schechs im Aufruhr befinde.

Anatoles Abtheilung erreichte um vier Uhr nachmittags das Marschziel auf einem unwirthbaren Pfade.

Wegkundige Spahis und gewinnsüchtige Konfidenten besorgten die Führung.

Gegen sieben Uhr abends wurde der Rückmarsch angetreten, nachdem mit den Nachbarkolonnen die Verbindung hergestellt worden war. Man war auf keine Insurgenten gestoßen, sie schienen sich nach Inner-Afrika zurückgezogen zu haben. Nach etwa zweistündigem Marsche sah sich Anatole gezwungen, seiner erschöpften Abtheilung eine kurze Rast zu gönnen, während welcher Thee gekocht und die Ueberpackung der Saumthiere vor sich gehen konnte.

Man befand sich wenige Kilometer vor dem Bergwinkel Tadschemud. Zur Sicherung wurden Feldwachen aufgestellt und sodann die Erlaubniß zum Kochen ertheilt.

Anatole streckte sich in einer zerfallenen Karaula zur Ruhe nieder. Träumend blickte er zum tiefblauen Aether empor, dachte an sein schönes Frankreich, an Paris, an St. Cyr, an das Fähnrichs-Porte-épée, an die erste und infolge einer gewöhnlichen Gedankenverbindung an seine letzte Liebe.

Was mochte die ehrliche Schowiah von ihm wohl denken? Doch war es beim besten Willen unmöglich gewesen, sie von seinem Abmarsche zu benachrichtigen.

Er meinte, in den bläulichen Rauchsäulen der Lagerfeuer ihre elastische Gestalt herumgaukeln zu sehen und schloß unwillkürlich die Augen, um — durch äußere Eindrücke ungestört — weiter zu träumen.

Da tönte durch die Abendruhe der nahe Ruf der Vedette: „Halte — qui vive?“ Aus dem Nachsinnen aufgerüttelt, stand Anatole auf, und erhielt dann von einer Ordonnanz die Meldung, „ein Weib in landesüblicher Tracht sei von der Verbindungspatrouille aufgegriffen worden, verweigere jegliche Auskunft und bitte zum Commandanten gebracht zu werden.“

„Führt sie hierher!“ befahl Anatole theilnahmslos.

Die Nacht war schon hereingebrochen, das Leben ringsum verstummt, manch’ ermüdeter Tirailleur eingeschlummert. Wachten doch die Kameraden im Vorfelde!

Es nahten leichte, flüchtige Schritte, ein hellgrüner Jaschmack wehte im geisterhaften Scheine der Mondessichel, und — die schlanke Derva stand vor dem überraschten Anatole.

Auf seinen Wink trat die Feldwachordonnanz ab.

Der laue Nachtwind spielte mit ihrem reichen, kastanienbraunen Haar, das über den Nacken bis zur leicht gewölbten Hüfte herniederfiel. Furchtsam hockte sie nieder, umschlang seine Kniee, und strich das ungehorsame Haar mit dem Schleier zurück: Angst und Kummer preßten die vollen Lippen fest zusammen, und ein matter Vorwurf sprach aus ihrem glänzenden Augenpaare, als sie, das Haupt zum Boden gesenkt, sagte:

„Freund, mein theuerer Freund! Mein Geschick ist besiegelt. Wie schwer werde ich noch mein junges Glück büßen! Warum schwiegst Du auch nicht, statt meinen kindlichen Sinn durch süße Schmeichelworte zu bethören? Lache jetzt nur nicht ob meiner verrückten Handlungsweise, und erlaube mir, in des Wiedersehens reinster Freude still an Deiner Brust zu ruhen! Im Namen Gottes: ich habe Erholung nöthig, und Du hast Dich gegen mich stets gütig erwiesen."

Sie bebte, wie ein aufgescheuchtes Reh und schlang ihren fieberheißen Arm um seinen Nacken.

Anatole streichelte ihr schönes Haar aus dem Antlitze und sprach in weichem herzlichem Tone:

„Beruhige Dich nur, treue Derva! Meine Liebe zu Dir ist mit unauslöschlichen Zeichen in die Marmortafel meines Herzens gehauen. Dein war ich immer, Dein bin ich noch — bei Deinem und meinem Gotte! Sage mir nur, woher und wie Du bis hierher gelangt bist?"

Er schloß sie in seine Arme, während sie in namenlosem Glücke flüsterte:

„Acht Tage lang hatt' ich umsonst nach Dir gespäht, — vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht die Métidja durchjagt, ohne der rauhen Worte und drohenden Blicke meiner Angehörigen zu achten. Nirgends eine Spur von Dir! Doch Allah ist gütig, und es giebt keinen Besseren! Selbst der Sünder erbarmt er sich gnädig. Denn gerade als die Sterne meiner Liebeshoffnung zu erblassen begannen, hörte ich von einem spanischen Handelsjuden in Koleah vom Abzuge der Soldaten aus Al Dschessair. Flugs rannte ich fort, um Dich aufzuspüren, und bevor die goldene Sonne zum zweiten Male Amurs Scheitel küßte, hatte ich Dich erreicht, — und hier bin ich nun, um Schutz und einen Ruheplatz an Deinem Herzen zu erbitten. Im Namen des einzigen Gottes! Gieb mir den Frieden meiner Seele zurück und lösche die heißen Flammen meines Innern!"

„Fasse Muth, Derva! Auch Frieden sollst Du finden, mein goldenes Kind, und müßte ich Dich gegen Dschehennems (Hölle) Mächte vertheidigen. Könntest Du doch ermessen, wie groß mein Schmerz beim Abmarsche aus der Kasbah war, da ich kein Mittel kannte, Dich hiervon zu verständigen! Tröste Dich, ich werde Dich jetzt nicht mehr verlassen; denn ich liebe Dich, Du Freundin meiner Seele, und will jeglichen Schmerz sorgsam von Dir fern halten."

„Guter Mann!" rief Derva vom Wiederscheine des Lagerfeuers wie eine Theerose blaßgelb gefärbt, „so Gott will, wollen wir leben

wie zwei Mandeln in einer Schale. Möge der Segen des Allmächtigen auf uns ruhen! — In Deiner Nähe lache ich der Verwünschungen meiner Verwandten, ich bin nicht eines jener schwachen Mädchen, die vor dem Scheine eines Flintenlaufes oder vor dem Blitzen einer Yataganklinge Furcht empfinden. Torkma, ohne Scheu und Zagen!"

Das Auge der erregten Schowiah strahlte in sicherem Glücke. Anatole wußte freilich noch nicht, was er mit ihr beginnen sollte, falls er in seine Kantonirung auf der Kasbah einrücken mußte, da die Gesetze im Interesse der Ordnung und des Friedens diesfalls keine Ausnahme kannten.

„Vorläufig jedoch", dachte er, „läßt sie sich hier unterbringen, um vor den Spüraugen ihrer Glaubensgenossen und meiner freundlichen Kameraden verborgen zu bleiben. Und späterhin? Qui vivra, verra."

Die scharf gezeichneten Zacken der entfernten Gebirgsmassen hoben sich deutlich vom zitternden Aether ab; — auf den dem Monde zugewandten, weißgrauen Kalksteinplatten tanzte dessen unruhiger goldgelber Wiederschein.

Stille, alles stille, — kaum ein Lüftchen regte sich: die Bergesriesen waren eingeschlafen.

Anatole befahl sein Detachement zum Aufbruch, hieß Derva seine muskelstarke Berberstute besteigen, und bald tönte der Tritt der verwunderten Tirailleurs, sowie der träge Hufschlag des Tragthier-Convois durch das öde Gebirge.

Unausgesetzt hing der forschende Blick des besorgten Offiziers auf dem feenhaft verklärten Antlitze der wildschönen Kabylin, deren auffallende Blässe auf ein Unwohlsein schließen ließ, obzwar nicht der leiseste Klagelaut über ihre Lippen kam.

Besorgt reichte er ihr Wein, den sie kaum kostete.

Kurz vor Mitternacht langte das Streifcommando in Aïn-Madi an. Dervas Zustand schien sich verschlimmert zu haben, denn sie mußte mit Bonifaces Hilfe vom Rücken der „Roußlan" gehoben und in die Karaula weit eher getragen, als geführt werden.

Endlich gab sie ihre Schwäche zu. Sie klagte über heftige Magenschmerzen und vertrug weder Speise, noch Trank, — nicht einmal schwarzen Kaffee.

Besorgt sah Anatole in ihr verstörtes Auge und sandte verzweifelt nach dem Assistenzarzte der nächsten Kordonstation Dr. Gérard.

Sollte sie das erste Opfer einer Typhus- oder Fieberepidemie geworden sein? Oder war dieser bedenkliche Zustand durch Ueberanstrengung hervorgerufen worden? Sie war aber doch von Kindesbeinen an derlei Strapazen und klimatische Gefahren gewöhnt.

Nach einer bangen, sorgenvollen Stunde langte der Subalternarzt an, — ward ins Vertrauen gezogen, und sicherte strenge Geheimhaltung zu. In peinlicher Erwartung harrte Anatole auf das Resultat der Diagnose. Wenige Minuten nachher trat der junge Arzt lächelnd aus dem improvisirten Krankenzimmer und schüttelte mit boshafter Miene Anatoles Hand zum Abschied. Dann sagte er zum ungeduldigen Anatole:

„Nur unbesorgt! Es ist nichts zu befürchten; etwas Ruhe und der normale Zustand kehrt zurück."

„Nun, was giebt's? — So reden Sie doch!" hastete der besorgte Liebhaber.

„Langsam, langsam! Zu dieser Nachricht ist noch immer Zeit genug. Von Typhus keine Spur! — Ich erlaube mir, — darf ich?! — zu gratuliren. Die junge Kabylin ist — Mutter."

VIII.

„Un beau navire à la riche carène . ."
Chansonnier nouveau.

Unter anderen Veränderungen konnte man im Avenir militaire, dato Paris, 1. Juli 1880 unter den Personal-Nachrichten auch Nachstehendes lesen:

„Auf ein Jahr gegen Carenz aller Gebühren beurlaubt und als überzählig zur Disposition gestellt: Lieutenant Anatole Le Gay-Crésac des dritten afrikanischen Tirailleur-Bataillons à cheval. (Urlaubsorte: Paris und Schloß Lauzun bei Montpellier.)"

Der tapfere Tirailleuroffizier hatte bis vor kurzem, „nichts sein genannt, als das Leben (und das mußt' er der Heimat geben!").

Jetzt aber — Ende Mai — hatte er: eine Wunde am Oberarm, dafür la croix de la légion d'honneur auf der Brust, das Schlößchen Lauzun und fünf Tausend Francs Rente von seiner verstorbenen Schwester Madeleine, endlich die reizende Kabylin in reizenden Umständen. — — —

Die geschickt entworfenen und nachdrücklichst durchgeführten Maßregeln hatten den Aufstand im Keime erstickt, und es war anzunehmen, daß die entbehrlichen Truppen einrücken würden.

Selbstredend wäre die Besatzung der Kasbah in erster Linie zu ihrer eigentlichen Bestimmung, dem Wachdienste zurückgekehrt.

Und Derva!?

Die Bedrängnisse häuften sich, wie in der Persertrilogie von Aeschylos. Was Wunder, wenn er, — toujours à la bosse des affaires, — um Urlaub bat?

Nachdem vom Kriegsministerium die Bewilligung herabgelangt war, beschloß er, sein Detachement in Aïn-Madi zu übergeben, und derart abzugehen, daß er, — am 20. Juni in Algier angelangt, — noch den direkten Dampfer „St. Juste" zur Ueberfahrt benutzen konnte.

Seine unbedeutende Wunde war diesmal die prächtige Ausrede seiner Unhöflichkeit werth; — er brauchte nirgends Abschied zu nehmen.

Vor der Abreise trat er zu Derva ins Stübchen, um sie mit seinen Absichten bekannt zu machen:

„Ich habe mit Dir über Wichtiges zu sprechen, liebe Derva! Höre mir aufmerksam zu, — es ist ein Wendepunkt in Deinem und meinem Leben. Komm', setzen wir uns hierher und nun! —" In peinlicher Neugier, pochenden Herzens, stockenden Athems sah das furchtsame Kind mit den großen braunen Augen zu Anatole empor. „Ich habe die Bewilligung zum Abgehen nach Frankreich erhalten, wo ich nun für immer zu bleiben gedenke; — ich frage Dich nun", fuhr er zagend fort, — „fühlst Du genug Kraft in Dir, Dein Heimatland zu

verlassen, eine neue Sprache, neue Sitten und Gebräuche Dir anzugewöhnen? Kannst Du den Gedanken mit Ruhe tragen, dem Boden Deiner Väter den Rücken kehren, um einem Feinde Deines Volkes und Deiner Religion zu folgen?"

„Was gehen mich die Sterne an, wenn mir der Mond strahlt? Ich kümmere mich keinen Dattelkern darum, wessen Brod und Salz ich esse, wenn ich nur bei Dir bin. Kullischain bekader, in allen Angelegenheiten siegt doch das Fatum."

„Das sind kühne, von Deinem innigen Gefühle eingegebene Worte, für die ich Dir nicht genug dankbar sein kann, bedenke aber, daß Deine Mutter ..."

„Ich habe sie nie gekannt!"

„Also Dein Vater ..."

Ein trübes Wölkchen irrte über die reine Stirne.

„Allah, der Allgütige ist mein Vater, — ich weiß sonst von keinem."

In einem Uebermaße von Mitgefühl und Rührung küßte Anatole ihr Händchen, auch er war elternlos. Erröthend zog sie dasselbe zurück, während er fortfuhr:

„Du hast mich mit solcher Macht geliebt, wie ich ihrer vielleicht nicht einmal werth bin. Dein reiner Blick, der keusche Kuß, manch' süßes Wort und die reizenden, traulichen Kosestunden in Deinen Armen haben mich für tagelanges Warten und stundenlanges Irren entschädigt, doch wenn Du, — überlege nochmals, Derva! — fürchtest, in fremden Landen jenes Glück, das Du bis nun vielleicht nur in holden Traumgebilden geschaut, zu entbehren, — dann vergiß mich — und ich ziehe allein!"

Diese aufrichtigen Worte trafen Derva schmerzlich. Leise stahl sich eine Thräne über ihre bleichen Wangen, — die Erinnerung ihrer jungen Liebe entfachte von neuem die angestammte Glut und all' die Liebeslust floß in den Worten zusammen, die sie mit bebenden Lippen sprach:

„Du hast wohl gesprochen, mein Freund, — doch wie ein Kind des Nordens! Zum ersten Male hast Du mein Gesicht verdunkelt, mein Auge umschleiert. Beim Kopfe des Propheten! — Nachdem ich der Liebe Lust so tief empfunden, würde ich mit Dir bis ans Ende der Welt laufen; nur liebe mich! Was kann mir denn Böses begegnen, sofern Dein Blick mir Treue spricht? — Doch Du bist ehrlich, und ich will die Gnade Gottes, den ewigen Born hoher Güte anflehen, daß er seinen Schatten über Dich breite."

„Nun also", entgegnete Anatole beruhigt, „laß' uns dies Land verlassen. Komm', reich mir Deine Hand, — ich habe es nicht anders erwartet. In Paris, wo ich geboren bin, und in Lauzun, wo ich meine Kinderjahre zugebracht, wollen wir weiter glücklich sein."

„Du liebst wohl sehr Deine Heimat?" fragte Derva schüchtern.

„Gewiß, meine Theuere!" lautete die stolze Antwort, „und doch war auch ich gezwungen, sie zu verlassen." Sie hatten sich nichts mehr zu sagen und trafen ihre Reisevorbereitungen.

* * *

Am 20. Juni früh löste Anatole zwei Billets nach Marseille. Während Derva in ihrer Kajüte von den Anstrengungen der Reise ausruhte (sie waren die letzte Nacht sechs Stunden in einem landesüblichen Karren gefahren), sah Anatole vom Kapitänssteg über die Brüstung dem geschäftigen Treiben im Hafen zu.

Die kleinen Passagierboote, die den Verkehr von und zu den Dampfern vermittelten, und kleine Packetbarken glitten unaufhörlich über die ölglatte Fläche; die Ruderknechte, welche einander zuriefen, Backbord oder Steuerbord zu nehmen, langsam oder schneller zu fahren, erfüllten die Luft mit heiserem Geschrei, es war das scheinbar unlösliche Wirrwarr eines Handelshafens. Und erst die Quais und Molos!

Da wimmelte es von Oda baschis, Matrosen, Fischverkäufern, Händlern, und hauptsächlich von Fachins, Strolchen und Tagedieben.

Alles stieß, drängte, hastete und schrie.

Das tiefe Blau des Meeres, welches mit Jollen, Hulks, Tendern, Rad- und Schraubendampfern jeglicher Konstruktion und Dimension bedeckt war, — die hellleuchtenden Strahlen der aufgehenden Sonne, — welche Kirchen und Dschamias, Kapellen und Minarets, Monumentalbauten und Hütten ohne Unterschied vergoldete, lieh diesem halb abend- halb morgenländischen Bilde den dazu gehörigen Glanz.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Dampfpfeife hatte bereits das zweite Signal gegeben; Lastträger, Hafen- und Zollbeamte und sonst nicht zu Schiffe gehörende Personen eilten, den „St. Juste" zu verlassen.

Anatole warf einen letzten Blick auf die gastfreundliche Kasbah, dachte an die eigenartigen Erlebnisse in der Kolonie und stieg zufrieden aufs Hinterdeck.

Mitten in seinen Betrachtungen war in raschem Tempo ein niedriger Korbwagen dahergerollt; zwei Frauen in eleganter Reisekleidung stiegen über die Landungsbrücke, die unmittelbar darauf weggezogen ward.

Die Dampfpfeife ertönte zum dritten Male: Hutschwenken, Taschentücherwinken, Kußhändchen, feuchte Augen, traurige Mienen, verstärkte Arbeit der Maschinenkolben, langsames Herumdrehen des Schiffskiels und — der „St. Juste" dampfte selbstbewußt zum Hafen heraus, auf die weite, leicht gewellte Fläche des Mittelmeeres.

Noch ein Blick, — Algier war verschwunden; — all right!

Nur die Kreidefelsen des Kap Matifon blieben noch eine Weile sichtbar. Langsam schlenderte Anatole zum gemeinschaftlichen Salon herunter, als er einer Dame begegnete, — derselben, — die kurz vor Abfahrt des Dampfers noch eingestiegen war.

Wer beschreibt aber sein Staunen, als er, — näher tretend — Sarotte von Chimirri und in bescheidener Entfernung Edvige gewahrte!

* * *

IX.

„Es rauscht das Meer, von Leben neu durchschauert;
Hell tönt des Bootsmanns Ruf: „Ans Werk, Ihr Jungen!"
Zum Mastkorb hat sich klimmend aufgeschwungen
Der Bursch', drin wie die Spinn' im Netz er lauert."
Mickiewicz, Sonette aus der Krim.

Wie war das Meer so sanft, so fromm, die Luft so rein und würzig!

Vom hochgethürmten Felskap Formenteras flimmerte das Feuerzeichen des Pharo und der volle Mond warf seine diskreten Strahlen auf die brausende, hellglänzende Wasserfurche, welche der „St. Juste", — milchigweißen Schaum aufspritzend, — in die nachgiebige, rauschende Masse schnitt.

Auf dem Hauptdeck der Passagiere erster Klasse konnte man unweit von den großen Taurollen noch in schwachen Umrissen die Gestalt einer Frau erkennen, die ans Steuerhäuschen angelehnt, in einem bequemen Schiffsstuhle saß.

Ein Bärenfell zu Füßen und einen weiten Shawl um die Arme geschlungen, das Haupt zum ruhigen Nachtgestirn erhoben, schien sie sich nur für die Vorgänge am schmuckbesetzten, blitzenden Firmament zu interessiren.

Die gleichmäßig pendelnde Bewegung des Dampfers begann hinter der Nordwestspitze Mallorcas, — wo man in eine Meeresströmung gerieth, — in ungleichmäßige Schwankungen überzugehen.

Zu dieser Zeit kam Anatole Le Gay von der Commandobrücke, wo er mit dem Kapitän, einem weitläufigen Freunde, geplaudert hatte, aufs Hauptdeck, suchte sich in der Finsterniß zurechtzufinden, und trat dann auf die unbeweglich dasitzende Sarotte zu, die ihn zu einer Unterredung hatte bitten lassen.

Die Passagiere hatten durchwegs den Gesellschaftssalon oder ihre Kajüten aufgesucht, denn die Schiffsglocke hatte bereits eine späte Stunde der Nachtwache geläutet.

„Gnädige Frau erzeigten mir die Ehre, mich rufen zu lassen", unterbrach Anatole das Schweigen, „ich habe mich beeilt, Ihrem Wunsche zu entsprechen."

Er sprach langsam und gedehnt, und zögerte fortzufahren.

„Ich sehe, daß es Ihnen schwer fällt, etwas zu sagen", nahm Sarotte das Wort, — „so will denn ich beginnen. Ja, ich habe Sie rufen lassen, es ist richtig, — wären Sie denn sonst auch hier? Du lieber Himmel, nachdem uns aber schon einmal das Schicksal auf einem so engen Raume zusammengeführt hat, wo es schwer hält, einander auszuweichen, so schien es mir nicht unklug, vorerst gewisse, unter uns einst bestandene Verhältnisse zu berühren, dieselben mit gegenseitigem Einvernehmen und in freundschaftlicher Art zum Austrag zu bringen, das heißt — falls es Ihnen genehm ist, — Herr Le Gay. — Nun, was meinen Sie, hatte ich recht, Sie zu einer Unterredung bitten zu lassen?"

Sie nannte ihn wieder „Herr Le Gay", was Anatole angenehm auffiel; — sein Antlitz begann sich aufzuhellen, denn Sarotte war

seinem geheimen Wunsche, diese zarte Angelegenheit lady-and gentlemanlike zum Abschlusse zu bringen, — zuvorgekommen.

Wie es schien, hatte sie die heilsame Krisis bereits überstanden; — darum erwiderte er höflich:

„Gnädigste Frau, Sie haben, wie immer, Feingefühl bewiesen; — in mir sehen Sie nun Ihren ergebenen Diener, der sich nur so nebenbei die bescheidene Bitte erlaubt, nach dieser Unterredung aus seinem, wenn auch süßen Dienste in Gnaden entlassen zu werden."

„Diese Bitte hätten Sie sich ersparen können!" dachte sie. „Soviel ich weiß", meinte sie spitz, „haben Sie bis jetzt der Republik, sodann jemand ganz anderem gedient, — als der besseren Hälfte des italienischen Generalkonsulats. Scheint es nicht, daß es Ihrer Eigenliebe gefallen hat, auch diesen imaginären Sklavendienst Ihrer eigenen Leichtgläubigkeit vorzusetzen? Ich für meine Person habe die Ehre, Ihnen zur Beruhigung zu eröffnen, daß es mir niemals im Entferntesten in Sinn gekommen ist, Sie dauernd an mich zu ketten.

Diese kleine verdiente Lektion stand freilich im Widerspruch mit ihren seinerzeit entwickelten Ansichten.

„Gnädige Frau, Sie verwirren mich! — Und doch erlaube ich mir, bescheidenst zu erklären, daß nach all' den Umständen einer gewissen Scene, die sich vor mehreren Wochen in Ihrem Landhause in Birmandrees abgespielt hat, ich meinte, mir schmeicheln zu dürfen, in Beurtheilung unseres damaligen freundschaftlichen Verhältnisses einige Rücksicht zu verdienen, wenn auch die dortorts geäußerten Gefühle von augenblicklicher Leidenschaft diktirt, unecht, gehaltlos waren, und leider zu leicht die Hand zum Selbstbetruge geboten hatten."

„Genug davon, mein lieber Herr von Crésac, — was wollen Sie damit eigentlich sagen? Sollte Ihnen nicht schon früher bekannt gewesen sein, daß Frauen in gewissen Augenblicken, — mehr durch Gelegenheit, äußere Eindrücke, eine eigenthümliche Nervendisposition, Gemüthsbestimmung, — kurz, was drum und dran hängt, — sich bestimmen lassen, ihre Neigung unüberlegt zu verschenken? — Wußten Sie nicht, daß Leidenschaft die Stimme der Vernunft erstickt, meist auch das leibliche Auge umnachtet? Im übrigen, — handeln die Männer vielleicht anders?! Sind sie nicht sofort bereit, Herz und Hand zu opfern, und ihr ganzes Wesen zum Fußschemel selbst thörichter Launen herzugeben? Ist's nicht so? — Und wie bei allen Liebesgeschichten folgt dem Ueberreize nicht die Reaktion auf dem Fuße nach? Nachdem man noch Tags zuvor ewige Treue geschworen, kalte Zweifler und nüchterne Kritiker zum Duell gefordert, nachdem man, — sage ich, — bei Himmel und Hölle und sonst noch etwas geschworen, eine seltene Ausnahme von der Regel zu machen, um einander für immer anzugehören, kommt dann am nächsten Morgen, hier und da wohl später, nicht die Ernüchterung?" Sie holte Athem, und fuhr dann leiser fort: „Das Bewußtsein, einer Illusion, einem jugendlichen Traumbilde nachgejagt zu haben, klopft mit starker Hand an die Thür des Erkenntnisses; — man zieht sich zurück, mit oder ohne Gewissensbisse, mit oder ohne Folgen. Alle wirft aber das unbeständige Naturell in neue Bahnen, in welchen man, — an Erfahrungen eben so arm, wie früher, — von neuem Hirngespinnsten und Chimären nachfährt.

Warum auch nicht! Die Mehrzahl besitzt das beneidenswerthe Talent, sich über Gewissensskrupel erhaben hinweg zu philosophiren."

Anatole blieb für diesmal die Antwort schuldig.

Eine solche Sprache hatte er bei der Zusammenkunft nicht erwartet. Vorwürfe, ja Schmähungen wären ihm lieber gewesen! Statt dessen eine ruhige, selbstbewußte Sprache, durchtränkt vom Beigeschmacke weiblichen Hohnes, eine Art oraison funèbre am frischen Hügel der leidlos bestatteten Liebe. Seine Eitelkeit, die hier und da den größten Einfluß auf Sinn- und Gedankenrichtung nahm, führte ihm zu Gemüthe, daß diese Frau all' die wilden Stürme ihrer Leidenschaftlichkeit nur als Erinnerungen, — „chateaux en Espagne", — der Teufel wußte, ob als angenehme, — betrachte; er vermochte buchstäblich nichts zu erwidern.

„Aus Ihrem Stillschweigen ersehe ich mit Vergnügen, daß Sie mir im Innern recht geben", fuhr sie mit erhöhter Stimme fort, — „deßhalb will ich zu meinen früher geäußerten Anschauungen den Schluß beifügen. Nach diesem uneingestandenem Bruche leidenschaftlicher Beziehungen ist es dann außerordentlich schwierig, ein Mittel gegenseitigen, friedlichen Einvernehmens zu finden. Es erforderte eine peinliche Auseinandersetzung. Die Vernünftigeren und edler Angelegten entschließen sich für Achtung und Freundschaft, ein kleines Häuflein Malcontenter meint mit Delarochefoucauld: „Es sei schwer Freundschaft zu empfinden, wenn man einmal Liebe gefühlt hat. Doch glaube ich, diesen entgegen, daß es ganz prächtig geht, selbst bei dem Gedanken, daß jetzt eine andere jenes stille, gemüthliche Plätzchen im Herzwinkel einnimmt, dessen allmächtige Herrscherin man selbst einst zu sein gewähnt hatte."

Sie lachte übermüthig, während sich Anatole auf einen Schmerzensausbruch gefaßt gemacht hatte. Doch da war keine Spur selbstischer Eifersucht, kein Schatten einer schmerzlichen Empfindung.

Wenn er sich auch solcherart getäuscht, so konnte er sich doch nicht enthalten, einen kleinen Seitenhieb nach seiner schönen Gegnerin zu führen.

„Madame", sprach er affektirt, „ich bewundere Ihre Seelengröße!"

„Nicht möglich!" lächelte sie wieder und nahm ihm die letzte Waffe aus der Hand, indem sie mit einer Selbstanklage schloß: „Seien Sie nur unbesorgt, mein Bester, es verlangt mich gar nicht danach, von Ihnen im letzten Augenblicke zu nachsichtig beurtheilt zu werden. Gott sei Dank! — Nachdem Sie sich aus meiner gefährlichen Nähe nach Aïn-Madi geflüchtet hatten, war mir im Nu die Vernunft gekommen, die Leidenschaft begann minder laut an meiner Herzensthüre zu pochen, und ich lernte langsam einsehen, daß Sie mir gegenüber keine Schuld trifft. Hätte ich Ihre Freundschaft nicht wochenlang mißbraucht, — ohne Ihnen eines jener Zugeständnisse zu machen, die uns Frauen gestattet sind, hätte ich, statt in blinder Gefallsucht Ihre aufopfernde Ritterlichkeit bis ins Unendliche zu verlängern, mehr Beständigkeit zu Ihren Gunsten gezeigt, dann hätte ich eventuell mit Recht eine andere Rücksichtnahme beanspruchen können. Statt dessen habe ich durch kleinliche Eifersüchteleien Ihr zum Stolz neigendes, ungebundenes Herz gekränkt, Ihnen eine Unzahl dienstlicher und privater Verlegenheiten bereitet! Verdiente ich etwa, daß es anders

gekommen wäre? Ich selbst erkläre ehrlich: Nein. Eifersucht ist der Schlüssel zur Scheidung. Trotz allem, Anatole, trennen wir uns als Freunde! Verzeihen Sie mir!"

Anatole befand sich in einer unbeschreiblichen Aufregung. Die Frau, deren Schärfe und Empfindsamkeit er bei der Zusammenkunft gefürchtet, deren Stolz er unbedacht gekränkt zu haben vermeinte, diese Frau, die ja an Großmuth weit über ihm stand, bat ihn jetzt um Verzeihung?

„Gnädigste Frau", sprach er ergriffen, „ich sehe mein Unrecht voll ein, und bin zu einer Sühne bereit."

„Bah, bah, — was kommt Ihnen denn wieder in Sinn? An Ihnen ist es jetzt mir zu verzeihen. Nun?"

Feurig ergriff er Sarottens Hand und küßte sie.

Es war eine schöne, wohlverdiente Genugthuung. — Doch verrieth kein Zucken der starren Züge, kein Zittern des hellen Augenlids eine innere Bewegung: sie schien aufgehört zu haben, zu athmen.

Nur aus dem blaugrauen Auge sprach etwas wie Zufriedenheit, einen kurzen Augenblick hatte es auch geblitzt, wie ehedem, doch sie faßte sich bald, schüttelte das schwere, goldgepuderte Haar, wie um einen Kälteschauer abzuwehren, dann entzog sie ihm rasch ihre Hand.

Langsam kam Derva, durch Anatoles Ausbleiben geängstigt, die Treppe herauf. Furchtsam faßte sie Anatoles Arm, sah leuchtenden Auges zu der schönen, unbekannten Frau auf, und reichte ihr stumm eine Rose zum Zeichen zärtlicher Verehrung.

Sarotte nahm sie ohne sichtbare Aufregung und schloß die selten schöne Muhammedanerin gerührt in ihre Arme, indem sie flüsterte:

„Ah, — nun verstehe ich!"

In diskretem Zartgefühl schritt Anatole mit Derva von hinnen. Sarotte sah ihm nach, zerknitterte die Rose zwischen den zuckenden Fingern und beugte sich über den Schiffsrand.

Die Anstrengung, welche ihr das Zwiegespräch verursacht, war über ihre Kräfte gegangen.

Daß sie ihm so leicht verziehen hatte, war eben nur ein Ausfluß der noch immer wachen Liebe.

Nun aber war das Uebel irreparabel, sie hatte nothgedrungen entsagt und konnte jetzt den geliebten Mann nie mehr zu ihren Füßen sehen.

Das hellglänzende Licht in ihrem verführerischen Liebestraume war verblaßt, das reale Leben liebeleer, — im düsteren, nebelgrauen Schatten.

Sie grollte dem leidigen Schicksal; — nun, da er fort war, fühlte sie mit doppelter Kraft und mit heftigerem Schmerze als je, daß sie ihn bis zum Wahnsinn geliebt, ja, — daß sie ihn noch immer liebe. Ihre erste, echte Jugendneigung hatte sie an ihn verschenkt und seine Abwesenheit in Aïn-Madi hatte umsonst die Erinnerung an ihn aus dem liebeglühenden Herzen zu drängen vermocht. Ja, je kälter und rücksichtsloser sein Benehmen geworden war, desto fester hatte sie sich zu ihm hingezogen gefühlt. So sind die armen Frauen! Sie haschen nach der Hand jener, welche ihnen die schmerzlichsten Wunden schlagen, ja widmen all ihr Sehnen und Trachten solchen, die Gleichgiltigkeit an den Tag legen!

Die thörichte, tolle Leidenschaft war nur für den Augenblick in

einen unruhigen Traum verfallen, um dann mit noch heftigerer Sehnsucht aufzuwachen. Sie hatte sich selbst zu täuschen vermocht.

Et l'on revient toujours à ses premiers amours!

Mit süßer, einschmeichelnder Stimme pochte die Leidenschaft neuerdings bei ihr an.

Hinab, hinab!

Verführerisches Bild ewigen Vergessens, störe nicht den reinen Sinn der schwer geprüften Frau!

Aber die unergründliche Tiefe übt einen geheimnißvollen Reiz aus. Hinab!

Ihr war's, als ob zwischen den glänzenden, vom Mondenscheine beleuchteten Wellen ein guter Geist tröstend herabwinken würde. Wenn sie ihm folgte, wenn? — In diesem Augenblicke hörte der Wachoffizier den lauten Ruf eines Matrosen vom Mitteldeck: „Mann über Bord."

Hastig lief er zum Hauptdeck und beugte sich über die Brüstung. Der weißschäumende Wellengischt ergoß sich brausend über die dunkeln Schiffsrippen und die Spur eines Wasserrades verlief allmählich in den Wellen.

Schon war das Rettungsboot herabgelassen.

Athemlos und gespannt harrten Passagiere, die noch im Salon gesessen, und das Schiffsvolk auf die Rückkunft.

Unter ihnen Anatole und Edvige.

Ein banger Augenblick, — das Boot kehrte zurück — Anatole strengte sein Auge nach Möglichkeit an; — ja, da lag sie, — an ihrer Seite kniete der Schiffsarzt und rieb die Wiedererwachende mit kräftigen Essenzen.

Das nasse Grab hatte eine so schöne Frau nicht behalten wollen!

X.

„Où peut-on être mieux, qu'au sein de sa famille?"
„Lucile". — Marmontel.

Es war in Südfrankreich, in einem jener stillen, weltvergessenen Erdenwinkel, wo noch keine Schienenstränge die Aecker durchfurchen, und kein lästiger Rauch thurmhoher Fabriksschlote die reine Luft verpestet, — es war in Lauzun, in dessen Umgebung auf den holperigen Gemeindestraßen noch lustige Postillons ihre altartigen Kutschen lenkten, — wo Derva einen Ruhepunkt nach der anstrengenden Reise und den damit verbundenen Aufregungen fand. Hier hielten die arbeitsamen, einfachen Bauern noch keine Zeitungen, da sie Mühe hatten, den im Dezember gekauften Kalender bis zur Jahreswende zu Ende zu lesen; — hier huldigten die Gutsherrn noch patriarchalischen, von ihren Vorfahren ererbten Gebräuchen; — hier gab es keine Herren und Knechte, — nur Rathgeber und Freunde. — Militär kam selten in diese ressourcenarme Gegend, und die wenigen Steuerbeamten lebten einfach und zurückgezogen im Städtchen.

In dieser Gegend war Anatole aufgewachsen, — die Bauern kannten ihn als Kind, — und, da er nach dem Tode seiner Eltern alle Urlaube hier bei seiner Schwester zugebracht, — auch als „Jüngling näher dem Manne". Es paßte ihm, daß er seine noch scheue

und durch mehrmonatlichen Umgang erst halbgebildete, jedoch mit herrlichen Anlagen ausgestattete Kabylin gerade in diesen Boden verpflanzen konnte, wo der Uebergang von ihrer Heimat zum neuen Vaterlande nicht unvermittelt vor sich ging; — „übrigens", — dachte er bei sich, „Liebe besiegt ja alles". Derva hatte sich auf dem kleinen Edelgute mit dem weit ausgedehnten englischen Park gleich wohl gefühlt, und an das Zusammenleben mit neuen, in ihren Gewohnheiten und Sitten verschiedenen Menschen gewöhnt.

Seit ihrer Ankunft in Lauzun schien der von prächtigen alten Eichen umschattete Herrensitz durch die natürliche Fröhlichkeit und das zufriedene Glück seiner Bewohner einen noch helleren, lustigeren Anstrich erhalten zu haben. Die Bauern, das Gesinde, die wenigen Gutsnachbarn, — die Frauen an der Spitze, — alles begann sich für den schneidigen Lieutenant und dessen „Kabylenfürstin" (billiger kam sie nicht davon!) zu interessiren. Die Bauernweiber kamen mit Erfrischungen und den Erstlingen von Feld und Garten, um ihnen ihre Theilnahme zu bekunden; — die Diener suchten ihre Wünsche an den Augen (und was für Augen!) herabzulesen, die Gutsnachbarn überboten sich bei ihren Besuchen an Freundlichkeit. Niemand stieß sich an die übrigens immer selteneren Sprachfehler. — Aber auch Derva wußte sich den Platz in der neuen Heimat durch ihre angeborene Güte und Freundlichkeit zu erringen; — sie hatte freilich den äußeren Vorzug ihrer eigenartig schönen Erscheinung, und war dazu noch natürlich, heiter und im Grunde ihres Herzens gütig. — Wo sie eine arme Frau oder ein krankes Kind wußte, eilte sie mit der alten, miterbten Wirthschafterin herbei, um zu helfen, zu trösten, Arzeneien, kräftige Kost und Unterstützung zu schaffen. — Wenn sie in eine der bescheidenen Hütten trat, und in fremdartig klingendem Französisch den Leidenden Muth zusprach, Kinder aufhob, Kranke anlächelte, — und sie konnte so reizend lächeln! — wenn sie die mitgebrachten Arzeneien und Getränke selbst reichte, ohne die Berührung zu scheuen, — glich sie fürwahr einer auf Erden wandelnden Heiligen! Als ihr Anatole mit Rücksicht auf ihren Zustand die weiten Spaziergänge verbot, hieß sie die Wirthschafterin täglich Erkundigungen einziehen und Bericht erstatten.

Ein Tag nach dem andern floß in ungetrübtem Glücke dahin. Morgens wurde ein Spaziergang gemacht, — anfänglich weit ausgreifend, späterhin nur in den schattigen Laubgängen des Schloßparkes, — dann gefrühstückt. Nach eingenommenem Frühstück genoß Derva von Anatole und dem würdigen Dorfgeistlichen, der schon vielen Le Gays die Anfangsgründe der Wissenschaften beigebracht hatte, — den nöthigen Unterricht.

Ein angeborener Bildungstrieb steckte in der fleißigen, talentirten Schülerin. Sie fühlte die Kluft, welche sie in geistiger Beziehung nicht allein von ihrem geliebten Anatole, sondern von so manchem ihrer Umgebung trennte, und trachtete mit Feuereifer, das Fehlende und Versäumte nachzuholen. Den vorzüglichen Bemühungen entsprach ein ausgezeichneter Erfolg. Sie sprach in wenig Monaten geläufig französisch, wenn auch mit fremdartigem Accente; — die gutturalen Laute verriethen sie.

Nachmittags wurde eine Spazierfahrt gemacht; — Derva kutschirte oft selbst, Anatole ritt an ihrer Seite. Bei schönem Wetter wurde im Garten aufgetragen. Die Abendstunden vergingen unter Plaudern und Scherzen, bis die kalte Nachtluft zur Rückkehr in den Salon zwang. Dann wurde noch eine Stunde vorgelesen. Anatole verstand es, trefflich zu lesen, und gerade solche Werke zu wählen, die — einfach, aber klassisch, — Derva einen neuen Quell wissenswerther Dinge erschlossen. — Begeistert und leuchtenden Auges hörte sie dem Geliebten zu, und nur ab und zu hatte sie es nöthig, eine dunkle Stelle oder eine verzwickte Satzfügung sich erklären zu lassen. — So erlernte sie langsam, aber stetig die Reinheit in der Aussprache, Klarheit und Bestimmtheit im Ausdrucke, und die Klangfarbe der Stimme. Vom dramatischen Gebiete ging Anatole allmählich zu beschreibenden Werken über und versuchte es endlich, schlichte Erzeugnisse großer Poeten auf ihr Gemüth wirken zu lassen. — Oft erglänzte eine Thräne in ihrem Auge, wenn sie diese herrliche Sprache hörte, die ihr aus dem eigenen Herzen zu kommen schien. Nie hat es für einen Autor eine glänzendere Genugthuung gegeben, als den aufrichtigen Beifall dieses Naturkindes.

Sie machte auch in den realen Wissenschaften, welche sie auf das gleichwerthige Niveau allgemeiner Bildung heben sollten, ersichtliche Fortschritte, — Wort- und Tondichtung jedoch hatten bei ihr den Vorzug. Wenige Eindrücke hatten mit so nachhaltiger Wirkung auf sie eingewirkt, als ihr erster Besuch der Oper. Anatole hatte sie bei einer Reise nach Marseille mitgenommen und die Ahnungslose abends ins Theater geführt, und — um die Ueberraschung vollständig zu machen, — ihr nur in allgemeinen Umrissen ein Bild der Oper entworfen.

Er überließ sie völlig ihren Gedanken und der lebhaften Einbildungskraft. — Bis jetzt hatte sie in ihrer Heimat nur herumzigeunernde Schlangenbeschwörer, Gaukler, tanzende Betteldervische und Thierbändiger gesehen. Da gab es aber kein eigenes Haus, sondern die Produktionen fanden im Freien statt, vor einer halbnackten, johlenden Menge. Deßhalb wuchs ihre Aufregung und Neugier von Minute zu Minute, so zwar, daß sie auf Anatoles Fragen nur halbe Antworten gab. Sie dachte in ihrer Unwissenheit nicht anders, als wieder gezähmte Affen, Pferde, Kameele und Hunde zu sehen, — dazu Paukenschlag und Pfeifengequieke. — Auf einmal entfuhr ihren Lippen ein leiser Schrei. Das Orchester hatte unvermuthet mit einem Fortissimo die Ouverture begonnen. Man gab Aubers „Stumme von Portici“. Berauscht von der Herrlichkeit einer solchen, nie gehörten Musik ergriff sie Anatoles Hand und schmiegte sich dankbar an ihn an. Glück und Begeisterung sprachen aus ihrem hellen Augenpaar.

Die Ouverture war zu Ende; — die bunt bemalte Wand im Vordergrunde rollte langsam in die Höhe. Hatte sie in Verzückung den herrlichen Tönen des brausenden Orchesters gelauscht, so ließ sie nun den einschmeichelnden Schmelz wohllautender Stimmen der einzelnen Sänger und Sängerinnen auf sich einwirken. Sie hätte gewünscht, daß die Vorstellung kein Ende nähme; — die süßen Melodien, der ungewohnte Glanz, die scenische Anordnung, die Pracht der De-

korationen und die Buntheit der Trachten übten einen großen Reiz auf die junge Kabylin aus. Nach der Vorstellung hing sie lange an Anatoles Lippen, um ihm für diesen nicht gekannten Genuß zu danken.

„Warte nur, mein goldenes Kind“, sprach er zufrieden, „bis Du so weit bist, um in der Welt ohne Furcht und Bangen auftreten zu können, dann fahren wir nach Paris, — dort sollst Du erst Herrlichkeiten schauen.“

In fröhlichem Staunen schlug sie die Hände zusammen, und, — wäre es möglich gewesen, — hätte sie noch mehr Mühe darauf gewendet, die Lücken ihrer Bildung rasch auszufüllen.

Sie aber hatte in kaum Jahresfrist mehr gelernt, als manche unter günstigen Verhältnissen erzogene Altersgenossin in einem dreifachen Zeitraume zu Wege bringt. Ihr Zustand erheischte nun große Schonung, und so beschränkte sich der Unterricht nur mehr auf Religion, da es nöthig war, — um ihre Stellung an Anatoles Seite vor der Welt und den Gesetzen rechtmäßig zu gestalten, — das Sakrament der Taufe und Ehe zu empfangen. Von ihren islamitischen Glaubenssätzen hatte sie ohnedieß wenige im Gedächtnisse behalten, und die religiösen Lehren des Katholizismus hatten bald feste Wurzeln in ihrem gläubigen Herzen gefaßt. Am 4. Oktober 1880, fast ein Jahr nach der ersten Begegnung hinter der Bibânschlucht gebar sie dem überglücklichen Anatole einen Sohn.

Wenige Tage darauf gab es in Lauzun ein dreifaches Fest: Die Taufe Dervas, die den Namen „Marie-Madeleine“ erhielt, die Taufe des jungen Weltbürgers, der nach seinem Vater „Anatole“ hieß, und die Vermälung Anatoles des Aelteren mit Marie-Madeleine Sédjid.

* * *

Im Winter des Jahres 1883 hielt ich mich mehrere Monate in Paris auf, und machte dort zufällig die Bekanntschaft Anatoles und seiner jungen Frau. Ich muß offen gestehen, daß ich selten eine interessantere, schönere Frau gesehen, als die ehemals halbwilde, nun völlig in den Rahmen des großstädtischen Lebens passende Gemalin des französischen Offiziers. Sie war im vollen Glanze jener in die Augen springenden und doch nicht aufdringlichen Schönheit, welche jenen Frauen eigen ist, deren Jugend keine Herzensstürme aufzuweisen hat, und die — nur einen Mann geliebt haben, ohne von ihm verrathen worden zu sein. Obwohl zum zweiten Male Mutter geworden, war sie noch immer hoch, schlank und elastisch. Ihr dunkler Teint paßte vollständig zu ihrer Haarfarbe, das Profil war fein und zart geschnitten. Ihr Auge hatte nun jenen blitzartigen Glanz, der die Orientalin so begehrlich macht. Ihre Umgangsformen hatten sich derart jener schmeichlerischen, geistreichen Art der vornehmen Pariserin angepaßt, daß ich bei der ersten Vorstellung eher auf eine lady of fashion, als auf eine Kabylin geschworen hätte. — Auf ihren wohlgeformten Hüften wiegte sich ein freier, geschmeidiger Körper, den einfache, aber reizende Gewänder umfingen.

Anatole hatte es nicht mehr nöthig, Lehrer, Rathgeber zu sein; — die Liebe hatte sie festen Fuß fassen lassen.

Nachdem ich etwa zwanzig Tage in ihrer Gesellschaft zugebracht, nahm ich eine Einladung nach Schloß Lauzun an, wo ich mich an den tollen Sprüngen und kindlichen Spielen des jungen Anatole ergötzte.

Bei einem Jagdausfluge erfuhr ich dann von Anatole die einfache, aber rührende Geschichte seiner idyllischen Liebe.

Da hörte ich auch, daß Sarotte nach ihrem abenteuerlichen Ausfluge von der erkrankten Schwester aus Paris bald nach Algier zurückgereist war, und den stets bereitwilligen Chimirri so lange gedrängt hatte, bis vom Ministerium des Auswärtigen seine Versetzung verfügt wurde. Dermalen sollte er sich an einem der kleineren Fürstenhöfe im Orient befinden, wo auch Graf Sötherberg als Geschäftsträger des dortorts accreditirten schwedischen Konsulats fungirte.

Daß Derva in ihrer Sprache noch immer die Innigkeit und Ueberschwenglichkeit des Orients bewahrt hatte, bewies mir ihre Antwort, die sie Anatole nach unserer Rückkehr von der Jagd ertheilte, als er sie fragte: „Was hast Du denn die ganze Zeit über gethan, meine Theure?"

Da flüsterte sie in namenlosem Glücke, indem sie auf ihren Sohn wies: „Wir haben Dich gewartet."

Lösung.

Soll ich Dir das Räthsel lösen
Das Dein Kindesherz umgittert,
Wie im Laub die zarte Knospe
Bang dem Licht entgegen zittert?

Soll ich künden was im Auge
Von Dir unverstanden, leuchtet?
Was die Wange bleicht und röthet
Und den Blick Dir hellt und feuchtet?

Soll ich lösen was Dein Herzchen
Meinem, ungesprochen, sagte,
Da es zweifelnd zu begreifen,
Kaum sein Glück zu fassen wagte?

Leg' an meine Brust Dein Köpfchen, —
Selber mit der Deutung giebst Dich! —
Laß mich Dir sie bebend flüstern;
Jubeln in die Welt! Du liebst mich, — liebst mich.

Hermann Hirschfeld.





Der Dom zu Magdeburg.

Von Bruno Henn.

Mit welchen unerwarteten Empfindungen überraschte mich der Anblick, als ich davor trat! Ein ganzer, großer Eindruck füllte meine Seele, den, weil er aus tausend Einzelheiten bestand, ich wohl schmecken und genießen, keineswegs aber erkennen und erklären konnte. Sie sagen, daß es also mit den Freuden des Himmels sei; und wie oft bin ich zurückgekehrt von allen Seiten und allen Entfernungen, in jedem Licht des Tages zu schauen seine Würde und seine Herrlichkeit. Schwer ist's dem menschlichen Geiste, wenn seines Bruders Werk so erhaben ist, daß er nur sich beugen und anbeten muß!"

Mit diesen Worten gab Johann Gottfried Herder, als er den Münster zu Straßburg zum ersten Male erblickte, seinen Empfindungen Ausdruck. Eine solche poetische Natur, wie die Herders, die es vermochte, jedes Schöne nachzuempfinden, mußte bei der Großartigkeit dieses Bauwerkes tief ergriffen sein. Aehnliche Gedanken würden ihn beim Anblick des Magdeburger Domes begeistert haben, der an Großartigkeit im Baustyl dem Münster wohl kaum nachsteht.

Jener ruhmreiche Kaiser Otto I. der Große, der Schöpfer der ersten Blüthe Magdeburgs ist auch der Stifter des Doms. Als er bei seiner Kaiserkrönung vom Papst Johann XIII. die Erlaubniß zur Errichtung eines Erzbisthums in Magdeburg erwirkt hatte, begann er im folgenden Jahre 963, den Aufbau einer Metropolitan- oder Kathedralkirche, wozu er außer großen Gaben an Gold und Edelsteinen auch mehrere Reliquien schickte, und worin er sein und seiner Gemalin Editha, Grab bestimmte. Zum ersten Erzbischof ernannte er den Mönch des Klosters Maximin zu Trier, Adalbert, welcher auch im Jahre 968 feierlichst in Rom ordinirt wurde. Diese Domkirche hatte einen andern Platz inne, als die jetzige; sie stand auf der nordöstlichen Seite des Domplatzes. Von ihr ist nur bekannt, daß sie an einem Charfreitag, nämlich am 20. April 1207 ein Raub der Flammen wurde. Aber schon ein Jahr darauf, ward der Grundstein zu der jetzigen Domkirche von dem XVIII. Erzbischof Albert III. mit großer Feierlichkeit gelegt

Als Baumeister nennt uns die Geschichte, was in jeder Zeit sehr selten ist, einen gewissen Bonensack. Ihm ist in der Kirche ein Denkmal, wahrscheinlich nicht lange nach seinem Tode, dadurch errichtet, daß seine Figur eine Säule am ersten südlichen Pfeiler des Hauptschiffes trägt.

Obgleich die Kirche schon im Jahre 1208 begonnen war, so konnte ihre Einweihung infolge von Kriegsunruhen und Erschöpfung von Baugeldern doch erst nach mehr als anderthalb Jahrhunderten geschehen; und selbst da war der Prachtbau noch nicht ganz vollendet, denn über dem Ausgange nach der obersten Galerie des nördlichen Thurmes findet man in Stein gehauen die Jahreszahl 1520 angedeutet; aus alten Baurechnungen des Erzstiftes geht auch hervor, daß noch von 1477 bis 1520 an der Kirche gebaut ist. Die Einweihung geschah am 22. Oktober 1363 durch den XXXII. Erzbischof Dietrich mit großer Feierlichkeit und Pracht, in Gegenwart einer großen Menge dazu geladener Fürsten, Bischöfe und Edlen. Als Schutzpatron galt neben dem heiligen Mauritius auch die heilige Katharina, beider Statuen befinden sich mehrere Male im Innern und Aeußern des Doms. Als die Reformation in Deutschland immer festeren Fuß faßte, und auch in Magdeburg ihren Einzug hielt, wurden sechs Kirchen, mit Ausnahme der siebenten, des Domes, lutherisch; dieser konnte erst am 30. November 1567, den ersten Adventssonntag dem evangelisch-lutherischen Gottesdienst geöffnet werden. Zur Erinnerung an diese Begebenheit wurde hundert Jahre später, also 1667 eine blaue Tafel mit diesbezüglicher Inschrift an der Vorderseite des hohen Chors angebracht.

Die Spuren des dreißigjährigen Krieges sollten auch am Dom nicht unverwischt vorübergehen. Dieser große Zeuge aus Deutschlands trauriger Zeit war am 10. Mai 1631, als Tilly Magdeburg zerstören und einäschern ließ, nahe daran, ein Raub der Flammen und der Beutelust der Eroberer zu werden. Nur der kühnen Besonnenheit des ehrwürdigen Dompredigers Bake, welcher dem Sieger zu Füßen fallend folgende, dem Virgil nachgebildete Verse zurief:

„Venit summa dies et ineluctabile fatum
Magdeburgo! Fuimus Troës fuit Ilium et ingens
Gloria Parthenopes!“*)

ist es zu verdanken, daß der Dom verschont blieb. Viel litt das Gotteshaus in seinem Innern während der Kriegsjahre 1811 bis 1813. Eine vollständige Wiederherstellung ging mit dem Dom in den Jahren 1826 bis 1834 durch die Güte des Königs Friedrich Wilhelm III. vor sich. Am 22. Oktober 1863 beging man eine Feier, ein halb Jahrtausend war seit der Einweihung des Doms verflossen. Soweit die allgemeine Geschichte: sehen wir nun, wie das Aeußere der Kirche beschaffen ist.

Die Kenner der Architektur behaupten, daß dieses Meisterwerk deutscher Baukunst von den Eigenthümlichkeiten des gothischen Baustyls eine ziemlich klare Anschauung gebe. Fast sollte man aber meinen, es wäre altdeutscher Geschmack; denn es ist wohl außer Zweifel, daß das barbarische Volk der Gothen bei seinem Eindringen in Italien von

*) „Es kommt der letzte Tag und das unvermeidliche Schicksal für Magdeburg. Wir waren Troer und Troja ist der Ruhm der Parthenope gewesen.

der Baukunst ebensowenig etwas gewußt hat als von allen übrigen Künsten. Der Geschmack, in welchem der Dom erbaut ist, ist einzig und allein deutsch und entstand in den mittleren Jahrhunderten.

Das Riesengebäude ist gänzlich massiv; meistens aus Pirnaischen Sandsteinen aufgeführt. Es gestattet wie wenig andere Dome, von der West-, Nord- und Ostseite einen ungehinderten Umgang. Seine Länge beträgt mit Mauerwerk 382 Fuß. Die großen westlichen Thüren bilden die Façade des ganzen Gebäudes, in ihrer Mitte befindet sich das Hauptportal. Diese Thürme sind in fünf Absätze getheilt, von denen die untern vier ein vollständiges Viereck, der obere aber ein regulär durchbrochenes Achteck bilden. Das unterste Stockwerk hat keine gothischen Verzierungen, sondern sogenannte Lyssenen. Auf dem fünften Absatz ruht die sechzehnseitige, pyramidische Kuppel, welche an ihren Kanten mit vielen Figuren verziert ist. Auf der Kuppel des nördlichen Thurmes befindet sich eine zierlich durchbrochene Krone, aus deren Mitte ein Helm hervorragt. Der südliche soll die seinige bei der Belagerung 1631 eingebüßt haben. Die Thürme sind zwischen 332 und 333 Fuß hoch. Jeder Thurm hat drei Galerien, die sich rund herumziehen und zierlich durchbrochen sind.

Einen gewaltigen Eindruck macht das zwischen beiden Thürmen befindliche hohe Portal, welches sich nach innen zu einer im altdeutschen Geschmack gehaltenen Nische mit Spitzbogen wölbt. Unter dieser ist der Haupteingang, welcher früher erzbischöflich war, jetzt aber verschlossen gehalten wird. Er besteht aus zwei Thüren, über welchen sich die Bildsäulen der heiligen Katharina und des heiligen Mauritius befinden. Der jetzige Haupteingang ist zur Thür des nördlichen Kreuzarmes geworden und wird Paradiesthür*) genannt.

Oberhalb derselben fällt auf einem Pfeiler eine männliche Figur mit einem Hunde in die Augen, daneben zwei Schafe. Die Sage erzählt, ein Schäfer habe einen auf dem Felde gefundenen Schatz dem Erzstift geschenkt, daß dafür der Dom bis zur Höhe dieses Standbildes gebaut werden könne.

Betritt man das Innere dieses Heiligthums, so wird das Gemüth durch den Anblick der erhabenen und edlen Einfachheit, Größe und Kühnheit, mit der dies Meisterwerk ausgestattet ist, in wahrhaft erhebender Weise ergriffen; der Totaleindruck des Ganzen ist so groß und wunderbar schön, daß jeder denkende Mensch hingerissen sein muß. Der beste Ueberblick wird im Westen, nahe dem Haupteingange geboten. Hier übersieht man die Kirche in ihrer ganzen Länge, deren innere 363 Fuß beträgt, wovon allein 82 Fuß auf den Chor fallen. Auf beiden Seiten des Hauptschiffes laufen die 41 Fuß hohen Nebenschiffe.

*) Der Name Paradiesthür erinnert an einen kirchlichen Gebrauch des Mittelalters. Man jagte nämlich aus dieser Thür am Aschermittwoch irgend einen besonders schlechten Menschen, der dadurch seine Sünden büßte. Der Bischof rief ihm die Worte nach: „Siehe, heute wirst Du hinausgeworfen aus dem Schoße Deiner Mutter, der heiligen Kirche, wegen Deiner Sünden, so wie Adam, der erste Mensch, ausgestoßen wurde aus dem Paradiese wegen seiner Uebertretung." Dieser ausgestoßene „Adam" mußte sich mit dem Büßergewande bekleidet, bis zum grünen Donnerstag bettelnd und ohne Obdach auf den Straßen und vor den Kirchen aufhalten. War seine Bußzeit verflossen, so wurde er feierlich durch dieselbe Thür in die Kirche geführt und absolvirt.

Die Höhe des Hauptschiffes wird etwas über 100 Fuß geschätzt. Das Hauptschiff selbst bildet, da sich die Baumeister der Vorzeit in dieser Form gefielen, ein Kreuz; das innere Schiff ist dessen Stamm, vor dem hohen Chore dehnen sich die Flügel desselben aus. Seine Breite beträgt ungefähr 40 Fuß und ruht auf zwölf, mit Einschluß des hohen Chors, auf 22 Hauptpfeilern. Diese haben im Grundriß die Form eines griechischen Kreuzes und stehen mit der Umfassungsmauer im rechten Winkel, sie haben noch alle den schon in den alten Basiliken angewandten attischen Säulenfuß. Die Kapitäle haben theils die romanische Form der Uebergangsperiode, theils tragen sie den Stempel gothischer Kapitäl-Verzierungen an sich. An Fenstern hat die Kirche, einschließlich des in der Thürfüllung über dem Hauptportal befindlichen, 90 aufzuweisen, die mit kleinen, runden Glasscheiben ausgefüllt sind. Ob der Dom ehemals große Glasgemälde besessen, muß unentschieden bleiben, anzunehmen ist dieses wohl, da man in alter Zeit die gemalten Fenster sehr liebte, und die Fenster der Kirche bei den Belagerungen 1550 und 1631 stark beschossen und dadurch viel verletzt wurden. Erst in der neuesten Zeit hat der Dom durch die Huld hoher und höchster Herrschaften Glasgemälde erhalten.

Sehr bemerkenswerth sind die Kapellen. Als erste erwähnen wir die „Kapelle unter den Thürmen", welche 1493 der Maria geweiht wurde, weßhalb sie auch noch den Namen „Kapelle unserer lieben Frauen unter den Thürmen" führt. In ihr befindet sich das herrliche Grabmal ihres Stifters, des Erzbischofs Ernst. Ferner ein auf einem Altar stehendes Gemälde, welches den auferstandenen Christus mit Maria und Johannes darstellt; darüber erhebt sich die Statue des heiligen Sebastian, dessen Körper eine Menge Löcher zeigt, in denen ehemals Pfeile steckten. Es folgt nun die Kapelle Ottos des Großen, und seiner Gemalin Editha aus Sandstein gebaut. Sie stammt wahrscheinlich aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts und ist ein mit kleinen Thürmchen verziertes Sechzehneck. In derselben sitzen auf einem Thron die 3½ Fuß hohen Figuren beider von Sandstein im kaiserlichen Ornate. Editha hat als Zeichen ihrer Frömmigkeit ein aufgeschlagenes Evangelienbuch in der Hand; Otto trägt eine Scheibe, worin sich neunzehn Kugeln befinden, als Zeichen, daß er ebensoviele Tonnen Goldes zur Erbauung des Doms gegeben hat.

Von den Altären der Domkirche sind jetzt noch 23 vorhanden. Bei diesen unterscheidet man zwei Arten. Solche, die zum Kultus unumgänglich nothwendig und mit der Kirche zugleich erbaut waren, oder solche, welche nach und nach theils von ganzen Korporationen, theils von Familien, und einzelnen Personen als fromme Werke gestiftet wurden. Diese zweite Art der Altäre, „Votivaltäre" genannt, wurden besonders in den Nebenschiffen aufgestellt. Zu den Hauptaltären gehören: der hohe Altar im Chor, die beiden Altäre in den halbrunden Nischen des Querschiffes, der Kreuzaltar und der Johannisaltar. Der berühmteste von allen ist der Elisabethaltar, weil er eins der ältesten Stücke des Doms enthält. Sein Platz ist an der nördlichen Umfassungsmauer hinter der Kanzel. In der Mitte steht der leidende Christus am Kreuz, auf beiden Seiten desselben eine weibliche Figur. Endlich sei noch ein Altar wegen seiner merkwürdigen, alten Inschrift erwähnt; sein

Platz befand sich dem Taufstein gegenüber. Sie hieß: In de gedechtnisse des bittern ganges mit dem heiligen Crütze, dat unse Here Christus hett gedragen von Pilatus Richthus went op den Berg Caluaria, so ys van düsser stede tho S. Paul und dorch öre Bichthus, und dorch der Barvöter Kercken menth tho S. Catharinen in der Kercken tor syden aff, by deme Torne vor dem Altare. So ys euen de lenge, alse tho Jerusalem." Im Schiff der Kirche, auf dem freien Platze vor der großen Orgel steht der Taufstein, eine der sehenswerthesten Merkwürdigkeiten des Doms. Er besteht aus polirtem Porphyr und mit Ausnahme des Fußes aus einem Stück. Seine Form ist achteckig. Vielleicht stammt er aus Italien und ist ein Geschenk Ottos.

Die Kanzel befindet sich am zweiten nördlichen Pfeiler des Hauptschiffes; sie ist aus ganz vorzüglichem Alabaster gearbeitet. Bemerkenswerth ist der allegorische Gedanke, welcher den Künstler leitete. An der Treppenwand sind die Darstellungen aus dem alten Testament: der sechste Schöpfungstag, der Sündenfall und die Sündflut. Auf den Postamenten stehen die beiden Propheten des alten Bundes, Jesaias und Jeremias. An dem Boden der Kanzel geben vier Bilder sehr schöne Darstellungen aus dem Leben Jesu. Auf den Postamenten heraustretend stehen die vier Evangelisten mit ihren Attributen. Auf der Decke ist ein Greis (Gott Vater), welcher den gestorbenen Sohn in dem Schoße hat, dargestellt, darüber schwebt als Sinnbild des heiligen Geistes die Taube. Zur Krönung der Kanzel steht oben der zweiköpfige Reichsadler; gestützt wird sie durch Paulus. Auf der Kanzelthür ist die Verklärung und die Himmelfahrt Christi dargestellt.

Von den Denkmalen und Grabstätten ist das bemerkenswertheste: das Grabmal Kaiser Ottos (gest., 7. Mai 973 zu Memleben) fast mitten im hohen Chore. Es ist ein offengemauertes Grab mit einer weiß gestreiften Marmorplatte bedeckt. Die Grabschrift ist nicht mehr vorhanden, doch giebt der Chronist Werner 1584 folgende Verse als Inschrift an:

„Tres luctus causae sunt hoc sub marmore clausae:
Rex decus ecclesiae, summus honor patriae."

Wir wenden uns zu dem Grabmal der Kaiserin Editha, (gest. 27. Januar 947) der ersten Gemalin Ottos und Wohlthäterin Magdeburgs. Es befindet sich vor der östlichen Chorkapelle. Man schätzt in ihm das älteste Stück des Doms; es ist aus Sandstein und zeigt oben die Figur der Editha, welche die Augen halb geschlossen und in der linken Hand den Rosenkranz hat. An den vier Seiten des Denkmals sieht man zum Haupte den kaiserlichen Doppeladler mit der von zwei Engeln getragenen Krone, daneben die Statuen der Maria und Anna; am Fußende befindet sich das englische Wappen, daneben die Statuen des heil. Mauritius und der heil. Katharina. Dann schauen wir die Denkmale verschiedener Erzbischöfe und das Grabmal des Dompredigers Bake.

Als geschichtliche Merkwürdigkeiten sind noch zu erwähnen: Ein Ablaßkasten Johann Tetzels, die sogenannte blaue Tafel, ein großes preußisches Landwehrkreuz zum Andenken an die Befreiungskriege und eine Marmortafel zum Gedächtniß der vollendeten Herstellung des Doms durch Friedrich Wilhelm III.

Zum Schlusse sei nun noch der beiden westlichen Thürme und des Kreuzganges gedacht. In dem nach Norden stehenden Thurme hängen die vier Glocken der Kirche. Die größte von allen und eine der größten Deutschlands, Susanna, auch Maxima genannt, stammt aus dem abgebrochenen Kloster zum Neuen-Werke in Halle, ihr Gewicht beträgt 266 Zentner, der Durchmesser dieser schönen Glocke ist 7 Fuß 10 Zoll, der Umfang 24 Fuß 7 Zoll, die Höhe 6 Fuß $1^1/_2$ Zoll. Sie trägt in halberhabener Arbeit die Schutzheiligen der Domkirche, das brandenburgische Wappen und die Wappen des damaligen Dechanten und der Domherrn. Ihre lateinische Inschrift lautet: Haec ego campana nunquam designo profana, Laudo Deum verum, plebem voco, congrego clerum. Johannes Jacobi in Berlin goss mich anno 1702. Die andern drei Glocken sind geringeren Umfanges. Zum Läuten der ersten drei Glocken sind 33 Glockenzieher nöthig.

Eine prachtvolle und weite Aussicht genießt das Auge von den Thürmen, sowohl über die Stadt und Festung selbst, als auch in weiter Ferne. Man sieht den Petersberg bei Halle, das ganze Harzgebirge, das Brockenhaus, die Schlösser von Ballenstedt, Blankenburg und Wernigerode.

Der Kreuzgang endlich liegt auf der Südseite des Doms. Seine Form ist nicht wie gewöhnlich die eines Quadrates, sondern bildet ein Trapez. Er trägt den Baustyl von drei verschiedenen Zeiten an sich. In der Wand über den Bogen des östlichen Kreuzganges sind verschiedene Zeichnungen sichtbar. Die Mitte der Wand nehmen Kaiser Otto I. und seine beiden Gemalinnen, die Editha und die heilige Adelheid ein. Alle sitzen auf einem dreitheiligen Thron.





Das Schloß des Troubadour.

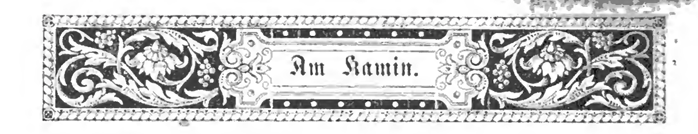
An des Hügels Hang ragt massig und breit
Ein Schloß empor aus der alten Zeit,
Und an seinem Sockel hängen
Viel gelbe Hütten wie Knäuel, wie Quast,
Wie übereinander gepurzelt fast,
Wie täppische Küchlein in ängstlicher Hast
Um die Henne, die alte, sich drängen.

„Das ist das Schloß, wo der Sänger so viel
Zu Frauenlächeln und Saitenspiel
Ihre Lieder gesungen haben;
Nun steht es verlassen und stumm und kalt
Und blind wie todte Gespenstergestalt —
Ach, die Welt ist welk und matt und alt
Und die Poesie begraben."

Freund Wanderer, bist Du blind und taub
Und hörst Du's nicht singen im grünen Laub,
In den wilden blühenden Ranken?
Und dort vor der Hütte das junge Gesicht
Mit den schwarzen Augen, ist das nicht
Ein lebendiges, liebliches, süßes Gedicht
Mit lächelnden Liebesgedanken?

Benno Rüttenauer.





Seelenbündnisse gereifter Frauen mit Männern.

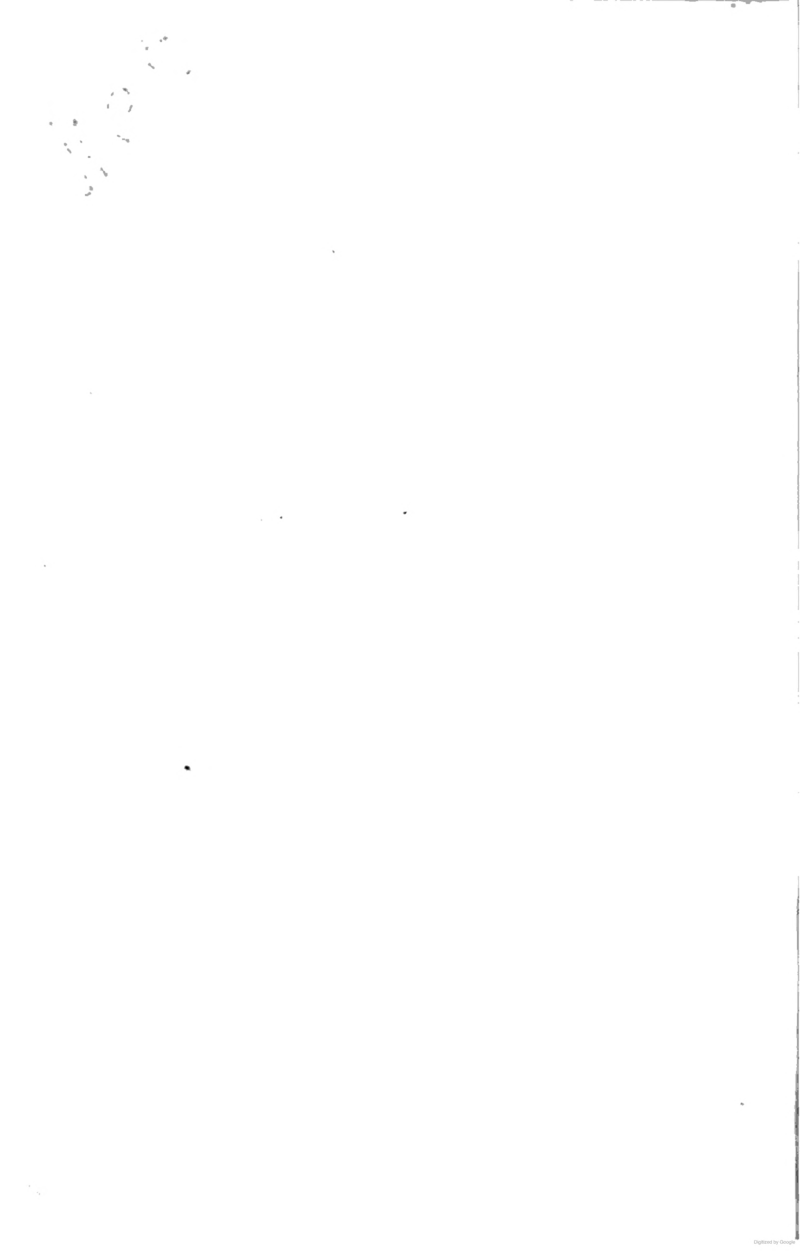
Neue Untersuchung einer alten Frage.

Vor einiger Zeit brachten die „Fliegenden Blätter“ unter der Ueberschrift „Aus dem Badeleben“ eine kurze Abschiedsunterhaltung zwischen zwei einfach als „Dame“ und „Herr“ bezeichneten Personen, welche sich in einem Badeorte, ohne sich wechselseitig vorgestellt zu haben, näher kennen und schätzen gelernt hatten. Er betheuert ihr: „Die Stunden, die ich in Ihrer Nähe verleben durfte, theuerste Freundin, gehören zu den glücklichsten meines Lebens“; zugleich versicherte er ihr, daß er sie nie vergessen werde. Als die von ähnlichen Gefühlen beseelte Dame dem „edlen Freund“ erklärt, daß sie verheiratet sei, begegnet er dem mit den Worten: „Ich auch“. Ohne Zweifel hatte jeder von beiden Theilen dies während des gemeinsamen Badeaufenthalts bereits im Stillen gemerkt; wir haben es hier offenbar mit einer Freundschaft zwischen zwei nicht mehr jungen Personen verschiedenen Geschlechts zu thun, die bei kürzerem Zusammensein noch nicht zum Austausch über ihre persönlichen Verhältnisse gelangt waren. Sicherlich spielt Freundschaft jener Art im „nomadischen Sommer“ der Modernen — zumal bei der in immer weitere Kreise dringenden Sitte, einen Erholungsaufenthalt zu nehmen — eine größere Rolle, als es vordem der Fall war. Das regt von neuem die Frage an, worin ihr Wesen bestehe. Diese Frage läßt sich zwar, weil wir nicht in das Innere der Natur dringen können, nie ganz ergründen; indeß erscheint es verlockend, derselben durch Eingehen auf einzelne kulturhistorisch oder sittengeschichtlich interessante Seelenbündnisse näher zu treten.

Daß solche erst mit endendem Mittelalter vorkommen, hängt mit der damaligen Verfeinerung der Sitten zusammen. Sie erstehen eben, nachdem die gesellschaftliche Unterhaltung zwischen Frauen und Männern in höherem Grade ausgebildet worden, was zuerst in Italien, dann in Frankreich und zuletzt in Deutschland geschah. Wir wollen uns im Nachstehenden auf drei Beispiele aus je einem dieser Länder, dem 17., 18. und 19. Jahrhundert beschränken. Wenn das Bild des großen italienischen Künstlers, der Bildhauer, Baumeister und Maler zugleich war, vor unser geistiges Auge tritt, so taucht auch die Erinnerung an Vittoria Colonna, die tugendhafte schöne Wittwe des Marchese Pescara, in uns auf; bei dem geistvollen, der französischen Causerie zugewandten englischen Literaten Horace Walpole gedenken wir einer ihm wahlverwandten Pariser Dame, der espritreichen Marquise Du Deffant; der Name Wilhelm Humboldts ruft uns seine

A3367

Verbotener Weg.



„Freundin“ ins Gedächtniß zurück, an welche seine, später in vielen Auflagen erschienenen Briefe gerichtet sind. In allen drei Fällen findet sich Reife des Alters bei jedem der beiden Theile. Michelangelo stand, 60 Jahre alt, allein da, als er den Seelenbund mit der 46jährigen Vittoria Colonna schloß; die erblindete Marquise du Deffant, welche als unbemitteltes junges Mädchen mit einem weit älteren Manne verheiratet gewesen, von diesem geschieden worden war, gewann mit 68 Jahren einen Freund in dem ihr bis dahin nicht bekannten, nahezu 50jährigen Gentleman; der preußische Staatsmann trat im Alter von 57 Jahren in Korrespondenz mit Charlotte Diede, welcher er sich 26 Jahre vorher zu Pyrmont wenige Tage hindurch gewidmet hatte. Die letztere wurde, wie sie sich ausdrückte, verheiratet — bald nach der Badebekanntschaft mit Humboldt, nämlich im Frühjahr 1789 — lebte in dieser Ehe nur fünf Jahre und gar nicht glücklich, trat in keine zweite. Sie war, wie Vittoria Colonna und die Marquise du Deffant, kinderlos.

Hierzu kommt bei allen drei Paaren ein ästhetisch-literarischer, schöngeistiger Zug. Der große Künstler soll an die um ihren Gatten trauernde Vittoria Colonna, während der fünf Jahre, in welchen er zu Rom mit ihr freundschaftlichen Umgang pflegte, so viele Briefe geschrieben haben, daß sie ihn ersuchte, sich mehr zu beschränken. Sie selbst, erklärte sie ihm, werde sonst behindert, mit den Schwestern des von ihr bewohnten Klosters zusammen zu sein, während er nicht zur gehörigen Zeit an die Arbeit gehen könne. Was sie neu dichtete, pflegte sie an Michelangelo zu senden. Infolge dessen empfing er von ihr vierzig Sonette, die er den ersten von ihr erhaltenen hinzufügte. Er sah die Freundin noch kurz vor ihrem 1597 erfolgten Tode und wurde durch diesen tief erschüttert. Zu einem Freunde sagte er nachmals: nichts reue ihn so sehr, als, ihr in der letzten Stunde nur die Hand, nicht auch Stirn und Wangen geküßt zu haben. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Huldin Schönheit einen Zauber auf ihn ausübte. Der Seelenbund beider trug den Charakter eines sexuell angehauchten Sympathie-Verhältnisses.

Da die verblühte Marquise Du Deffant durch ihr Aeußeres Walpole nicht mehr anziehen konnte, so stellt die Freundschaft zwischen beiden ein Seelenbündniß ganz eigener Art dar. Die bejahrte, allgemein als kalt geltende Dame setzte den ihr wahlverwandten Britten anfangs durch ihre Zärtlichkeitsbeweise in Verlegenheit. Die Geistespassion, welche sie für ihn hegte, ward bald zu einer Herzenspassion; diese dauerte ungemindert achtzehn Jahre hindurch. Walpole schätzte die geistsprühende, etwas schiefgängige Frau nach ihrem ganzen Werthe, bewunderte sie außerordentlich wegen ihres treffenden Urtheils, ihrer Schlagfertigkeit, kehrte lediglich um ihretwillen mehrere Male von seinem englischen Landsitze nach Paris zurück. Er erröthete nicht, wenn er von seiner „theuren alten Freundin“ sprach, mit der ihn ein reines, beinah als geschlechtslos zu kennzeichnendes Sympathie-Verhältniß verband.

Die Zartheit des Gefühls, welche sich in W. Humboldts Beziehungen zu Charlotte Diede offenbart, hatten, wie wir gesehen, einen besondern Grund: die Jugendbekanntschaft. „Im weiblichen Gemüthe“,

urtheilte die „Freundin“ über diese, „bleiben solche Eindrücke tiefer und sind unwandelbar um so mehr, wenn sie, wie bei mir, die ersten ungekannten, unerkannten Neigungen erster erwachender Liebe waren, so geistiger Art, wie sie wohl bei der Jugend immer sind“. Nicht so warm, aber gleich zart läßt Humboldt sich über die erste Anknüpfung der beiderseitigen Bekanntschaft bei dem Beginn des Briefwechsels aus, den er mit der Freundin bis zu seinem Tode dreißig Jahre lang unterhielt. „Es ist“, bemerkt er, „ein wunderbares Verhältniß unter uns; zwei Menschen, die sich vor langen Jahren drei Tage gesehen und schwerlich wieder sehen werden! Aber es giebt in dieser Art der reinen und tiefen Freuden so wenige, daß ich mich schämen würde, geizig mit dem Geständniß zu sein, daß ihr Bild von damals her mit allen Gefühlen meiner Jugend, jener Zeit und selbst eines schönen, einfachern Zustands Deutschlands und der Welt, als die jetzige ist, innig in mir zusammenhängt.“ Das freundschaftliche Gefühl erscheint hier aufgepfropft auf ein anderes; es zieht Kraft und Saft aus stiller, zarter Jugendliebe, bewahrt deren Reize und Illusionen.

Bei jedem der drei beregten Paare zeigt sich im wechselseitigen Verkehr, mündlichen und schriftlichen, ein Grad von Lebhaftigkeit, wie er bei einer Freundschaft zwischen zwei älteren Personen desselben Geschlechts kaum vorkommen dürfte. Wir berührten schon den regen Gedicht-Austausch bei den beiden italienischen Seelenbündnern. Die französische Marquise war von Natur lebhaft, aber sie erscheint besonders angeregt in ihrem Verhältniß zu Walpole, der gleich einer Elektrisirmaschine auf sie einwirkte; er fand in der Greisin von 73 Jahren dasselbe Feuer, wie in einer jungen Dame von 23 Jahren. Nach seiner Meinung entwickelte sie die ganze Liebenswürdigkeit der alten Zeit, ohne deren Eitelkeit, die ganze Vernünftigkeit der neuen Zeit, ohne deren Frostigkeit. Humboldts brieflicher Verkehr mit Charlotte Diede war gleichfalls ein beide Theile in hohem Grade anregender; man könnte sagen, daß er darin seine Seele oft von seinen Beobachtungen, geistreichen Bemerkungen mit graziöser Leichtigkeit entband.

Alle drei Seelenbündnisse machen den Eindruck, als ob ihnen Neid und Mißgunst, wodurch Freunde und noch mehr Freundinnen zuweilen von einander getrennt werden, fern blieben; beiden Theilen erschien es leichter und natürlicher, sich wechselseitig Gefälligkeiten zu erweisen, im Umgang rücksichtsvoll und schonend zu sein. Jeder hatte gemeint, sein persönliches Interesse zu schädigen, wenn er es an Entgegenkommen fehlen ließ. Besonders merkwürdig ist, wie Humboldt sich bei geringer Muße der Freundin zuwandte. Er war auf dem Wiener Kongreß, als er ihren, ein Anliegen enthaltenden ersten Brief empfing und schrieb ihr „von Geschäften, Sorgen, Zerstreuungen zerrissen“, Briefe voll von Theilnahme für ihre persönlichen Verhältnisse. „Ihr letzter Brief“, mahnt er einmal, „enthält kaum ein Wort über Ihre Gesundheit. Lassen Sie mich wissen, ob Ihre Kräfte, Ihr gesundes Aussehen, Ihre Heiterkeit zunehmen ... Ich habe sehr wenig Zeit; ich kann nur selten, nur abgerissen schreiben.“ Die Freundin giebt später dem Diplomaten und Sprachforscher ihre Verwunderung darüber zu erkennen, daß ihm unter vielen und abziehenden Geschäften geblieben sei: eine Liebe zur Beschäftigung mit Empfindungen, eine

Milde und Zartheit in denselben, ein Eingehen in fremde Gemüthsstimmungen. Unsere Beispiele lassen noch ein Moment als dem fraglichen Seelenbündniß eigenthümlich erscheinen: daß alles, was ein Theil für den andern thut, den Charakter einer glücklichen Eingebung trägt. Vorzugsweise hierin scheint der Reiz bestanden zu haben, welchen Walpole und die Du Deffant im näheren Verkehre mit einander fanden.

Wir wüßten unsern mehr oder weniger alten Beispielen keine neueren mit allgemein bekannten Namen aus der zeitgenössischen Kulturgeschichte an die Seite zu setzen. Man sagt, daß Schriften etwas bleibendes haben; aber zu längeren Korrespondenzen gelangen moderne Seelenbünder vielleicht gar nicht mehr. Nach dieser Richtung kommt in Betracht, daß wir hastig dahinlebenden Heutigen überhaupt wenig Lust, wenig Zeit zur Aussprache von Empfindungen und Gefühlen haben, mindestens zu einer schriftlichen. Die Epistel ist durch Telegramm und Postkarte ziemlich verdrängt. In dem geschäftigen Treiben der Gegenwart verschaffen die meisten sich einmal jährlich eine Ausspannung dadurch, daß sie Sommerfrische halten; diese gewährt ihnen gemeinhin zugleich eine gewisse Freiheit von Berufsmühen und häuslichen Sorgen. Daher erklärt es sich, wenn in ihr der Seelenbund zwischen zwei älteren Personen verschiedenen Geschlechts, welcher eine verdorrte Pflanze zu sein schien, wiederum Blüten treibt.

F. v. S.

Ein Rival.

Humoreske nach dem Französischen von malgré lui.

Von all den naiven und hübschen Dämchen, welche im Jahre 1869 in dem heiligen Taubenhause der Frauen de la Visitation in Marseille herumschwirrten, war ohne Widerrede Fräulein Laura de Visieux die naivste und hübscheste. Ihre Unschuld ging sogar so weit, daß die bösen Zungen des Pensionats sie mit einem wenig liebenswürdigen Epitheton bezeichneten, was aber Laura glücklicher Weise gar nicht hinderte, gleich nach dem Austritte aus dem Kloster einen der reichsten Kaufleute des Landes zu heiraten, Herrn Hardouin.

Welche Gründe denselben zu dieser Wahl bewegten, ist unbekannt geblieben; vielleicht meinte er von seiner Gattin nur Küchen- und Hausgelehrsamkeit fordern zu dürfen, vielleicht glaubte er, daß ihre Beschränktheit der beste Wächter ihrer Tugend wäre, vielleicht auch war er als wohl unterrichteter und gebildeter Mann der Ueberzeugung, daß das ewige Schwätzen einer etwas Einfältigen mindestens den halben Honigmonat ruhen werde. Jedenfalls konnte er sich wegen seiner Wahl nur Glück wünschen.

Doch bald merkte er eine gewisse Gezwungenheit in dem Auftreten seiner Frau; glaubte er, ein gewisses Lächeln zu sehen, wenn er wegging, und eine wunderbare Aufregung bei seiner Rückkehr; und er begann zu beobachten.

Eines Tages endlich sah er, wie sie bei seiner unerwarteten Rückkehr hastig etwas in ihrer Schublade versteckte. Seit der Zeit

war der arme Gatte sich selbst lächerlich und jedenfalls unglücklich; lächerlich kam er sich selbst um so mehr vor, als er ein gebildeter, geistreicher Mann war, unglücklich in desto höherem Grade, als er seine Lächerlichkeit fühlte. Enfin, er wurde eifersüchtig wie George Dandin und Othello. Eine Kammerzofe, welche Argusdienste bei Laura versehen sollte, konnte oder wollte nichts entdecken und wurde gejagt.

Da nahm Herr Hardouin seine Zuflucht zu einer häuslichen Kriegslist, welche schon so alt und bekannt ist wie die Liebe selbst, die aber immer noch Erfolg hat und haben wird, so lange die Liebe vertrauend und leichtgläubig ist, das heißt, in alle Ewigkeit hinein.

Er gab eine Reise vor, welche ihn den ganzen Tag von Hause fernhielt, fingirte aber die Abreise und blieb in einem kleinen Kabinette zurück, in einen Winkel geschmiegt, Auge und Ohr an einem Schlüsselloch, welches in das Boudoir seiner „treulosen" Gattin führte.

Eine Stunde und noch eine verstrichen; der helle Tag verging, ohne daß das Geräusch eines Besuches ihn in seinem Argwohne bestätigte. Aber er erinnerte sich seiner unvorhergesehenen — Abreise und der Thatsache, daß eins der Boudoirfenster in den Garten ging. Wie ein blutdürstiger Wolf stürmte er, aber leise, in seinem Käfige auf und ab, in dem es begann, dunkel zu werden; er legte sein Ohr an das Schlüsselloch, und ein kalter Schweiß lief ihm in schweren Tropfen die Schläfe herab. Denn er hörte, daß Laura nicht mehr allein sei; man sprach in dem Boudoir.

Die Stimme des Verführers aber drang, sei es aus Zufall oder aus Schlauheit, nicht an das Ohr des Lauschers; aber die Worte, welche er so süß und zärtlich aus dem Munde seiner „schuldigen" — Frau vernehmen konnte, mußten wahrlich genügen, um ihm ewige Unruhe und seinen Unwillen zu rechtfertigen. „Nun sei aber vernünftig, oder ich werde ärgerlich . . . umarme mich . . . noch einmal . . . So, jetzt ist es genug . . . Nun schlaf ein Stündchen . . . sanft und still . . . nein, jetzt gleich . . . hier, auf meinem Schoß."

Da hielt der betrogene Mann nicht mehr an sich; wie toll klopfte, schlug er an die Thür. Aber man antwortete nicht, Todtenstille . . . Endlich trat er die Thür ein und sah vor sich seine kleine, junge Frau, leichenblaß und zitternd. Sie warf sich vor ihm auf die Kniee, faltete die Hände und rief: „Verzeihung, Verzeihung, mein Alfons! Aber Schwester Ursula hatte mir gesagt, daß die Männer das nicht lieben! Deßhalb habe ich es im verborgenen gethan! Ach, ich wußte ja nicht, daß Dich das so aufregen würde! Verzeihung, mein lieber Mann! Ich will es in Zukunft nicht wieder thun!"

Bei diesen Worten drehte sie sich unwillkürlich um nach dem Alkoven, dessen Vorhänge dicht geschlossen waren; wahrlich ein Blick, welcher alles enthüllte.

Diese Offenherzigkeit in ihrem Vorgehen machte ihn rein rasend, er springt vorwärts, zerreißt die Vorhänge von oben nach unten und findet auf seinem Ehebette . . . eine Puppe! . . . Starr vor Erstaunen und . . . Freude stürmt er zurück, seinen Rivalen in der Hand, um seine bebende Laura wieder zu beruhigen. „So, so, mein Engel", rief er aus, indem er seine Worte durch Küsse unterbrach . . . .

(Jeder dieser Punkte bedeutet einen Kuß!) ... „So, so mein geliebtes Weib, es war eine Puppe! ... Verzeihe mir, Du unschuldiges Kind, ich hatte zuerst geglaubt ..."

„Was denn, bester Alfons?"

„Ich hatte geglaubt, daß es ein Hampelmann wäre! Und die kann ich wirklich nicht leiden."

Berliner Brief.

Ein künstlerisches Ereigniß. Von Hans Derson.

13. Juni 1888.

Die Theatersaison neigt sich ihrem Ende zu: nicht ohne Kunstenthusiasten und Kenner noch gerade vor Thoresschluß mit einem künstlerischen Ereigniß zu beschenken: Matkowsky, der jugendliche Held des Hamburger Stadttheaters, gastirte als „Ferdinand". Schillers „Kabale und Liebe" ist heute — mit Recht oder mit Unrecht, wollen wir dahingestellt sein lassen — für das Gros des Publikums ein „überwundener Standpunkt". Die praktische Welt von heute kann die idealistisch-rethorischen Ausbrüche der Liebesleidenschaft eines „Ferdinand", einer „Louise" — bis auf die Backfischgeneration — lange nicht mehr in dem Maße goutiren, wie das thränenreiche, „schnellpulsende" Zeitalter der Empfindsamkeit, welches mit den wilden Kraftausbrüchen der „Sturm- und Drangperiode" Hand in Hand ging ... Aber trotz all' dieser ungünstigen Aspekten — wie wußte dieser „Ferdinand" sein Publikum zu fesseln, seine naiv-reine, heldenhaftstürmende Jüngling-Mannnatur — in der ganzen Skala der Leidenschaftstöne, glaubhaft-leibhaftig zu machen! Man spürte deutlich den Hauch einer alles bis ins kleinste Detail blitzartig durchdringenden Genialität, man begriff das selten am rechten Ort angewendete Zauberwort „Ursprünglichkeit". Eine so schöne Erscheinung, einen mit so tadellosen Mitteln von der Natur bedachten, wahrhaft gottbegnadeten Künstler hat die deutsche Bühne vielleicht seit „Fleck" nicht gesehen! Wenigstens nach Tiecks Schilderungen im „Poetischen Journal" (1801) und in den „Dramaturgischen Blättern" (1825) zu schließen: liegt der Vergleich nahe. Trotz aller Energie überschreitet aber der Künstler — und dies kann ihm nicht hoch genug angerechnet werden — auch im höchsten Affekt nicht die ästhetisch zulässige Grenze, ja gerade in dem tiefedlen Ausdruck höchster Schmerzgewalten liegt ein Hauptmoment seiner Größe. Matkowsky ist unstreitig eine jener wenigen echten Künstlernaturen, welche, ganz in ihrer Rolle aufgehend, nicht dem Publikum, sondern ihrem Genius zu Liebe spielen, weil sie müssen. Wie keiner ist er zum Interpreten echter Dichtung berufen. Wenige sind „auserwählt". Matkowsky, der nach seinem Dresdener und Hamburger Wirken vom nächsten Jahre ab, dauernd als Mittelpunkt unserm Königlichen Schauspielhause angehören wird, gehört zu ihnen. Möge ein gütiges Schicksal die herrlichen Talente dieses Künstlers zu immer reicherer Blüte entfalten; aus ihm springt ein Quell von Poesie und Leidenschaft, wie er heutzutage nicht sobald auf der Bühne gefunden werden

dürfte ... Die einheimischen Kräfte stachen um so greller von der blühenden Heldenerscheinung des Gastes ab und alle blieben sie ihren Rollen ein gutes Theil schuldig. Vor allem das Ehepaar Miller, namentlich Herr Hellmuth-Brähm mit seiner kindischen, einer königlichen Bühne geradezu unwürdigen Darstellung des Musikus, gab dem Ensemble einen argen Stoß. Das in manchen Rollen recht schätzbare Fräulein Clara Meyer erfaßte die Rolle der „Lady Milford“ höchstens zum dritten Theile, Herr Sauer, der würdige „Odoardo“, spielte dagegen den Präsidenten passabel, ohne gerade zu stören, während Herr Dehnicke nachgerade in dieser seiner „einzigen“ seit fünfundzwanzig Jahren ihm zugehörigen Paraderolle, die Feier des Jubiläums einer viertelhundertjährigen Thätigkeit unter dem Regime Hülsen gar deutlich offenbart. Die treffliche Regie Anton Annos vermag natürlich nicht die angeborne Begabung des derzeitigen Personals in die Höhe zu schrauben, aber der mächtige Impuls der vonseiten einer so groß gearteten Individualität wie der des Gastes ausgeht, müßte doch wie ein Sturzbad auf diese in die Manier und Unnatur einer verrosteten Bühnenschablone verrannten Herren und Damen einwirken, welche selbst in Einzelheiten von der Debütantin Fräulein Hock geschlagen wurden, welche die „Louise“ mit unverkennbarem Talent verkörperte.

Nachschrift. Leider hat das Gastspiel Matkowskys einen jähen Abschluß gefunden: die Königlichen Theater bleiben bis Mitte August geschlossen. Angesichts des Todes, wie er — ein grausamer Würger! — dem Haupt des liebenswürdigsten Herrschers genaht, verhüllt auch die keusche Muse trauernd ihr Haupt. Was Kaiser Friedrich, der Gute, seiner Familie, seinem Volke gewesen, wird unvergessen bleiben. Auch die Künste hatten ihm reichste Förderung zu danken, nicht zum mindesten die Schauspielkunst. Edwin Booth, Rossi und viele andere hatten sich der allerhöchsten Protektion zu erfreuen. Noch kurz vor dem Ausbruch der unheimlichen Krankheit, welche nun ihren erschütternden Abschluß gefunden hat, sahen wir den hohen Herrn in einer Loge des Deutschen Theaters einer Vorstellung des „Makbeth“ mit regem Interesse beiwohnen. H. D.

Zur Geschichte der Omnibusse.

Vor länger als zweihundert Jahren wurde in Paris unter der Regierung Ludwigs XIV. (1643—1715) der Omnibus in das Leben gerufen. Miethwagen (Voitures de remise) gab es daselbst schon lange, Karossen, welche auf Stunde oder Tag verliehen wurden, aber ihr Miethpreis war für sie zu hoch. So erließ denn der König im Jahre 1662 ein Dekret, worin er die Errichtung einer Omnibuslinie gestattete. Eine Gesellschaft von Unternehmern, an deren Spitze ein Herzog und zwei Marquis standen, bildete sich; zu den Theilhabern gehörte auch der Gelehrte Blaise Pascal. Die Wagen dieser Gesellschaft, ursprünglich sieben an Zahl, hießen „Carosses à cinq sous“, wonach der Preis einer Fahrt auf fünf Sous (etwa 20 Pfennige) festgestellt

war. Nach Befehl sollte jeder Wagen acht Plätze haben und täglich zu bestimmten Stunden, voll oder leer, von und nach bestimmten Theilen von Paris fahren, wie das Dekret sagt: „Zu Nutz und Frommen einer großen Zahl weniger gut situirter Personen, als solcher, die in Prozesse verwickelt oder schwach auf den Füßen wären, und anderer, die nicht die Mittel hätten, zu fahren in Wagen, die man nicht unter einer Miethe von einer Pistole oder ein paar Kronen den Tag haben könne."

Die Einweihung des neuen Fuhrwerks fand am 18. März 1662 um sieben Uhr morgens statt und war eine großartige und auch komische Feierlichkeit. Drei von den Wagen fuhren vom Thore St. Antoine, vier vom Luxemburggarten ab. Vor Beginn ihrer Fahrt zogen zwei Kommissäre des königlichen Gerichtshofes des Chatelet in ihrer Feiertracht, vier Wachen des Groß-Profoß, ein halbes Fähnlein städtischer Bogenschützen und ebensoviel Reiterei dem Volke gegenüber auf. Die Komissäre hielten eine Ansprache über die Vortheile der Fünf-Sous-Wagen, ermahnten das fahrende Publikum, gute Ordnung zu halten, und wandten sich dann an die Kutscher, von denen sie jedem einen langen, blauen Kittel anlegten, auf dessen Vorderseite das Wappen des Königs und der Stadt deutlich sichtbar eingestickt war. Mit diesem Amts- und Ehrenkleide fuhren die Kutscher ab, aber den ganzen Tag saß einer von der Profoßwache in jedem Wagen und Infanterie und Kavallerie marschirte hie und da längs der betreffenden Linien, um sie klar und offen zu halten. Die Einrichtung fand eine sehr getheilte Aufnahme. An einzelnen Stellen verfolgte man die Wagen mit Zischen und Pfeifen, ja sogar mit Steinwürfen; an andern mit Entzücken über die liebevolle Fürsorge der Regierung für die Beine der Unterthanen mit hingebendstem Hurrah und überfließender Freude. Eine Zeit lang wollte ganz Paris in den neuen Omnibussen fahren; der Fünf-Sous-Wagen war der Löwe des Tages; sogar der König machte eine Fahrt in einem solchen und in einem Vorstadt-Theater spielte man ein schleunigst zusammengestoppeltes Lustspiel: „Die Intrigue der Fünf-Sous-Wagen." Es hatte den Anschein, daß die wohlhabende Klasse für lange Zeit sich gänzlich dieser Fahrgelegenheit bemächtigte, so daß die ärmeren Volksklassen damit nichts mehr zu thun haben wollten, als diese Leidenschaft aufhörte, Mode zu sein. So wurde denn das mit so großem Pomp begonnene Unternehmen ohne Sang und Klang zu Grabe getragen.

Im Jahre 1827 wurde in Paris das System von neuem aufgenommen; die Wagen trugen jetzt die Aufschrift: „Allgemeines Omnibus-Unternehmen." Das nöthige zum Handwerk gehörige Geklapper fehlte auch diesmal nicht, nur nahm es die Gestalten von Anzeigen, Rentabilitäts-Versicherungen und Reklamen aller Arten an. Das nächste Ereigniß in der Geschichte der Omnibusse zeigt, daß sie ihrem eigentlichen Zwecke untreu wurden. In den Julitagen 1830 machte man die Entdeckung, daß umgestürzte Omnibusse ein gutes Material zum Barrikadenbau bilden. Das Geschenk königlicher Huld wurde ein Mittel zum Sturze der königlichen Gewalt in Frankreich.

Von Paris wurde der Omnibus nach London verpflanzt. Shillibeer führte zuerst der nebeligen Londoner Welt diese neue Einrichtung vor. Jeder Shillibeer-Wagen faßte 22 Personen und wurde von drei Pferden

nebeneinander gezogen; der Fahrpreis war 1 Schilling (1 Mark) für die ganze, ein halber Schilling für die halbe Tour. Die ersten Omnibus-Conducteure Londons waren die Söhne zweier brittischer See-Offiziere, ihnen folgten andere junge Leute, die in auszeichnende Anzüge von Sammtmanchester gekleidet waren. Die ersten Londoner Omnibusse hießen Shillibeers und haben in New-York diesen Namen behalten. 1839 gingen die Omnibusse nach Amsterdam über und haben sich seitdem über die ganze civilisirte Welt verbreitet.

Zur Geschichte der Berliner Droschken.

Das Wort „Droschke“ ist nicht deutschen, sondern russischen Ursprungs. Dróschka ist das Diminutivum von Dróga, dem Namen eines jetzt nur noch in einigen Gegenden Sibiriens vorkommenden Räderfuhrwerks, das mit den Berliner Droschken zweiter Klasse in so fern eine gewisse Aehnlichkeit hat, als es seine Insassen großen Strapazen unterwirft. Der Name ist von Drojitj, zittern oder schwanken, abgeleitet, also wäre Droschke die „Schwankende“ wahrscheinlich deßhalb, weil diese Verdeckwagen hinten und vorn in Federn hängen sollen, folglich wackeln.

Vor Einführung der Droschken bediente man sich in Berlin der Fiaker, welche am 24. Dezember 1739 ihre ersten Fahrten begannen. Kein Geringerer als König Friedrich Wilhelm I. (1713—1740) war es, der dieses Institut einführte. Er ließ auf seine Kosten zwölf Wagen anfertigen und an diejenigen Fuhrleute vertheilen, welche sich an dem für Beginn dieser Einrichtung festgesetzten Tage an den bestimmten Plätzen einfanden. Die Fiakerhalter bildeten seitdem eine Zunft. So lange Berlin eine kleine Stadt war, machten sich die Mängel der Zunfteinrichtung wenig fühlbar. Die numerirten Fiaker standen bis gegen Ende der Regierung Friedrichs des Großen (1740 bis 1786) den Tag über vor der Stechbahn, ebenso wie die im Jahre 1779 von einem Privatunternehmer eingeführten Sänften, die schon einmal unter Friedrich I. (König von 1701—1713) auftauchten, aber keinen Bestand gehabt hatten. Daneben vermehrten sich die Privat-Miethkutschen, welche auf Bestellung sowohl innerhalb wie außerhalb der Stadt benutzt werden konnten und mit guten Wagen und guten Pferden versehen, in ihren Ansprüchen viel bescheidener waren als die Fiaker. Zudem stieg unter Friedrich dem Großen Berlin in den Jahren 1746—1756 von 97,000 auf 126,661 Einwohner und im Todesjahre des Königs zählte es 113,766 Civilpersonen und 33,625 Militärs, zusammen 147,391 Einwohner. Aber die Fiaker vermehrten sich nicht in gleicherweise, wachten eifersüchtig über ihr Fuhrmonopol und verlangten so äußerst hohen Fuhrlohn, daß sich ihrer niemand mehr bedienen wollte und die Miethfuhrleute immer mehr Platz gewannen. Im Jahre 1784 gab es nur noch sieben Fiaker, deren Privilegien mythisch geworden waren, und 1794 verschwanden sie von der Bildfläche des Lebens.

Bis zum Jahre 1815 entbehrte Berlin vollständig eines durch

obrigkeitliche Anordnung geregelten Fuhrwesens. Da faßte ein Kaufmann Alexis Mortier den Plan, das damals in Warschau in lebhaftem Schwunge befindliche Droschkenfuhrwesen nach Berlin zu verpflanzen. Sein Gesuch, welches er deßhalb am 24. September 1812 an die Regierung richtete, erregte nur wegen des darin geforderten Exklusivrechts Besorgniß, welches vom Ministerium als im Widerspruch mit den Grundsätzen der Gewerbefreiheit angesehen wurde. Mortier begnügte sich endlich mit einer Schutzfrist von sechs Jahren. Durch Kabinettsordre vom 29. November 1814 erhielt er die Befugniß, sogenannte „Warschauer Droschken“ zum Vermiethen öffentlich in der Stadt aufzustellen. Bald darauf waren 50 Wagen in Betrieb, wofür nach Mortiers Berechnung ein Kapital von 13,000 Thalern erforderlich war.

Nun hatte man statt der schlecht bespannten und mittelmäßig gearbeiteten Fiaker nicht nur eine große Zahl Lohnkutschen, meistens elegante Stadtwagen mit trefflichen Pferden, sondern man fand auch, falls man auf der Straße sogleich ein Fuhrwerk brauchte, auf den Hauptplätzen und an den bestimmten Straßenecken einspännige Chaisen, die „Warschauer Droschken“. Nach einem Uebergangsstadium der Droschken erster und zweiter Klasse und der ausrangirten, Beinkrampf verursachenden Doktorwagen ist die Herrlichkeit der Berliner Droschken im empfindlichen Niedergange begriffen, seitdem das Pferdebahnnetz sich über Berlin ausdehnt und neben der Stadtbahn den Hauptverkehr vermittelt.

Ob?

Ob — frägt so mancher — Adam wohl
Gelebt im Paradies?
Man faßt so viel figürlich auf,
Vielleicht sogar auch dies?

Die Schlange und der Apfelbaum
Sind heute ja noch da;
Und wo wir geh'n, begegnet uns
Ein Urbild der Eva.

Auch Engel mit gezücktem Schwert
Giebt's heute massenhaft;
Schutz-Engel — werden sie genannt —
Der lieben Bürgerschaft.

Doch wo ist nur das Paradies,
Von dem doch Moses spricht;
Kein Wunder, wenn ein Zweifler meint:
Es war auf Erden nicht.

Denn wo sich auch nur Zwei für sich
Ein Paradies gedacht,
Da haben sie mit leichter Müh'
Die Hölle draus gemacht.

Und wenn es einstens wirklich war,
War's grausam doch gedacht:
Daß wegen einer Dummheit ward
Die Thüre zugemacht.

Was eine Eva lüstern that,
Büßt heut' die ganze Welt;
Auf eine Weiberseele ward
Das Erdenglück gestellt.

Und sehnend träumt das Menschenherz
Von Paradiesespracht:
Ob's einst gewesen, ob's noch kommt,
Ob's wirklich zugemacht?

Ein Lichtblick endlich löste mir
Dies dunkele Problem,
Durch das gewiß gelungene
Reale Parablem:

„Natürlich mußte Adam wohl
Im Paradiese sein,
Ihm fehlte ja, wie allbekannt,
Ein — Schwiegermütterlein!“

Hans von der Vogelweide.

Nippsachen.

Hinter den Coulissen. Der Schauspieler Moody war ungemein geizig. Einst hatte er seinem Kollegen Brereton Geld geliehen, das dieser erst nach längerer Zeit wieder zu erstatten imstande war, und Moody wartete mit Ungeduld. Als er endlich einmal seinem Schuldner begegnete, blickte er ihn tiefbetrübt an und stieß einen Laut aus, der halb wie ein Seufzer, halb wie ein Grunzen klang. Dies that er nun jedesmal, wenn er Brereton traf, bis dieser es satt hatte und zahlte, worauf Moody freundlicher sah und fragte: „Habe ich Dich denn schon darum gemahnt?“ Ueber den berühmten Lustspieldichter Sheridan, (geb. 1751 zu Dublin, gest. am 7. Juli 1816) äußerte derselbe: „Ich habe alle Achtung vor Sheridan, ich schätze seine Talente und würde alles thun, ihm meine Freundschaft zu beweisen, aber seinem Worte würde ich nicht glauben.“

Der Schauspieler Quin sagte einst über seinen Kollegen Macklin: „Wenn Gott eine leserliche Handschrift schreibt, so ist der Kerl ein Schuft!“ Ja, er hatte die Dreistigkeit, ihm ins Gesicht zu sagen: „Hören Sie, Macklin, aber nehmen Sie es nicht übel, nach Ihren Gesichtszügen zu urtheilen, sind Sie für den Galgen reif!“ Macklin hatte in seinem Spiele stets drei Pausen: die erste mäßig lang, die zweite noch einmal so lang, aber seine dritte, die „große Pause“, war solcher Länge, daß der Souffleur glaubte, er habe seine Rolle vergessen, und mehrmals, endlich so laut soufflirte, daß das Publikum es hörte und zu lachen begann. Macklin stürzte von der Bühne, schlug den Souffleur zu Boden und rief dabei: „Der Hallunke hat meine große Pause unterbrochen.

Ein advokatorisches Versehen. Der Anwalt Spencer in Boston war von einem früheren Soldaten des Secessionskrieges zwischen den Nord- und Südstaaten zur Beitreibung einer Schuld von 1800 Dollars engagirt worden. Der Anwalt des Verklagten war der verstorbene Erwin James, der den Kläger in seiner kurzan-

gebundenen Weise ins Kreuzverhör nahm: „Sie haben dem Verklagten 1800 Dollars geliehen?" „Ja, Sir." „War es Ihr Geld?" „Ja, Sir." „Wann liehen Sie ihm das Geld?" „Im Juli 1866." „Wo hatten Sie das Geld her?" „Erworben, Sir." „So, so, erworben haben Sie es. Wann?" „Während des Krieges, Sir", äußerst kleinlaut. „So, so, im Kriege. Was war im Kriege Ihre Beschäftigung?" „Kämpfen, Sir", im bescheidenen Tone. „Ah, kämpfen", sprach James etwas verblüfft. Spencer lächelte, James schloß wüthend das Kreuzverhör und Spencer begann seine Ansprache an den Gerichtshof: er sprach über den Krieg, welche Schätze an Leben und Vermögen er verschlungen habe, über die mörderischen Schlachten, welche das Geschick der Union entschieden, über die opferfreudige Tapferkeit der Krieger der Nordstaaten, die Weib und Kinder, Vater und Mutter und alles, was ihnen am theuersten war, verließen, um für ihren Herd, für die Freiheit und die Rettung der Nation zu kämpfen. Er wies auf den Kläger hin, der einer dieser Helden gewesen sei und Spencer erlangte die Verurtheilung des Angeklagten zur Zahlung der ganzen Summe.

Nach der Verhandlung sagte James zu seinem Kollegen: „Spencer, Ihre Kriegsrede gewann die Sache, aber erst aus meinem Kreuzverhör haben Sie erfahren, daß der Mann im Kriege Soldat war, sonst hätte ich gewonnen!" „Lieber Freund", entgegnete Spencer, „hätten Sie den Mann nur noch gefragt, bei welcher Partei er gekämpft habe, so gingen Sie jetzt als Sieger heim! Er ist nämlich ein alter Rebell aus den Südstaaten!"

Die frühere Genügsamkeit der Berliner zeigt sich so recht in folgender Anzeige der Spener'schen Zeitung vom 23. Mai 1761: „Da der Berliner Gesundbrunnen von den Einwohnern der Stadt in allen Arten von Krankheiten, besonders in Gicht, Ausschlag und Fieber mit größtem Nutzen bisher gebraucht und durch Boten von dem Brunnen abgeholt worden, diese aber meistens in der Mittagszeit schöpfen und hereintragen, auch öfters schlecht machen, so ist die Verfügung getroffen, daß vom 24. Mai ab und ferner beständig dieser Brunnen in Berlin bei dem Medizin-Apotheker Herrn Fritzen vor dem Spandauer Thor, bei dem Kaufmann Heyl in der Breite-Straße u. a. zu bekommen ist, die Kruke, welche zwei Maß hält, für einen Groschen 6 Pfennige. Dieses Gesundheitswasser wird im hitzigen Fieber von den Kranken anstatt des ordentlichen Getränks mit großem Nutzen getrunken, auch soll es mit Wein sehr delikat schmecken."

Heute ist von dem Brunnen nichts weiter übrig geblieben als der Name. Als man in den sechziger Jahren bei der Legung von Gasröhren die Quelle abgrub, kümmerte sich kein Mensch darum. Und doch hatte noch im Jahre 1768 Dr. Behm ein Kurhaus bei dem Brunnen errichten lassen, welches der berühmte Kupferstecher Schleuen unter seine „Berliner Prospekten" aufnahm.

Das Stuhlrohr oder Rattan (Rotang). Das große Publikum nicht nur, sondern auch Verkäufer und Käufer des Stuhlrohres haben über dessen Ursprung nur dunkle Vorstellungen. Kauft sich der Herr Lehrer ein Schulscepter oder der Rohrstuhlausbesserer seinen Bedarf, so denken sie wohl kaum daran, daß sie Palmen erstehen. Diese schwanken Rotang-Palmen (Calamus Rotang) wachsen in großer Länge am Erdboden hin, steigen auch als Schlingpflanzen zu den höchsten Bäumen ihrer Heimatswälder empor auf den Inseln Sumatra, Java, Borneo, auf der malaischen Halbinsel, bilden namentlich zu Bangarmassing und Cotie auf Borneo die wichtigsten Naturprodukte.

Das sogenannte „spanische Rohr" wird in folgender Weise gesammelt: der Eingeborene schneidet mit dem parang oder Hippe so viele Rattans ab, als er bis zu einem großen Baume tragen kann. Von diesem trennt er theilweise ein Stück Rinde, biegt es zurück, bohrt ein entsprechend großes Loch hinein und zieht durch dieses die Rattans. Hierdurch werden sie von der Rinde oder äußern Haut befreit und bilden nun lange Rohre, die an der Sonne getrocknet werden, worauf man sie in entsprechende Längen schneidet, einmal zusammenbiegt und in kleine Bündel bindet. Diese werden von den Chinesen, die namentlich diesen Handel betreiben, entweder gegen baares Geld oder in Waarentausch aufgekauft und an europäische Firmen in Singapora, Penang, Batavia und andere Häfen weiter begeben, von wo sie nach London, Holland, Hamburg, China und Japan an die Händler verschickt werden. Hier wird

das Rohr nochmals gewaschen und gereinigt und an die Konsumenten verkauft. Sie werden gespalten verwendet zu Rohrstühlen, Schirmrippen, Steifen für Korsetts und an der Damenkleidung, zu Körben und Behältern, die dauerhafter sind, als aus Weidenzweigen geflochtene, zu Einlagen für Helme, die dadurch gegen Hiebe und Stöße widerstandsfähiger werden. Bisweilen dient Rattan, mit Bast zusammen auch zur Herstellung von Bastbesen, in China fertigt man daraus Seile, Kleidungsstücke, Matten, die feinen Schabespäne finden Anwendung zum Füllen von Matratzen und zu tausenderlei Dingen. Früher machte man aus Büffelhäuten die Körbe, welche in Baumwollspinnereien die Spulen hielten, jetzt wendet man dazu Rattan an. Auch zum Reinigen von Röhren und Drains sind diese langen, biegsamen, nicht brechenden Rohre sehr brauchbar.

Die Entwickelung der englischen Macht in Ost-Indien.

1600 Privilegium der englisch-ostindischen Compagnie.
1640 Handelsfaktoreien in Bengalen am Hugly und in Madras.
1696 Fort in Calcutta.
1707 Nach dem Tode des mächtigen Aurang-Zeyb Errichtung der Präsidentschaft.
1757 Erster Territorialbesitz der Compagnie.
1766 Bengalen, Bahar, das nördliche Circars, Madras, Bombay.
1805 Das Duab mit Delhi, das Karnatic, Canara, Malabar, Suhrate, ein Theil der Mahrattenländer.
1818 Rest der Mahrattenstaaten, Punah, die ganze Küste von Malabar, Benar, ein Theil des Sikhstaates und Ceylon.
1838 Goudwana, Singaporl, Malacca, Assam, Arracon und andere Gebiete in Hinter-Indien.
1848 Das Sinoh, das südliche Pendjab und Satara.
1856 Das ganze Pendjab, Audh, Karnal, Goudh, Pegu und Kadschar.
1858 Aufhebung der ostindischen Compagnie, (offizieller Name derselben war Governors and Company of merchants of London trading to the East-Indies), die Königin von England übernimmt die unmittelbare Regierung.
1876 Die Königin von England wird Kaiserin von Indien (am 31. Dezember 1877, Stiftung des kaiserlichen Ordens der Indischen Krone), ihr Repräsentant in Ost-Indien ist der Vicekönig-Generalgouverneur (Governor-general of India in Council), ihm zur Seite ein gesetzgebender Rath (Council) von 15 Mitgliedern.

Das Geld vor zwei Jahrhunderten. Die Macht und der Werth des Geldes zur Zeit Ludwigs XIII. (1610 bis 1643) von Frankreich war für die Allgemeinheit der Dinge, die man sich für Geld verschaffen kann, eine dreifach größere als jetzt. Natürlich muß man bei dieser Schätzung gewisse Dinge außer Beachtung lassen, die heute in allgemeinem Gebrauche sind, damals aber wegen ihrer außerordentlichen Seltenheit nur den reichsten Leuten zugänglich waren. So galt der Zucker zu jener Zeit 12 Sous das Pfund, ungefähr das doppelte des heutigen Preises. Aber 1625 verbrauchte man nur 25,000 Pfund Zucker, während jetzt 285 Millionen Kilogramm oder 570 Millionen Pfund auf die Bevölkerung Frankreichs entfallen, die sich seit jener Zeit nur verdoppelt hat. Atlas, Sammet, feines Tuch und Leinewand erreichten enorme Preise, aber die armen Leute wußten sich ohne dies zu behelfen. Niemand dachte daran, sich seidene Strümpfe zu 25 Livres das Paar, noch auch baumwollene Strümpfe zu 23 Livres 13 Sous das Dutzend, zu kaufen. Ein Kastorhut kostetete 20 Livres; man trug also Mützen und schlief auf einem Strohsack, um nicht 36 Livres für eine Wollmatratze zu zahlen. Man reiste nur wenig und schrieb noch weniger darüber und kannte eine Menge Vergnügungen nicht, die uns jetzt unentbehrlich scheinen.

Hingegen lebte ein angesehener Haushalt mit zehn Domestiken in Paris sehr gut mit 12,000 Livres Rente. Dieses Einkommen genügte z. B. der Nichte Richelieus, Madame de Pont-Courbay, um mit ihren zwei Töchtern und sechzehn Domestiken zu leben. Furetière erzählt von einem Manne, der bei einem Kapital von 80,000 Livres eine Equipage, zwei Lakeien und einen Kammerdiener hielt. Mit 100,000 Livres Rente galt man für sehr reich: es war die Apanage Gastons, des Bruders des

Königs; es war die Einnahme des Herzogs von Rohan und eines gewissen Lambert, den man „den Reichen" nannte. Der Connetable von Montmorency, der reichste Edelmann Frankreichs, gab seiner Tochter nicht mehr als 100,000 Thaler Aussteuer. Ein Herzog und Pair machte eine sehr gute Partie, wenn er ein Mädchen mit 200,000 Thaler Mitgift heiratete, er konnte nichts besseres hoffen. Das war im Jahre 1625 die Aussteuer Henriette Marias, der Gemalin Karls I. von England. Die Menge des unter Ludwig XIII. in Frankreich circulirenden Baargeldes hält keinen Vergleich mit der Jetztzeit aus. Diejenigen, welche sich 1625 am besten auf das Finanzwesen verstanden, hielten es für gewiß, daß nicht mehr als 13 bis 14 Millionen Gold in Frankreich im Umlaufe seien. Heutzutage kursiren 5 bis 6 Milliarden!

Salon-Büchertisch.

Naturkinder. Gedichte von Margot Werner. Hamburg, J. F. Richter. 1887. Recht herzlich und innig empfundene, von einer zarten Frauenseele Zeugniß gebende Gedichte; sinnige Natur- und Märchenbilder nebst Gelegenheitspoesie. Als solche jedoch weniger werthvoll und beachtenswerth als:

Essays von derselben Verfasserin und in demselben Verlag erschienen. Eine edle feinfühlende Frau spricht hier manch beherzigenswerthes und zeitgemäßes Wort über die oft ventilirte Frauenfrage, Stellung, Pflichten und Rechte der Frau in recht gut geschriebener Prosa aus. Das Buch verdient in weiblichen Kreisen mit Interesse beachtet zu werden.

Maria. Eine Legende von derselben Verfasserin, ebendaselbst 1887. In nicht ganz glücklich gewähltem Metrum, ungereimten, dreifüßigen Jamben, spricht hier die Verfasserin so ziemlich dieselben edlen Grundsätze und Wünsche für die Menschheit und insbesondere für die Frauenwelt aus, wie in den „Essays." Indessen geben wir der Prosa noch den Vorzug vor den poetischen Arbeiten der Verfasserin. Letzteres Buch ist dem Fürsten Bismarck gewidmet.

Abendröthe. Psychologische Betrachtungen von Paul Lanzky. Berlin, Karl Dunker. 1887. Nicht für die große Menge, sondern für einen engeren Kreis reiferer Geister sind diese ernsten, im edlen Sinne pessimistischen, in Form von Aphorismen zusammengestellten Weisheitslehren berechnet. Nicht die oftgehörten tröstlichen Gemeinplätze werden hier der schmerzensmüden Seele zur Erhebung geboten, sondern durchgeistigte, aus tieferem Quell geschöpfte Labetropfen sollen sie ermuthigen, sich ohne Murren dem Allgemeinloos zu fügen, oder auch den ihr besonders bitter zubereiteten Leidenskelch zu leeren. Verklärt im beruhigenden Lichte einer stillen Abendröthe soll sie die großen, furchtbaren und herrlichen Dinge: Leben, Lieben, Leiden und Sterben erblicken lernen. „Die Abendröthe breitet sich über deinen Tag, der stürmisch und trübe war; ist es nicht schön von ihr, dich seine Unbilden vergessen zu machen? Der Tag selbst aber hatte dir nichts als heiße Arbeit versprochen; so grolle ihm nicht, sondern segne den rosigen Schimmer über dem Niedergange." Nicht kritiklos gleiten diese Betrachtungen über manches Vertraut- und Liebgewordene, Kinderträume und Jugendillusionen dahin, den darauf lagernden Staub hinwegfegend, zeigen sie wie morsch und farblos das darunter Befindliche geworden, doch die thränennassen Augen lenken sie nach einer Richtung hin, wo sie Neues, Großes und Schönes dafür zeigen. „Hättest du ein offenes Auge für alles Schöne, so würdest du deines Leides vergessen und in Entzücken vergehen." Und der friedevolle Schlußgedanke: „Nun ist es Nacht: es ruht dein Puls und der Odem ist still wie Aetherschicht über dem Meere. Nacht ist's, du selber bist licht und lächelnd wie Sternengefunkel. Wer gab dir dies Lächeln, wie blieb es dir? Nacht ist's, dich schrecken nicht Dunkel und Stille mahnender Todesgruft; dich kümmert der Tag mit Sonne, Liebe, Lust und lautem Gesang nicht mehr. Nacht ist's; Licht bist du selber dir; lichtvoll und lächelnd versinkst Du im Lebensreich, du meine Seele."

Manchem kann dieses gedankenreiche und bedeutende Buch ein Lieblingsbuch werden, wie man solche gern zur Hand hat, um sich daran in trüben Stimmungen aufzurichten und zu erfrischen.

Das „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes" macht unter der neuen Leitung Wolfgang Kirchbachs erfreuliche Fortschritte und stellt sich in den vorliegenden Nummern als ein Sammelplatz unserer angesehensten Schriftsteller der verschiedensten Richtungen dar. Die vorliegenden zehn Wochenstücke (seit 1. April Nr. 14—23) enthalten größere Aufsätze aus den Gebieten ausländischer und heimischer Literatur von Adolf Friedrich Graf Schack, Ernst Eckstein, Adolf Stern, Richard Weltrich, Karl Blind, Robert Waldmüller, Eduard von Hartmann, Leopold Katscher, Anton Bettelheim, Wilhelm Henckel, L. v. Sacher-Masoch, Wolfgang Kirchbach, Robert Boxberger, David Asher, Hermann Heiberg und anderen. Modernere Kunstrichtungen kommen ebenso zu Worte wie die Vertreter älterer Anschauungen; die Sprache des Blattes ist eine erfreulich klare und lichtvolle und wir begegnen in der Zahl der Aufsätze einer großen Reihe höchst anziehender und anregender Gedanken. Auch in der Heine-Frage hat das Blatt Stellung genommen und wer den Aufsatz des Herausgebers „Heines Dichterwerkstatt" liest, wird gewiß manches in Sachen Heines unter neuen Gesichtspunkten ansehen. Kirchbachs Untersuchung fällt durchaus im Sinne des Grafen Schack und Martin Greifs aus. Erfreulich wirkt in den jüngsten Nummern die reindeutsche Sprache des Blattes, da die Mitarbeiter auf die Bitte der Schriftleitung hin, sich unnöthiger Fremdworte in ebenso geschickter wie geistvoller Weise enthalten. — Das „Magazin" unterrichtet seine Leser in ausgiebigster Weise über alle wichtigen Neuigkeiten ausländischer und deutscher Literatur. Der Preis beträgt vierteljährlich 4 Mark.

„Die deutsche Sappho." Von Dr. Adolph Kohut. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.

Bürger sagt am Ende seines Lebens, alle seine Sorgen, die unverschuldeten und verschuldeten überblickend: „Meiner Palmen Keime starben eines bessern Lenzes werth." Anna Luise Karsch, der Gleim allerdings in zu hoch gesteigertem Enthusiasmus den Namen einer „deutschen Sappho" gegeben, konnte von sich dasselbe sagen. Es soll damit nicht im entferntesten etwa der große Balladendichter mit der geschickten Improvisatorin in Parallele gestellt werden. Nur das wird niemand, der das Leben und Dichten jener merkwürdigen Frauengestalt des 18. Jahrhunderts überblickt, in Abrede stellen können, daß diese Dichterin, bei weitem gehaltvollere Dichtungen geschrieben hätte, wenn ihr Leben ein weniger wechselvolles und unglückliches gewesen wäre.

Dr. Adolph Kohut hat in seiner soeben bereits in zweiter Auflage erschienenen Schrift über diese Dichterin (Die deutsche Sappho. Ihr Leben und Dichten. Ein Literatur- und Kulturbild aus dem Zeitalter Friedrichs des Großen von Dr. Adolph Kohut. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag 1888.) den Lebensgang derselben im engen Zusammenhang mit ihrer dichterischen Thätigkeit geschildert.

Es ist dies die erste objektive Darstellung von der Dichterin überhaupt und darum als Beitrag zur Literatur- und Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts höchst werthvoll, bei weitem werthvoller als die kurze Biographie, die ihre Tochter, Karoline von Klencke, geschrieben, an der man Vollständigkeit und Objektivität vermißt.

Das Leben der behandelten Dichterin gewinnt durch die Kohutsche Darstellung unser lebhaftes Interesse, es ist ein Leben voll Irrthum und Sorgen, unter Arbeit und Mühe. Die kurze Zeit ihres Lebens, in der die Dichterin bewundert wurde, Huldigungen empfing, konnte nicht für ihr ferneres Leben nachwirkend sein, ja, die darauffolgenden Tage mit ihrem alten Leid mußten ihr um so schmerzhafter fühlbar werden.

Eine zweimalige, unglückliche Ehe mit ihrem unsagbaren Elende war der Dichterin Loos.

Ist es unter solchen Umständen zu verwundern, wenn die zarte Pflanze der Poesie mit diesem Mehlthau bitterer Enttäuschungen belastet, nur eine verkrüppelte Blüte zeitigte? Ist es nicht wunderbar, daß unter diesen ungünstigen Verhältnissen diese Frau überhaupt Stimmung fand sich zu sammeln und zu dichten?

Gerade dieser Umstand ist uns ein deutlicher Beweis dafür, daß in der Brust dieser Dichterin in der That eine Begabung für Poesie ruhte, die leider nur zu wenig gehegt und gepflegt wurde. Insofern erscheint uns auch das Urtheil

Vilmars, der ihr kaum die poetische Begabung der Dichterinnen des 17. Jahrhunderts zuspricht und Bedenken trägt, sie in der Literaturgeschichte zu erwähnen, zu hart.

Viele ihrer Dichtungen sind ja nichts als umgewandelte Prosa. In der Auswahl jedoch, die Kohut sehr geschickt getroffen, wird man das tiefempfindende Herz und die leicht erregbare und auflodernde Begeisterung für alles Hohe und Edle verspüren, von der die Karschin beseelt war. Und wunderbar! Unter allen ihren Liedern, die sie gesungen, sind ihr die Lieder der Liebe am besten gelungen, trotzdem, daß sie im Elternhaus wie in ihrer Ehe nichts weniger als Liebe erfahren. Sagt sie doch selbst:

„Ohne Regung, die ich oft beschreibe,
Ohne Zärtlichkeit ward ich zum Weibe,
Ward zur Mutter! Wie im wilden Krieg
Unverliebt ein Mädchen werden müßte,
Die ein Krieger halbgezwungen küßte,
Der die Mauer einer Stadt erstieg."

„Sing' ich Lieder für der Liebe Kenner,
Dann denk ich des zärtlichsten der Männer,
Den ich immer wünschte, nie erhielt;
Keine Gattin küßte ja getreuer,
Als ich in der Sappho sanftem Feuer
Lippen küßte, die ich nie gefühlt!"

„Was wir heftig lange wünschen müssen
Und was wir nicht zu erhalten wissen,
Drückt sich tiefer unserm Herzen ein;
Rebensaft verschwendet der Gesunde,
Und erquickend schmeckt des Kranken Munde
Auch im Traum der ungetrunk'ne Wein."

Möge die Kohutsche vorzügliche Darstellung des Lebens und Wirkens der Karschin in recht vielen die Erinnerung an jene merkwürdige Frauengestalt des 18. Jahrhunderts wachrufen und dazu beitragen, daß diese Dichterin, deren Leben unsre ungetheilte Theilnahme erfordert, nicht der Vergessenheit anheimfalle!

Dresden. Richard Vetter.

Wildertisch.

Wilderertragödie.

Der Mond scheint hell und es schreit der Hirsch.
„Das ist eine Zeit, wie geschaffen zur Pirsch,
Die Waidmannsnacht muß ich loben."
Es rüstet der Edelmann sich zur Waid',
Schnell wirft er sich in sein Jägerkleid,
Sein Jagdglück will er erproben.

Zwar zittert ein wenig die weiße Hand,
Die Ströme des Weins hat hinabgesandt
In die Kehle, die unersättlich.
Um die Lippen zuckt's wie lüsterner Spott:
„Heiß küßt das Mädchen! Du lieber Gott,
Die Dirne war gar zu göttlich!"

Er tritt in den Wald. Rings Stille umher,
Da knackt's im Gezweig. Er reißt das Gewehr
An die Backe, die Augen spähen.
Nichts zeigt sich: „Der Wind hat mich geneckt";
Und wieder raschelt's. Da sieht er erschreckt
Den Wilderer vor sich stehen.

„Steh, Schurke", ruft der verwilderte Mann,
„Du oder ich, der eine muß dran,
Den Frevel sollst Du mir büßen!
's ist nicht um das Thier, das heute ich schoß,
Steh Rede! Hier wollen wir ohne den Troß
Uns schwägerlich heute begrüßen.

Die Tochter, die holde, hast Du mir verführt,
Sie kam in Schande, wie sich's gebührt,
Du aber, Du praßtest im Schlosse!
Mich triebst Du vom Hof, hohnlächelnd, kalt!
So ward ich, zu schaffen den Unterhalt,
Wilddieben ein wilder Genosse.

Halt, sag' ich, und heb' mir nicht das Gewehr,
Ich sag' Dir beim Reste meiner Ehr',
Recht nehm' ich in eigener Sache.
So räch' ich mein Kind." — Ein Schuß erkracht
Durch die stille, mondesbeglänzte Nacht.
Das war des Wilderers Rache. F. H.

Die kranke Ziege auf unserm Bilde macht einen tragikomischen Eindruck. Den wackern Landleuten bedeutet das nutzbringende Hausthier alles, es ist eins ihrer wenigen Besitzthümer und nun droht diesem „beweglichen Mobiliar" das Ende! Die Ziege ist krank, sie frißt nicht und liegt stumpf und matt auf dem Stroh. Der Bauer hat es vergebens mit der Medizinflasche versucht, es wird mit dem Thier nicht besser. Die Bauersfrau ringt die Hände, die Kinder sehen betrübt auf die Kranke. Auch das letzte Mittel scheint nicht anzuschlagen: „der weise Mann des Dorfes." Er ist viel erfahren in der Heilkunde, der alte, kluge Nachbar Matthes, den sie in ihrer Noth rufen. Er beobachtet das kranke Thier genau, schlägt dann ein dickleibiges Buch auf und verordnet etwas, was, wie er sagt, unfehlbar „entweder helfen muß oder nicht schaden kann." Ein letzter Hoffnungsstrahl! Hoffen wir auf die Genesung der Kranken! Vor uns kann Nachbar Matthes sicher sein! Wir werden ihn nicht wegen Kurpfuscherei denunciren.

Verbotener Weg. Wie das Böcklein da auf seinem Wege zur Aesung nachts vor dem Aehrenfelde zurückprallt! Steht da im falben Mondenlicht eine verdächtige Gestalt, über der es unheimlich raunt und rauscht. Sonst regt sich nichts, und so scharf das Böcklein äugt und sichert, es kann nichts bedenkliches weiter entdecken. Nach einer Weile kommt es auf seinen schlanken Läufen näher und näher und schließlich beschnuppert es gar den Einsamen, den „Ritter von der traurigen Gestalt." „Da müßt ihr's schon anders anfangen, um Böcke zu schrecken, ihr Menschen! Ein Popanz aus alten Kleidern und darüber ein Flederwisch, schreckt uns auf die Dauer nicht. Vorläufig lassen wir uns noch zur herrlichen Schonzeit die süßen Erbsen und die jungen Aehren schmecken!" Mit einem vernichtenden Blicke stolzirt das Böcklein an dem Traurigsten der Traurigen vorüber und ist im nächsten Moment in den grünen Fluten des Fruchtfeldes verschwunden, aus dem es nur dann und wann mit dem edlen Kopf und dem schönen Gehörn hervorschaut, um in die dunkle Ferne zu äugen, während das Waldkäuzlein auf weichen Schwingen über die helle Lichtung streift, oder das heisere, dem Gebell des Hundes ähnelnde Geschrei eines liebeheischenden Genossen durch die tiefe, tiefe Waldesstille klingt. —x.





Neueste Moden.

Nr. 1. Jacke „Directoire“.

Die Vordertheile der aus pistaziengrünem Tuch angefertigten Jacke stehen vorn über einer mit Dunkelgold bestickten Weste offen. Die Schultern umgiebt ein dreifacher kurzer Kragen und den obern Ausschnitt ein breiter Ueberschlagkragen, dessen geschlitzte Patten mit Knöpfen auf den Kragentheilen befestigt sind. Auch an den Seiten herab befinden sich große Knöpfe. Am Schooß sind Taschen mit großen



Nr. 1. Jacke „Directoire“.

Patten angebracht, welche ebenfalls mit Knöpfen besetzt sind. Die Aermel haben breite Aufschläge mit je zwei Knöpfen. Ein Cravattenkragen mit Spitzenfächer schließt die Weste am Hals.

Nr. 2. Runder Hut.

Der Kopf einer Steiftüllform wird mit bestickter Spitze belegt. Der vorn breit vorstehende und hinten schmale Rand derselben ist mit mehreren Reihen kleiner Spitzenfalbeln benäht und mit Tüll gefüttert. Ein breites schönes Band ist um den Kopf geschlungen und fällt am Hinterkopf in langen Schlupfen und Enden

herab. Vorn oben am Kopftheil des Hutes sind große Bandschlupfen angebracht, welche schöne weiße Straußfedern halten.

Nr. 3. Capote „Lodoiska“.

Der Rand einer kleinen Tüllform wird mit schwarzem Sammet belegt, das Kopftheil mit weißem besticktem Crêpe überzogen und nach vorn bauschig zusammengenommen und mit wassergrünen Federn untermischt.



Nr. 2. Runder Hut.

Nr. 4. Anzug aus blauem seidenem Crêpon mit saphirblauen golddurchwirkten Tressen.

Die hinteren Rockfalten fallen ohne Bausch glatt herab. Der untere Rand des Rockes ist mit einer golddurchwirkten Tresse besetzt. Am Vordertheil geht derselbe übereinander und bildet dort eine gerade Schürze, welche an der Hüfte rechtsfaltig vermittels einer saphirblauen Bandschleife befestigt ist. Diese Schürze ist am Rand gleichfalls mit Tresse besetzt, welche sich höher noch zweimal wiederholt. Die glatte kurze Taille ist an den Vordertheilen quer gereiht und mit vier, von den Schultern ausgehenden, sich im Gürtel vereinigenden Tressen besetzt, gleich denen des Rockes; ebenso ist auch der Stehkragen aus Tresse hergestellt. Die Taille

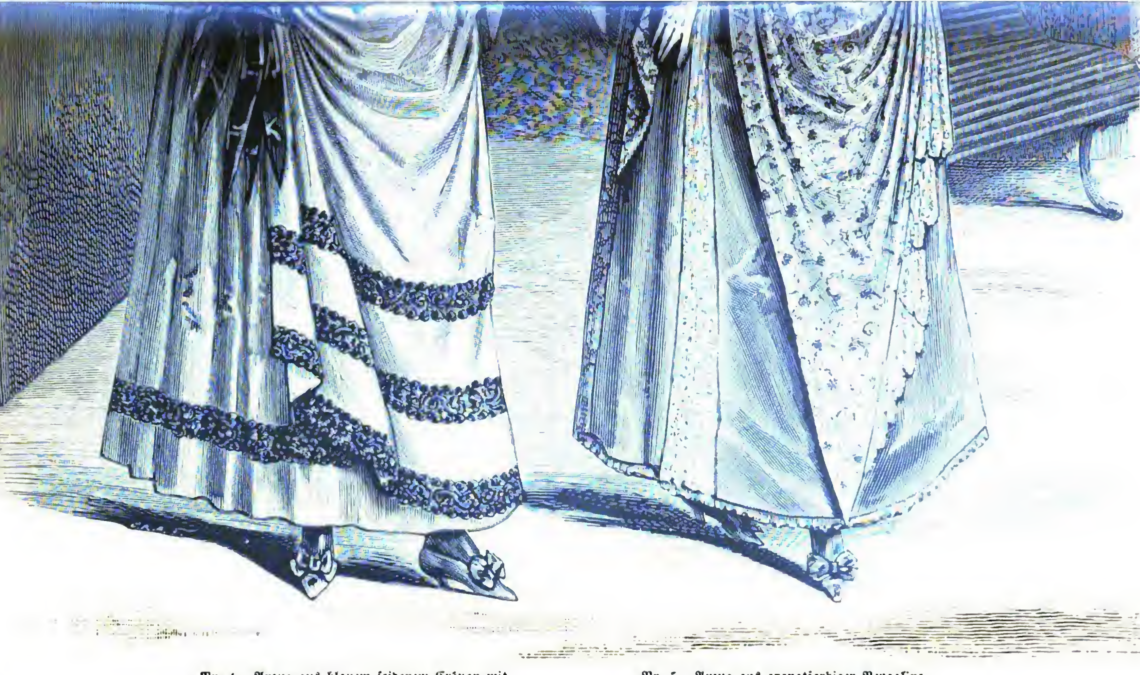
umschließt ein, sich vorn kreuzender Gürtel aus Band. Die halblangen Aermel sind faltig. Auf dem Oberarm sind ebenfalls Tressen angebracht, welche von der Schulter herabgehen und denselben umschließen. Den unteren Rand des Aermels umgiebt ein Band, gleich dem Gürtel, welches in einer Schleife endigt. Die kleine Capote besteht vollständig aus in kleine Falten gezogenem saphirblauem Crêpe und hat zur Verzierung obenauf eine schwarze Spitzenaigrette, welche mit einer blauen Bandschleife gehalten wird. Crèmefarbige ziegenlederne Handschuhe und blauseidene Strümpfe mit schwarzen Lackschuhen vervollständigen diesen Anzug. An Stoff zur Anfertigung bedarf man: 4 Mtr. 20 Centm. Taffet zu einem ersten und 15 Mtr. 60 Centm. Crépon von 60 Centm. Breite zum zweiten Rock mit der Taille.



Nr. 3. Capote „Lodoiska".

Nr. 5. Anzug aus granatfarbiger Bengaline und granat- und rosagemusterter Eolienne.

Der kurze falsche Rock hat eine kleine Falbel als Randverzierung. Der darüberfallende Rock aus Bengaline ist an den Seiten gespalten und läßt auf der rechten Seite schmale Längsfalten aus Spitze frei. Die bis unten hinreichende, eine scharfe Spitze bildende Schürze aus gemustertem Stoff hat auf der linken Seite herab eine weiße Spitzenfalbel und fällt auf das glatte Vordertheil aus granatfarbiger Bengaline auf. An den Hüften ist dieselbe faltig zusammengenommen und in der Taille befestigt. Die Rücktheile vom gleichen Stoff sind abgeschrägt und faltig zusammengenommen. Die ausgeschnittene glatte Taille aus Bengaline hat auf den Vordertheilen einen faltigen Latztheil aus gemustertem Stoff. Unter dem breiten, vorn eine Spitze bildenden Gürtel, welcher vermittels einer Stahlagraffe geschlossen ist, befinden sich dicht nebeneinander angebracht Bandösen. Die oben faltig angesetzten Aermel aus gemustertem Stoff sind kurz und unten gespalten.



Nr. 4. Anzug aus blauem seidenem Crêpon mit saphirblauen golddurchwirkten Tressen.

Nr. 5. Anzug aus granatfarbiger Bengaline und granat- und rosagemusterter Eolienne.



Unter diesen befindet sich eine breite Spitzenpuffe. Der große runde Hut, aus in kleine Falten gezogenem Crêpe, hat einen breiten, weit vorstehenden und an der Seite aufgebogenen Rand, welcher am Hinterkopf sich sehr vermindert. Obenauf ist



Nr. 6. Morgen-Anzug.

ein Spitzentuff, mit Blüten untermischt, angebracht. Unter dem Schirm ist ein rothes Seidenband befestigt, welches auf der linken Seite in eine Rosette endigt. Die schmalen, sich vorn einfach kreuzenden Bindebänder sind vom Kopftheil ausgehend und nur mit einem Knopf geschlossen. Biberfarbige, ziegenlederne Hand-

schuhe, granatfarbene Strümpfe und braunrothe Schuhe vollenden diesen Anzug. Zur Anfertigung desselben sind erforderlich: 4 Mtr. 20 Centm. Taffet zu dem



Nr. 7. Jacke „Mina".

untern Rock, sowie 1 Mtr. 50 Centm. zur Falbel daran. 9 Mtr. Bengaline von 60 Centm. Breite und 4 Mtr. 80 Centm. Eolienne von 60 Centm. Breite.

Nr. 6. Morgen-Anzug.

Derselbe ist aus Caschmir und heliotropfarbenem broschirtem Wollenstoff angefertigt. Die bis nach unten hinreichenden, in der Taille mit einem Gürtel festgehaltenen Vordertheile sind aus broschirtem Stoff. Zum ersten, unter diesem Theile sich befindenden Rock ist resedafarbige Seide verwendet. Das obere, hintere Rocktheil ist faltig dem Rückentheil angesetzt. Der runde Pelerinenkragen ist am Hals in Falten genommen und am Rand mit einer breiten Spitze besetzt. Auch die kurzen Aermel haben am Rand einen breiten Spitzenbesatz.

Nr. 7. Jacke „Mina".

Die Jacke ist aus blauem Tuch angefertigt und völlig glatt. Das eine Vordertheil bildet eine übertretende Patte, welche mit Knöpfen geschlossen wird. Eine



Nr. 8. Schuhbeutel für die Reise 2c.

zweite Reihe solcher Knöpfe ist in entsprechender Entfernung auf der andern Seite angebracht. Die glatten Aermel haben Aufschläge, welche gleichfalls mit Knöpfen besetzt sind. Die langherabreichenden Vordertheile haben Taschen. Die Jacke hat ein goldigschillerndes Seidenfutter. Capothut aus Strohgeflecht mit Sammetstickerei und Flügeln. An Stoff zur Anfertigung dieser Jacke bedarf man: 1 Mtr. 70 Centm. Tuch. 5 Mtr. Glacéeseide und 26 Knöpfe.

Nr. 8. Schuhbeutel für die Reise 2c.

Dieser sehr praktische Schuhbeutel kann aus beliebigem Stoff angefertigt werden, z. B. aus écrufarbenem Satinette, Zwillich 2c. Man nimmt ein circa 60 Centm. breites und 45 bis 50 Centm. hohes Stofftheil, näht die Seiten zusammen, ebenso auch den untern Rand, welche man etwas einhält, schlägt am obern Rand den Stoff nach innen und durchnäht denselben zweimal zur Aufnahme eines Bandes. Die, der einen Seite schräg mit rother Baumwolle aufgestickte Aufschrift „Bottines" kann in beliebiger Stichart ausgeführt werden.

Redaction, Verlag und Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig.



Begegnung auf dem Chiemsee.

Nach einem Originalgemälde von Prof. Karl Raupp.



Flöte und Piston.

Eine wahre Geschichte. Von **Maximilian Treuller.**

Calw! Alles aussteigen!"

„Na, nu! Alles aussteigen! Geht denn dieser Zug nicht weiter, Schaffner?"

„Nei, nei, sonscht müßtet Se doch net aussteige, des ischt, mein i, ganz klar! Se habet halt e Stund und vierzig Minute Aufenthalt nach Stugart. — Machet Se jetzt aber no, daß Se naus kommet, mir rangiret glei!"

Also eine Stunde und vierzig Minuten Aufenthalt? Hol's der Teufel! Da hätte ich mir ja wieder mal den allerbesten Zug ausgewählt! Ich schwur mir selbst die heiligsten Eide, mich niemals mehr auf einen Fahrplan zu verlassen, denn diese Dinger sind ja bekanntermaßen so praktisch eingerichtet, daß jeder, der nicht berufsmäßig darin studirt, stets falsch geht, oder richtiger gesagt, falsch fährt.

Calw! Du lieber Gott, wo lag nur eigentlich die Stadt? Nicht ein Schornstein davon war zu erblicken; so weit mein Auge reichte nur — Bahnhof, stichdunkle Nacht und Regen en masse. Da stand ich denn auf dem Perron, natürlich mitten in der größten und tiefsten Pfütze, und krempelte mir mühsam die Hosen auf. Lustig klatschten dicke Tropfen auf mich nieder, die fallenden Wasser rollten und gurgsten laut in den Dachröhren, auf den naßglänzenden Schienengeleisen schob sich pustend und pfeifend die Lokomotive vor- und rückwärts; Laternen wurden hin und her geschwenkt und eintönig klangen die weltbekannten Rufe:

„Zwei Wagelänge — vine — a halbe — sechs Schua — ha — a — alt!"

Passagiere scheinen in dieser Gegend, um diese spätherbstliche Jahreszeit so selten zu sein, wie Maikäfer im Februar. Ein schwarzwälder Hausirer, welcher, seinen Kram auf dem Buckel, schimpfend und fluchend ob dieses Hundewetters von dannen trollte, ein Schäfer in blauem Kittel — den bellenden, springenden Wolfshund an der Kette, ein altes Weib mit gekrümmtem Rücken, grauem, strähnigem

Haar, das regennaß in das runzlich gelbe Gesicht hing, und meine Wenigkeit — voilà tout, was dieser vermaledeite „Güterzug mit Personenbeförderung" nach Calw transportirt hatte.

Die Temperatur meiner guten Laune war bereits auf dem Gefrierpunkt angekommen, und wenig fehlte noch, so umzog meine Brust eine dicke Eisschicht, da — hörte ich recht? — war's menschenmöglich in dieser eisenbahnprosaischen Umgebung Flöte und Klavier in lieblichstem Duo:

„Was bedeutet die Bewegung?
Bringt der Ost mir frohe Kunde?
Seiner Schwingen frische Regung
Kühlt des Herzens tiefe Wunde!"

Nein, nein, es war keine Täuschung! Musik in dieser trostlosen Einsamkeit! — unwiderstehlich, mächtig zog's mich weiter, fort durch Pfützen und kleine Seen unter den Dachtraufen entlang. Nun war ich glücklich, aber pudelnaß vor der Thüre angelangt, die den Raum, aus welchem mir die anmuthigen Klänge entgegentönten, der profanen Außenwelt verschloß. „Restauration II. Klasse" stand hier mit rothen Lettern auf den Glasscheiben. Ich trat ein. Viele Tische, noch mehr Stühle, ein riesiger Kachelofen neben dem Büffett; zwei unruhig flackernde Gasflammen, die den langgestreckten, gästelosen Raum nur spärlich erleuchteten. In einer Fensternische zur Rechten stand ein Klavier, davor saß ein hübsches, dunkeläugiges Kind, welches gar aufmerksam in seine Noten guckte. Das runde, pausbäckige Gesichtchen war vor lauter musikalischer Anstrengung glühend roth geworden, denn es machte der jungen Dame ersichtliche Mühe, die begleitenden Akkorde zu greifen. Eine Virtuosin war sie jedenfalls nicht, das zeigten deutlich die bei ihrem Spiele hin und wieder vorkommenden „Mißgriffe", welche den neben ihr stehenden Flötenbläser ordentlich in Wuth versetzten. Unsagbar verachtungsvoll zuckte er dann mit den Achseln, lauter stampfte er mit dem rechten Fuße den Takt, und schärfer wurde der Ton seines Instruments.

Ich legte Mantel, Hut und Reisetasche bei Seite, und ließ mich an einem Tische in bescheidener Entfernung nieder. Sofort brach die Klavierspielerin ab, die Flöte pfiff noch einige Takte nach, dann murmelte der Bläser ein paar grimmige Worte, die zweifelsohne mir als dem Störenfried galten, und mit raschen kurzen Schritten trippelte das Mädchen auf mich zu.

„Guten Abend, mein Herr! Womit kann ich dienen?" — Geschäftig schob es mir Wein- und Speisekarte näher, rückte ordnend an dem Senftopf, an den Pfeffer- und Salzgefäßen, und strich mit der Hand über das rothgewürfelte Tischtuch.

„Es war grausam von Ihnen, mein Fräulein, Ihr reizendes Spiel zu unterbrechen, ich hätte gerne noch gewartet. Doch da Sie nun einmal hier sind, bitte ich um eine Flasche Wein, Deidesheimer nicht wahr? ein Schinkenbrödchen und eine Cigarre und dann nachher — noch ein wenig Musik!"

Während die Kleine mit dem Rufe: „Vater! Eine ganze Deidesheimer, Schinkenbrödchen, Cigarre zu zehn" zum Büffett trat, betrachtete ich mir den Flötenspieler etwas näher.

Der Mann hatte wohl die Fünfzig schon überschritten, denn der kurz und rund geschnittene Vollbart war stark melirt, das noch volle, leicht gekräuselte Haupthaar wie mit Puderstaub überschüttet. Die Gestalt von Mittelgröße, schmal, fast schmächtig, stak in einem langen, schwarzen Rocke von altmodischem Schnitt, darunter die hellgrauen, kurzen Höschen gar schlotterig hervorkamen. Hierdurch gewannen die in derben Stiefeln schlurrenden Füße ein Beträchtliches an Größe, was auf die dünnen Beinchen nicht gerade vortheilhaft wirkte. Er kehrte mir den Rücken zu und beschäftigte sich, soviel ich bemerken konnte, mit seiner Flöte, nun machte er eine halbe Bewegung zur Seite, und ich war überrascht bei dem Anblick seiner Physiognomie. Das Gesichtchen war winzig klein und hatte einen geradezu rührend bescheidenen Ausdruck, das feingeschnittene Miniaturnäschen zwischen hellen, grauen Augen schien ordentlich um Verzeihung bitten zu wollen, daß es sich überhaupt die Freiheit nehme, zu existiren. Der Mund zeigte jugendlich rothe Farbe, die Unterlippe schob sich ein wenig vor, und gab dem ganzen Antlitz jenen kindlich trotzigen Ausdruck, der so beredt spricht: „Ich möchte ja so gerne böse sein, wenn ich's nur ernstlich fertig brächte!"

Und nun das selig verliebte Lächeln, mit welchem der Mann sein Instrument betrachtete, der Blick voll Wonne und süßen Glücks, den er über die musikalische Röhre gleiten ließ! So schaut ein in den höchsten Liebeshimmeln schwebender Jüngling beim Anblick der Geliebten. Mit bebenden Fingern strich er auf dem glatten Holze entlang, probirte dann die Klappen, und wenn ihm eine nicht ganz richtig zu funktioniren schien, so beugte er sich tiefer nieder auf die Flöte und befühlte und betastete die Stelle mit hochwichtig ernstem Blick. Darauf zerlegte er sie in ihre einzelnen Theile, ergriff ein Ding, das aussah, wie die Troddel eines Fez, zog es wiederholt durch die Höhlung des Instruments, nahm einen alten Seidenlappen, der vor ihm auf dem Klavier gelegen hatte, schüttelte ihn mehrmals aus und wickelte nun die Flöte da hinein, nachdem er ihr einen langen bangen Abschiedsgruß zugenickt hatte. Vorsichtig leise barg er sie nun in dem Futteral, nicht ohne durch verschiedenes Rücken, Schieben und Drehen die bestmöglichste Lage zu erproben. Die Umhüllung schloß er mit einem kleinen Schlüssel, den er dann in seine Westentasche steckte. Hierauf kreuzte er beide Arme über der Brust, neigte sich leicht nach vorne, gleich einem Muselmann, der Allah grüßt, schnalzte mit der Zunge, griff nach dem Weinglas und leerte dasselbe in langen Zügen. Dann schaute er zu mir herüber, blinzelte mir mit den hellen Augen einen freundlichen Gruß zu, trat näher, streckte mir die Hand entgegen, welche ich staunend ergriff und sprach mit sanfter, halblauter Stimme: „Ich war vorhin recht böse auf Sie, da durch Ihre Ankunft unser Spiel gestört wurde, ich äußerte mich zu mir selbst in harter Weise über Ihre werthe Person, verzeihen Sie!"

Stumm und starr saß ich ob dieser Anrede. „Na, wenn das kein Original ist, dann giebt's überhaupt hienieden keines mehr!" dachte ich bei mir, „da gilt's das Männchen warm und gesprächig zu erhalten."

„O, ich bitte recht sehr, mein Herr, gewiß verzeihe ich Ihnen, zumal

da ich jene Worte, deren Sie erwähnen, gar nicht gehört habe. Sicherlich waren sie auch nicht schlimm gemeint!"

„Nein, nein; ganz gewiß — wahrhaftig nicht — nicht schlimm —" erwiderte der Flötenbläser hastig und sichtlich erfreut über meine Antwort, „doch sehen Sie, ich werde fast nie zornig, aber — aber in der Musik, dieser edelsten Kunst, welche den Menschen weit emporhebt über alles Gemeine, da — ja da verstehe ich keinen Spaß!"

„Sie haben recht. Und wie gesagt, ich bin Ihnen in keiner Weise böse."

Hinter uns knackte mit einem Male ein Möbel, wie das ja häufig geschieht. Erschreckt fuhr mein Gegenüber herum, schlurrte mit schnellen Schritten nach dem Tische, auf welchem seine Flöte lag, befühlte das Futteral, schob es auf eine andere ihm jedenfalls sicherer dünkende Stelle, und kam dann wieder zu mir zurück. — Mittlerweile hatte das Mädchen auch den Wein gebracht, ich forderte den Herrn auf, zur Bekräftigung unserer Versöhnung ein Glas mit mir zu trinken, er willigte herzlich dankend ein, und so saßen wir denn nach wenigen Minuten gar gemüthlich beisammen.

Das Gespräch drehte sich selbstverständlich nur um Musik und ich bemerkte gar bald, daß der Mann ein warmes Herz und tiefe Kenntnisse besaß, welch beides sich allerdings infolge verschiedener Schrullen oft nur zu bizarr äußerte.

„Lieben Sie Wagner?" fragte ich ihn.

Er hielt sich plötzlich beide Ohren zu, blies die Backen auf, ahmte erst den scharfen Ton des Pistons, dann den dumpfen Klang der Pauke nach und rief:

„Lieben Sie Wagner? O welche Frage! — Wie kann ein echter Musiker, ein Mann, der das zarteste, seelenvollste Instrument, die Flöte, bläst, Wagner, den Spektakelmacher lieben? Herr, dieser Komponist hat keine Ahnung von der Verwendung der Flöte in der Musik, nein, nein, nicht nur keine Ahnung, sondern er maltraitirt sie auch noch. In gellendem Schmerzensschrei muß sie übertönen Piston, Horn, Geige, Klarinette und Pauke, muß Noten singen, die ihrem tiefinnersten Wesen so fremd sind, wie mir King-Bell! — Wie kann ich Wagner lieben?"

Die kleine Klavierspielerin, vertraut mit den Eigenheiten des alten Herrn, stand hinter seinem Stuhle und lächelte gar geheimnißvoll verschmitzt zu mir herüber, dann fragte sie:

„Herr Berg, nicht wahr, nach der Flöte ist aber doch das Piston das vollkommenste Musikinstrument?"

Der Angeredete fuhr von seinem Sitze empor, als habe ihn eine Tarantel gestochen.

„Das Piston? — Das Piston? — Lassen Sie mir meine Ruhe mit ihrem verdammten Piston! Das ist das dummste, frechste, vorlauteste, eingebildetste Instrument, welches ich kenne, und — rothe Haare hat es auch noch!" schrie er zornig.

Ich lachte hell auf, es war urkomisch; horrible Phantasie, ein Piston mit rothen Haaren!

„Sie lachen und ich möchte weinen!" begann der Musiker laut seufzend wieder. „Man unterdrückt die Flöte, sie soll nicht mehr für

voll gelten, während früher Könige die Flöte bliesen. Ach, man thut ihr Unrecht! — Sein Auge suchte das geliebte Instrument auf dem Tische, dorthin den Blick gerichtet, fuhr er wehmüthig klagend fort: „Man hat auch mich mit meiner Flöte unterdrückt, und wer hat es gethan? Das Piston, jenes erbärmliche Ding mit den rothen Haaren!"

Leise bewegte Berg den Kopf hin und her und wie traumumfangen murmelten seine Lippen: „Und sie war so schön, war erst so gut, und liebte mich und meine Flöte!" — Dann stand er rasch auf und sagte in gänzlich verändertem Ton: „Ich will Ihnen beweisen, will Ihnen zeigen, was eine Flöte ist. — Fräulein Anna, bitte, begleiten Sie mich zu meinem Lieblingsliede" — wandte er sich zu dem Mädchen, dann wieder zu mir: „es ist Schubert! — Göttlich, himmlisch! — Kennen Sie Schubert genau, so wie man ihn kennen muß, um ihn ganz zu verstehen, ihn voll zu würdigen? — Ah, Pardon! —"

Am Klavier saß bereits das Mädchen und schlug einige Takte an. Berg schritt zu dem Tische, nahm so sorgsam, wie er es eingepackt, sein Instrument heraus, und setzte die einzelnen Theile zusammen. Während er seine Finger wiederholt über die Klappen laufen ließ, rief er zu mir herüber:

„Passen Sie auf, und Sie werden die unendliche Feinheit dieser Musik begreifen. Schubert! — Nichts geht über seine Lieder. — Das ist musikalische Filigranarbeit! — piano pianissimo, Fräulein Anna!"

Er hob die Flöte zum Munde, das Fräulein sah zu ihm auf, ein kurzes Nicken seines Hauptes und lieblich klangen die ersten Töne des Liedes „Frühlingsglaube":

„Die linden Lüfte sind erwacht,
Sie säuseln und wehen Tag und Nacht,
Sie schaffen an allen Enden! —
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun armes Herze, sei nicht bang,
Nun muß sich alles wenden!"

Wirklich, der Mann war ein Künstler! Das tönte so frisch, so lockend süß, 's war ein gar lieblich Singen und Klingen. Ich hörte deutlich die Worte des Lied's, sie sprachen hoffnungsfroh zu mir aus den Tönen:

„Es blüht das fernste, tiefste Thal!
Nun armes Herz, vergiß die Qual,
Nun muß sich alles wenden!"

Ja, er verstand es trefflich, seinem Instrumente jene glutenvolle Seele einzuhauchen, die jubelnd aufsteigt mit den wogend süßen Klängen, und sich mächtig emporschwingt bis zu jenen Regionen, wo nur das wahrhaft Edle, Schöne thront, und mit sich fortreißt alles, was in ihrer Nähe, und uns erhebt und uns beglückt!

Längst hatte Berg geendet und immer noch saß ich stumm und träumend; der Vortrag dieses herrlichen Frühlingsliedes in so vollendeter Form hatte mich tief ergriffen. Ja die Flöte! Sie ist ein gar eigen rührsam Instrument, und als ich ihren lieblich weichen, innigen Tönen lauschte, da war mir wirklich im Ernste der Gedanke gekommen: „Schubert-Lieder sollte man nur singen, oder auf der Flöte blasen!"

Siegesgewiß und munter klang Bergs Ruf zu mir herüber:

„Was — köstlich? — habe ich zu viel versprochen! — Ah! Schubert und meine Flöte! —“ Sein Instrument in der Hand trat er zu mir an den Tisch, ich erhob mein Glas, wir stießen an.

„Es lebe die Musik!“ sagte ich.

„Und die Liebe“, fügte er mit leise zitternder Stimme etwas kleinlaut hinzu.

Wußte der auch etwas von Liebe? — Du grundgütiger Himmel! Er that mir wirklich leid, wie er da vor mir saß und träumerisch hinunterschaute auf den Grund seines Glases. Lustig tauchten die Goldperlen daraus empor, und setzten sich fest am Rande des Krystalls. Aus seiner Seele Tiefen aber stiegen auf viel Seufzer, die lagerten sich im Kreise um sein Herz. Dort blieben sie haften, ein scharfer Dornenkranz, der bohrte tiefe Wunden, und preßte ihm Thränen aus den unschuldig klaren Kinderaugen. Zwei solcher Perlen rannen ihm über die rothen Bäckchen und verloren sich im Barte. Berg legte die Flöte vor sich auf den Tisch, sah mich einen Augenblick ruhig an und sagte dann in seiner lieben, bescheidenen Weise:

„Sie halten mich wohl für ein gar armselig verrücktes Menschenkind, weil ich da flenne anscheinend ohne Grund? — Sehen Sie, das Lied greift mich immer gewaltig an; 's war das Erste, was ich „Ihr“ blies, 's war auch das Letzte. Eigentlich sollte ich ihr böse sein, doch kann ich's nicht. Sie nahm mir viel, sie raubte mir für lange Zeit den Glauben an eine ehrliche, gute Menschheit; sie gab mir aber auch unendlich viel, gab mir den einzig wahren Trost in allen Leiden dieses Erdenlebens, die Musik. Ihr verdanke ich's, daß ich die Flöte blasen kann. Ich bin Junggeselle, lebe von meinem bißchen Rente, habe niemand auf der Welt, der mir nahe steht, als eben — meine Flöte. — Fräulein Anna, die Tochter des Bahnhofsrestaurateurs begleitet mich zuweilen auf dem Klavier, wenn keine Gäste da sind. Auch die liebe Frau Amtsrichtern ist stets so freundlich, mich zu einem musikalischen Abend zu bitten, und dort fühle ich mich recht behaglich. Es sind gar gute Leute, der Herr Amtsrichter und seine Frau, und sie singt sehr schön, spielt gut Klavier und kocht delikate Beefsteaks!“

Berg schnalzte lüstern mit der Zunge, schob die Unterlippe ein wenig vor und machte ein Gesicht, als zögen ihm kräftig appetitliche Beefsteaksdüfte unter dem Näschen hinweg.

Dann griff er mit wahrhaft rührender Nonchalance nach der Flasche und schenkte sich ein, wobei er eifrigst darauf bedacht war, daß auch nicht ein Tropfen verloren gehe. Wiederholt kippte er die Bouteille, und strich die an der Oeffnung des Halses hängenden Perlen am Rande seines Glases ab. Mit einem langgedehnten „So — ah!“ hielt Berg dasselbe jetzt in das Licht der Gasflamme und liebäugelte mit dem köstlichen Naß. Plötzlich wandte er sich zu mir, sein Gesicht leuchtete ordentlich kühn, leichtsinnig, mir kam es vor, als sprächen aus ihm ein ganz klein wenig die übermüthigen Geister des Weins, denn wirklich drollig klang sein:

„Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Leben lang!“

Zum Schluß des Liedchens ließ Berg einen altmodisch schnörkelhaften Jodler ertönen, leerte sein Glas bis zur Neige, nickte verständnißinnig, als ich die Flasche ergriff und mit einem bezeichnenden Blick Fräulein Anna überreichte.

Ich sah nach der Uhr; in einer Viertelstunde ging der Zug. Rasch war mein Entschluß gefaßt.

„Ich bleibe hier, reise morgen mit dem ersten Zug."

„Bravo-bravissimo", jubelte der Alte, „wir bleiben zusammen, brechen noch ein paar Flaschen die Hälse! So muß es sein, wenn Künstler zusammenkommen — heidi lustig!"

Der Kork knallte, hell klingend ergoß sich der Wein in die Gläser. Auf meine Einladung hatte sich auch die hübsche Anna zu uns gesetzt, wir scherzten, lachten, waren heiter und guter Dinge.

„Trara — trara — tata!"

schallte es draußen, die Peitsche knallte, die Glöckchen tönten, und in langsam holperigem Trabe fuhr der Postwagen vom Bahnhofe ab.

Berg fuhr in die Höhe, wüthend lief er nach dem Fenster und schrie durch die geschlossenen Scheiben dem Postillon eine Verwünschung nach.

„Nein, dieser verdammte Kerl! wenn er nur das Blasen ließe, er kann ja nichts — absolut nichts — und dann — dann klingt das Horn so — so ähnlich dem Piston —; ich will es nicht hören, mag's nicht hören!"

„Aber lieber Herr! nun sagen Sie mir doch, was haben Sie eigentlich gegen das Piston, das muß Ihnen ja viel Leides angethan haben, sonst könnten Sie diesem armseligen Ding doch nicht so böse sein?"

„Armseliges Ding", rief Berg höhnisch — ha — ha — ha — ja „armselig" das ist die richtige Bezeichnung. — Viel Leides angethan? — Hat es auch! Jawohl!" — Er kam zu uns zurück, setzte sich nieder und rührte nachdenklich mit dem kleinen Porzellanlöffelchen in dem Senftopf herum.

Die Geschichte mit dem Piston interessirte mich riesig, und ich überlegte, wie ich Berg bewegen könnte, mir sein Herz zu öffnen. Als ich aufsah, bemerkte ich, daß sein Blick fragend auf meinem Gesichte ruhte, mir schien, als suche er dort etwas ihm und seinem Fühlen Verwandtes, so forschend sah er mir in die Augen.

„Wissen Sie, was Liebe ist?"

Auf diese Frage hin fühlte ich mich veranlaßt, ziemlich überlegen zu lächeln. Man hat ja so seine Studien gemacht! Fräulein Anna aber wurde über und über roth. Aha! dachte ich, sie buchstabirt auch schon an diesem Alphabet!

„Haben Sie schon einmal geliebt? So recht von Herzen geliebt?"

„O ja, schon zu wiederholten Malen", gestand ich mit einer Offenherzigkeit, welche gewiß nichts zu wünschen übrig ließ.

„Wurden Sie in Ihrer Liebe, in Ihren heiligsten Gefühlen schon einmal hintergangen — betrogen?"

Das klang nun gar traurig; wie zitternd herbes Weh lag's in dem Ton der weichen Stimme, die leise pochend an mein eigen Herze

drang. Meine lächelnde Miene schwand, und ich vermochte nicht zu antworten, wenigstens nicht in der Weise, wie ich es auf die vorhergehenden Fragen gethan. Berg deutete mein Stillschweigen anders, als es wohl gemeint war, und fuhr fort:

„Danken Sie Gott! — Nichts thut so weh, schmerzt so tief und nachhaltig. — Ich will Ihnen berichten von einem jungen, zwiefach armen Menschen. Passen Sie wohl auf! Sie werden dann wohl auch begreifen, weßhalb ich das Piston hasse, wie nichts sonst auf der weiten Welt!“ —

Anfangs stockend, sich oft wiederholend, dann aber leicht und gefällig, wohl überwältigt von der Erinnerung an alte, längst vergangene Zeiten, erzählte Berg uns seine einfach, rührende Geschichte.

„Sehen Sie — mit dem Piston, — ja mit dem Piston hat es seine eigene Bewandtniß, — in sofern als — weil — weil es von einem Manne geblasen wurde, der mir die schlimmsten Stunden meines Lebens bereitete, — ganz gewiß, die schlimmsten Stunden meines Lebens! — Ich war ein junger Mensch von etlichen zwanzig Jahren, — da trat ich als Commis in Stuttgart in einem Bankgeschäfte ein. Mein Gehalt war klein, weßhalb ich mich veranlaßt sah, in jeder Weise streng Haus zu halten. — Jawohl, das mußte ich, sparen, sehr sparen! — In der Stadt selbst sind die Wohnungen theuer, ich miethete mir daher ein kleines Dachzimmerchen weit draußen. Mein Wirth, ein Briefträger, war ein stiller, ernster Mann, der nicht viel Worte machte. Das Gleiche konnte man von seiner Frau jedoch nicht sagen; die quatschte dem Teufel ein Ohr hinweg, war gar gewaltthätig und verlangte, daß jedweder nach ihrer Pfeife tanze. Wir thaten's auch alle, nämlich der Mann, ferner ein Schreiber vom Gericht, Görk war sein Name, der eine Kammer neben der meinigen inne hatte, und ich, — wir thaten's des lieben Friedens wegen. Nur die eigene Tochter unserer Wirthin wollte nicht recht pariren, und da gab es denn mitunter viele Schelte, sogar Ohrfeigen und Thränen. Sie hieß Frida, war ein hübsches, anmuthiges Kind von achtzehn Jahren, blond, blauäugig, mit einer kleinen Stupsnase, die gar übermüthig in die Welt hineinguckte. Ich erinnere mich noch recht wohl, wie wir uns zum ersten Male begegneten, und uns gegenseitig, ich weiß nicht warum, gleich ganz verständnißinnig anlächelten. Sie gefiel mir auch gar zu gut, die neckisch trutzige Frida! Späterhin trafen wir uns öfters auf der Treppe, oder ich sah sie im Vorübergehen in der kleinen rauchigen Küche unter dem großen Feuerschlote stehen, und dann wechselten wir zuweilen ein paar Worte miteinander. Dabei konnte Frida gar freundlich sein, und wenn sie mich anlachte und zwischen den kirschrothen Lippen die schneeweißen Zähnchen zeigte, da wurde mir wundersam ums Herz. Häufig mußte ich sie trösten, wenn die Mutter mit ihr ins Gericht gegangen war, wegen irgend einer Kleinigkeit, und so kam es denn gar bald, daß wir Freud und Leid einander anvertrauten und miteinander theilten.

's ging just dem Frühjahr entgegen; mild zog die Luft von den Bergen herab ins Thal, die Tage wurden länger, ringsum auf den Hügeln sproßte das junge Grün. Dorthin wandten sich unsere Blicke, wenn wir gemeinsam des Abends an dem schmalen Gangfensterchen

standen, uns erzählten, was der Tag gebracht, das goldige Licht der scheidenden Sonne bewunderten, und die ersten aufgehenden Sterne begrüßten. Einmal kam der Schreiber dazu, und schnitt mir ein gar grämlich höhnisches Gesicht, machte schlechte Witze, die mir das Blut ins Gesicht und Frida von meiner Seite trieben. Von dieser Stunde an betrachtete ich das Mädchen mit andern Augen, jene Worte waren wie ein Blitz vor mir niedergefahren! Ja, sie war schön, begehrenswerth und lieb, und lieb wollte ich sie haben, recht von Herzen in Zucht und Ehren.

Den folgenden Sonntag war ihr Vater dienstfrei. Mit ihm zogen wir hinaus in Feld und Wald. Hell strahlte die Sonne am tiefblauen, duftigen Himmel, die Vöglein sangen muntere frühlingsheitere Weisen, ich pflückte Veilchen, band sie zu einem kleinen Strauß und reichte ihn Frida. Sie schaute mich an mit ihren lieben, leuchtenden Schelmenaugen, als erwarte sie mit den Blumen noch etwas, so kam mir's wenigstens vor, und ich weiß nicht, wie es geschah, die rothen feuchten Lippen, die blinkend weißen Zähne, sie lockten und winkten, und während der Vater emsig und andächtig zwanzig Schritte vor uns sein Pfeifchen stopfte, da küßten wir uns erst schüchtern leise, dann innig bewegt immer wieder so recht von Herzen, — in Zucht und Ehren.

„Und nun wollen wir „Du“ zueinander sagen, wenn wir allein sind“, meinte Frida, und so hielten wir es auch, und das klang so süß, und jedem „Du“ folgte, wenn's möglich war, ein Kuß. Hand in Hand wanderten wir hinter dem still vorausschreitenden Vater her, und so oft er eine Bewegung machte, als wolle er sich umwenden, fuhren unsere Finger aus einander, aber nur um sich alsbald recht innig wieder zu vereinen. Das war so schön; wir guckten uns in die Augen, sprachen nicht, verstanden uns doch und waren glücklich.

Als wir am Abend nach Hause kamen, schalt die Mutter gewaltig, daß wir so lange ausgeblieben, tönte ihre Stimme aber dann um einige Grade ab und eröffnete den Ihrigen, daß sie von der Base zwei Billets für das Theater erhalten habe, weil diese selbst und ihr Mann heute nicht gehen könnten. Sie beabsichtige demnach mit Frida die Oper „Freischütz“ zu hören. Und so geschah es auch, trotz versuchter Gegenwehr des Töchterchens, das wohl lieber den Abend mit mir in der Wohnstube verbracht hätte. Gerne wäre ich mitgegangen, allein erstens stand der Letzte des Monats vor der Thüre, und bei mir ging in der Regel Null von Null auf, und zweitens hatte ich auch nicht den Muth, der gestrengen Frau Briefträgerin meine Begleitung anzubieten.

So blieb ich denn daheim, ließ die vergangenen Stunden noch einmal im Geiste Revue passiren, war glücklich, spazierte in meinem Stübchen auf und ab, lächelte nur immer still vor mich hin, und schrieb mit dem Finger eine Unmenge „F's“ in die angelaufenen Fensterscheiben.

Des andern Tages kamen wir wieder an dem Gangfensterchen zusammen, drückten uns verstohlen die Hände, erschraken furchtbar, als ein Katzenkopf mit glühenden Lichtern plötzlich aus der Dachrinne emportauchte, horchten ängstlich auf jedes Geräusch im Hause, kurz,

fühlten so recht all' die „wonnigen Schauer“ einer heimlich jungen Liebe.

„Ach Georg, gestern war es schön in der Oper! Das hätten Sie — hättest Du — sehen und hören müssen; dieser Gesang und die Musik, nein, ich sage Dir — es war wunderherrlich. Ich habe zum ersten Male eine Oper gehört, Schauspiele habe ich schon verschiedene gesehen, weißt Du, weil die Preise da niedriger sind, aber jetzt gehe ich nur noch in die Oper!“ — So plauderte und schwärmte Frida eine ganze Weile; mit einem Male wurde sie nachdenklich und sah ganz still vor sich hin. Dann räusperte sie sich leise, und versuchte eine Melodie zu singen. Doch es ging nicht, ihr Gedächtniß ließ sie im Stiche.

„Das ist recht ärgerlich“ meinte sie, „gestern Abend konnt' ich es so gut, heute wollte ich es Dir vorsingen und nun weiß ich nichts mehr davon. Aber singen will ich doch!“ — Und lustig klang ihr dünnes Sopranstimmchen in den linden Abend hinaus:

„Rosenstock, hold erblüh,
Wenn i mei(n) Dienderl sieh,
Lacht mir vor lauter Freud'
's Herzel im Leib!“

Ich brummte den Jodler mit, so gut es eben ging, und wir beide fanden unsern Singsang ganz vortrefflich.

„Weißt Du was, Georg? Lerne ein Instrument, zum Beispiel die Zither, dann spielst Du und ich singe! Ach ja, thu's doch, es wäre so schön! Willst Du? — Ja? Mir zu Liebe!“

Sie konnte so herzig bitten und schmeicheln, sollte ich da „nein“ sagen; ich bracht' es nicht über's Herz und versprach feierlich, ihrem Wunsche Folge zu leisten. Der „Erste“ kam und mit ihm die bewußten dreißig Gulden. Davon nahm ich zehn und trollte in die Stadt, um eine Zither zu kaufen. Der Instrumentenmacher in der Neckarstraße hörte mich ruhig an, schüttelte dann aber den alten weißen Kopf und sagte:

„Hört, junger Mann! Für zehn Gulden giebt's keine vernünftige Zither, aus Euch selbst lernt Ihr auch kein Instrument spielen. Wenn's nun nicht gerade eine „Zither“ sein muß, gebe ich Euch folgenden Rath. Ich habe hier eine „Flöte“, die ist gut, ferner eine Schule dazu, ich selbst kann Euch die nöthige Anleitung geben, und das alles sollt Ihr für acht Gulden haben!“

Wer war glücklicher als ich! Eine Flöte, Noten, Unterricht, alles zusammen für nur acht Gulden, mehr konnte man wahrlich nicht verlangen. Frida hätte zwar lieber eine Zither gehabt, doch auch sie söhnte sich rasch mit meiner Flöte aus. Und nun ging's an ein Lernen und Ueben, daß mich die gestrenge Frau Briefträgerin beinahe zum Hause hinausgeworfen hätte. Der alte Instrumentenmacher behauptete, ich hätte Talent, und ich selbst fühlte gar wohl, daß ich rasch zu einiger Fertigkeit gelangte. Und dann dieses Fest, als ich ihr zum ersten Male ein Lied blasen konnte! — Sie kennen es ja alle meine Herrschaften; 's ist mein Lieblingslied geworden, und ist es geblieben, alle die Jahre her. Nur mag ich nicht hören, wenn es gesungen wird, denn die Worte des Textes passen nicht für mich!

Das schmale Gangfenster war immer noch unser Lieblingsplatz, es war neutrales Terrain. Dort musizirten wir auch zusammen; Frida sang, ich blies meine Flöte. Nach jeder Piëce küßten wir uns, und dabei ging es nicht selten so schmatzend laut zu, wie in einem Karpfenteich. Von Tag zu Tag wuchs unsere Liebe, wir machten allerhand phantastische Pläne für die Zukunft, die gestalteten sich in meiner erregten Liebesstimmung zu wirklich festen Gebilden und ich hätte sogar die Kühnheit gehabt, der Mutter alles zu sagen, und dieselbe als Commis mit dreißig Gulden Gehalt um die Hand ihrer Tochter zu bitten, würde mich letztere nicht selbst davon zurückgehalten haben mit der sehr richtigen Bemerkung: „Wenn Du das thust Georg, dann bist Du die längste Zeit bei uns gewesen, denn die Mutter spedirt Dich ohne Gnade und Barmherzigkeit hinaus!"

Diese Prophezeiung sollte sich nun zunächst an dem Schreiber erfüllen. Der kam eines Abends angezecht nach Hause, machte der gestrengen Frau Briefträgerin in der Küche in aller Form einen Liebesantrag und erhielt zuvörderst als Antwort darauf eine schallende Maulschelle. Da er gerade heute seine Miethe bezahlt hatte, fand er andern Tags seine Sachen wohlverpackt in dem Holzkoffer vor der Stubenthüre, diese selbst aber fest verschlossen und verriegelt. An dem Hause unten hing ein Zettel, der besagte, daß „per sofort und gleich" im vierten Stock ein hübsch möblirtes Zimmer an einen „anständigen Herrn" zu vermiethen sei. „Anständigen Herrn" war dreimal mit Rothstift dick unterstrichen, und — „so etwas soll mir nicht wieder vorkommen" brummte die Vermietherin.

Die Zeit verging, hell und strahlend stand die Sonne an unserem Liebeshimmel und kein Wölkchen trübte sein freudig klares Blau!

's war gegen Vierteljahresschluß, hatten im Geschäft gar viel zu thun, und arbeiteten durch, das will besagen, wir machten nur eine kurze Mittagspause von zwölf bis halb ein Uhr. Demgemäß war ich den ganzen Tag von meiner Wohnung abwesend und verzehrte die Knackwurst, mein gewöhnliches Mittagessen vom zwanzigsten bis dreißigsten des Monats, im Comptoir. Ziemlich ermüdet kam ich meist nach Hause, zudem noch ärgerlich darüber, daß es für eine Plauderstunde mit Frida immer zu spät wurde. Als ich einst in unsere Straße einbog, vernahm ich durch die Stille des Abends ein laut schmetterndes: „Trara — tra — ra — traratatata — tiata — tata!" — Mir fuhr's urplötzlich in alle Glieder, ich wußte nicht warum! Das klang ja wie die Trompeten des jüngsten Gerichts. — Als ich näher kam, da war für mich kein Zweifel mehr, daß diese Töne aus „unserm" Hause, aus „unserer "Wohnung schallten. Der Vermiethzettel war auch verschwunden, und oben hauste seit zwei Uhr nachmittags laut triumphirenden Berichtes der Frau Briefträgerin Herr Bemme, ein Sachse, erster Pistonbläser beim Theaterorchester.

Dieser „Künstler", wie ihn die Wirthin stolz nannte, hatte ein Einkommen von fünfzehnhundert Gulden, wäre also imstande gewesen, mitten in der Stadt eine komfortable Wohnung zu beziehen, wenn er nur gewollt hätte. Aber er liebte Stille und Einsamkeit, und deßhalb zog er in unsere Straße. Gegen mich war er ungemein freundlich, nannte mich unter verschiedenen „här'n Se, mei Gudester" seinen „lieben

Gollechen in Moll", kurz wußte gegen alle und jeden, die ihm jeweils passend dünkende, gute Seite herauszukehren. Mir gefiel er nicht, denn er hatte rothe Haare, und Sie wissen ja: „rothe Haare und Erlenholz u. s. w. u. s. w." — Die Frida behandelte der Herr so von oben herab, wie ein kleines Mädchen von zehn Jahren, und das ärgerte „meine" Frida gar gewaltig. Anfangs wich sie ihm aus, titulirte ihn auch bei mir gelegentlich einen „eingebildeten Esel", dann aber suchte sie ihm zu imponiren. Er schenkte dem Mädchen ein geneigtes Ohr, die Mutter redete hier, dann wieder dort so wie sie es für vortheilhaft fand, ich war den Tag über abwesend, er meist zu Hause, und so kam es denn, wie's eben kommen mußte!

Soll ich die alten Wunden wieder aufreißen und selbstquälend darin wühlen? Nein! Also lassen Sie mich kurz sein! Frida fand erst meine „Flöte" langweilig, das „Piston" aber interessant und schön, dann mich selbst unausstehlich, weil ich eifersüchtig wurde, Herrn Bemme aber liebenswürdig und geistreich, und eines Abends überraschte ich beide an meinem lieben Gangfenster, wo ich so selig wonnige Stunden verlebt hatte. Mir drückte der Schmerz und Grimm fast mein junges Herz ab. Frida wurde wohl ein wenig roth, aber der große Künstler blies ihr die Scham von den Wangen. Graziös legte er den Arm um ihre schlanke Taille und schmetternd klang es hinaus in die weite Welt:

„Ach, wenn Du wärst mein eigen!
Trara — trara — tata!"

Still weinend schlich ich mich nach meinem Stübchen und kämpfte dort mit meinem Kummer, die ganze, lange Nacht, und als der junge Morgen graute, da — da bat ich Gott, ein Ende zu machen mit mir, mit meinem herben Weh. Doch als der Sonne erste Strahlen durch die kleinen Scheiben fielen, faßt' ich wieder Muth, ich wollte ringen, kämpfen um mein Glück, um meine erste, süße Liebe.

Noch einmal sprach ich mit Frida. Zu mir zurückkehren sollte sie, ich wollte arbeiten Tag und Nacht, nicht rasten und nicht ruhen, alles — alles nur für sie. Ich bat, ich flehte, ich lag vor ihr auf den Knieen, sie blieb stumm und kalt wie ein Fisch. Da holte ich meine Flöte, nahm alle meine Kunst zusammen und lockend, hold verheißend klang ihr's nun entgegen:

„Drum armes Herze, sei nicht bang',
Es muß sich alles wenden!" —

Und wieder bewährte sich des Liedes alte mächt'ge Zauberkraft; ihr Auge wurde feucht, leise zuckte es um ihren vollen Mund, schon hoben sich ihre Arme, — da — tönte es schmetternd durch die Luft:

„Reich mir die Hand mein Leben,
Komm auf mein Schloß mit mir!" —

Klagend verhallten meiner Flöte letzte Laute und bange Seufzer mischten sich darein. — Es war vorbei! — Frida war gegangen und ausgeträumt war dieser erste, einzig schöne Liebestraum!

Ich habe niemehr „geträumt" in meinem Leben!"





Guizot.

Von A. v. N.



Es ist wenig über ein Jahrhundert verflossen, seit der Mann geboren wurde, dem wir die nachstehenden Zeilen widmen und mit dessen 1874 erfolgtem Ableben ein wichtiges Verbindungsglied des **ancien régime** mit der modernen Welt für immer gelöst wurde, noch kurze Zeit und auch jedes andere wird gebrochen sein; dann trennt ein unüberbrückter Abgrund jene Vergangenheit von der Gegenwart. Geboren unter der Regierung Ludwig XVI., prägten sich die Greuelthaten der Schreckensherrschaft tief in seine Seele ein; bei Verkündigung des Kaiserreiches stand er an der Schwelle des Mannesalters; zur Zeit der Schlacht bei Belle-Alliance (Waterloo) zählte er 28 Jahre, während der Restauration verkehrte er mit den Nachahmern Rousseaus und Voltaires, sowie einigen **beaux esprits** vom Hofe Ludwigs XVIII. Im Jahre 1830 sah er die Krone der Bourbonen wiederum in den Staub geworfen — scheinbar, um für immer darin zu liegen; 1848 war er Zeuge des Zusammenbruches der kurzlebigen Dynastie der Orleans; 1863 vollzog sich unter seinen Augen die Errichtung des zweiten Kaiserreiches. Mehrere Jahrzehnte rauschten im Strome der Zeit vorüber — sein Auge wachte noch immer, doch während dessen war das Kaiserreich von der Bildfläche verschwunden; die Gebeine seines Gründers moderten in fremder Erde, und Frankreich, der mächtige, allesbeherrschende Staat seiner Jugend, lag vernichtet, fast zermalmt unter den Füßen des früher halb verachteten Preußens. Er erlebte also vier Revolutionen, sah drei Republiken, vier Monarchen und zwei Kaiser kommen und verschwinden! Die gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Umwälzungen während der Spanne seines Erdenwallens waren jedoch noch bemerkenswerther; er stand als Mann schon in reiferen Jahren, ehe die erste Schiene für eine Eisenbahn gelegt war, während bei seinem Tode die Geleise derselben die ganze Erde umspannten; ehe noch ein Draht des elektrischen Telegraphen gezogen war, während diese zuletzt den Erdball umstrickten und durch die Tiefen aller Ozeane hinliefen. Die ganze Kriegskunst zu Wasser und zu Lande wurde

umgestaltet und die tödtlichen Waffen der großen Armeen seiner Jugend erschienen zuletzt so schwach und unwirksam, wie die Kampfgeräthe irgend eines wilden Volksstammes. Hat die Betrachtung einer so umfänglichen, in einem Gedächtniß konzentrirten Erfahrung nicht etwas Ehrfurcht erweckendes an sich?

François Pierre Guillaume Guizot, aus alter, vornehmer Familie des südlichen Frankreich, wurde zu Nimes am 4. Oktober 1787 geboren. Seine Eltern waren Protestanten; der Vater Advokat, die Mutter die Tochter eines hugenottischen Geistlichen. Zu jener Zeit Protestant zu sein, war gleichbedeutend mit gesetzlicher Schutzlosigkeit, jede durch einen protestantischen Geistlichen eingesegnete Ehe war ungiltig und der Gottesdienst nach dem Ritus dieses Glaubens ein Verbrechen, so daß derselbe geheim, im Walde oder auf einem verlassenen Platze abgehalten werden mußte. Dabei überrascht, wurden die Theilnehmer gegebenenfalls einfach niedergeschossen. Zwei Monate nach Guizots Geburt hob Ludwig XVI. diese grausamen Edikte auf. Erklärlicherweise begrüßten alle Protestanten die ersten Anfänge der großen Revolution von ganzem Herzen und der Vater Guizots mit ihnen: doch alle besseren Leute jeden Glaubens zogen sich gegenüber den Ausschreitungen derselben, ebenso wie der Genannte, bald zurück, und infolgedessen wurde Guizots Vater im 27. Jahre seines Lebens und an demselben Tage, wo Dantons Verhaftung stattfand, durch die Guillotine hingerichtet. Der Knabe war jener Zeit erst 7 Jahre alt, aber schon ein ernstes, nachdenkliches Kind, für äußere Eindrücke empfänglich gleich Wachs, und die Schrecknisse dieser Zeit prägten sich tief in seine Seele ein.

Frau Guizot war eine edle, ergebene Dulderin; ihr ganzes späteres Leben blieb allein ihrem Sohne und dem Gedächtniß ihres auf so gräßliche Weise geraubten Gatten gewidmet. In der Nacht vor seiner Hinrichtung schrieb er dieser noch einen Abschiedsbrief; am nächsten Tage schloß sie das Schreiben in eine Hülle und barg es an ihrem Herzen! Diesen Platz hat dasselbe nie wieder verlassen und niemals vermochte die Zeit, den Quell ihrer Thränen zum Versiegen zu bringen. Das dem Wahnsinn, der Mordgier und dem Atheïsmus verfallene Frankreich erschien der frommen Mutter nicht geeignet zur Erziehung ihres Kindes und so verzog sie mit demselben nach Genua.

Hier entwickelte sich nun das ernste gedankenvolle Kind, das seine Erholung in den Schriften eines Tacitus und Homer, statt in den Spielen seines Alters suchte, zum ernsten, gesetzten Jüngling, der, ganz unähnlich einem Franzosen, seinen Studien mit größtem Eifer oblag. Seine Anlagen zur Erlernung fremder Sprachen waren höchst erstaunlich, und mit 18 Jahren schon beherrschte er außer den klassischen Sprachen auch das Deutsche, Italienische und Englische mit wahrer Meisterschaft. 1805 nach Paris zurückgekehrt, begann er, ein gereifter, armer, stolzer und ehrgeiziger Schüler, das Studium der Rechtswissenschaft. Mangel an Mitteln zwang ihn, eine Stellung als Hauslehrer bei den Kindern des Schweizer Gesandten Stapfer anzunehmen. Für den Gebrauch seiner Schüler bearbeitete er damals das „Wörterbuch der französischen Synonima“, welches allgemeine Anerkennung fand.

Nach einem Jahre gab er die ihn nicht befriedigende Stellung

auf; er fühlte es, daß François Guizot zu etwas besserem, als zum „Bärenführer von Jungen" geboren sei, und während jener Zeit war er auch bei Mr. Suard, dem Sekretär des Instituts eingeführt worden, der jenen veranlaßte, sich dem Journalismus zuzuwenden. So wurde er Mitarbeiter am „Publiciste", an dem „Archives Littéraires", der „Gazette de France", dem „Mercure" und schrieb auch eine Tragödie, welche er jedoch zu veröffentlichen sich scheute. Man denke auch — eine Tragödie von Guizot! Auch entfloß seiner Feder eine etwas sentimental angehauchte Erzählung „L'Amour en Mariage", in der er für die Liebe eine philosophische Theorie aufstellt.

Schon vom Jahre 1808 an, wandte er sich ausschließlicher geschichtlichen Studien zu. Aus frisch aufkeimendem frommen Triebe bemühte er sich, der Entstehung des Christenthums eifrig nachzuforschen, und das lenkte seine Aufmerksamkeit zuerst auf das Studium der Geschichte und auf die Werke der großen, deutschen Schriftsteller hin, welche jene Periode so tief eingehend behandelt haben. In so hoher Verehrung diese aber auch bei ihm standen, so unterließ er es — ein Beweis seiner unermüdlichen, gründlichen Forschung — doch niemals, die Verläßlichkeit der von ihnen gemeldeten Thatsachen, sowie ihre Schlüsse daraus durch Vergleich mit den alten Originalquellen zu prüfen. Zu derselben Zeit unternahm und vollendete er den gewaltigen Versuch, Gibbons „Decline and Fall" (den Untergang des römischen Weltreichs behandelnd) ins französische zu übersetzen. Schon erkannte man in ihm das aufstrebende Genie, und er ward in dieser früheren Zeit seiner Laufbahn bereits in den schwerst zugänglichen Salons empfangen.

„Nach einem langen Leben mühevoller Arbeit erinnere ich mich noch immer mit Vergnügen jener anregenden Gesellschaft", schreibt er in seinen Memoiren. Talleyrand sagt, daß diejenigen, welche nicht in der besseren Gesellschaft vor 1789 verkehrten, überhaupt nicht wüßten, was Leben hieße, und von seinem Standpunkt aus gesehen, darf man diesen Ausspruch keineswegs für übertrieben halten. Die Welt wird niemals auch nur annähernd wieder etwas ähnliches sehen, wie die vorrevolutionäre Gesellschaft Frankreichs; die meisten werden auch hinzufügen, daß die Welt dafür nur sehr dankbar sein könne. Echter geistiger Glanz und Witz waren die mindest hervorstechenden Züge dieser Salons des achtzehnten Jahrhunderts, träge Ruhe und „Raffinement" dagegen ihre einzige Charakteristik. Ich gebrauche letzteres Wort nicht in der gewöhnlichen Bedeutung, sondern als Umschreibung für ungestörte Glätte und das Freisein von allen rohen, streitsüchtigen Elementen. Gleich elegante, höfliche, auch zaghaft schüchterne Damen und Herren wie jene des ancien régime, wird es wohl kaum je wieder zu sehen geben, unter denen mit Monomanie behaftete Reformer und Leute von fester, eigner Ueberzeugung ein unbekanntes Genus waren. Jedes Thema von der atomistischen Theorie bis zur Façon der Schuhschnallen herab, wurde hier mit derselben Ruhe und Sanftheit behandelt; Schriftsteller, Politiker, Geistliche, Philosophen, Weltmänner und Weltdamen verkehrten in ungetrübter Harmonie: die Gesellschaft glich dem Meisterwerk eines großen chef de cuisine; sie bildete ein vorzügliches „Gericht", in dem alle verschiedenen und sogar sich entgegenstehenden Geschmacksrichtungen gleichmäßig Befriedigung fanden. Was irgend

Einer vortrug oder auseinandersetzte, hatte unbedingt Interesse für jeden Anderen, während nur sentimentale Betrachtungen so gut wie durch stillschweigende Uebereinkunft ausgeschlossen blieben, und der Tod oder der Untergang eines Bekannten erregte nichts weiter, als ein vorübergehendes Achselzucken; jede Menschenpflicht ging auf in der einen Eigenschaft — der gesellschaftlichen Höflichkeit. Der „Salon" gewährte nicht allein eine Stunde, wichtigeren Geschäften widerwillig und eilig abgenöthigter Erholung — er war vielmehr die Hauptbeschäftigung des Tages, ja, des ganzen Lebens dieser Schmetterlinge; diese erhoben sich des Morgens, um sich für denselben vorzubereiten, und legten sich für die Nacht zur Ruhe, um sich von der Anstrengung desselben zu erholen. Ueber dieses so sorgfältig kultivirte Paradies, das lächelnd auf einem Vulkan ruhte, ergoß sich nun der glühende Lavastrom der Revolution. Der Ausbruch derselben erschöpfte sich, Gras und Blumen sproßten an manchen Stellen, so schön wie früher, hervor, aber die Umgebung dieser Oasen bildeten nur schwarze, häßliche rauhe Schlacken. Die Gesellschaft trug nicht länger ein gleichartiges Gepräge, sondern zersplitterte sich in eng umgrenzte Coterien, in politische, literarische und aristokratische Zirkel — kurz, alle Elemente, welche sonst harmonisch im Ganzen aufgegangen waren, standen nun getrennt und einander feindlich gegenüber.

So erschienen die Pariser „Salons" als Guizot zuerst über deren Schwelle Zutritt fand. Nur drei gab es, in denen der Geist des 18. Jahrhunderts noch einigermaßen fortlebte — den Monsieur Suard's, des Abbé Morellet und der Madame d' Houdetot. Der letztere trug so sehr den Stempel der vergangenen Zeiten, daß er eine besondere Schilderung verdient.

Jeden Mittwoch gab Madame d' Houdetot ein kleines Diner für eine Anzahl Freunde, welche ein für allemal geladen waren, aber nach Belieben kamen oder ausblieben. Achtzehn und zuweilen noch mehr nahmen daran theil. Das Essen war nicht besonders gewählt oder recherché, es diente ja auch nur als Entschuldigung für eine kleine Gesellschaft. Nach Aufhebung der Tafel setzte sich die Gastgeberin nahe dem Kamin in einen Armstuhl, neigte den Kopf vorwärts und sprach selbst nur wenig und mit verhaltener Stimme, wußte aber die Unterhaltung, die sie nicht leitete, zu unterstützen und legte stets ein merkwürdiges und lebhaftes Interesse für jeden Gegenstand derselben an den Tag, ob diese nun eine leichte Plauderei, das Theater, Anekdoten oder die Politik betraf. Und um dieses Fossil einer verschwundenen Welt sammelten sich die besten Geister des Tages, welche sich hier einer uneingeschränkten Freiheit und eines sonst nirgend zu findenden Wohlbehagens erfreuten.

Trotz seiner Zulassung zu diesem fast magischen Zirkel stimmte François Guizot mit dem herrschenden Voltaireschen Geiste desselben nicht überein; ein aufrichtiger Anhänger der Glaubenslehren des Christenthums, gehörte er innerlich der ein späteres Leben voraussetzenden Schule der Baronin de Staël und Chateaubriands an. Niemand begrüßte die Veröffentlichung des „Geistes des Christenthums" mit mehr Enthusiasmus als er, und im „Publiciste" erschien darüber eine mehr als warme Lobrede aus seiner Feder. Dieser Artikel erregte die Auf-

merksamkeit des Vicomte (Chateaubriand) und legte den Grund zu einer dauernden Freundschaft zwischen dem Autor und seinem Kritiker.

Zu derselben Zeit war es, wo Guizot bei Mademoiselle de Meulan, seiner späteren Gattin, eingeführt wurde. Diese stammte aus vornehmer Familie, welche durch die Revolution ruinirt worden war, und sie sah sich nun gezwungen, ihren Lebensunterhalt durch schriftstellerische Arbeit zu erwerben. Bei ihrer zarten Konstitution litt ihre Gesundheit unter den Anstrengungen der Arbeit und ihre ohnehin dürftigen Verhältnisse gestalteten sich infolgedessen immer drückender. Jener Zeit kannte sie Guizot noch kaum, und nur als er von ihren traurigen Verhältnissen hörte, sandte er mehrere Artikel, zu welchen sie ein wenig beigetragen hatte, unter ihrem Namen an den „Publiciste", der das Honorar dafür an die „Verfasserin" auszahlte. Bald nachher entdeckte sie den Urheber dieser edelmüthigen und zarten Weise der Unterstützung und von dieser Zeit entspann sich zwischen beiden eine vertraute Freundschaft, welche 1809, obwohl sie 14 Jahre älter war als Guizot, durch einen Ehebund besiegelt wurde. Guizots minder wohlwollende Biographen behaupten allerdings, daß das nicht das Resultat gegenseitiger unintressirter Zuneigung gewesen sei. Fräulein de Meulan war eingeweiht in gewisse royalistische Pläne und dabei befreundet mit Montesquieu, dem geheimen Agenten Ludwigs XVIII. Guizot, der auch Royalist war und, gleich manchen andern, wohl die Rückkehr der Bourbonen voraussah, sollte nun jenen Ehebund nur in der Rechnung auf spätere politische Vortheile geschlossen haben. Doch sei dem, wie es wolle, jedenfalls wurde er unter der Restauration bei Montesquieu Unterstaatssekretär. Immerhin hatte seine Gattin hinreichende geistige Vorzüge, um ihm eine Ehe mit ihr wünschenswerth erscheinen zu lassen; sie war einmal ein Blaustrumpf und eignete sich vorzüglich zum Gehilfen eines Professors und Geschichtsschreibers.*) Die Zahl literarischer Erzeugnisse, welche er in dieser Periode vollendete, ist geradezu erstaunlich zu nennen. „La Vie des Poëtes Français du Siècle de Louis XIV.", „Les Annales de l'Education", „L'Etat des Beaux Arts en France" folgten einander in dichter Reihe. Diese Werke erregten die Aufmerksamkeit des Herrn de Fontaines, des Großmeisters der Universität, der ihn infolge dessen zum Nachfolger auf dem Lehrstuhl der Geschichte, den jener Zeit Lacretelle inne hatte, bestimmte und bald darauf diese Professur in zwei Theile, die der alten und der neuen Geschichte, zerlegte, von denen er den letzteren ihm übertrug. In den leitenden Kreisen gab man sich der bestimmten Erwartung hin, daß die Antrittsvorlesung eines Professors unbedingt einen Panegyricus auf Napoleon enthalten müsse; Guizot dagegen, der gleich allen einsichtigen Männern den corsikanischen Despoten haßte, wollte sich zu einer solchen Schmeichelei nicht erniedrigen und erwähnte den Namen

*) Die Verbindung scheint übrigens eine ganz glückliche gewesen zu sein. Madame Guizot starb 1828 und bald darauf vermälte sich dieser in Uebereinstimmung mit ihrem auf dem Todtenbette geäußertem Wunsche mit einer jungen Engländerin, einer nahen Verwandten von ihr, namens Eliza Dillon, an die ihn auch eine lebhafte Zuneigung gefesselt zu haben scheint. Im Jahre 1838 wurde er zum zweiten Male Wittwer.

des Kaisers überhaupt nicht, ein Umstand, der hinreichend war, sein weiteres Emporkommen zu hindern.

Seine Freunde ermüdeten jedoch nicht, ihn auf der eingeschlagenen Bahn zu unterstützen. Dem Baron Pasquier gelang es, seine Berufung zum **Auditeur** des Staatsraths durchzusetzen, und er empfahl ihn auch der Beachtung des **Duc de Bassano**, von dem er infolgedessen den Auftrag erhielt, ein Memoire über den Austausch der englischen und französischen Gefangenen auszuarbeiten. Bisher uneingeweiht in die Geheimnisse der hohen Politik, führte der junge Mann diesen Auftrag wörtlich aus und legte bald dar, wie diese Frage am besten zu lösen wäre. Das war aber gerade, was Napoleon, der dem Volke Sand in die Augen zu streuen liebte, und die Schuld der Fortsetzung des Krieges auf Englands Schultern wälzen wollte, nicht im Geringsten wünschte. Infolgedessen hörte Guizot von seinen Memoiren nichts wieder und blieb in literarischer Abgeschiedenheit bis zur Restauration, wo er, wie oben erwähnt, Unterstaatssekretär wurde.

Nach Napoleons Rückkehr von Elba zog er sich noch einmal zurück bis Ende Mai, wo er die jener Zeit vielbesprochene Reise nach Gent unternahm, an welche ihn der Spitzname „**L'homme de Gand**“ später sehr lange erinnern sollte. Wohl überhäufte man ihn mit Beschuldigungen und Verleumdungen aller Art wegen dieses Besuchs bei der vertriebenen königlichen Familie, er verachtete aber alle Angriffe und ließ diese zunächst unbeantwortet. Erst fünfundzwanzig Jahre später und als Minister Ludwig Philipps benutzte er eine Rede in der Kammer zur Darlegung der Motive zu jener Reise. Seine Erklärung entsprach gewiß der Wahrheit und wir geben sie deßhalb wohl am besten mit des Staatsmannes eigenen Worten wieder.

„Als ich nach der Sorbonne und zu meinem stillen, literarischen Leben zurückkehrte, kehrte ich als einfacher Bürger zurück, unterwarf mich den geltenden Gesetzen und verknüpfte mein Geschick arglos mit dem des Landes. Gegen Ende des Monats Mai, als alle einsichtsvollen Männer die Ueberzeugung gewonnen hatten, daß Frankreich unter den obwaltenden Verhältnissen mit Europa nie werde in Frieden leben können, und es sich immer klarer herausstellte, daß die Rückkehr der Dynastie der Bourbonen eine unbedingte Nothwendigkeit sei, ging ich dann nach Gent, nicht in meinem persönlichen Interesse, sondern um dem König Ludwig reinen Wein einzuschenken und ihn zu der Ueberzeugung zu bringen, daß die Gedanken der konstitutionellen Partei die Gedanken Frankreichs seien, daß seine frühere Regierung **1814** Fehler begangen habe, welche sich nicht wiederholen dürften; um ihn darüber aufzuklären, daß dem Lande, wenn er dessen Thron wieder bestiege, gewisse Freiheiten, und zwar nicht nur die in der Charte gewährleisteten, sondern auch noch neue Freiheiten zugestanden werden müßten; daß er mit Rücksicht auf die neuen Interessen des neuen Frankreich ein anderes Verhalten werde einschlagen müssen, ein Verhalten, welches mehr Vertrauen einflöße und das Mißtrauen und die Leidenschaften beseitige, welche die erste Restauration leider wachgerufen habe. Um mich noch bestimmter auszudrücken: ich wendete mich unmittelbar an König Ludwig **XVIII.**, um ihm zu sagen, daß er Minister an seiner Seite habe, welche beizubehalten, ein entschiedener Mißgriff sein würde, und die er

also von seiner Person und von jedem Eingreifen in die Staatsgeschäfte fernzuhalten habe. Es geschah gleichsam im Namen der Charte bei der in Aussicht stehenden Rückkehr Ludwig XVIII. nach Frankreich, daß ich damals selbst nach Gent ging."

Nach der zweiten Restauration wurde er zum Generalsekretär des Justizministers ernannt und gehörte dann mit Camille Jordan, Royer Collard und dem Herzog von Broglie zu den leitenden Ministern der bekannten Partei der Doctrinaires.

Die „Doctrinaires", sagt er, „welche sich aufrichtig den neuen Verhältnissen der Gesellschaft in Frankreich anpaßten, unternahmen die Errichtung einer Regierung auf rationellen Grundsätzen, sie waren aber entschiedene Widersacher der Theorien, in deren Namen das alte System gestürzt wurde, ebenso wie der lückenhaften Prinzipien, welche einzelne zur Wiederbelebung desselben aufzustellen sich bemühten. Abwechselnd berufen, die Revolution zu bekämpfen und zu vertheidigen, nahmen sie kühn von Anfang an eine vermittelnde vernünftige Stellung ein und setzten eine Idee der andern, ein Prinzip dem andern gegenüber; sie appellirten gleichzeitig an die Vernunft, wie an die Erfahrung, bestätigten Rechte, statt gedankenlos Interessen zu beschützen, und forderten von Frankreich nicht allein das Zugeständniß, Unrecht gethan zu haben, sondern auch das seiner Impotenz zu dem Besseren, dagegen verlangten sie von ihm, sich aus dem Chaos, in das es sich selbst gestürzt, wieder emporzuarbeiten und noch einmal das Haupt dem Lichte zuzuwenden... Diese Mischung von philosophischer Feinfühligkeit und politischer Mäßigung, diese vernunftgemäße Achtung von einander, widerstreitenden Rechten und Thatsachen, diese neuen und zugleich konservativen Grundsätze antirevolutionärer und doch nicht rückschrittlicher Natur, jetzt bescheiden und dann wieder feierlich ausgedrückt — das war es, dem die Doctrinaires ihren Namen und Einfluß weihten. Vorstehende Sätze enthalten das umfassende Geständniß der politischen Theorien des Verfassers derselben.

Sowie die absolutistische Partei das Uebergewicht erhielt, zog er sich — im Verein mit Baubé, Marbois — mit dem Titel eines Requetenmeisters vom Ministerium zurück. Mindestens für die Klausel in der Charte, welche jeden Mann unter vierzig Jahren der Wählbarkeit in die Deputirtenkammer beraubte, würde er zweifelsohne eine Volksabstimmung herbeigeführt haben. Nach einiger Zeit, als der König wieder mehr konstitutionellen Vorstellungen Raum gab, nahm er seine Stellung als Staatsrath wieder ein und verlieh verschiedenen liberalen Maßregeln bezüglich der Gesetze über Preßfreiheit die thatkräftigste Unterstützung. Inmitten dieser hoffnungsvollen Aussichten, ereignete sich die Ermordung des Herzogs von Berri mit der darauffolgenden Reaktion, worauf Guizot zur Opposition überging, in deren Reihen er bis zur Revolution verblieb.

Alle politische Thätigkeit einstweilen aufgebend, widmete er sich ausschließlich der Literatur und seinen lehramtlichen Pflichten. Im Jahre 1820 wählte er für seine Vorlesung über moderne Geschichte „den Anspruch der repräsentativen Regierung in Europa." Der Erfolg dieser Vorträge war ein erstaunlicher; ganz Paris strömte zusammen, sie zu hören. Der größte Saal der Sorbonne erwies sich zu klein, um die Tausende aufzunehmen, welche sich um Eintritt bemühten;

die Bewohner der nächsten Umgebung machten ein einträgliches Geschäft durch den Vorverkauf der Plätze, so wie man sich vorher Platz in einer Theaterloge sichert. In diesen Vorlesungen zog er eine Parallele zwischen der Wirkung der freien Konstitution in England, deren glühender Verehrer er stets gewesen war, und der des Absolutismus in Frankreich und Spanien. Die Regierung empfand das als eine Beleidigung und erließ den Befehl, diese Vorlesungen einzustellen. Wirklich dauerte es bis 1828, unter der Verwaltung Martignacs, ehe er im Verein mit Villemain und Cousin die Erlaubniß zur Wiederaufnahme derselben erhielt. In der Zeit war er unausgesetzt eifrig literarisch thätig. Er übersetzte und veröffentlichte die Werke Shakespeares und begann den Entwurf zu seiner großen Arbeit über die englische Revolution, die sich zuletzt bis auf 26 Bände ausdehnte, deren zwei erste im Jahre 1827 erschienen. Gleichzeitig war aber seine unermüdliche Feder mit der Geschichte Frankreichs beschäftigt, und 1828 begann er mit der Herausgabe der „Revue Française“, einer literarischen Zeitschrift nach dem Muster der englischen Reviews, zu der er sehr viel Beiträge selbst lieferte. Doch auch hiermit sind seine überraschenden Arbeiten aus dieser Periode noch nicht erschöpft. Als eine Folge der Wiederaufnahme seiner geschichtlichen Vorlesungen erschien nämlich noch „die allgemeine Geschichte der Civilisation in Europa“ neben der „Geschichte der Civilisation in Frankreich“, welche sofort in alle Sprachen Europas übersetzt wurden.

Obwohl vom öffentlichen Leben sich zurückhaltend, nahm er doch thätigen Antheil an den liberalen Bestrebungen des Tages und stand in Verbindung mit der bekannten Gesellschaft unter dem sonderbaren Namen „Aide-toi, le ciel t'aidera“ (Hilf Dir selbst, der Himmel wird Dir helfen), welche als nächstes Ziel die unbeschränkte Wahlfreiheit verfolgte. 1830 trat er, jetzt 43 Jahre alt, als Abgeordneter für Lisieux in die Deputirtenkammer ein. Dieses Ehrenamt trat er gerade zu der Zeit an, als Polignac Minister geworden war. Die Art und Weise, in welcher die Volksvertreter damals der Regierung entgegentraten, ist jedem, der die Geschichte Frankreichs einigermaßen verfolgt hat, hinreichend bekannt. Die Adresse an die Krone hatte einen trotzigen, agressiven Ton; M. de Logeril beantragte, daß sie in milderen Ausdrücken abgefaßt werden möge, Guizot aber widersetzte sich diesem Antrage. „Ja, ja“, sagte er ironisch, „laßt uns die Kraft unserer Worte abschwächen, danach trachten, unsere Ausdrücke zu entnerven. Die Wahrheit hat schon Schwierigkeit genug, im Königspalaste Eingang zu finden — sendet sie also nicht bleich und furchtsam dahin.“ Die widerspenstige Kammer wurde eiligst aufgelöst und eine neue berufen, Guizot aber in Lisieux wieder gewählt. Die Revolution war die unmittelbare Folge. Er weilte auswärts, als der Aufstand begann, kehrte aber auf die erste Nachricht davon nach Paris zurück und gehörte hier zu den Verfassern der Proklamation, welche den Herzog von Orléans zur Uebernahme der Lieutenant-Generalschaft des Königreichs berief. Am 13. Juli wurde er zum Minister des öffentlichen Unterrichts und nach dem Regierungsantritt Ludwig Philipps zum Minister des Innern ernannt. Er schloß sich sofort der konstitutionellen (orleanistischen) Partei oder dem sogenannten „Juste milieu“ an, zu dessen Führern

er nebst Casimir Périer, Graf Molé und dem Herzog von Broglie gehörte.

Die unzufriedenen Elemente waren übrigens auch jetzt noch keineswegs beruhigt. Tausende von republikanischen Führern aufgehetzte Arbeiter durchzogen tagtäglich die Straßen von Paris in der Hoffnung auf Wiederausbruch der Revolution und auf Verdrängung der neuen Behörden. Die drohende Gefahr wurde jedoch durch Unterdrückung der aufrührerischen Klubs abgewendet, eine Maßregel, welcher der Minister des Innern die thatkräftigste Unterstützung lieh, während er sich hartnäckig der Abschaffung der erblichen Pairswürde widersetzte, in der er mit Recht die sicherste Stütze des Thrones erkannte. Bezüglich der letzteren Frage sah er sich freilich nur durch 86 Stimmen unterstützt.

Seine parlamentarische Thätigkeit während der endlosen Zänkereien und Systemwechsel unter der Regierung Ludwig Philipps hier wiederzugeben, würde zu langweilig und interesselos werden, da uns ein Blick auf die hervorragendsten Züge derselben genügen dürfte. Im Jahre 1833 führte er den zwangsweisen, aber unentgeltlichen Unterricht in den 39,000 Gemeinden Frankreichs ein. Das war der erste bedeutende Versuch, Aufklärung und Belehrung in alle Klassen des Volkes zu verbreiten. Eine für die große Masse wohlthätigere Maßregel konnte gewiß kaum vorgeschlagen werden; die naturgemäßen Förderer derselben, die Mitglieder der demokratischen Opposition, widersetzten sich ihr jedoch mit aller Kraft, und obwohl sie deren Erhebung zum Gesetz nicht zu hindern vermochten, schwächten sie die Wirksamkeit derselben doch durch Beschneidung der Lehrergehalte bis zu einer so geringen Summe, daß die unglücklichen Lehrer auf dem Lande sich zur Gewinnung des nothwendigen Lebensunterhaltes gezwungen sahen, auf den Feldern gleich gewöhnlichen Arbeitern mit Hand anzulegen.

Der 1836er Putsch Louis Napoleons in Straßburg veranlaßte sehr eingreifende und unselige Vorgänge in der Kammer. Bei seiner angeborenen Milde hatte der König den Hauptverbrecher zwar entschlüpfen lassen, seine Mitschuldigen wurden dagegen in Untersuchung gezogen. Darüber entrüstet, sprach die Jury gleich alle frei. Hierauf brachte die Regierung einen Vorschlag ein, nach dem gegen Civilisten und Soldaten auf verschiedenem Wege vorgegangen werden sollte. Nach Verweigerung desselben trat Guizot von seiner Stellung zurück. Die Bildung eines neuen Ministeriums wurde Molé überlassen, Guizot aber von dem neuen Kabinett ausgeschlossen. Macht und hohe Rangstellung waren seiner vergeistigten Natur jetzt schon zur Gewohnheit geworden. Durch seine Beiseiteschiebung verletzt, verband er sich mit Thiers, Berger und Odilon Barrot zum Sturze der neuen Regierung. Dieser Koalition gelang es, die konservative Partei zu sprengen und der Macht Ludwig Philipps einen Schlag zu versetzen, von dem dieser sich nicht wieder erholen sollte.

1840 zum Gesandten in London ernannt, verdankte man es seiner Kaltblütigkeit und Mäßigung, daß ein drohender Krieg zwischen beiden Ländern abgewandt wurde. Guizot war gewiß so gerecht und unbestechlich wie Aristides, er liebte aber den Reichthum und die Anhäufung von Geld, zu welchem Zwecke er sich zuweilen zu merkwürdigen und bei einer so großen Persönlichkeit verächtlichen Ersparungsmethoden

hinreißen ließ. Biographen, welche es lieben, die schwachen Seiten seines Charakters hervorzuheben, erzählen, daß er selbst bei schlechtem Wetter mit einem Regenschirm über dem Kopfe durch den Straßenschmutz Londons ging, nur um die Ausgabe für einen Wagen zu ersparen.

Im Jahre 1841 wurde er zum Vorsitzenden des Staatsraths und zum Minister des Auswärtigen erwählt. Mit jedem Jahre gestattete sich die Lage der Regierung kritischer und verschärften sich die Streitigkeiten der Fraktionen; die Abgeordneten Casimir Périer, Herrmann und Martin du Nord erlagen buchstäblich den erschöpfenden Anstrengungen, als kein Vorfall zu trivial und unbedeutend war, um nicht das heftigste Parteigezänk zu erwecken.

Als der Herzog von Bordeaux 1843 London besuchte, eilten verschiedene Mitglieder des französischen Parlaments nach England, um diesem im Verein mit den Legitimisten ihre Huldigung darzubringen. Im Laufe des Jahres 1844 wurde in der Kammer der Antrag eingebracht, eine strenge Rüge gegen die Abgeordneten auszusprechen, welche jenen Schritt gewagt hatten. Darüber entspann sich eine sehr heftige Debatte.

Die Opposition richtete auf Guizot einen wüthenden Angriff, und es gab wohl keine Beleidigung, kein Schmähwort und keine Anklage, die ihm erspart geblieben wäre. Endlich erhob er sich, und mit der Wuth des verwundeten Löwen überschüttete er seine Angreifer mit dem beißendsten Spott und der rücksichtslosesten Herausforderung. „Sie vermögen vielleicht“, rief er, „meine körperlichen Kräfte zu erschöpfen, nie wird es Ihnen aber gelingen, meinen Muth zu ersticken und über meine Verachtung werden Sie sich niemals erheben!“ Am folgenden Tage schilderte jedoch seine Mutter einer Freundin sehr packend die ungeheure Ermattung, welche jenem gewaltigen Konflikte folgte.

„Gestern Abend“, sagte sie, „als er nicht zur gewohnten Stunde aus der Kammersitzung heimkehrte, fürchtete ich schon ein Unheil. Als er endlich kam, war er so abgespannt, daß er kaum zu sprechen vermochte, und legte sich sofort nieder mit dem Bedeuten, erst geweckt zu werden, wenn die Probeabzüge des Moniteur einträfen, um diese korrigiren zu können. Bei meiner Unkenntniß über das, was etwa vorgefallen wäre, schwebte ich natürlich in großer Unruhe, und während er schlief, blieb ich mit den Kindern an seinem Lager und betete zur Allmacht um das Glück Frankreichs und das meines Sohnes. Als ich den Blick auf seinem bleichen, regungslosen Gesicht weilen ließ, beschlich mich eine schreckliche Vision — ich glaubte, das Haupt meines unglücklichen Gatten vor mir zu sehen.“

Wir kommen nun zu der Periode der spanischen Heiraten, jener niedrigen Pläne, welche einen unauslöschlichen Fleck auf alle werfen, deren Hand dabei im Spiele war. Von der Zeit her, wo Ludwig XV. einen Bourbonen auf den spanischen Thron brachte, war die Politik Frankreichs stets bemüht gewesen, sich auf der Halbinsel ein Uebergewicht zu sichern. Eine so günstige Gelegenheit, wie die Thronbesteigung eines blutjungen Mädchens, konnte von dem König Mephistopheles natürlich nicht außer Acht gelassen werden, und ehe sie das heiratsfähige Alter erreichte, hatte er und sein gar zu gefügiger Freund und Minister Guizot alles aufgeboten, um ihre Hand einem Mitgliede der Familie zu sichern. Eifer-

süchtig auf den Einfluß Frankreichs, wegen der kurz vorhergegangenen Erwerbung von 800 Kilometer der gegenüberliegenden Küste Afrikas, und der Errichtung einer Marinestation in Algier, verrieth England die Neigung, jene orleanistische Politik zu kreuzen. Es handelte sich jetzt um den Vorschlag zweier Gatten, eines für die Königin und eines für die Infantin. Gelang es nun, die erste für den Herzog von Montpensier oder, wenn das fehlschlug, der Infantin zu vermälen und Isabella dafür zu einer Verbindung zu zwingen, der mit höchster Wahrscheinlichkeit keine Nachkommenschaft entspringen würde, so daß die Krone in späterer Zeit auf die Kinder Montpensiers übergehen mußte, während der Thron Frankreichs, wie er sich gern einbildete, dem Grafen von Paris gesichert blieb, so würden die Orleanisten — ich sage absichtlich nicht Frankreich, weil dieser elende Bürgerkönig nur darauf bedacht war, die Macht seiner Familie zu vermehren, für das Land selbst aber weder einen Gedanken noch eine Empfindung hatte — dann im Süden Europas allmächtig dastehen. Ein erbärmlicheres Komplott war wohl niemals erdacht worden, und doch giebt es noch Leute, welche Ludwig Philipp zu vertheidigen wagen und sich verletzt fühlen, ihm die Maske von dem falschen Gesicht gerissen und den wahren Charakter desselben, wie er sich in seinen Thaten wiederspiegelt, an das Licht des Tages gerückt zu sehen.

Heinrich von Bourbon und Prinz Leopold von Sachsen-Koburg waren die Ehekandidaten, welche Lord Palmerston in Vorschlag brachte; der erste gehörte, wie schon sein Name erkennen läßt, der französischen Königsfamilie an, der zweite war ein Verwandter des Prinzgemal Albert von England. In der Ueberzeugung, daß die offene Verfolgung seines Planes ihm vonseiten Englands arge Verlegenheiten bereiten könnte, nahm Mephistopheles wie gewöhnlich seine Zuflucht zur Verstellung. Er und seine Minister überredeten die Königin Victoria zu einer persönlichen Zusammenkunft in Eu, bei welcher er dieser die heilige Versicherung gab, daß er die Verbindung seines Sohnes mit einer der königlichen Damen völlig aufgegeben habe, und auch für den Fall, daß Christina selbst ihm einen derartigen Antrag stellen sollte, entschlossen sei, denselben abzulehnen. Palmerston hielt diese Zusicherung für aufrichtig. Am 2. September 1846 wurde er dagegen aus seiner Ruhe gerüttelt durch folgenden Brief des französischen Gesandten Grafen von Jarnac:

„Mein lieber Lord Palmerston!

Ich erfahre soeben, daß die Königin von Spanien am 28. August ihrer Vermälung mit dem Herzog von Cadix und ebenso der Vermälung ihrer Schwester, der Infantin, mit dem Herzog von Montpensier zugestimmt hat. Bisher fehlen mir eingehende Nachrichten, wie Sie aus dem angeführten Datum erkennen werden; ich werde mich jedoch, sobald mir solche zugehen, beeilen, Ihnen diese wichtigen Neuigkeiten zu übermitteln, da ich nicht genau weiß, ob dieselbe Sie auf anderem Wege erreichen werden. Ihr ergebenster

Jarnac.“

Es ist allbekannt, daß Isabella den ihr erwählten Bräutigam

haßte, dagegen eine Zuneigung für den Prinzen Leopold gefaßt hatte, und die Vermittler Frankreichs mußten hier wohl mit allem Nachdruck thätig gewesen sein, um ihre Zustimmung zu erhalten. Man sagt, dieselbe wäre ihr abgelockt worden unter dem Einflusse des Weins bei einem jener nächtlichen Gelage, welche sie und die Königin Wittwe so häufig besuchten.

Palmerstons Aerger und Empörung wird man leicht begreifen. Doch was hätte ein Widerspruch jetzt noch nützen können? Guizot war nicht wenig stolz darauf, England in dieser Weise überrumpelt zu haben, und gab seiner Befriedigung über „die große Affaire“ unverblümten Ausdruck.

Ludwig Philipps Maß der Heuchelei war aber noch nicht voll; einen weiteren Beweis seiner Schamlosigkeit — wer vermöchte diese alle aufzuzählen? — lieferte folgender Brief, den er Maria Amalia an die Königin Victoria zu richten veranlaßte:

„Madame! Im Vertrauen auf die unschätzbare Freundschaft, von der Eure Majestät so viel Proben gegeben, und auf das liebenswürdige Interesse, daß Sie für unsere Kinder stets an den Tag gelegt haben, beeile ich mich, Ihnen die beschlossene Vermälung unseres Sohnes Montpensier mit der Infantin Louise Ferdinanda anzuzeigen. Diese Verbindung gewährt uns die herzlichste Freude, weil wir hoffen, daß sie auch das Glück unseres geliebten Sohnes gewährleisten wird, und daß wir in der Infantin eine wie ihre Schwester so gute und liebenswürdige Schwester finden werden, welche beitragen wird zur Vermehrung unseres häuslichen Glücks, des einzigen wahren Glückes auf Erden, das Sie, Madame, ja selbst hochzuschätzen Gelegenheit haben. Ich erbitte im voraus Ihr freundschaftliches Wohlwollen für unser neues Kind, überzeugt, daß auch dieses die Gefühle der Verehrung und Freundschaft theilen wird, welche wir für den Prinzgemal Albert und für Ihre ganze erhabene Familie empfinden. Der König beauftragt mich, Ihnen seine ehrerbietigen Grüße zu übermitteln; er hofft, daß Sie seinen Brief erhalten haben und daß die Pfirsichen in gutem Zustande eingetroffen sind. Alle meine Kinder senden Ihnen den ehrerbietigsten Gruß. Umarmen Sie in meinem Namen alle Ihre lieben Kinder und genehmigen Sie die Versicherung meiner zärtlichsten und unerschütterlichsten Freundschaft, mit der ich verbleibe, Madame, Euer Majestät ergebenste Schwester und Freundin . . . Maria Amalia.“

Die unverblümte Kühnheit dieses Schreibens — um keinen stärkeren Ausdruck zu gebrauchen — nach dem was in Eu vorgegangen war, steht wirklich einzig da, die naive Anspielung auf zwei Dutzend als Geschenk übersandte Pfirsiche erscheint als der Gipfel des Humbugs.

Die Antwort der Königin Victoria, welche Palmerston in einer seiner Depeschen als „einen Fühler“ bezeichnet, verdient hier eine Stelle:

„Osborne, am 10. September 1846. — Madame! Soeben im Besitz der Zuschrift Eurer Majestät vom 8. dieses gelangt, drängt es mich, Ihnen dafür zunächst meinen Dank auszusprechen. Sie werden sich wahrscheinlich erinnern, was in Eu zwischen dem König und mir vorgegangen ist. Sie selbst kennen das Gewicht, welches ich von jeher auf den Fortbestand unserer herzlichen Beziehungen legte, ebenso wie den Eifer, mit dem ich stets dafür eintrat. Sie haben unzweifelhaft

vernommen, daß wir davon absehen, eine Vermälung zwischen der Königin von Spanien und unserem Vetter Leopold — obwohl beide Königinnen diese lebhaft wünschten — herbeizuführen, da wir sie nicht von einer Verbindung zurückhalten wollen, welche ihrem König vielleicht angenehmer war, obwohl wir darüber, ob das rathsamer sei, unsere eigene Meinung hatten. Sie werden deßhalb leicht begreifen, daß diese plötzliche Verkündigung jener Doppelhochzeit uns nur Ueberraschung und Bedauern bereiten konnte. Ich muß Sie um Verzeihung bitten, wenn ich hier von Politik spreche. Doch ich liebe es, sagen zu können, daß ich gegen Sie stets aufrichtig gewesen bin. Mit der Bitte dem König meinen Gruß zu überbringen, verbleibe ich, Madame, Euer Majestät immer ergebene Freundin und Schwester . . . Victoria R." (Diese Briefe sind den „Mémoires" des Baron Stockmar, Band II, S. 181—183 entnommen.)

Die Nemesis war dem König und seinem Minister dicht auf den Fersen. Durch Frankreich schallte schon längst der Ruf nach Reformen und nach Ausdehnung des Wahlrechtes, doch erkannten der König und seine Minister weder den endlichen Ausgang, noch ahnten sie, im Vertrauen auf ihre Truppen, die Möglichkeit eines erfolgreichen Aufstandes. Während der Erstere heimlich über die Unterdrückung der Banketts und die, wie er sich einbildete, dadurch erreichte Unterdrückung jeder Gefahr lachte, trat bei ihm ein Bote ein mit der Meldung, daß sich in den Straßen bewaffnete Haufen ansammelten. Als die Emeute bedrohlichere Verhältnisse annahm, bemächtigte sich der königlichen Familie ein unbeschreiblicher Schrecken. Die Königin bat, ja sie befahl fast Guizot, seine Entlassung zu nehmen. Der König war schwach genug, das zuzugestehen und Guizot zu stolz, dagegen Widerspruch zu erheben. Jetzt, als der König Auge in Auge der von ihr beschworenen Gefahr gegenüberstand, hatte er nicht Muth genug ihr zu trotzen, verfiel dagegen der größten Unentschlossenheit und Schwäche, gerade zu der Zeit, wo unerschütterliche Festigkeit am nothwendigsten gewesen wäre. Hätte Guizot die Zügel der Regierung in der Hand behalten, so würde dieser wahrscheinlich den Thron seines Herrn gerettet haben. Sein unbeugsamer Wille würde keiner halben Maßregel, keiner Konzession zugestimmt haben. Er hatte den Marschall Bugeaud an die Spitze der Militärgewalt von Paris gestellt, und Lamartine giebt zu, daß dieser Soldat, der Eroberer von Algerien, ein Mann von großen, geistigen Fähigkeiten, der das Vertrauen der Truppen besaß, die Unterwerfung des Volkes leicht und ohne großes Blutvergießen durchgeführt hätte; aber entlassen und in dem Augenblicke, wo der Marschall zu Pferde steigen wollte, um die Aufständischen zu bekämpfen, die er zweifellos sehr bald vernichtet hätte, kam Thiers und enthob ihn seines Commandos.

Und der erbärmliche, alte Mephisto zitterte dermaßen und schwankte so lange zwischen diesem und jenem Minister, bis der König Mob die Sachlage dadurch entschied, daß er ihn aus seinem Palaste und seinem vernachlässigten Königreiche einfach vertrieb. Guizot verließ die Tuilerien vor seinem Herrn; als er aus dem Privatausgange derselben trat, erkannten ihn einige Leute und gaben auf den Minister Feuer. Er mußte zurückweichen und Schutz suchen in einem Theile des Louvre, den einige Stabsoffiziere besetzt hatten. Durch ein offenes

Fenster konnte er von hier aus die Einnahme des Carrouselplatzes, den Abfall der Nationalgarde, die Unthätigkeit der Truppen und die vergeblichen Bemühungen der Generäle beobachten und sehen, wie die ganze königliche Familie zu Fuße die Flucht suchte. Später fand er Schutz und Obdach bei dem Herzog von Broglie, schwebte daselbst aber in der peinlichsten Ungewißheit wegen seiner Mutter und seiner Kinder, welche sich in einem andern Theile der Hauptstadt in einem Hause verborgen hatten, zu dem, wegen dessen Lage im Herzen der Empörung selbst, niemand zu gelangen vermochte.

Nach wenigen Tagen gelang es ihm, in Dienerlivrée nach Brüssel zu entkommen. Nur das unbegreifliche Benehmen seines angeblichen Herrn, welcher ihm das Gepäck nicht tragen lassen wollte, brachte ihn ein- oder zweimal in Verdacht. Nach wenigen Tagen erreichte er jedoch glücklich England, wohin ihm seine Mutter und Kinder bald folgten. Der Schreck und die ausgestandenen Anstrengungen wurden dieser edlen Frau leider verderblich. Vierzehn Tage später hauchte sie ihren Geist aus, ebenso ein Opfer der dritten, wie ihr längst vorhergegangener Gatte eines der ersten Revolution.

Die nächsten zwölf Monate wohnte Guizot in einem Hause zu Pelham Crescent, Brompton, welches später durch eine merkwürdige Ironie des Schicksals auch Ledru Rollin während seiner Verbannung beherbergte. Die Republik begann während seiner Abwesenheit zwar eine Verfolgung gegen ihn, diese verlief jedoch erfolglos.

Zu Anfang des Jahres 1849 veröffentlichte er nun eine Art Circular unter dem Titel „Guizot à ses amis“, in dem er seine den Wählern von Frankreich geleisteten Dienste hervorhob; diese schienen aber davon nicht sonderlich erbaut zu sein. Seine Aufnahme in England war — außer bei denjenigen, welchen ihr Edelmuth den Staatsmann unter dem Schriftsteller verschwinden ließ — kein besonders herzlicher, da seine Treulosigkeit und Doppelgängigkeit bei Gelegenheit der spanischen Heiraten bei jedermann noch in zu frischem Andenken stand.

Im November 1849 kehrte er nach Paris zurück, wo er sich sofort mit den Häuptern der monarchischen Partei in Verbindung setzte. England stattete er noch zwei Besuche ab, den einen seinem alten Lehrer 1850 und den zweiten nach dem Staatsstreiche 1851. Noch eine lange Reihe von Lebensjahren waren ihm vorbehalten, seine politische Carrière aber beendet. Im Laufe der Zeit hörte er wohl von dem Abgang von Rivalen, von Freunden und Feinden, doch unterbrach er nicht wieder die ruhige Beschaulichkeit seiner späteren Tage, die er unter dem erquickenden Schatten des Val Richer und unter literarischen Arbeiten vollbrachte. Als Früchte seiner langen Zurückgezogenheit erschienen so „La Révolution d'Angleterre“, „Monk“, „Moralische Gedanken über die Religion und Philosophie“, „Corneille und seine Zeit“, „Shakespeare und seine Zeit“; die bedeutendsten späterer Erzeugnisse waren die „Memoiren zur Geschichte meiner Zeit“, in denen er ebenso seine eigene politische Laufbahn, wie die Vorgänge in Frankreich seit seinem Eintritt ins öffentliche Leben bis zum Jahre 1848 eingehend schildert. Das betreffende Werk giebt eine ruhige, leidenschaftslose Darstellung der Vorgänge, wie sie sich abgespielt haben. Er verzichtet darauf, auf die naheliegende Versuchung einer Selbstver-

theidigung, bemühte sich dagegen, Ludwig Philipp, für den er wärmere Gefühle als die aus einer bloßen politischen Verbindung hervorgehenden hegte, in günstigeres Licht zu stellen, freilich geht er ebenso niemals bis an die Oberfläche der Dinge und gönnt uns keinen Blick auf die Federn, welche die Puppen in Bewegung setzten. Ungleich Chateaubriand und Lamartine sieht er von allen Geständnissen ab und erzählt über sich selbst weiter nichts, als was die ganze Welt schon wußte. Seine kalte, verschwiegene Natur widerstrebte eben jeder Offenbarung des eigenen Ichs.

Ein Artikel der Times vom 9. Oktober giebt eine ansprechende, gemüthliche Beschreibung seiner letzten Jahre.

„Sein unvollendetes Werk, „die Geschichte Frankreichs, meinen Enkeln erzählt", entspricht dem Zusatz seines Titels vollständig. Schon lange Jahre war er gewohnt, seine Enkel um fünf Uhr nachmittags in seinem Arbeitszimmer zu versammeln und ihnen eine einfache Skizze der Geschichte ihres Vaterlandes zu entwerfen. Er beabsichtigte damit mehr ihre geistigen Fähigkeiten zu wecken, als etwa ihr Gedächtniß zu belasten. Vorzüglich wenn er auf die Entstehung der Nation als solcher und auf die sagenhaften Zeiten zurückkam, bemühte er sich viel weniger, alle geschichtlichen Thatsachen aufzuzählen, als ihnen vielmehr eine klare Vorstellung von jeder Regierung und jeder Epoche einzuimpfen. Bei Anführung der alten Chronisten übersetzte und erklärte er dieselben in dem Stil, der ihn zu einem so bewunderungswerthen Erzähler stempelte, und während seine Kinder ihm zuhörten, schrieben seine Töchter die Worte des Vaters nach."

Guizot starb im Val Richer am 12. September 1874 im Alter von 87 Jahren an Altersschwäche.

Als Redner nimmt er entschieden mit den ersten Rang ein.

Was er literarisch leistete, erscheint sowohl der Menge als dem Werthe nach hochbedeutend. Als Geschichtsschreiber war er geduldig und unermüdlich bezüglich der Quellenforschung und gegenüber den Thatsachen ebenso verläßlich wie unparteiisch. Leider beschränkt sein harter, trockner, unsympathischer Stil, der allen Glanzes oder Schmuckes entbehrt, die Zahl seiner Leser; abgesehen von diesen Mängeln würde er als der größte von allen Geschichtsschreibern der modernen Welt zu bezeichnen sein. Dessenungeachtet trug er jedoch sehr viel bei, die Neigung für historische Studien in Frankreich zu beleben und seine umfänglicheren Werke werden stets zu den größten literarischen Schätzen seines Vaterlandes zählen.

Seine Verdienste und Fehler als Staatsmann sind nicht so leicht aufzuzählen oder mit wenig Zeilen zu kennzeichnen. Ein eigentlich großer Staatsmann war er sicher nicht; er besaß wohl große Talente, Genie aber nicht. Er vermochte Wahrscheinlichkeiten zu berechnen — zuweilen wie im Jahre 1848 erwiesen solche sich freilich als starke Irrthümer — und verstand es sich vorzubereiten, um diesen zu begegnen; unerwarteten Verhältnissen zeigte er sich dagegen nicht gewachsen und jedenfalls fehlte es ihm an Geschick, diese zu seinem Vortheil zu wenden. Seine Intelligenz war mehr reflektiv, entbehrte aber aller Spontaneïtät. Die Erinnerung an den Tag, wo sein Vater als Opfer der revolutionären Grausamkeit dahinsank, die Erinnerung an die Seelenpein seiner

Mutter — Eindrücke, welche deren niemals endende Trauer in ihm nicht zu verlöschen gestattete — lasteten auf seinem Leben, bis der Schrecken der Anarchie die Schlußworte auf seine politische Laufbahn setzte. Als hätte er das voraus geahnt, tritt ein ähnlicher Gedanke in seinen Schriften immer und immer wieder zutage. An einer Stelle sagt er: „Die Demokratie ist der Geist, in welchem jede der verschiedenen Klassen und die großen politischen Parteien, in welche die Gesellschaft zerfällt, alle die Hoffnung hegen, die andern zu unterdrücken und allein zu herrschen.“ Ueber Napoleon äußert er: „Er war mit unvergleichlichem, thätigem und mächtigem Geiste ausgestattet und verdient die größte Bewunderung wegen seines Abscheues gegen jede Unordnung.“

Eine seiner letzten Veröffentlichungen enthielt eine Vertheidigung der irdischen Macht der römischen Kirche, und doch war er, wie aus seinem später erschienenen „Glaubensbekenntniß“ unzweifelhaft hervorgeht, ein strenger Protestant.

„Ich sterbe in dem Namen der reformirten christlichen Kirche von Frankreich, in welcher ich geboren war und in der geboren zu sein ich mich noch immer beglückwünsche.“ (Guizots Glaubensbekenntniß); er betrachtet den Katholizismus jedoch als den besten Hüter der Ordnung, und selbst das religiöse Dogma, das bei andern Leuten so leicht alles beherrscht, erscheint bei ihm gegen diese Betrachtung ohnmächtig.

Er war mehr eine theoretisch als praktisch angelegte Natur, ein Mann der Systeme, der die Politik gern zu einer gleichen exakten Wissenschaft, wie die Mathematik, umgewandelt hätte. Er dämmte alle Gewißheiten und Wahrscheinlichkeiten in eine bestimmte Grenze ein, ließ aber für Möglichkeiten keinen Raum übrig. Diese Beschränkung war der entscheidende Fehler seiner Politik. Es hat vielleicht niemals einen Minister gegeben, der dem französischen Charakter so unpopulär, so widrig und antipathisch gewesen wäre; sein Auftreten war mehr puritanisch, voller Ueberschätzung und arrogant. „Jedermann“, sagt Palmerston, „der sich nicht kräftig gegen ihn auflehnte, wurde zum Sklaven seiner herrschsüchtigen Natur.“ In der Kammer war er stolz und anmaßend bis zur Frechheit; als Diplomat zu einer Zeit zu nachgiebig gegen fremde Nationen wie darin, daß er England das Recht der Prüfung seiner Maßnahmen zugestand; zur andern unklug und herausfordernd, so daß er sich sogar nicht scheute, mit letzterer Macht einen Krieg wegen der spanischen Heiraten einzig zum Zwecke der Vergrößerung der Familie Orleans zu wagen. Heute erscheint es auch dort schwierig, den Haß zu begreifen, den er damals gegen sich erweckte. Er blieb während seiner politischen Laufbahn immer derselbe; er änderte sich nicht; die öffentliche Meinung machte jedoch Fortschritte und er folgte diesen nicht nach, daher erklärt sich die Beschuldigung seiner Inkonsequenz. Er war im Gegentheil vom Anfang bis zum Ende der Wortführer und Träger der konstitutionellen Regierung nach englischem Vorbilde, und ein solches Regiment in Frankreich zu begründen, blieb das höchste Ziel und wurde zur Klippe seines Lebens. Wir sehen ihn die Grundsätze der Charte Ludwigs XVIII. gerade ins Gesicht vertheidigen, und sehen ihn sein Amt niederlegen, wenn der König sich zu Willkürmaßregeln hinreißen ließ; wir finden ihn unter den kühnsten und stärksten Gegnern Polignacs und Karls X.; er reformirte solche

Gesetze, welche die Freiheit der Presse antasteten und ebenso entwarf er ein in großen Zügen gehaltenes Schema für die nationale Erziehung. Als Minister eines festbegründeten, konstitutionellen Staates würde ihm ein solches Vorgehen zu hohem Verdienste angerechnet worden sein; den Franzosen dagegen erschien er zu langsam und vorsichtig. Er sprach den Franzosen die Fähigkeit für vernünftige Regierung ab, und durch den Mißbrauch, den jene damit trieben, thaten sie das Möglichste, seine Ansicht zu bestätigen. Seine Herrschaft war eine eiserne, er lebte aber in einer Zeit ganz besonderer Gährung, wilder Theorien und dem Umsturz huldigenden Sozialismus, welche alle den Fortbestand der Gesellschaft bedrohten, in der die Anarchie und die Guillotine stets in der Entfernung sichtbar waren. Doch während er sich verhaßt zu machen wußte, fehlte es ihm an Kraft, auch gefürchtet zu sein, und Haß ohne Furcht ist immer gefährlich.

Hören wir, was er selbst über sein Verhalten während der Reformbestrebungen äußerte:

„Wir hatten im Prinzip keinen absoluten oder dauernden Einwand gegen solche Reformen. Die Ausdehnung des Wahlrechts und die Nichtvereinbarkeit gewisser amtlicher Stellungen mit der eines Abgeordneten erschien völlig ungesetzmäßig infolge der fortschrittlichen Bewegung der Gesellschaft und der zunehmenden Neigung zu politischer Freiheit. Gleichzeitig erachteten wir diese Neuerung jedoch weder als so nothwendig noch als zeitgemäß. Nicht nothwendig, weil die vorhergegangenen dreißig Jahre den Beweis geliefert hatten, daß auch bei den bestehenden Einrichtungen und Gesetzen das Land seinen Einfluß auf die Staatsangelegenheiten geltend zu machen vermochte; nicht zeitgemäß, weil es uns erschien, als sollten dadurch nur neue Schwierigkeiten und Störungen bezüglich derjenigen Interessen des Landes hervorgerufen werden, welche — namentlich die völlige Durchführung und Befestigung einer freien Regierung, die bei uns noch eine so neue war — wir für die bedeutsamsten und dringendsten ansahen. Das waren gleichzeitig die Ursachen und Begrenzung unseres Widerstandes gegen die von uns verlangten sofortigen Neuerungen.“ In dieser Vertheidigung liegt ein gut Theil gesunder Vernunft. Die Agitatoren wollten keine Reform, sondern die Revolution. Das Land war der orleanistischen Regierung müde, es fühlte sich in seinem Stolze gekränkt durch deren Politik, welche den Frieden um jeden Preis zu erhalten strebte, und wären die Volksrechte jetzt noch ausgedehnt worden, so würden sie den Sturz der Monarchie jedenfalls noch beschleunigt, diese aber gewiß nicht gerettet haben. Andererseits war die Basis des beschränkten repräsentativen Körpers eine zu sehr rein bürgerliche; aller politische Einfluß lag in der Hand der mittleren Klassen, während die höheren theilweise, die breiten Volksmassen aber ganz ausgeschlossen blieben. Wie selbstsüchtig, verächtlich unpatriotisch und vertrauensunwürdig der Bourgois von Frankreich ist, das hatte Europa im Verlaufe der letzten dreißig Jahre zur Genüge erfahren. Ueber ihre Werkstätte und ihre Familie hinaus haben sie keine Sympathie, und bei ihrer Feigheit lassen sie sich in Furcht halten durch eine Handvoll wilder Burschen, denen es einfällt, eine Emeute ins Werk zu setzen. Sie waren die ersten, die sich mit gegen den Mann, der sie verzärtelt hatte — gegen ihren eigenen Bürgerkönig wandten.

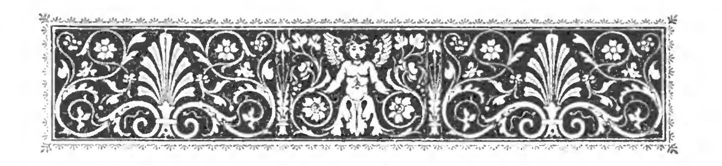
Die Ausdehnung des Wahlrechts auf die ackerbautreibende Bevölkerung, welche doch schon indirekt mehr monarchisch ist, würde die Regierung sofort gekräftigt haben. Jene wäre aber schwerlich durchführbar gewesen, ohne gleichzeitig andere und zwar gefährlichere Elemente aus den Städten zu berücksichtigen. Eine von Leuten, wie Louis Blanc und Ledru Rollin geleitete Bewegung mochte wohl das Mißtrauen eines Ministers wie Guizot erregen. Ein Mann von großem Geiste würde das schwierige Problem gewiß durch eine kühne, wenn auch herausfordernde Maßregel gelöst haben; es ist aber schwer zu rathen, wie einer von seinem Kaliber und mit seiner Furcht vor der Demokratie anders gehandelt haben möchte, als er es that. Mit seinem Widerspruch gegen die Reformbanketts that er nicht mehr als seine Pflicht und nicht mehr als jeder andere Minister unter solchen Umständen gethan hätte; es erscheint also ungerecht, gerade ihm die Verantwortung für eine Revolution aufzubürden, welche die Agitatoren, nur auf irgend eine Gelegenheit wartend, schon lange Zeit vorbereitet hatten.

Die größten Fehler seiner politischen Laufbahn waren: sein Anschluß an die parteiische Opposition gegen Molé, und die spanischen Heiraten, welche den Beweis erbrachten, daß persönliche Ehrgier und parteiische Eingenommenheit in ihm über das Interesse des Landes obsiegen konnten, ebenso daß es ihm an wahrem Adel des Charakters und feinem Ehrgefühl mangelte und daß er bei sich bietender Gelegenheit auf Zureden seines königlichen Herrn bis zum tiefsten Schlamme politischer Erniedrigung herabzusteigen sich nicht scheute. Maria Amalia soll von ihm gesagt haben: „Er ist ein Krebs mit unbiegsamen Scheeren, die sich an dem Felsen der Gewalt festgeklammert haben. Nur mit dem Felsen selbst wird er von seinem Platze zu entfernen sein."

Seine Selbstsucht war eine ungeheuere; gleich Robespierre liebte er es, sein eigenes Bild zu betrachten und zu bewundern. Ein Biograph versichert, er habe dreißig Porträts von sich in seinem Schlafzimmer, deren zwanzig im Salon, fünfzehn im Vorzimmer und zehn in — seiner Küche gehabt!

Sein Privatleben verträgt, wenn es auch nicht makellos war, doch eine weit strengere Beurtheilung als das vieler seiner Zeitgenossen. Er erscheint hier als zärtlicher und hingebender Gatte seiner beiden Frauen, und der Tod der zweiten versetzte ihn in so tiefe Trauer, wie sie von dem kalten, strengen Staatsmanne schwerlich jemand erwartet hätte. Von seinem Seelenleben hat er in seinem Testamente ein einfaches und schönes Geständniß hinterlassen. Er sagt darin, daß er geforscht und gezweifelt, daß er geglaubt habe, der menschliche Geist sei stark genug, die ihm von der Schöpfung und der Menschheit auferlegten Probleme zu lösen, und der menschliche Wille genüge, um das Leben eines Mannes nach gesetzlichen und moralischen Regeln zu beherrschen; die ruhigere Ueberlegung der alten Tage habe ihm dagegen dem einfachen Glauben der Kindheit wieder zugeführt; so fühle er sich selbst nur ein Kind in Gottes Hand; er glaube an Gott, verehre ihn, ohne ihn begreifen zu wollen, und er beuge sich gern vor den Geheimnissen der Bibel und des Evangeliums.





Aus den Geheimnissen der Pflanzenwelt.

Von Silvester Frey.

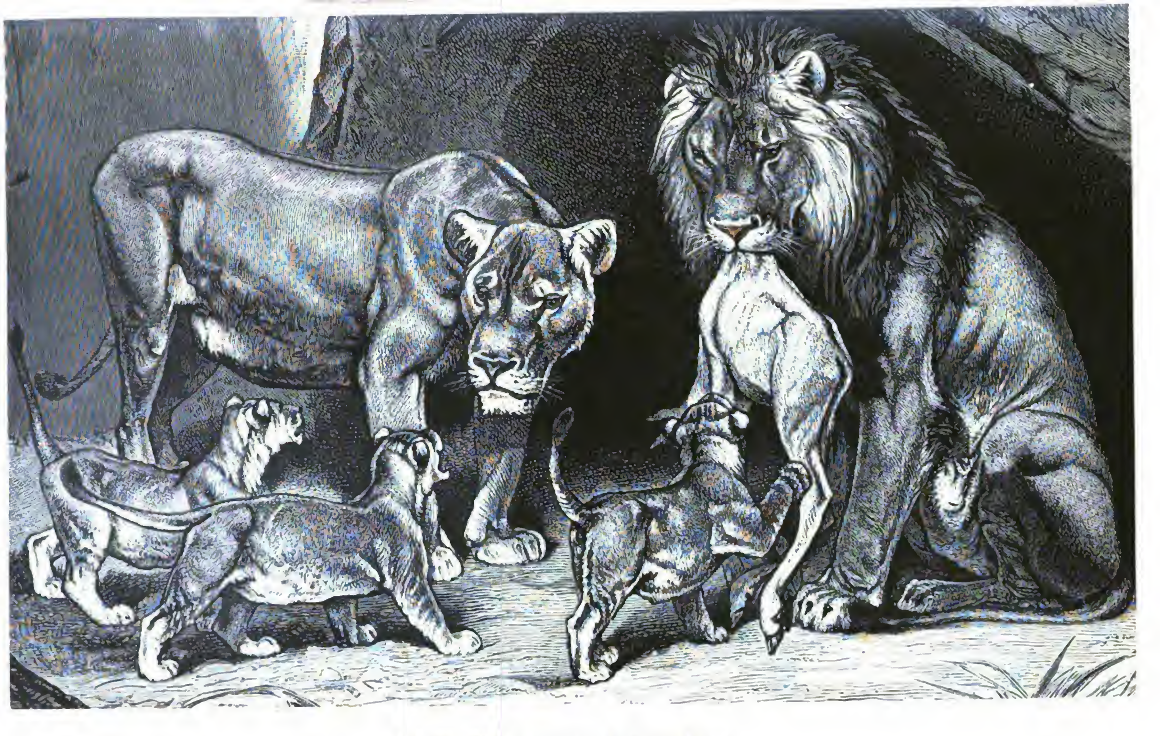
Es galt ehedem als ein Vorrecht der Poeten, an den Existenzen, welche nicht zu den Nachkommen des ersten Menschenpaares gehören, Erscheinungen wahrzunehmen, von denen die große Menge nichts wußte. Als Tummelplatz für solche Phantasien wählte man sich vor allem gern das Reich Floras. In den Kelchen der Blumen läßt Shakespeare Elfen wohnen, welche nachts die lieblich duftende Behausung verlassen, um unter der vollen Mondscheibe ihren Reigen zu tanzen. Freiligrath stattet dieselben sogar mit dem echt irdischen Gefühl der Rache aus, denn sie ermorden durch ihren betäubenden Athem das Mägdlein, welches sie zu kurzer Lebensdauer gebrochen hat. Und diese Anschauung ist keineswegs neuen Datums. Die Hellenen wollten wissen, daß jeder Baum, jeder Strauch wie einen unsichtbaren Bewohner seine Dryade besitze, und die Römer gingen in dieser Anschauung insofern noch weiter, als sie sogar in den lieblichsten Geschöpfen der Flora ein verwandeltes Menschenkind vermutheten. Bis zu diesem Grade nun hat die Wissenschaft allerdings nicht in die Geheimnisse der Pflanzenwelt dringen können. Aber die Wahrnehmungen, welche auf Grund eingehender Beobachtungen gemacht wurden, sind nichts destoweniger so überraschend, daß unsere Väter, wenn sie mitten unter uns versetzt würden, dafür nur ein ungläubiges Kopfschütteln hätten. Oder was würden sie sagen, wenn man ihnen mittheilte, daß es Pflanzen giebt, welche nicht anders als wirklich lebende Wesen Fische und Fleisch fressen, kurzum die solche merkwürdige Eigenschaften aufweisen, daß es in der That den Anschein hat, als ob vieles, was wir bisher für eine Mär gehalten, mit einem Male in Wahrheit umgewandelt sei.

Eine botanische Kuriosität allerersten Ranges ist erst ganz kürzlich in Europa bekannt geworden. Der Naturaliensammler Anton Forrer aus St. Gallen in der Schweiz fand dieselbe auf einer wissenschaftlichen Reise, welche er nach Californien gemacht. Er nannte sie Selaginella rediviva, aber bei den Eingeborenen des Goldlandes heißt sie Siempre vive. Wir sollten sie den Proteus unter den Pflanzen heißen

Sie wächst auf der Schattenseite der allerhöchsten Berge und sieht das ganze Jahr hindurch in ihrem braunen, vertrockneten Kleide so unscheinbar aus, daß kaum jemand auf sie achtet. Nur drei- bis viermal im Jahre, so oft ein heftiger Platzregen eintritt, öffnet sie sich und grünt, um sich nach drei oder vier Stunden zu ihrem früheren, dürren Aussehen zusammenzurollen. Dieser Prozeß, wie ihn hier die Natur zu Wege bringt, läßt sich auch auf eine andere Weise erreichen. Wird nämlich die Pflanze in frisches, nicht zu kaltes Wasser gelegt, so öffnet sie sich wiederum, aber erst in 12—36 Stunden. Dabei geht sie von ihrem häßlichen Braun zum schönsten, prangenden Grün über. Diese Metamorphose hält merkwürdigerweise an, so lange die Pflanze im Wasser bleibt. Nur muß sie von demselben vollständig bedeckt sein. Nimmt man sie heraus, so gewinnt sie ihr unscheinbares Aussehen zurück und schrumpft, wie wenn sie vertrocknet sei, zusammen. So kann sie Monate, ja Jahre hindurch aufbewahrt werden, ohne daß der Lebenskeim vernichtet wird. Selbst eine häufige Wiederholung des merkwürdigen Belebungsprozesses rüttelt an demselben auf keine Weise.

Mit diesem Fall wetteifert ein anderer, welchen uns Isabella Bird, die berühmte englische Reisende, kürzlich mitgetheilt hat. Es war auf der köstlichen, malaischen Halbinsel, dem goldenen Chersonnes, wie sie dieselbe nennt, als sie zu beiden Seiten der Landstraße den dichten Teppich eines Krauts erblickte, dessen zierliche, dreitheiligen Blätter auf der oberen Seite eine grüne, an der unteren eine völlig braune Farbe zeigten. Berückt von dem schillernden Ineinanderspielen zweier so verschiedener Töne, neigte sich Isabella Bird herab, um die zierliche Pflanze zu pflücken. Nun nahm sie den wundersamsten Prozeß wahr, welcher ihr jemals innerhalb der Flora auf ihren weiten Reisen vorgekommen. Als ihre Hand auch nur ein Blatt streifte, faltete sich dasselbe sofort zusammen. Bei den Versuchen, welche die Reisende nunmehr anstellte, kam sie zu folgenden Resultaten: Berührte sie den Mittelpunkt der drei Blätter, so klappten diese sammt dem Stiel zusammen. Berührte sie jedoch den ganzen Zweig, so fällt jeder Stengel nieder, wie wenn ihn eine schwere Last zu Boden drückte. Als sie gar, immer mehr angezogen von diesem Experiment, mit ihren Gewändern scheinbar rücksichtslos über die Fläche schritt, senkte sich jede Pflanze, welche von ihr auch nur leise gestreift worden, um ihre rothbraune Unterseite zu oberst zu kehren. Die Erde sah dabei wie versengt und verbrannt aus. Frau Bird verweilte an dieser Stelle bis zum nächsten Morgen, wo der Teppich wieder in seiner früheren Farbenschattirung prangte. In der botanischen Welt haben diese Schilderungen Aufsehen erregt. Man nimmt an, daß die berühmte Reisende eine Pflanze aufgefunden, welche eine Neigung zur Empfindlichkeit besitzt, wie man sie außer beim Menschen nur noch bei den Geschöpfen der Fauna bemerkt haben will.

Noch eine fernere Kuriosität meldet Frau Bird aus Amerika, aus dem Silberlande Nevada. Danach giebt es nicht nur elektrische Fische, sondern auch ebensolche Pflanzen. Die Entdeckung ist so sensationell wie nur eine auf dem Gebiete der Naturwissenschaften. Was also der sogenannte Zitteraal unter den Amphibien, das ist in der Pflanzenwelt eine Akazienart jener Gegend. Man darf vollkommen behaupten, daß er von der Wurzel bis zu dem letzten Blättchen, mit welchem der



Eine Mahlzeit der Familie Löwe.

Nach einer Originalzeichnung von Oskar Frenzel.



Wind spielt, von Magnetismus erfüllt ist. Sie geberdet sich, als ob sie von hochgradiger Nervosität befallen ist. Jeden Abend nach Sonnenuntergang rollen sich die Blätter zusammen. Ebenso selbst die Spitzen der Zweige. Bei der Berührung zittert der Baum ganz wie ein nervöser Mensch, wenn er erschreckt wird. Diese Erschütterung hält volle dreißig bis sechzig Sekunden an und wiederholt sich, so oft die Ursache dazu vorangegangen. Die Wissenschaft wurde mit dieser Wahrnehmung sehr bald fertig. Sie registrirte einfach an einem Produkt der Flora dieselben Erscheinungen, welche sie bei den elektrischen Fischen kurz zuvor ergiebig nachgewiesen. Nicht so schnell konnten sich jedoch die Einwohner Nevadas damit zufrieden geben. Abergläubig, wie sie sind, sehen sie in dieser Akazienart einen überirdischen Prozeß sich entwickeln, welchem sie bald eine tiefe Verehrung, bald eine an Furcht grenzende Abneigung darbringen. Es wird auch eine Weile dauern, bis man jenen guten Leuten beigebracht hat, daß sich an diesem Baum ein wenn auch seltenes, so doch ganz natürliches Schauspiel vollzieht.

Nicht minder interessant ist eine fernere Entdeckung, welche von der Wissenschaft nachgewiesen worden. Danach giebt es nämlich Pflanzen, welche zeitweise ein Geräusch von sich geben. Man will wahrgenommen haben, daß an vollkommen windstillen Stellen bei vielen Baumarten ohne jede äußere Ursache die Aeste knacken und die Blätter wispern und zischeln. Ebenso merkwürdig ist es, daß in dem Moment, wo die Samenkapseln springen, viele Pflanzen einen vollkommen hörbaren, mitunter sogar starken Knall von sich geben. Die meisten derselben wachsen allerdings nicht bei uns. Am stärksten vernehmbar ist dieses Geräusch bei der **Bertholletia excelsa**, deren Heimat die Ufer des Orinoko sind. Es ist dies eine Baumart mit Früchten von der Größe eines Kopfes. Kaum minder stark ist das Geräusch, welches eine in Columbia wachsende Pflanze: **Dianthesa americana** verursacht. Sie wird zwei bis drei Fuß hoch, hat gegenständige, schief lanzettenartige Blätter und an den langgestielten Aehren eine zweilippige Blüte, welche sehr schön purpurroth gefärbt ist. Die Frucht, welche in einer Kapsel ruht, springt bei dem Prozeß der Reife in vertikaler Richtung mit jenem starken Geräusch auf. In Südeuropa kommt ein solcher Knall auch bei einer Gurkenart, **Ecballium elaterium**, vor. Die Frucht, welche sich bei dieser Pflanze merkwürdigerweise ohne fremdes Zuthun loslöst, kracht und knackt, wie wenn ein kleines Salongewehr abgefeuert wird. Uebrigens kann die Wissenschaft von Zeit zu Zeit die Zahl dieser geräuschvollen Pflanzen um einen ansehnlichen Zuwachs vermehren.

Von den Erträgnissen der Pflanzenwelt zu sprechen, so weit sie dem Menschen als Nahrungsmittel dienen, erscheint wohl überflüssig. Nur eines einzigen Falles sei gedacht. Es existirt nämlich in den Tropenwäldern Amerikas ein Baum: **Galactodendron utile**, welchen ich die Milchkuh der Pflanzenwelt nennen möchte. Er ersetzt in jenen Gegenden gewissermaßen die entsprechende animalische Kost. Leicht angebohrt, liefert er reichlich einen Saft, welcher der Kuhmilch sehr ähnelt. Der Geschmack ist mild wie jene, der Geruch aromatisch, jedoch mit einer geringen Erinnerung an Kautschukmasse. Die Farbe dieser

Milch gleicht der in Wasser geschlemmten Kreide. Ein deutscher Reisender namens Engel hat diesem Baum ein eingehendes Studium gewidmet. Er schildert denn auch die Wirkung, welche der Genuß der Milch hervorbringt. Einer seiner Gefährten griff gierig nach der gefüllten Schale und leerte sie auf einen Zug. Bald darauf wurde er von einer Art Rausch befallen, der sich von Minute zu Minute steigerte. Er entfärbte sich und konnte nicht auf den Füßen stehen. Die Sprache wurde zu einem unverständlichen Lallen, die Augen verglasten, Puls und Athem schienen aus dem Körper gewichen zu sein. Der Zustand, in seiner letzten Phase trug vollkommen den Charakter einer Vergiftung. Stunden hindurch lag der Arme besinnungslos und phantasirte wie im Fieber. Auch Schmerzen in den Eingeweiden marterten ihn. Erst allmählich wichen all' jene einzelnen Beschwerden. Merkwürdig ist es, daß die Eingeborenen dieselben nicht einmal kennen. Diese Milch bekommt ihnen so gut, daß sie sogar fett dabei werden. Das zeigt sich besonders bei den Negern. Aber für den Europäer lassen sich auch jene Unzuträglichkeiten vermeiden. Man muß nur den etwas zu fetten Saft mit Wasserzusatz verdünnen und alsdann, ganz wie die Milch der Kuh, über leichtem Feuer abkochen.

Ueber die Geheimnisse der Pflanzenwelt in Bezug auf die Arzneikunde zu sprechen, ist ebenso überflüssig. Jedermann weiß, welche wunderthätigen Kräfte in den oft unscheinbarsten Gebilden der Flora schlummern, und wie beinahe kein größerer Zeitabschnitt vergeht, ohne daß es den Naturwissenschaften gelingt, stets neue Lebenssäfte den Blättern und Blüten der Bäume und Pflanzen zu gewinnen. Dagegen dürfte nur wenigen bekannt sein, daß dieselben oftmals recht zutreffende Wetterpropheten abgeben. Die gewöhnliche Gartenmiere (Alsine media) steht deßhalb bei den Schweizer Bauern in hohem Ansehen. Wenn sich dieselbe morgens um neun Uhr aufrichtet und bis nachmittags vier Uhr die Blumenkrone offen hält, verkündet sie für diesen und den nächstfolgenden Tag heiteres, trockenes Wetter. Dagegen rechnet man bestimmt an demselben Tage auf Regen, wenn sie um neun Uhr früh noch verschlossen ist. Bei dem gelben Labkraut (Galium verum) duften bei gutem Wetter die Blüten mild und süß; steigert sich dieser Geruch jedoch bis zu einer nicht mehr angenehmen Intensivität, so darf man sicher einem Regen entgegen sehen. Die perlmutterartigen Kelchschuppen der Eberwurz schließen sich, wenn unfreundliches Wetter bevor steht; dagegen öffnen sie sich, wofern dasselbe ausbleibt. Ebenso ist es bei der Ringelblume (Calendula pluvialis). Unser gewöhnlicher Sauerklee (Oxalis acetosella) zieht bei einem Regenwetter seine drei Blätter dicht zusammen. Das Frühlingshungerblümchen (Draba verna) neigt seine Blätter in diesem Falle wie trauernd niederwärts. Ganz entgegen gesetzt verhält sich die Cichorie (Lapsana communis). In der Regel nämlich schließt sie am Abend ihren Blumenbehälter; nun läßt sie ihn jedoch offen, wenn sie Regen ahnt. In Deutschland achtet überall der Landmann auf die sogenannte Mariendistel. Sie schlägt den Kranz ihrer weißglänzenden, steifen Blütenblätter untrüglich zusammen, wenn Regenwetter zu befürchten ist. . . Hierbei mag auch der Kompaßpflanze gedacht werden. Sie wächst in den südlichen Gegenden der Prärien Nord-

Amerikas und besitzt, wie schon der Name andeutet, die charakteristische Eigenthümlichkeit, daß ihre Blätter stets nach Norden gerichtet sind. Man kennt diese Pflanze eigentlich erst seit 1842, wo General Alvert den Botanikern davon Kenntniß gab. Und für die Polarisation der Blätter haben diese bislang noch immer keine zutreffende Erklärung gefunden. Wie wichtig sie für die Bewohner der Prärien sein muß, bedarf nicht erst des Nachweises. Der Jäger, welcher in den unabsehbaren grünen Wüsten den Pfad verliert, findet an ihr stets einen sichern Wegweiser.

Bei dieser Gelegenheit sei mir ein kleiner Sprung gestattet, welchen ich von den Gebilden der Natur zu denjenigen der Kunst unternehme. Die Blumen, welche dieser letztern ihr Dasein verdanken, sind nämlich unter Umständen ganz vorzügliche Wetterpropheten. Natürlich müssen sie eigens zu diesem Zwecke zusammengestellt werden; namentlich nimmt man gern hierzu Rosaceen. Ein solcher Strauß kann geradezu als ein Barometer oder richtiger Feuchtigkeitsmesser (Hygrometer) angesehen werden. Beigegeben ist diesen Blumen eine Skala mit den Farben dunkelblau = schönes Wetter, rosenroth = Regen und graublau = veränderlich. An trüben, regnerischen Tagen erscheinen nämlich die gefärbten Theile der Blumenkronen in einem zarten Rosenroth. Wird die Luft etwas trokener, so ist dem Roth ein bläulicher Ton beigemischt. Nimmt der Wassergehalt der Luft noch mehr ab, so trübt sich das Blau bis zum Grau. Dagegen kehrt dieses zum schönsten Hellblau zurück, wenn ein trockener, sonniger Tag bevorsteht. Daß diese meteorologischen Blumen keinen Anspruch darauf machen dürfen, als streng wissenschaftliche Instrumente benutzt zu werden, ist selbstverständlich. Aber sie sind ein artiges Salonspielzeug; ein bekannter chemischer Vorgang ist durch eine hübsche Verwerthung in eine neue, anmuthende Form gebracht worden. Denn was den Farbenwechsel der Blumen betrifft, so beruht derselbe auf folgendem Vorgang. Die Blätter der Krone sind mit einer konzentrirten Lösung von Chlorkobalt getränkt. Es ist dies ein Salz, welches in feuchtem Zustande rosenroth aussieht, aber in demselben Maße blau wird, wie die Trockenheit einkehrt. Der Uebergang tritt jäh ein, wenn eine direkte Erwärmung über der Flamme stattfindet. Diese chamäleonartige Eigenschaft des Chlorkobalts ist auch durchaus keine Entdeckung der Neuzeit. Unsere Eltern benutzten schon in der glücklichen Zeit des ersten romantischen Einverständnisses ihrer Herzen diese Substanz in einer sehr verdünnten Lösung. Beim Gebrauch auf dem Papier kaum sichtbar, zeigte sie sich bei einer Erhöhung der Temperatur im deutlichsten Blau. So schrieb man sich zu Beginn unsers Jahrhunderts sentimentale Liebesbriefe in dem überschwenglichen Stile, wie er zwischen Werther und Lotte sein klassisches Vorbild gefunden hat.

Doch zurück zu der Natur und ihren Gebilden! Die merkwürdigste Erscheinung bezüglich der Pflanzen besteht wohl darin, daß einige von ihnen eine Fleischnahrung zu sich nehmen. Diese Wahrnehmung, welche bei ihrem ersten Auftauchen eine solche Sensation hervorgerufen, ist jetzt wissenschaftlich vollkommen beglaubigt. Von den geheimen Säften der Erde zu leben, den Morgenthau zu trinken, wie ihn die rosenfingrige Eos spendet das hielten unsere Väter,

auch wenn sie vom Born des Wissens manchen tiefen Zug gethan, bislang für die Bestimmung der Kinder Floras. Ihre unschuldige Beschäftigung sollte allein darin bestehen, den Liebkosungen der Sonne ihre Blüten zu öffnen. Die neuesten Entdeckungen zwingen uns jedoch, diese etwas poetischen Anschauungen über das Dasein der Pflanzen um ein beträchtliches herabzustimmen. Einige von ihnen — und die wissenschaftliche Beobachtung vergrößert ihre Zahl unaufhörlich — sind ebenso gierige Fleischfresser wie die Thiere. Sie jagen, tödten und verschlingen ihre Beute, um sich davon zu ernähren. Ihre gewöhnlichen Opfer sind die Insekten, die sich ohne Mißtrauen auf den saftigen Blättern, den honigreichen Blüten niederlassen. Sie nähren sich aber auch von festeren Fleischmassen, denn man kann sie veranlassen, kleine Fleischstücke zu verdauen. Um diese Kanibalen unter den Pflanzen zu finden, braucht man nicht etwa Meere zu durchschiffen. Der Boden, auf welchen wir leben, bringt sie gleichfalls hervor. Wenn wir die sumpfige Stelle eines deutschen Waldes durchschreiten, tritt unser Fuß vielleicht auf eine bescheidene Pflanze, welche, versteckt unter Binsen und Gräsern, einige Aehnlichkeit mit dem Gänseblümchen besitzt. Ihre runden Blätter scheinen beständig bedeckt mit den Perlen eines Thaues, welchen selbst die glühendsten Sonnenstrahlen nicht verdampfen machen. Der Pariser, welcher diese Pflanze aus seinem Bois de Boulogne sehr wohl kennt, gab ihr deßhalb den hübschen und sehr bezeichnenden Namen Rosée du Soleil = Sonnenthau. Diese Perlen auf den Blättern sind aber keine Wassertropfen, sondern bestehen aus einer klebrigen Flüssigkeit, welche sich wie eine Gummilösung in Fäden ziehen läßt. Jedes Tröpfchen steht auf einem rothen Haar, welches an seinem Ende eine zur Aussonderung bestimmte Scheibe trägt. Dieser Haare, welche wir richtiger Fühlfäden nennen wollen, giebt es auf der oberen Fläche eines jeden Blattes etwa zweihundert. In der Mitte desselben sehr kurz, verlängern sie sich immer mehr, je weiter sie sich davon entfernen. Die am Rande stehenden sind oft so lang wie der Durchmesser des Blattes.

Um mit dieser merkwürdigen Pflanze Versuche anzustellen, zieht man sie am besten im Zimmer. Mit etwas Erde ausgehoben, übersteht sie eine solche Uebersiedelung ohne Gefahr für ihr Wachsthum. Nun legt man auf einen der Tropfen, welcher von den längsten Fühlfäden getragen wird, eine Mücke. Das Insekt sträubt sich anfangs, aber die leimende Flüssigkeit hat bald die Anstrengungen besiegt, welche das Thier vermittels seiner Füße und Flügel macht. Indessen bleibt das Haar, an welches das Opfer gekettet ist, keineswegs unthätig. Es neigt sich allmählich, krümmt sich gleich einem Arme und schleppt seine Beute in die Mitte des Blattes, wo die kurzen Haare stehen. Damit ist für sämmtliche langen Fühlfäden ein bestimmtes Zeichen gegeben. Einer nach dem andern neigt sich gegen die Mitte des Blattes, wo das Insekt gefangen ist, und schüttet seinen betäubenden Tropfen auf dasselbe. Nun ist es wie in einem Schraubstock und muß wohl oder übel seinen Widerstand aufgeben. Die Opfer dieser Pflanze sind außer kleinen Insekten auch Schmetterlinge, selbst Libellen. Dann ist der Kampf hartnäckiger und die mörderische Thätigkeit schwieriger. Das Blatt selbst zieht sich zusammen und krümmt sich,

wie wenn all' seine Nerven in geheimer Thätigkeit sind. Selbst die übrigen Blätter neigen sich herzu, so daß das Opfer gewissermaßen in ein unentrinnbares Netz geschlossen ist. Kurzum: alle Kräfte der Pflanze scheinen bei diesem Kampfe aufgeboten zu sein. Der Sieg gehört ihr übrigens immer, vorausgesetzt, daß das Opfer nicht den allerersten Angriff zurückschlägt. Je mehr sich der Kampf in die Länge zieht, um so bestimmter unterliegt das Insekt. Denn jene blinkenden Tropfen halten es nicht nur fest, sondern betäuben es auch, weil sie aus einer giftigen Substanz bestehen, welche die Pflanze zum Zwecke ihrer Verdauung absondert. Die fleischigen Theile der Beute werden von dieser Substanz allmählich zerstört, die hornigen Massen bleiben natürlich zurück, um später, wenn die Fühlfäden wieder ihre ursprüngliche Richtung einnehmen, kurzweg ausgestoßen zu werden.

Es lassen sich an dieser Stelle nicht alle Pflanzen aufzählen, welche auf eine lebendige Beute ausgehen, noch die Art und Weise, wie jedes Mal der Fang- und Vernichtungsprozeß vor sich geht. Bleiben wir allein bei dem „Sonnenthau", an welchem auch Darwin seine interessantesten Versuche unternommen. Er kam auf den Einfall, diese Pflanze mit wirklichem Fleisch zu ernähren. Jeden vierten oder fünften Tag erhielten seine Pfleglinge auf ihren Blättern eine Portion leicht gekochten Roastbeefs. Der Einfluß dieser Kost machte sich bald bemerklich. Nach zwei Monaten zeigten die mit Fleisch ernährten Pflanzen eine Kraft, welche im deutlichen Widerspruche stand mit dem dürftigen Aussehen anderer Exemplare, welche Darwin so gestellt hatte, daß sich ihnen kein Insekt nähern konnte. Die fleischfressenden Pflanzen besaßen kräftige Zweige, die Blätter waren von tieferem, saftigerem Grün, die Blüten zahlreicher, lebhafter an Farbe, die Früchte stark und gut genährt — alles Vorzüge, welche den nicht mit Fleisch gefütterten Exemplaren ersichtlich abgingen ... Dieser „Sonnenthau" fängt Mitte März an zu treiben. Wenn man ihn vor den allzugrellen Sonnenstrahlen schützt, kommt er im Zimmer sehr gut fort. Es kann sich somit jeder das Vergnügen verschaffen, diese fleischfressende Pflanze zu ziehen, ihr ein Stück Roastbeef zum Frühstück zu bieten und mit anzuschauen, wie dieser Kanibale unter den sonst so zahmen Wesen im Reiche der Flora die Nahrung ergreift und verdaut... Uebrigens kam vor einigen Jahren aus Oxford die Nachricht, daß ein vortrefflicher Gelehrter, Professor Simms, daselbst die Entdeckung gemacht, daß einige Pflanzen in ihrer Feinschmeckerei so weit gehen, selbst Fische zu fangen und zu verzehren. Er beobachtete das bei der Utricularia vulgaris, einer weitverbreiteten Wasserpflanze. Innerhalb eines Zeitraumes von etwa sechs Stunden hatte sie in einem Gefäß, wo junge Fische herum schwammen, ein Dutzend derselben erbeutet.

Die Entdeckung, welche heute außerhalb eines jeden wissenschaftlichen Zweifels steht, wurde damals, als man sie veröffentlichte, sehr angezweifelt. Eine hübsche Anekdote lehnt sich daran. Sitzen da in Hamburg zwei echte Stammgäste hinter ihrem Schoppen und tauschen, wie das gute deutsche Gepflogenheit ist, ihre Ansichten über alles neue, was in der Welt vorgeht... „Glaubst Du daran", fragt der Eine, „daß der englische Professor wirklich eine fischfressende Pflanze entdeckt hat?"

„Warum nicht", erwiderte der Andere... „Mir ist es ebenfalls gelungen. Vorgestern Abend habe ich zwanzig Tulpen getrunken, welche gestern früh einen ganzen Hering dazu gegessen haben!"

Eine der interessantesten Beobachtungen für den Botaniker liefert endlich der Schlaf der Pflanzen. Darwin behauptet bekanntlich, daß eine eigentliche Grenze zwischen der Menschen-, Thier- und Pflanzenwelt gar nicht existirt. Was diese Eigenschaft nun betrifft, hat der große Naturforscher in der That Recht. Denn wie sich der Mensch und das Thier nach einer bestimmten, durch die Zeit normirten Thätigkeit einem Zustand der Ruhe überlassen, welchen wir mit Schlaf bezeichnen, so herrscht dieses Gesetz auch für die Pflanzen. Wenn anscheinend einige Ausnahmen vorhanden sind, so liegt der Grund wohl zumeist darin, daß es uns noch nicht gelungen ist, unsern Beobachtungen die nöthige Schärfe und Sicherheit zu geben. Dafür sind sie in anderer Hinsicht um so ergiebiger ausgefallen. Die Erscheinungen sind allerdings oft so entschieden in ihren äußeren Merkmalen, daß sie wohl oder übel in das Auge fallen mußten. Die Stellung der Blätter und Blüten erleidet eine Veränderung; die ersteren hängen herab, die letzteren falten sich zusammen. Besonders gilt dies von den Pflanzen mit sehr zartgefiederten Blättern wie den Mimosen, Cassien und Akazien. Andere, wie die Lotusarten, drücken sich, als ob sie einer Stütze bedürfen, für die Zeit dieser Ruhe gern an den Stamm. Stets aber erhellt das entschiedene Bestreben, Blüte und Frucht vor der rauhen Nachtluft oder andern schädlichen Einflüssen zu schützen. Selbst in der Stellung, welche die Pflanzen dabei einnehmen, zeigt sich die Aehnlichkeit, welche sie mit den Geschöpfen des Thierreichs haben. Es ist eine interessante Erscheinung, daß diese im Schlafe unwillkürlich zumeist die Lage wählen, welche sie im Fötuszustande hatten; dasselbe Bestreben bekunden aber auch die schlaffähigen Pflanzen; denn die Blüte schließt sich wieder zur Knospe, das Blatt rollt sich zusammen zur noch nicht entwickelten Form.

Nur in einer Hinsicht kann sich ein bestimmter Unterschied zwischen dem Schlaf der Thiere und demjenigen der Pflanzen nachweisen lassen. Die Geschöpfe der Fauna sind stets dazu geneigt, die der Flora jedoch nur zu einer scharf umgrenzten Zeit. Allein es scheint, als ob Blumen mit sehr fein gefiederten Blättern auch gern ein Mittagsschläfchen halten. Gewöhnlich tritt die Ruhe für die Pflanzen mit der Abenddämmerung ein. Das Bedürfniß danach hängt wohl mit dem mehr oder weniger intensiven Lichtreiz zusammen, welchem sie ausgesetzt sind. Denn in dem Maße, wie sich der Winter nähert, schwindet es auch bei den meisten Pflanzen. Nur die immergrünen Tamarinden und Cassien deuten auch im Winter durch eine wenngleich geringe Veränderung ihrer Blätter das Stadium des Schlafes an. Aber allein kann der Lichtreiz für die Zeit desselben nicht maßgebend sein, da viele Pflanzen schon vor dem Eintritt der Dunkelheit zu schlafen anfangen, andere wiederum, wie die Tigridia pavonia, bis zu den schrägen Sonnenstrahlen des Mittags geschlossen bleiben. Der Sauerklee und die dreifarbige Gartenwinde öffnen ihre Blumen in später Nachmittagsstunde, und die so herrlich duftende Nachtviole erst dann, wenn der Abend seinen Schleier über den Garten breitet.

Ja, die Königin der Nacht, der Cactus grandiflorus, eröffnet ihren Kelch erst mit Beginn der Geisterstunde. Natürlich ist dieser wie bei all den Blumen, welche nur des Nachts blühen, weiß, weil kein Sonnenstrahl eindringen und Farbe verleihen kann. Andere Pflanzen, wie die große Gartenwinde, schließen sich schon bei trübem Wetter. Auch bei den Mimosen, besonders der „schamhaften“: Mimosa pudica, verhält es sich ähnlich. Die Tulpe läßt sich nach dem Vorgange gewisser Thiere täuschen und schließt während einer Sonnenfinsterniß ihren Kelch. Durch helles, grelles Licht kann man auch die meisten Blumen aus ihrem Schlaf erwecken. Die Blätter der sensitiven Akazie bleiben sogar während der ganzen Nacht im wachen Zustande, sobald glühendes Eisen in ihre Nähe gebracht wird. Andererseits können sie beim hellsten Sonnenschein zum Schlafe gezwungen werden, sobald man nasse Schwämmchen unter ihnen befestigt. Die Feuchtigkeit macht nämlich die Fasern erschlaffen und bringt somit einen künstlichen Schlummer zuwege. Daß das Sonnenlicht jedoch nicht überall zum Erwachen nöthigt oder die Dämmerung den Schlaf herbeiführt, sieht man am deutlichsten bei der Flora der Polargegenden. Es blühen dort während des nachtlosen Sommers viele Pflanzen, welche nichtsdestoweniger periodisch wachen und schlafen. Auch wir können in unsern Treibhäusern zu demselben Resultat kommen. Wird nämlich den schlaffähigen Pflanzen daselbst das Licht durch plötzliche Verdunkelung entzogen, so begeben sie sich darum doch nicht früher zur Ruhe, als bis ihre Zeit gekommen ist, noch warten sie am nächsten Morgen mit dem Erwachen, bis die Sonne wieder ihre Strahlen in den Raum schicken darf. Der Wechsel zwischen dem Schlaf und Erwachen der Pflanzen muß demnach in seinen allerletzten Gründen anderswo zu suchen sein. Wahrscheinlich wird er bedingt durch den periodischen Andrang der Säfte. So lange diese vorhalten, bleibt die Pflanze im wachen Zustande; dagegen versinken die reizbaren Fasern, gewissermaßen hier die Nerven, in eine gut begreifliche Schlaffheit, sobald diese Säfte eine Einbuße erleiden. Weßhalb dieses periodische Erwachen und Einschlafen zumeist mit dem Wechsel von Licht und Dämmerung zusammen fallen, ist einerseits wohl Zufall, andererseits durch entlegene Gründe bedingt.

Diese regelmäßige Wiederkehr des Ruhebedürfnisses bei einigen bestimmten Pflanzen brachte schon Karl von Linné auf den Gedanken, eine sogenannte Blumenuhr zusammenzustellen. Er hatte nämlich beobachtet, daß sich erschließen:

morgens	von	3—4	Uhr:	Bocksbart (Tiagopogon pratensis),
„	„	4—5	„	Cichorie (Cichorium intybus),
„	„	6	„	Löwenzahn (Leontodon taraxacum),
„	nach	6	„	Saumilchdistel (Sonchus arvensis),
„	„	7	„	Lattich (Lactura satira),
„	„	8	„	Gauchheil (Anagallis arvensis),
„	„	9—10	„	Ringelblume (Calendula arvensis),
„	„	10—11	„	Gelbe Kronlilie (Hemerocallis flava),
„	„	11—12	„	(Tigridia pavonia).

Wie den Menschen, bringt der Schlaf auch den Pflanzen Labsal. Ihre Aeuglein, die zarten Blütenkelche, bilden eine Sprache, welche

jedermann versteht, der Sinn für das geheime Walten der Natur hat. Dabei zeigt sich eine fernere Aehnlichkeit zwischen uns und ihnen. Je jünger und lebensfrischer sie sind, um so schneller und völliger tritt bei ihnen der Schlaf ein. Dagegen gehen, wie der Mensch, alternde und verdorrende Pflanzen der Schlaffähigkeit allmählich verlustig. Ein neuer Beweis, wie geringfügig imgrunde die Grenzen sind, welche man zwischen uns und den Gebilden der Flora allenfalls noch gelten lassen darf. . . Nur eines müßte man noch ergründen können: ob nämlich die Pflanzen auch träumen! Die Dichter wollen es längst wissen; sie belauschen sogar die tonlosen Worte, welche den Blütenelfen dabei über die Lippen flattern. Aber die Wissenschaft darf das nicht gelten lassen. Sie muß sich begnügen mit dem, was sie durch sorgfältige Beobachtung als wahr erkannt hat. Und sie hat im Laufe der Jahrhunderte solche Fortschritte aufzuweisen, daß sie mit denselben wohl zufrieden sein kann. Neidlos dürfen wir daher den Blumen zurufen:

„Doch wer kennt die stillen Sinne
Ihrer Maienlust und Minne —
Sel'ge Blumen, Ihr nur wißt,
Welches Glück Euch eigen ist!“





Ein kindliches Gemüth.

Novelle von Rodt-Calkum.

> Was kein Verstand der Verständigen sieht,
> Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

In der Gegend, wo die wiesenreiche, walddurchschnittene Niederung der Erft malerische Landschaften zeigt, liegen drei ansehnliche Güter mit ihren schloßartigen Gebäulichkeiten nahe bei einander.

Schloß Althorst, das zuerst für den von südwärts Kommenden, bei einer Biegung der Chaussée, ansichtig wird, thront auf einer Anhöhe, hat kleine Thürme und Erker, und nimmt sich mit seinen Nebengebäuden, von fern aus gesehen, wie eine kleine Festung aus.

Dies Schloß gehört dem Freiherrn Arthur von Kronstein, einem unverheiratheten jungen Manne, dessen Name viel bei Pferderennen genannt wird, der die Wintersaison in großen Städten zubringt und gemeiniglich nur zur Jagdzeit auf seinem Besitzthum zu finden ist.

Etwas weiter abwärts im Thale liegen zwei andere Güter, zu Anfang und zu Ende eines langgestreckten Dorfes.

Das Wohnhaus des einen hat das Ansehen einer eleganten Villa. Seine ganze Umgebung athmet, so zu sagen, Heiterkeit, zumal im Sommer, wenn die schönsten Blumengruppen rings umher blühen, wenn die Parkanlagen ihre verschiedenen grünen Schattirungen zeigen und über die spiegelglatten Weiher Schwäne gleiten. Hier auf Talbach wohnt die einzige Schwester des Freiherrn von Kronstein, Anna, ein junges Mädchen von sechzehn Jahren, die erst vor einigen Monaten, aus dem Pensionat eines Nonnenklosters, hierher zurückkehrte. Sie ist eine Waise, das Rittergut ist ihr Eigenthum. Um aber allen Anforderungen der Schicklichkeit zu genügen, lebt eine achtunddreißigjährige Tante bei ihr und macht die Honneurs des Hauses.

Das Gut an der entgegengesetzten Seite des Dorfes wird von der gräflichen Familie Hall auf Hahland bewohnt. Dort lebt ein würdiges Elternpaar, das der Himmel mit sechs Kindern segnete.

Der zweite Sohn, Reinhard, ein junger Mann von zwanzig Jahren, befindet sich auf Reisen. Er gilt allgemein für die Perle der Familie, wie er zuerst von einer alten Tante genannt wurde; sein

Charakter ist, trotz seines jugendlichen Alters, schon fest und bieder, sein Benehmen einfach und wohlwollend gegen jedermann.

Das zuletzt genannte Gut ist ganz das Gegentheil des vorher beschriebenen; denn das große, düstere, viereckige Schloß macht mit den es umgebenden Oekonomiegebäuden ganz den Eindruck einer einfachen, praktischen Landwirthschaft, die allen Luxus ausschließt.

Zu dem Schloß auf der Höhe kehrt an dem heutigen Morgen — es ist ein schöner, sonniger Junitag — sein junger Herr einmal wieder nach längerer Abwesenheit zurück und betritt soeben das salonartige Zimmer, wo er sich gewöhnlich aufzuhalten pflegt. Dies Gemach läßt nichts zu wünschen übrig, was, nach dem Geschmack der jetzt herrschenden Mode, zu der Einrichtung eines eleganten Herrenzimmers gehört — und sein Herr, eine hochgewachsene schlanke Persönlichkeit mit hellblondem Haar und einem Backenbart à la Cotelette von derselben Farbe, repräsentirt von Kopf bis zum Fuß den eleganten Kavalier, wie er im allgemeinen gerne gesehen wird als ein Liebling der Damen.

Heute jedoch ist er offenbar sehr schlecht gelaunt. Seine an und für sich angenehmen Gesichtszüge sind durch Unmuth verdüstert, seine zugekniffenen Augen können kaum gesehen werden. Aergerlich wirft er seine Mütze, Handschuhe und Reitgerte auf den ersten besten Tisch und sich selbst in einen Sessel.

„Da wäre ich nun einmal wieder“, murmelte er und dehnte sich auf seinem Ruhesitz aus, „aber Brüssel wird fortan von mir gemieden werden wie die Pest. Zwei Pferderennen dort mitgemacht und nichts gewonnen! Mein schönstes Thier dabei eingebüßt! Dazu muß mich noch der Spielteufel in Brüssel fest halten; verliere im Bac 10,000 Francs, verwickele mich in unangenehme Geschichten und kriege — und das ist das Schlimmste — auf meiner Rückfahrt noch einen Floh ins Ohr gesetzt, daß meine kleine Brünette, an die ich bereits Unsummen vergeudet habe, mich hintergeht! — Das ist zu viel auf einmal!“ rief er laut, schnellte aus seinem Sessel empor und ging heftig erregt im Zimmer auf und nieder. Und jetzt öffnen sich seine Augen weit und seine Gesichtszüge zeigen das lebhafteste Mienenspiel.

Ha! Der Aerger überkribbelt mich, wie ein lebendiger Ameisenhaufen!“ stöhnte er, „das ist so nicht zum Aushalten! Drum wieder zurück nach Brüssel — noch heute Abend! Ich will Gewißheit haben — und morgen halte ich Gericht!“

Nach diesem Entschluß einigermaßen beruhigt, ließ er sich wiederum zu einem Sessel niedersinken, summte ein Liedchen vor sich hin, umarmte seine gehobenen Kniee und blickte von ohngefähr über den vor ihm stehenden Tisch, wo er jetzt erst, auf einem silbernen Teller, einen Brief gewahrte.

„Aha!“ rief er aufgeheitert, indem er die großen steifen Buchstaben der Adresse näher ins Auge faßte, „ein Schreiben meines theuren Freundes Ploon! — Was mag der wohl mitzutheilen haben?“

Er griff nach dem Brief und las:

Liebster Freund! Ich habe Dich zwar schon öfters mit Pferden übers Ohr gehauen; aber diesmal handelt es sich um eine ganz

andere Sache. Ich werbe als Ehrenmann um Deine Schwester und meine feste Absicht ist, sie so glücklich zu machen, als es geht. Wenn ich Dich recht verstand, so warst Du schon neulich nicht ganz abgeneigt, auf meine nur schüchtern vorgebrachte Anfrage einzugehen. Ich werde daher am nächsten Dienstag, den 9. dis. Mts. — „Na! Das ist heute!“ schaltete der Leser ein — bei Dir eintreffen. Ich will den Zug benutzen, der sieben Uhr morgens hier von Düsseldorf abfährt. Laß mich in Horrem mit Deinem Wagen abholen; denn Du weißt, ein Kavallerist läuft nicht gerne zu Fuß.

Dein Ploon.

Hell auflachend lehnte sich Arthur in seinem Sessel zurück. „Richtig!“ rief er belustigt, „ich wollte ja mein Schwesterchen verheiraten, und Ploon, ein ganz solider, kreuzbraver Kerl, könnte der Mann sein, der mir konvenirt.“

Hab mir schon einmal die Sache überlegt, dachte er weiter. Das geschah damals nach dem Pferderennen in Düsseldorf, als er mir seine handgreiflichen Andeutungen vorgebracht hatte. — Imgrunde besitzt er alle guten Eigenschaften, die zu einem Ehemann gehören. Vor allen Dingen ein unerschütterliches Phlegma, dazu eine gewisse Würde, schon bedingt durch sein Alter, anfangs der Vierziger, ist besser, als zu jung — er hat ausgetollt. — Vermögen hat er zwar wenig, ist aber von altem Adel. Er ist praktisch, hat auch Geschäftskenntnisse. Das ist mir lieb. Da kann er mir von Talbach aus, bei meinen häufigen Abwesenheiten, hier in Althorst die Oberaufsicht führen. Er wird mir überhaupt ein bequemer Schwager sein, bei den noch zu regulirenden Erbschaftsangelegenheiten, und mir stets dankbar und verpflichtet bleiben, daß ich ihm zu der guten Partie, die meine Schwester für ihn ist, verholfen habe. — Das könnte mit dem ehrenwerthen Grafen Hall, unserem Gutsnachbarn, der auch Absichten auf Anna hat, ganz anders für mich kommen. Die ganze hausbackene Familie Hall ist mir antipathisch! und Reinhard, der mir im vorigen Jahr einen so argen Streich bei der Jagdverpachtung spielte, hat sich dadurch auf immer von mir geschieden. — Also beeilen wir uns, mein Schwesterchen unter die Haube zu bringen, bevor dieser Reinhard, der noch auf einer Reise weilt, die zu seiner Ausbildung dienen soll, zurückkehrt, und bevor Anna begreifen könnte, daß sie auch etwas wollen darf. — Ich sprach ihr bereits von Ploon; sie schien nicht abgeneigt. Also denke ich, wird sich die Sache rasch abmachen lassen, und zwar noch heute, bevor ich wieder mit dem Nachtzug nach Brüssel zurück dampfe.

Ein Diener trat ein und meldete: den Herrn Rittmeister von Ploon.

Arthur erhob sich und ging dem Eintretenden entgegen.

„Na! Du bist mir aber ein schöner Kerl!“ rief dieser zwischen Unwillen und Scherz, „läßt mich da bei dieser Hitze eine Stunde zu Fuß laufen.“

„Bin unschuldig!“ entgegnete der andere, „bin selbst erst vor einer Viertelstunde hier angelangt und halte noch, wie Du siehst, Deinen eben gelesenen Brief in der Hand.“

„Nun, so sei's d'rum“, nickte Ploon, gab dem Bedienten Mütze und Säbel ab und wischte sich mit dem hervorgelangten Taschentuch die Schweißtropfen von der Stirn.

Bald saßen sich die beiden Freunde, die sich so nannten aus Courtoisie, mit angezündeten Cigarren gegenüber und bildeten in ihrem ganzen Sein und Gebahren einen auffallenden Kontrast.

In seiner kleidsamen Uniform, wenn auch mit unschönen Zügen und einem stark ins Röthliche schimmernden Vollbart, sah der Husaren-Offizier stattlich aus und schien in der ruhigen Gemessenheit seines Wesens, die Würde des Daseins in seiner Person repräsentiren zu wollen, während der junge Gutsherr in nachlässiger Haltung dennoch eine gewisse Eleganz zu zeigen verstand und hastig gestikulirte, sobald er sprach.

„Und jetzt“, rief er, nach einer kleinen Pause, „laß Dir erzählen, daß ich hier schreie und stöhne und vor Aerger fast vergehe!“

„Will Deine Schwester nicht?“ fragte Ploon, indem er die Augenbrauen in die Höhe zog, ohne sich zu rühren.

„O, die hat damit nichts zu thun!“ lachte der Bruder auf. „Nein, an das letzte Pferderennen dachte ich und an sonstige Dinge, und versichere Dich, ich fühle mich auf der Folter und breche beinahe zusammen unter den Ereignissen, die auf mich einstürmen!“ Hastig waren die letzten Sätze herausgestoßen worden und hochaufgerichtet in seinem Sessel fuhr er fort: „Und deßhalb wünsche ich auch, daß Deine Verlobung mit meiner Schwester sich noch heute vollzieht, weil ich, in einer sehr wichtigen Angelegenheit, sobald wie möglich nach Brüssel zurück muß.“

„So — also Du willigst ein. — Das ist mir lieb.“

„Ja, ich habe beschlossen, das Lebensglück meiner Schwester in Deine Hand zu legen und ernenne Dich hiermit zu meinem Schwager in spe.“

„Ich danke Dir für Dein Vertrauen“ lächelte Ploon, indem er eine Rauchwolke seiner Cigarre empor blies. Nach einigem Nachsinnen, zutraulich werdend, hob er wieder an: „Ja, ich habe mir das Heiraten nun einmal vorgenommen, weil ich nur auf diese Weise in den Stand gesetzt werden kann, anständigerweise meinen Abschied zu nehmen; denn, um aufrichtig mit Dir zu sprechen, das Dienen mit all seinen Plackereien geht mir bis hierher.“ Er hob die eine Hand zu seinem Halse.

„Ich begreife das“, bestätigte Arthur, ruhig geworden. „Und deßhalb mußt Du eine Frau heiraten, die Vermögen hat — und eine solche findest Du in meiner Schwester mit einem ganz eingerichteten Gute und Hausstande.“

„Was ich wünsche, finde ich in Deiner Schwester“, wiederholte Ploon mit ruhigem Behagen, „und solch ein wohl eingerichtetes ländliches Besitzthum gefällt mir besonders gut.“

„Auch das verstehe ich“, fuhr Arthur fort und wurde ebenfalls zutraulich. „Und nun will auch ich Dir sagen, warum ich wünsche, daß meine Schwester baldmöglichst heiratet.

Du weißt, ich holte sie vor ungefähr drei Monaten aus dem Kloster ab, wo sie erzogen wurde, und bewog unsere Tante Lotte, ihr

Schloß in Westfalen auf eine Zeit lang zu verlassen, um ihrer Nichte die Mutter zu ersetzen. Ich installirte also die beiden Damen in Talbach und warf mich zu ihrem Beschützer auf. Anfangs machte mir auch die Sache viel Spaß; ja, ich gefiel mir ordentlich in meiner neuen brüderlichen Würde; denn Anna ist ein gutes Kind, eine allerliebste kindliche Unschuld. Ich spielte bei ihr den Hausherrn, ich gab ihr Rathschläge, ich ritt mit ihr spazieren und begleitete die Damen auf ihren Besuchen in der Nachbarschaft. Alle Welt staunte, alle Welt lobte mich; niemand hatte in mir einen so liebevoll sorgsamen Bruder vermuthet. Das schmeichelte meiner Eitelkeit.

Allein seit einem Monat bin ich wieder auf Reisen; denn jedes Ding hat doch seine Zeit; nachgerade wurde mir mein brüderliches Amt langweilig. Und seitdem nun fangen die Damen an, unausstehliche Prätensionen an mich zu stellen. Ich werde für die geringfügigsten Sachen in Anspruch genommen; bald soll ich aus Düsseldorf, bald aus Brüssel oder gar aus Paris schleunigst zu ihrer Hilfe herbei eilen. Ja, Tante Lotte gab mir neulich sogar zu verstehen, daß meine brüderliche Pflicht es verlange, wiederum für einige Wochen mein Domicil in Talbach aufzuschlagen, um Annas neue Verpachtungen zu reguliren. — Du wirst begreifen, daß mir das unmöglich ist, und daß ich daher wünsche, mein Schwesterlein recht bald zu verheiraten, damit sie in ihrem Herrn und Gemal ihren naturgemäßen Beschützer finde, der ihre Angelegenheiten in die Hand nimmt. Hiernach werde ich, aller Rücksichten enthoben, wiederum mein freier Herr.

Du bist mir nun, nebenbei bemerkt, der liebste Schwager; denn wir kennen uns einmal! und bei Deinem Organisationstalent wird es für Dich ein Leichtes sein, wenn ich abwesend bin, von Talbach aus meine Angelegenheiten hier ebenfalls in etwas zu verwalten."

„Selbstverständlich werde ich das", pflichtete Ploon bei, „ich will sie so gewissenhaft beaufsichtigen, wie meine eigenen. Nur etwas liegt mir auf dem Herzen", fuhr er mit nachdenklicher Miene fort: „ich verstehe mich schlecht aufs Courmachen — und weiß nun zumal nicht recht, wie ich das bei einem so ganz jungen Mädchen anfangen soll."

„Das glaube ich wohl!" lachte Arthur aufs höchste belustigt, sich den Freund als Courmacher zu denken. „Aber siehe, da hast Du gerade einem so ganz jungen Mädchen gegenüber einen großen Vortheil; denn die leben und lieben noch fast ausschließlich in der Phantasie. Weiß jemand diese ihre Einbildungskraft in richtiger Art zu erregen, so hat er gewonnenes Spiel. Dies Amt will ich nun übernehmen. Ich kenne mein Schwesterchen und werde sie nach meinem Willen leiten. Sie sieht zu mir empor, als zu ihrer maßgebenden Autorität und folgt mir blindlings. Daher ist Dein Courmachen bis auf ein weniges unnöthig. Ich werde hier die Hauptsache sein."

„Mir höchst lieb und angenehm", athmete Ploon erleichtert auf und murmelte noch so etwas in den Bart von Dankbarkeit und Verpflichtung, was aber nicht recht verstanden werden konnte, da gleichzeitig ein Diener das Mittagessen anmeldete.

Die Herren erhoben sich und schritten der Thüre zu.

„Also, wenn wir nach dem Essen vorerst eine Tasse Mokka geschlürft und eine extra Cigarre geraucht haben", sprach Arthur im

Weitergehen, „so reiten wir nach Talbach hinüber, bringen noch heute unsere Angelegenheit zum Abschluß — und ich fahre alsdann um Mitternacht auf dem Schienenwege nach Brüssel.“

* * *

In den Parkanlagen zu Talbach blühten die Rosen und sangen die Nachtigallen; über der ganzen lichthellen Landschaft rings umher spannte sich ein klarer, wolkenloser Himmel. Es war ein Tag, so schön, wie er nicht schöner gewünscht werden konnte.

In der Veranda, an der Hinterseite des Hauses, von wo aus sich eine Brücke über den Weiher wölbte, saß Tante Lotte und blickte, ein Buch in der Hand haltend, über ihre Lebensluft athmende Umgebung mit kalten, fast leblosen Augen; denn sie dachte in diesem Augenblick an eine impertinente Antwort ihrer Zofe und überlegte, wie es am besten einzurichten sei, diese, ihr unausstehlich gewordene Persönlichkeit, bald möglichst aus ihrem Dienst zu entlassen.

Die Gräfin Blankenrode, gemeiniglich von Familiengliedern und Freunden die Tante Lotte genannt, war eine große, etwas magere Dame von stolzer Haltung und aristokratischem Aussehen. Sie war eigentlich noch keine alte Frau, aber sie alterte vor der Zeit durch ein Lebensschicksal, das ihr ganzes Sein unbefriedigt ließ. In der Blüte ihrer Jugend an einen Wüstling verheiratet, der sie sehr bald vernachlässigte, war sie vielfach in ihren heiligsten Gefühlen gekränkt worden, und da sie kinderlos blieb, empfand sie um so tiefer das traurige Loos ihrer Vereinsamung. Das hatte ihrem Charakter, der sich vielleicht unter anderen Verhältnissen, anders entwickelt haben würde, eine gewisse Bitterkeit gegeben, die es ihr unmöglich machte, ein anderweitiges Glück, das sie speziell nichts anging, mitzuempfinden. Die Schönheit der Natur ließ sie kalt; denn der still beseligende Friede, der aus einer Landschaft eine hierzu empfängliche Seele bisweilen so wohlthuend berührt, konnte auf ihr unbefriedigtes Sein und Wesen keinen Einfluß üben. Das Glück ihrer Nebenmenschen stimmte sie stets verdrießlich, ja, es spornte sie nur an, Wermuthstropfen, so viel als thunlich, in jede sich ihr nahende Freude zu mischen. Im übrigen aber war Tante Lotte keine geradezu bösartige Frau; sie hatte feste moralische Grundsätze und stand, dem äußeren Anschein nach, mit ihrer Nichte in einem ganz guten Verhältniß.

Als sie sich über ihre Zofe ausgeärgert hatte, blickte sie zufällig über die Brücke hinweg nach dem Kiesweg, der sich zu dem sogenannten Büschchen hinzog, und gewahrte dort die Nichte.

Das junge Mädchen trat in diesem Augenblick unter dem Schatten der Bäume vor. Ein großer Strohhut deckte halb ihr Gesicht, aber vortheilhaft hob sich ihre zierliche, graziöse Gestalt, in dem hell schimmernden Musselinkleide, von dem dunkelgrünen Hintergrunde ab.

Anna erinnerte in vieler Hinsicht an ihren Bruder; sie sah ihm auch ähnlich, nur waren ihre Züge weicher, mädchenhaft lieblich. Als eine Schönheit, im strengen Sinn des Wortes, durfte sie nicht gelten; aber fast jeder, der sie sah, fühlte sich durch den Zauber ihrer Erscheinung angezogen und mußte sich gestehen, daß sie ein herziges

Mädchen sei, der selbst, wenn ihre lebhaften Augen blitzten, ein Zug von Eigenwillen um den kleinen Mund gut stand.

Sie lief mehr als sie ging der Veranda zu und stand bald, ihren runden Hut abwerfend, mit hochrothem Antlitz vor ihrer Tante.

„Was ist Dir, daß Du glühst wie eine rothe Rose?“ fragte die Gräfin apathisch über ihr hoch gehaltenes Buch hinweg.

„O, liebe Herzenstante!“ rief Anna und schlug ihre kleinen Hände gegen einander, „ich fühle mich in diesem Augenblick außerordentlich glücklich! Ich habe soeben eine große Freude gehabt! Laß Dir erzählen.“ Hiermit setzte sie sich der Dame gegenüber auf einen geflochtenen Drahtstuhl, stellte ihre Füße hoch auf ein kleines Tabouret, und begann in kindlicher Naivetät, immer lebhafter werdend: „Denke Dir, ich gehe da eben, um nach den Eichhörnchen zu sehen, an der äußeren Gartenmauer vorbei. Sitzt da im Grase ein kleines, allerliebstes Kindchen und schläft. Als ich nun das Kleinchen so recht mit Lust anschaue, kommt mir der Gedanke, ich möchte das Herzchen glücklich machen. Gedacht, gethan! Eins, zwei, drei, laufe ich wieder auf mein Zimmer zurück, hole die schöne Bonbonnière, die mir mein Bruder schenkte, und lege sie dem schlafenden Kindchen, aufgemacht natürlich, damit es gleich sehen kann, was darin ist, in den Schoß. Nun verstecke ich mich hinter einem wilden Rosenstrauch, mache ein wenig Geräusch, und das Kindchen wacht auf!“

Hier schnellte Anna von ihrem Stuhl in die Höhe, warf die ausgezogenen Handschuhe von sich, nahm wieder Platz und fuhr, alle Pantomimen des Kindchens nachmachend, gegen ihre Tante gewendet fort: „Zuerst“ — ein Nähkästchen vom Tische ergreifend — „sieh her, faßte es die Bonbonnière so an, dann befühlte es mit einem Fingerchen fast furchtsam die Bonbons. Sicherlich traute es seinen eigenen Augen noch nicht. Hiernach hob es die Schachtel mit beiden Händchen in die Höhe und betrachtete sie so rund herum und fing an zu lachen. O! es sah herzig aus mit seinen erstaunten Aeugelchen! und ich lachte leise mit. Endlich nahm es vorsichtig einen Bonbon heraus und leckte d'ran.“ — Die Erzählende that dasselbe an einem Röllchen Garn. — „Mit einem Male aber steckte es den ganzen Bonbon in den Mund, klatscht in die Händchen, nimmt die Schachtel, drückt sie fest an sich, springt auf, lacht und schreit und läuft, so schnell es laufen kann, davon. Und ich freute mich, hinter meinem wilden Rosenstrauch, noch fast mehr als das Kindchen und lief rasch hierher, um Dir die ganze Begebenheit zu erzählen, damit Du Dich mit mir freuen könntest.“

„Eine sonderbare Zumuthung“, lachte die Gräfin ironisch.

„Aber Anna, ganz außer sich in ihrer Freude, hörte nichts von dem, was ihre Tante gesprochen; sie faltete die Hände über ihr klopfendes Herz und flüsterte entzückt: „Was für eine Seligkeit muß doch der liebe Gott in seinem Himmel fühlen, wenn er den Menschenkindern das Glück im Schlafe giebt.“

„Ich muß nun aber doch gestehen“, hob hier die Gräfin, ungeduldig werdend an, „daß Du eine Bonbonnière, die zehn bis funfzehn Mark gekostet haben mag, auf eine unverantwortliche Weise an ein

Bettelkind verschleudert hast. Und sicherlich wird sich Dein Bruder über ein solches Verschenken seines Präsentes nicht sonderlich freuen."

„Mein Bruder ist hochherzig!" rief die jäh Erröthende, jetzt empörte sie die Theilnahmlosigkeit ihrer Tante, „er freut sich über alles, was mir Freude macht; denn wir lieben und verstehen uns!"

Die Tante hatte indessen ihr Buch — es war ein Roman von der Gräfin Ida Hahn-Hahn — wieder zur Hand genommen und las ruhig weiter mit einer Miene, als sei ihr Interesse ungetheilt dem Inhalt des Buches wieder zugewendet. Ganz so mochte sie sich vormals wohl bei etwaigen Differenzen ihrem Gemal gegenüber benommen und ihn von sich entfernt haben.

Das junge Mädchen bezwang ihre heftig aufwallende Entrüstung und schmollte innerlich, indem sie sich an die andere Seite des Tisches setzte, der zwischen ihr und der Gräfin stand. Dort nahm sie aus ihrem Nähkästchen ein Herrenkäppchen heraus, das sie zu sticken begonnen hatte; es war für den Bruder bestimmt, von himmelblauem Sammet mit goldenen Blättern und Ranken, und hastig arbeitete sie weiter. Wie sich jedoch unter ihren feinen, weißen Händchen ein neues Blatt vollendete, da war auch ihr Mißmuth schon wieder geschwunden; denn sie fühlte sich zu froh, zu glücklich gestimmt an dem heutigen Morgen, um sich nachhaltig in ihrer Freude stören zu lassen.

Hatte sie doch kurz vor dem Ereigniß mit dem Kindchen erfahren, daß Reinhard Hall, der Sohn ihrer nächsten Nachbaren, von seiner Reise schon vorgestern zurückgekehrt sei. Bei dieser Nachricht, die ihr von der alten Haushälterin mitgetheilt worden war, hatte ihr Herz höher geschlagen, mit ihr war ein Wonnegefühl über sie gekommen, das sich äußern mußte in Wohlthun und Beglücken. So war sie freigebig geworden, daß sie alles hätte verschenken mögen, nur um überall hin zu erfreuen.

Und jetzt dachte sie nur an ihn, an Reinhard, dem sie von ganzem Herzen gut war, so lange sie denken konnte. Mit ihm hatte sie gespielt, als ihre Mutter noch lebte, die sie früh verlor und daher im Kloster erzogen worden war. Aber jedes Mal hatte sie sich mit dem Gedanken an ihn auf ihre Ferien gefreut, die sie bei ihrem Vater, hier auf Talbach, zubringen durfte. Und für die letzten Ferien, wo sie keinen Vater mehr hatte — das mochte jetzt wohl etwas über ein Jahr her sein — war sie von Reinhards Eltern eingeladen worden und hatte mit ihm sechs Wochen in einem täglichen Verkehr zugebracht. Es war ihr so natürlich, ihn zu lieben, daß sie selbstverständlich annahm, sie werde ebenso von ihm wieder geliebt. Gesprochen über ihre Gefühle hatten sie zwar noch nie; aber unter der liebevollen Sorgfalt, die ihr von seinen Eltern zutheil geworden war, glaubte sie annehmen zu können, daß ihre gegenseitige Liebe sanktionirt werde. O! wie liebte sie auch seine würdigen Eltern, seine kleinen Geschwister! und bedauerte nur, daß seine Schwestern, die etwas jünger waren, als sie selbst, sich noch im Sacre-coeur zu Blumenthal befanden, wo ihre Erziehung vollendet werden sollte.

An alles das in lebhafter Erregung denkend, arbeitete sie an ihrem Mützchen, fast ohne aufzusehen. Es war so still in der Veranda, daß man einzelne Bienen um die Geißblattsblüten summen hörte und

das eigenthümliche Geräusch der Schwäne vernahm, die, ihre Flügel lüftend, unter der Brücke einher gleiteten.

Endlich hob Anna den Blick und sah in die starr auf sie gerichteten Augen ihrer Tante. Es traf sie kein Liebesstrahl, aber dennoch blieb ihr inneres Glücksgefühl so groß, daß sie lächeln mußte, und unwillkürlich, als müsse ihr Mund aussprechen, was ihr Herz erfülle, flüsterte sie: „Ich habe auch erfahren, daß Reinhard Hall wieder in Hahland ist.“

„Das weiß ich schon seit vorgestern“, entgegnete gravitätisch die Angeredete.

„Was? — also Du erfuhrst das schon an demselben Tage, wo er kam.“

„Nein, tags nachher: denn er ist seit vorgestern wieder in Hahland, oder vielmehr in dem einstigen, bisher leer stehenden, isolirt gelegenen Försterhäuschen.“

„Warum das?“ fragte Anna mit großen Augen.

„Na!“ rief die Tante achselzuckend, „es ist nicht rathsam, bei den Sonderbarkeiten einiger Herren, jedes Mal nach einem Warum zu fragen.“ Die Gräfin dachte in diesem Augenblick an manche Handlungsweise ihres Herrn Gemals und schauderte noch in der Nachempfindung.

„Aber welche Ursache könnte denn da zugrunde liegen?“

„Wohl dieselbe Ursache“, fuhr die Tante spöttisch lächelnd fort, „die ihn veranlaßte, zwei Tage in unserer Nähe zu weilen, ohne sich die Mühe zu geben, uns zu besuchen.“

Anna fühlte, wie ein beklemmender Druck sich ihr aufs Herz legte; denn sie mußte dem gemachten Vorwurf eine gewisse Berechtigung zuerkennen.

Die Gräfin erörterte: „Es liegt auf der Hand, daß eine solche Handlungsweise einen Umschwung in der Gesinnung anzeigt. Und es ist gut, daß dieser Umschwung sich sofort bei seiner Rückkehr offenkundig macht; denn nun weißt Du, was Du zu thun hast.“

„Aber was denn, liebe Tante?! Ich verstehe von alledem nichts und will nur denken: Reinhard hat eine wichtige Abhaltung, die ihn diese beiden Tage hindurch verhinderte, uns zu besuchen.“

„Ja gewiß, das ist wohl anzunehmen“, fuhr die Dame unerbittlich fort, „und dieselbe Abhaltung wird ihn auch wohl während der drei Monate fern gehalten haben, die wir bereits hier sind. Als wir seinen Eltern unsern ersten Besuch machten und ihn nicht trafen, weil er auf seiner Rückreise noch einen Onkel in Oesterreich habe aufsuchen müssen, da ahnte mir gleich, daß er mit dem Plan seiner Eltern möglicherweise nicht einverstanden sein könnte.“

„Mit welchem Plan!? rief das junge Mädchen und wurde immer erregter.

„Na, spiele doch nicht die kindliche Unschuld! — Alle Welt weiß ja, daß die beiden Eltern in Hahland nichts sehnlicher wünschen, als daß eine Partie zwischen Dir und ihrem zweiten Sohn zustande kommen möchte. Was könnte auch wünschenswerther für den sein? Allein die jungen Herren jetziger Zeit wollen — und wäre es auch nur aus Oppositionsgeist — ihre eigenen Wege gehen. Vorgestern

Abend kommt er in einem geheimnißvoll geschlossenen Wagen an, mit dem er direkt, ohne vor dem Schlosse seiner Eltern anzuhalten, nach dem abgelegenen Häuschen fährt, um sich dort mit noch jemandem einzurichten. Niemand erhält dort Zutritt; sein alter Diener wird nicht mehr in seiner Begleitung gesehen. — Nun, ich sollte doch meinen, um zu begreifen, was hier vorgeht, brauche man nicht weit zu denken." Die Tante schlug hiermit ihr Buch zu und sah ihre Nichte bedeutungsvoll an.

Diese fühlte, wie ihr das Blut zu Kopfe stieg; mit aller Entschiedenheit wehrte sie Gedanken von sich ab, die sich ihr aufdrängen wollten, dann flüsterte sie mit stockendem Athem: „Vielleicht hat er einen Reisegefährten mitgebracht, der ihm lieb geworden ist."

„Oder eine Reisegefährtin", ergänzte die Gräfin in scharfem Ton und erinnerte sich in diesem Augenblick, noch tief gekränkt in der Aufwallung ihrer Gefühle, was ihr einst von ihrem Gemal geschehen, der, von einer Reise zurückgekehrt, seine Maitresse in einem Hause einlogirte, das in der Nähe des Parkes von ihrem Schlosse lag.

Anna zuckte zusammen; sie zitterte; aber sie sprach kein Wort, und die Tante, jetzt nur noch an sich selbst und an ihr trauriges Schicksal denkend, fuhr fort: „Ja, wir Frauen sind arme, beklagenswerthe Wesen. Die Männer sind uns gegenüber stets im Vortheil. Wenn wir jung, schön, begehrenswerth sind, dann umwerben sie uns, bis wir bethört von ihren Huldigungen uns ihren Wünschen fügen. Aber wenn sie erreicht haben, was sie wollten, sind sie bald ihrer legitimen Frau überdrüssig, an die sie durch Sakrament und Gesetz gebunden bleiben müssen. Das hier waltende Muß ist für sie das Widerwärtige. — Und so verlassen sie ihre Frau, gehen anderweitige Verhältnisse ein, suchen Zerstreuung, Vergnügen, ja alles, was ihnen angenehm ist, während die arme Verlassene ein Unding wird zwischen Sein und Nichtsein, bemitleidet von ihren Freunden, gering geschätzt von der Mehrzahl der Menschen, verächtlich angesehen von der niedrigsten Bauerfrau, die sich stolz und reich fühlt als Mutter und Gattin, gegen die an Liebe verarmte Gräfin auf ihrem prächtigen Schlosse."

In der Rückerinnerung dessen, was ihr geschehen, war die Gräfin außer sich gerathen. Plötzlich aber fiel ihr ein, zu wem sie sprach, und sich da zusammen nehmend, wie halb erstarrt in sich selbst, wandte sie sich wieder an ihre Nichte und fragte mit einer Stimme, die ganz heiser klang: „Wolltest Du solch eine Frau werden?"

„Nimmermehr!" rief Anna ganz entsetzt mit funkelnden Augen, hochroth im Gesicht und stolz gehobenem Haupte.

„Nun, dann weißt Du, was Du zu thun hast, wenn Derjenige, der um Dich werben sollte, mit einer mysteriösen Reisegefährtin zurückkehrt.

Jetzt war das junge Mädchen leichenblaß geworden; sie fühlte sich so verwirrt, daß sie keinen klaren Gedanken fassen konnte. Langsam erhob sie sich und begab sich auf ihr Zimmer.

* *
*

Wortkarg hatten Tante und Nichte ihr Mittagsmahl eingenommen, wortkarg saßen beide in dem großen Salon, wo Gemälde berühmter Meister die Wände schmückten, und tranken Kaffee.

Jugendmuth, Lebenslust, Frohsinn schienen von dem jungen Mädchen gewichen; ihrem lieblichen Gesichtchen stand der ernste Ausdruck ganz fremd, und sie selbst kam sich vor, wie eine andere, in der ihr gewohnten Umgebung. Ein Gift war ihr in die Seele gedrungen, das in ihr fortwirkend, sie seltsam durchschauerte.

Als sie sich an dem heutigen Morgen von ihrer Tante entfernt und auf ihr Zimmer zurück gezogen hatte, war sie sich im ersten Augenblick wie betäubt vorgekommen. Verstandenes und Unverstandenes schwirrte in ihrem Kopfe durcheinander, bis sich schließlich all ihr Denken und Empfinden nur auf die eine Thatsache konzentrirte, die sie anging. In ihrer lebhaft erregten Phantasie glaubte sie, den geschlossenen Wagen zu sehen, in dem Reinhard mit einer verschleierten Dame ankam, und sie begriff, daß all' sein Lieben dieser Dame angehören mußte, daß sie selbst vergessen sei. Jetzt wußte sie, daß er für sie verloren war auf immerdar; aber bis zu diesem Augenblick hatte sie noch nicht gewußt, wie unendlich sie ihn liebe. Und sie konnte diese Liebe nicht bannen, die ihr ganzes Wesen, als ein für sie schmerzendes Weh durchzuckte. Händeringend warf sie sich auf ihre Chaise-longue und schluchzte gewaltsam.

Zu unerfahren, um das Unwahrscheinliche, von dem, was hier angenommen wurde, einzusehen, zog sie es gar nicht in Erwägung. Ihre Seele hatte nur das eine Gefühl eines unendlichen, sie vernichtenden Jammers.

Sie wußte nicht, wie lange sie geweint hatte, als sie sich endlich wieder aufrichtete, um zu überlegen, was sie zu thun habe — und jetzt begriff und empfand sie tief die Kränkung, die ihr geworden war. Da wurde sie plötzlich stolz und trotzig; sie wollte stärker sein, als ihr Jammer und beschloß, den nicht mehr zu lieben, der sie so schnell hatte vergessen können. Auch sie mußte ihn vergessen, und nie sollte er erfahren, wie sehr er geliebt worden sei. In ihrer heftigen Gemüthsart faßte sie nun den weiteren Entschluß, die erste beste Gelegenheit zu ergreifen, um ihrem leichtfertigen Nachbar zu zeigen, daß sie seiner, um glücklich zu sein, gar nicht bedürfe. Jetzt dachte sie an den Herrn von Ploon, von dem ihr Bruder ihr bereits gesprochen. Hatte sie auch damals die Anspielung auf seine Werbung, nur scherzhaft aufgenommen, jetzt wurde sie entschlossen, ihn zu heiraten, wenn — er ihr bei näherer Bekanntschaft nur ein wenig gefalle.

Je lebhafter sie fühlte, daß sie einer positiven Macht bedürfe, um sich vor ihrem eigenen Herzen zu schützen, um so bestimmter dachte sie sich in diese neue Situation hinein, die sie nach ihrer Ansicht gezwungen war, festzuhalten. Ihr Herz zuckte, aber ihr Stolz siegte; denn immer nothwendiger erschien es ihr, daß sie als die Braut eines anderen bei dem nächsten Wiedersehen dem einst Geliebten gegenüber stehe.

An alle dies dachte sie, als sie, ruhig dasitzend, mechanisch mit dem goldenen Theelöffel den Rest des Kaffees in der vor ihr stehenden chinesischen Tasse umrührte, viel länger als nothwendig, bis ihre Tante anhob: „Man könnte fast glauben, man wäre in la Trappe, so schweigsam geht es in diesem Hause zu.“

Anna zuckte zusammen. Sie, die in ihre Gedanken vertieft, kaum

wußte, wo sie sich befand, sie hatte die Gegenwart ihrer Tante ganz vergessen.

Mit ängstlich großen Augen sah sie zu ihr hin, als in diesem Augenblick der alte Diener eintrat und der Gräfin, auf einem silbernen Teller, ein Billet überreichte, das soeben durch den Reitknecht des Baron Arthur überbracht worden sei.

Das Schreiben bestand nur aus einigen Zeilen. Der Neffe richtete an seine Tante die Bitte, heute Nachmittag mit Anna nicht auszufahren, da er sie mit seinem Freunde, dem Herrn von Ploon, in einer sehr wichtigen Angelegenheit besuchen wolle.

„Der Brief geht Dich an“, sprach die Tante lakonisch, nachdem sie ihn gelesen hatte, und reichte das kleine Blatt Papier der Nichte.

Diese las und erbleichte; denn sie begriff sofort die wichtige Angelegenheit, in der Herr von Ploon, durch ihren Bruder ihr zugeführt, bei ihr erscheinen würde. Und da mit einem Mal kam es über sie wie eine dämonische Gewalt. So soll es denn wirklich sein, dachte sie fest bestimmend, und gut wäre es, wenn sich die Sache so bald wie möglich abmachen ließe.

Nach einer Stunde saßen die beiden Damen wiederum in der Veranda und erwarteten den angekündigten Besuch. Tante Lotte strickte, Anna stickte an dem für den Bruder bestimmten Käppchen. Ueber den lichthellen Parkanlagen schien Sonntagsfriede ausgebreitet, nur hin und wieder ließ sich von einer nicht fern gelegenen Scheuer das Regen verkündende Geschrei des Pfaus vernehmen.

Anna befand sich in großer Aufregung; bisweilen arbeitete sie hastig, ohne aufzusehen, dann wiederum ruheten ihre Hände lässig in ihrem Schoß und wie in Gedanken verloren starrte sie ins Weite. Endlich flüsterte sie: „Liebe Tante, ist das ein Unrecht, wenn jemand par dépit d'amour heiratet?“

„C'est selon“, lächelte die Dame, der die eben gehörten Worte aus dem Munde „dieses Kindes“ komisch vorkamen, und, nur halb und halb ihnen Beachtung schenkend, fuhr sie leichthin fort: „Aber bei Dir braucht ja wohl von dergleichen nicht die Rede zu sein, wenn Du einen Mann heiraten willst, den Dein Bruder Dir zuführt und der Dir gefällt.“

„Aber dieser Mann gefällt mir durchaus nicht!“ rief hier, von einem mächtigen Impuls getrieben, fast gegen ihren Willen, die wieder unschlüssig Gewordene. „Neulich bei dem Diner, wo ich neben ihm saß, war er von einer empörenden Unaufmerksamkeit gegen mich. Kaum ein paar Worte hat er mit mir gesprochen.“

„So möchtest Du wohl lieber abwarten, ob Reinhard nicht vielleicht, bon gré, mal gré, zu Dir zurückkehrt.“

„Nimmermehr!“ rief Anna entsetzt von einer solchen Zumuthung. Gott bewahre mich vor der Erniedrigung, dachte sie still bei sich und ihre Lippen zuckten.

Hier erschien ein Diener mit dem Theeapparat, den er auf einen Tisch an der anderen Seite der Veranda aufstellte; gleichzeitig hörte man gedämpftes Hundegebell und bald nachher in dem angrenzenden Salon die laute Stimme des Herrn von Kronstein.

Anna liebte ihren heiteren, lebenslustigen Bruder mit der Schwär-

merei eines jugendlichen Gemüthes; er galt ihr seit dem Tode des Vaters, als eine Autorität, die sie willig über sich anerkannte. Und auch er liebte sein Schwesterchen, freilich auf seine Art, fast wie zu seiner Aufheiterung, wenn es ihm paßte.

Heute aber, als die Schwester aufspringen und ihrem Bruder entgegen eilen wollte, wie sie das stets zu thun pflegte, wenn sie ihn kommen hörte, vermochte sie es nicht. Zu sehr zitterten ihr die Kniee, zu sehr klopfte ihr das Herz; ihr Athem stockte, und fast war es ein Blick voll Scheu und Entsetzen, den sie auf der Glasthüre haften ließ, bis der Erwartete dort erschien. Dann erst lief sie ihm entgegen und schmiegte sich an ihn, wie ein Hilfe suchendes Kind.

Arthur umarmte sie herzlich, und ihre Verwirrung bemerkend, die ihm gerechtfertigt schien, streichelte er liebkosend über ihr seidenweiches, blondes Haar. Plötzlich aber, einem schnellen Gedanken nachgebend, wandte er sie geschickt dem vortretenden Herrn von Ploon zu und rief aufgeräumt: „Jetzt gönne auch einen Blick meinem allerbesten Freunde!“

Wie mit Glut übergossen verneigte sich die also Gezwungene vor dem stattlichen Husarenoffizier; kaum aber fühlte sie sich von den Händen des Bruders wieder befreit, so entschlüpfte sie hastig seitwärts.

Nachdem die beiden Herren in aller Form die würdige Tante Lotte begrüßt hatten, ließ man sich an dem wohlbesetzten Theetisch nieder.

Arthur war heute in der besten Laune. Er fühlte sich Herr der Situation; er wußte, daß er die Fäden in der Hand hielt, um seine sogenannten Puppen, nach seinem Sinn tanzen zu lassen. Die Aufgabe, die er sich gestellt hatte und die er in der nächsten Stunde zu lösen hoffte, erheiterte ihn so angenehm, daß er sich von einer neuen Lebensrührigkeit beseelt fühlte. Daher ward er auch sofort der weltgewandte Kavalier, der mit Damen umzugehen, der mit Damen zu tändeln versteht. Er erzählte von brillanten Theatervorstellungen, aus Festen und Bällen komische Episoden, und ließ eigentlich niemanden sonst zu Worte kommen, als sich selbst; dazwischen scherzte er mit seinem Schwesterchen, gab ihr zu verstehen, auf was für einem intimen Fuß er mit seinem Freunde stehe, und spielte den Galanten gegen die Tante Lotte, die, das wußte er wohl, von jeher eine kleine Faiblesse, wie sie es nannte, für ihn hatte.

Die Gräfin befreite sich denn auch heute nachgerade von ihrer sie niederdrückenden Apathie und verlor fast, während dieser sie aufheiternden Unterhaltung, die mißmuthigen Regungen ihres unbefriedigten Herzens.

Indessen warf Herr von Ploon hin und wieder prüfende Blicke um sich her und beobachtete verstohlen die jugendliche Wirthin, die, durch die Erzählungen des Bruders angenehm zerstreut, das ihr eigene, natürlich liebenswürdige Wesen wieder angenommen hatte, mit dem sie die Honneurs beim Theetisch zu machen verstand.

Als schließlich das Gouter eingenommen worden war und die Herren ihre Cigarren angezündet hatten, lächelte Arthur bedeutungsvoll zu seinem Freunde hinüber und wandte sich hiernach mit scherzhaftem Muthwillen an sein Schwesterlein: „Na, Annchen! rathe einmal, was ich Dir heute Schönes mitgebracht habe? — Nun?!“

Die Angeredete wurde blaß und roth und entgegnete verwirrt: „Vielleicht ein neues Nähkästchen?“

„Fehlgeschossen! Das hast Du ja!“

„Vielleicht einen Fächer?“

„Den auch nicht!“

„Einen Sonnenschirm?“

„Nein! und abermals nein! Es ist ein Gegenstand, den Du noch nicht hast. — Aber jetzt wird's das Beste sein, Tante Lotte gönnt mir die Ehre, sie ein wenig dort drüben im kühlen Schatten spazieren zu führen; auch habe ich Wichtiges mit ihr zu besprechen.“

Die Gräfin zeigte sich sofort bereit, der Aufforderung ihres Neffen Folge zu leisten, während Anna ängstlich aufsah und rief: „Ich gehe auch mit!“

„Und willst so taktlos handeln und Deinen Gast hier allein sitzen lassen, der — wegen eines schlimmen Fußes nicht gut gehen kann?“ fragte der Bruder und spielte den Erstaunten.

„Aber dann bleibt doch auch hier.“

„Nein Herzchen, das geht nicht. — Uebrigens sollst Du einmal sehen, wie Herr von Ploon Dich schön unterhalten wird. Auch hilft er Dir rathen, was ich Dir mitgebracht habe, und wenn wir dann wiederkommen, dann weißt Du es.“ Hiermit reichte Arthur seiner Tante den Arm und beide schritten lächelnd über die Brücke.

Kaum aber befanden sie sich auf dem zwischen Rasenflächen sich hinschlängelnden Wege, so ließ es sich der Neffe angelegen sein, der gut gelaunten Tante in liebenswürdigster Weise Schmeicheleien zu sagen. Er gab ihr zu verstehen, daß sie noch jung und begehrenswerth sei, und daher nicht hierher, sondern in eine andere Umgebung gehöre — und jetzt, bei dem bald herannahenden Herbst, seien die eleganten Seebäder mit der Elite der eleganten Welt, so ganz dasjenige, was für sie passe; wo ihre vornehme Erscheinung zur Geltung kommen könne in der Schätzung einer Herrenwelt, die ihr huldigen würde. Genug, der Neffe suchte seiner Tante das einförmige, nichtssagende Landleben zu verleiten, auf daß sie seiner überdrüssig, ihm beipflichte, Anna sobald wie möglich zu verheiraten, damit sie selbst, aller Verpflichtungen gegen sie enthoben, wieder nach eigenem Wunsch und Willen über sich und ihre Zeit verfügen könne.

Und was Arthur wollte, das gelang. Tante Lotte stimmte ihm zu, daß der ehrenwerthe Herr von Ploon eine ganz passende Partie für seine Schwester sei und erklärte sich bereit, hilfreiche Hand zu leisten, für den Fall, daß Anna, heute noch unschlüssig, mit ihrem Jawort zögern sollte.

„O, liebe Tante!“ rief da Arthur, „jetzt ist alles so gut wie abgemacht; denn mit einer so einsichtsvollen, gewandten Bundesgenossin, wie Du eine bist, rufe ich mein Jahrhundert in die Schranken!“

Geschmeichelt begann jetzt die Gräfin ihren Scharfblick für Herzensangelegenheiten leuchten zu lassen.

Indessen saßen sich Anna und Herr von Ploon in einer peinlichen Stimmung gegenüber. Beide wußten nicht recht, womit sie am schicklichsten die Unterhaltung beginnen könnten. Ploon, durchaus nicht gewandt im Umgang mit Damen, fühlte in diesem Augenblick

nichts so lebhaft, als daß er bei seinen Intentionen doch nimmermehr mit der Thür ins Haus fallen könne. Anna war ganz eingeschüchtert durch den stattlichen Herrn in Uniform, der ihr gegenüber eine so kriegerisch ernste Miene annahm.

Beide verharrten daher im Schweigen. Anna, die ihre Arbeit ergriffen hatte, stickte eifrig an dem Käppchen, das für ihren Bruder bestimmt war, und Ploon fuhr emsig fort zu rauchen. Endlich jedoch, da er immer mehr einsah, wie dringend nothwendig es sei, irgend etwas zu sprechen, zwang er sich, laut räuspernd, zu der Frage:

„Sind gnädiges Fräulein schon lange aus der Pension entlassen?"

„Seit drei Monaten", antwortete sie, ohne aufzublicken.

Es entstand eine Pause.

„War es angenehm dort?" begann er zögernd wieder.

„In der Pension meinen Sie?" fragte sie lächelnd zurück und schlug ihre blauen Augen so hell und klar zu ihm auf, daß er vor diesem Blick den seinigen senken mußte und sich dem allerliebsten Kinde gegenüber, sonderbarerweise, ganz verwirrt fühlte. Das gestand er sich selbst, indem er stotterte:

„Oder meinen Sie nicht?"

„In wie fern?" fragte Anna, dreister werdend.

„Befehlen!" rief Ploon und scharrte mit den Füßen.

Ein unverkennbares Staunen sprach jetzt aus Annas Mienen. O! ist der dumm, dachte sie still bei sich selbst, jetzt bekomme ich ja Courage. Und sich auf ihrem Stuhl zurechtsetzend, sprach sie heiter auflachend: „Ja, ich befehle, daß man dasjenige, was man mir zu sagen haben könnte, verständlich sage."

„Sehr logisch richtig", entgegnete Ploon ernst und feierlich, und fragte nun weiter, was sie in der Pension gelernt habe.

Sie waren noch bei diesem Thema, das einige Auseinandersetzungen zuließ, als Arthur mit seiner Tante zurückkehrte und dieser zuraunte: „Na nun, jetzt haben sie ihre gegenseitige nähere Bekanntschaft zur Genüge machen können — und so kann denn die Sache zum Klappen kommen."

„Zugestanden, meine Herrschaften!" richtete er sich somit an die beiden, die ernst und gemessen da saßen, „Sie haben wohl diese Zeit ihres Alleinseins zu einer angenehmen Unterhaltung benutzt. — Aber jetzt möchte auch ich ein Wörtchen unter vier Augen mit meinem Schwesterchen sprechen."

„Herzlich gerne!" rief Anna hoch erfreut, aus dieser sie peinigenden Situation befreit zu werden.

Der Bruder bot jetzt auch ihr, den Galanten spielend, den Arm und führte sie, scherzend und tändelnd, durch einige Zimmer zu einem Seitenkabinett, das, sehr elegant und zierlich eingerichtet, Annas Boudoir abgab.

Hier angelangt, stellte er sich seiner Schwester gegenüber, drehte seinen Schnurrbart, rieb sich die Hände und fragte in scherzendem Ton: „Und nun, mein Fräulein, was denken wir jetzt?"

„Was soll ich denken?" stammelte Anna, etwas verlegen und aufgeregt.

Arthur legte seine beiden Hände, mit Affektation seufzend, auf die

Gegend des Herzens und fragte wiederum: „Und hier, was fühlen wir da?“

Anna lachte gezwungen und entgegnete: „Durchaus nichts.“

„Aber, mein Kind“, fuhr hiernach der Bruder fort und wurde allmählich ernster, „ich sprach Dir ja schon von meinem Freunde Ploon, und da ich ihn heute feierlichst mit mir anmeldete, so konntest Du Dir doch denken, in welcher Absicht er kam und konntest Dir vorher alles wohl überlegen. Hattest auch vorhin alle Zeit, ihn aufmerksam zu betrachten, und wirst also jetzt wissen, wie er Dir gefällt.“

„Ja Arthur, das ist alles wohl richtig“, bestätigte hier die etwas dreister Gewordene, „aber aufrichtig muß ich Dir sagen, so eigentlich gefallen thut er mir nicht.“

„Warum denn aber nicht? — Er ist doch ein ganz stattlicher Herr, den Du überall mit einem gewissen Stolz präsentiren kannst, und dabei ist er von ehrenwerthem Charakter, ein ganz solider Mann.“

„Das will ich gerne zugeben; aber er gefällt mir doch nicht.“

„Weßhalb nicht?“

„Ich glaube — nein, ich weiß es jetzt für ganz bestimmt: er ist für mich zu dumm.“

„Zu dumm?! O, heilige Einfalt! Wie kommst Du zu dieser Annahme?“

„Er weiß mir gar nichts Vernünftiges zu sagen.“

„O! Du kindlich Gemüth!“ lachte der Bruder hell auf. „An alles andere hätte ich denken können! — aber an diese Einwendung nicht. Das ist ordentlich amüsant. — Nun setzen wir uns und laß uns einmal ein vernünftiges Wort zusammen sprechen.“

Beide ließen sich zu dem nächststehenden Sopha niedersinken und lächelnd nahm der Bruder die kleine, weiße Hand der Schwester zwischen seine beiden Hände.

„Nun laß Dir einmal auseinander setzen“, begann er, „daß bisweilen die allergescheitesten Männer nicht zu jeder Zeit gelaunt sein können, auf die Kleinigkeiten einzugehen, die junge Mädchen gerne besprochen haben wollen. Denk einmal an einen hochgelehrten Professor der Wissenschaften auf irgend einer Universität, an so einen, der da glaubt, alle Weisheit Salomons mit Suppenlöffeln zu sich genommen zu haben, und sich nun hoch erhaben über den Schlendrian des gewöhnlichen Lebens fühlen muß. Wie kann der nun aus seiner Höhe so tief hinuntersteigen, daß er zum Beispiel nach Deinen Händen sieht“ — hier streichelte er liebkosend über die festgehaltene Hand der Schwester — „und bewundernd spricht: Mein Fräulein, was haben Sie für ein schön geformtes weißes Händchen. — Oder: Mein Fräulein, Ihre Aeugelein sind so blau, wie die Vergißmeinnicht dort drüben am Bache; sehe ich in sie hinein, so wird mir, als sähe ich in den blauen Himmel!“ Arthur sah ihr schelmisch in die Augen und lachte hell auf. „Nicht wahr, wer das sagen kann, der hat zu einem jungen Mädchen vernünftig gesprochen!“

„O Arthur!“ lachte jetzt Anna gleichfalls, „sowas braucht er mir gar nicht vorzulügen. Er muß mir aber“, fuhr sie ernster werdend fort, „etwas der Wahrheit gemäß erzählen können, woran ich merken kann, daß er Verstand habe, daß er jemand sei, zu dem ich hinauf

sehen, dem ich vertrauen kann und von dem ich die Zuversicht gewinne, daß er in wichtigen Lebenslagen den besten Rath giebt."

„Nun, so denke noch einmal an einen hochgelehrten Herrn Professor. Zu dem mußt Du auch hinauf sehen; er nur kann nicht zu jeder Zeit mit seinen Gedanken zu Dir hinunter steigen und auf Deine Denkweise eingehen."

„Aber so höre doch", fuhr das junge Mädchen nachdenkend fort, „wenn nun so ein hochgelehrter Mann auf die Denkweise seiner Frau nicht einzugehen vermag, so ist das für die arme Frau sehr traurig und sie hat alsdann von der großen Gelehrsamkeit ihres Mannes weiter nichts — als schreckliche Langeweile. Ich danke schön für einen solchen Gemal."

„O Jemine! was so ein Backfisch nicht alles vorbringt! Nun aber höre weiter: Ploon fühlt sich so unglücklich in der Stadt. Das geräuschvolle Leben dort behagt ihm ganz und gar nicht; es macht ihn krank. — Hier auf dem Lande, durch Dich aufgeheitert, würde er wieder gesund werden. — Habe doch ein wenig Mitleid mit meinem besten Freunde."

„So laß ihn herkommen und unser Gast sein."

„Und dann, er ist so gut; er hat ein Herz von Gold und würde Dir alles zu Gefallen thun, wenn Du ihm nur den einen Gefallen thätest, ihn zu heiraten."

„Nun gut denn, Arthur, so will ich mit dem besten Willen mich bestreben, sein goldenes Herz kennen zu lernen. Führe ihn öfters her, damit ich seine nähere Bekanntschaft machen kann."

„Was?! rief hier der Bruder erschrocken; denn jetzt dachte er aus der Tändelei seiner bisherigen Gesprächsweise an seine eigenen Interessen und an die Nothwendigkeit seiner Abreise, und das änderte plötzlich sein ganzes Wesen zu einem rücksichtslosen Gebieter. „Was?! wiederholte er, „höre ich recht! Du wolltest diese wichtigste Angelegenheit Deines Lebens auf die lange Bank schieben?! — Nein! das geht nicht. Ploon ist Militär; er kann nicht jeden Augenblick Urlaub nehmen, um nach Deiner Laune zu kommen und zu gehen. Und da ich durchaus in einer höchst wichtigen Angelegenheit noch in dieser Nacht nach Brüssel reisen und längere Zeit fortbleiben muß, so ist es durchaus geboten, daß Du Dich noch heute entschließt: ob Du meinen Freund heiraten willst — oder nicht."

„Wie kann ich mich aber entschließen, jemanden zu heiraten, den ich nicht kenne?"

„Ich aber kenne ihn durch und durch! und ich, als Dein Dich zärtlich liebender Bruder, rathe Dir, daß Du gerade diesen und keinen anderen Mann heiraten sollst; denn ich weiß, dieser ehrenwerthe, brave Mann wird Dich glücklich machen."

Anna wurde abwechselnd blaß und roth; sie befand sich in der größten Aufregung. Gerne hätte sie sich dem Willen des Bruders gefügt, der ja mit ihrem vorher gefaßten Entschluß zusammen fiel. Aber sie fühlte in ihrem Herzen gleichzeitig eine so maßgebende Gewalt, die sie zurück hielt, daß es ihr unmöglich war, sich gegen diese Gewalt zu entschließen. Und da ahnte ihr, daß hier in einer Verzögerung für sie ein Rettungsmittel liegen könne.

Daher begann sie nach einer kleinen Pause mit einer sanften, einschmeichelnden Stimme, durch die zuletzt ein bittender Ton fühlbar wurde: „Ich bin Dir sehr dankbar, Arthur. Du bist sehr lieb und gut. Aber ich möchte nun doch vorher wissen, ob der Charakter des Herrn von Ploon zu dem meinigen paßt; ob unsere Gesinnungen übereinstimmen; ob unsere Herzen sich verstehen — und dazu muß ich ihn doch ein klein wenig vorher kennen lernen."

„Ach was!" rief der ärgerlich Werdende, dem jetzt diese Unterhaltung zu lange dauerte, „Du sprichst, wie der Blinde von der Farbe. Es ist ja nicht möglich, sich vor der Ehe kennen zu lernen. Phantastische Ideen nur können solch ein Begehren entstehen lassen. Tausende heiraten und glauben sich zu kennen, und sind doch nur verblendet in ihrem Wahn. Die Ehe ist ein Lotteriespiel! und was für ein Loos man gezogen hat, das wird man erst hernach gewahr. So ist es in der Wirklichkeit, die Du nicht kennst. — Und nun vertraue mir und meinem Urtheil und entschließe Dich kurz; denn die kurzen Entschließungen sind stets die besten."

„O! lieber Herzensbruder! nimm es mir nicht übel; aber es ist mir ganz unmöglich, mich in der wichtigsten Angelegenheit meines Lebens so schnell zu entschließen."

„Das Mädchen ist doch wie vernagelt in seinen Ideen und tanzt immer auf demselben Bein!" rief Arthur heftig werdend. „Daher sehe ich mich denn gezwungen, Dir zu erklären, daß ich mich nicht länger bei Deinen phantastischen Ideen aufhalten kann. Ich muß vor meiner Abreise nach Brüssel, die unaufschiebbar in dieser Nacht stattfindet, die Gewißheit Deines Entschlusses haben. — Und so frage ich Dich denn noch einmal: Willst Du den Ploon heiraten, oder willst Du ihn nicht heiraten? — Willst Du nicht, so überlasse ich Dich Deinem ferneren Schicksal, wie es von ungefähr über Dich bestimmt. Mache, was Du willst, aber verlange nicht mehr, daß ich noch ferner ein sorgsamer Bruder für Dich sein soll. Mit uns beiden ist es dann aus!"

Zitternd am ganzen Körper, heftete Anna tief erregt einen flehenden Blick auf den Zornigen; da sie aber einsah, daß er zu keiner weiteren Ueberlegung geneigt sei, so faßte auch sie einen trotzigen Entschluß und sprach herzhaft: „Gut denn, so sage ich n e i n. Ich will nicht; denn ich kann keinen Mann heiraten, den ich nicht kenne."

Ohne eine weitere Antwort zu geben, wandte sich der Bruder ab und verließ das Zimmer.

Als die Thür sich hinter dem Davoneilenden geschlossen hatte, athmete das junge Mädchen tief auf, wie erlöst von einer ihr drohenden Gefahr. Alsobald aber fühlte sie sich von einer namenlosen Traurigkeit übermannt, und dann blitzartig, als werde sie plötzlich hellsehend, begriff sie, was ihr bisher noch unklar geblieben war, wie allein und verlassen sie als elternlose Waise sei. Wer konnte ihr jetzt rathen, wo sie die wichtigste Entscheidung für die Zukunft ihres Lebens zu treffen hatte. Was war ihr der Bruder? — Was war ihr die Tante? — Tief schmerzlich fühlte sie das Trostlose ihrer Verlassenheit — sie stand gegen ein Fenster gewendet — und wie nach Hilfe suchend, blickte sie hinaus und sah empor zum lichtglänzenden Himmel. Unwillkürlich faltete sie ihre Hände, und rief mit

gedämpfter Stimme: „O lieber Gott! hilf Du mir!“ Es war nur ein Aufschrei aus ihrem bedrängten Herzen; er kam über ihre Lippen, wie ein verhaltenes Schluchzen — aber mit ihm löste sich ein Druck von ihrer Seele; sie konnte sich wieder fassen, eine leise Hoffnung stieg in ihr auf, und mit ihr konnte sie wieder in etwas beruhigt nachdenken: Was nun thun?

Das Fenster, vor dem sie stand, ließ über den weiten Hofraum sehen, der ihr gegenüber von den Gebäuden der Pferdeställe eingefaßt wurde. Und wie sie da ihren Blick senkte, gewahrte sie Arrapp, den großen Neufundländer, den eine russische Freundin ihr geschenkt hatte und der gewöhnlich um diese Stunde mit ihr spazieren zu gehen pflegte. Unwillkürlich beobachtete sie den Hund, wie er sich langsam der Stallthüre näherte, die dem Portal des Hauses gegenüber lag, sah, wie er sich dort niederlegte, dann mit seinem lang behaarten Schweife leise wedelte, den Kopf empor hob und starr nach der Hausthür blickte, aus der sie, seine Herrin, erscheinen mußte.

„Ja, Arrapp!“ rief sie da plötzlich, wie neu belebt unter der Eingebung eines neuen Gedankens, „Du wartest auf mich — und ich will zu Dir kommen. Denn es bleibt mir ja nichts anderes übrig, als zu entfliehen dem Unglück, das über mich hereinbrechen soll, und Du mußt mich begleiten!“

Da aber, als sie nach ihrem runden Hut greifen wollte, der noch auf einem der Stühle lag, trat ihre Tante ins Zimmer.

Die hohe Gestalt, die gravitätische Haltung, die ernsten Mienen dieser Dame imponirten der sechzehnjährigen Nichte, so, daß sie wie angebannt stehen blieb.

Die Gräfin schritt würdevoll auf sie zu. „Mein Kind“, begann sie mit weicher Stimme, „ein guter Rath zu guter Stunde wirkt bisweilen wie ein Göttersspruch. Und da ich mir dachte, Du könntest jetzt eines solchen Rathes bedürfen, so begab ich mich zu Dir. Laß uns ein paar wohlüberlegte Worte wechseln, denn Du stehst jetzt an einem Scheidewege.“

Mit sichtlichem Widerstreben, aber mit einer stummen Miene der Zusage willfahrte Anna dem Begehren, das von ihr gefordert wurde, und bald saßen sich die beiden Damen in der Nähe des Fensters gegenüber.

„Ich weiß, was Dein Bruder mit Dir verhandelte“, fuhr die Tante fort. „Es wirbt ein Mann um Dich, der als ein ehrenwerther Charakter, von streng moralischen Grundsätzen gelten kann. Davon habe ich mich in einer längeren Unterhaltung mit ihm überzeugt.“

Anna zwang sich, ihrer Tante zuzuhören; aber sehnsüchtig blickte sie hin und wieder über den Hof, als könne dort, wie es vormals so oft zu ihrer Freude geschehen war, Reinhard erscheinen. Der könnte ihr Hilfe bringen in ihrer jetzigen Bedrängniß, so wollte sie in diesem Augenblick annehmen.

Da die Tante keine Antwort erhielt, sprach sie noch eingehender über denjenigen, der von ihr zur Geltung gebracht werden sollte: „Er gehört zu den stillen Naturen, die nie in leidenschaftlich erregter Uebereilung handeln; bei ihm ist gesammelte Erfahrung und gründliche Ueberlegung; und dann kann ich nicht genug seine moralischen

Grundsätze und seinen untadelhaften Lebenswandel betonen. Du bist noch zu jung, um solche Tugenden nach Gebühr zu schätzen; aber, glaube mir, sie bieten die besten Garantien für künftiges eheliches Glück. Und dann sprach er mir von seinen Wünschen, von seiner Liebe zu Dir."

Anna, die bei der vorhergehenden Auseinandersetzung zerstreut ausgesehen hatte, blickte bei den letzten Worten mit einem unverkennbaren Ausdruck der Neugierde nach ihrer Tante hin und fragte, als diese wieder eine Pause entstehen ließ: „Was sagte er denn?"

Die Gräfin stutzte; denn Herr von Ploon hatte ihr eigentlich nur von seinem Wunsch zu heiraten im allgemeinen gesprochen und von Liebe gar nicht. Aber sie hatte so viele Romane gelesen, daß sie sich zu helfen wußte. „O!" — rief sie nach kurzem Besinnen, „er schilderte mir den Eindruck, den Du auf sein Herz gemacht habest. Dein ganzes Wesen sei ihm identisch mit allem Schönen und Guten. Er fühle sich wie verwandelt, seitdem er Dich gesehen; eine neue Lebenskraft durchströme und beselige ihn."

„Wirklich, liebe Tante, das alles sagte er?" fragte Anna ganz erstaunt. „Ich habe gar nicht geglaubt, daß er so viel auf einmal sprechen könne. Und er liebt mich also?"

„Von ganzem Herzen, über alle Maßen", bestätigte die Gefragte.

„Ja, es muß schön sein, geliebt zu werden", seufzte das junge Mädchen und blickte wiederum über den Hofraum nach jemandem aus, der aber leider nicht kam.

„Und was für ein angenehmes Leben würde Dich an seiner Seite erwarten", fuhr die Gräfin fort, „Du könntest mit ihm reisen, die Wintermonate mit ihm in einer großen Stadt zubringen, dort Feste und Bälle besuchen und die erlaubten Freuden der Jugend genießen."

Fast mit einem ängstlichen Ausdruck in ihren groß aufgeschlagenen Augen, als fürchte sie überredet zu werden, blickte hier die Nichte auf ihre Tante, indem sie flüsterte: „Ich bin noch nie auf einem Ball gewesen."

„Als junge Frau würdest Du dort unter den angenehmsten Verhältnissen auftreten. Eine ganz andere Welt würdest Du dort kennen lernen, von der Du hier noch keine Ahnung hast auf Deinen Promenaden einsam und allein mit Deinem Arrapp."

„Einsam und allein mit meinem Arrapp", wiederholte Anna träumerisch; aber sie dachte in diesem Augenblick an den Einen, der sie im vorigen Sommer bisweilen auf diesen Promenaden im Park begleitet hatte, mit einer so warmen Empfindung, daß sie in sich selbst erschrak und sich zwingen mußte, an Feste und Bälle zu denken.

Plötzlich kratzte es heftig gegen die Thür und gleichzeitig, wie aus dem Fußboden kommend, ward ein dumpfes Stöhnen hörbar. Mit einem Angstschrei fuhr die Gräfin von ihrem Sitz in die Höhe, Anna gleichfalls, dann aber lachte sie hell auf und rief: „Das ist Arrapp, der sich ins Haus geschlichen hat, der sich meldet, um mich zu unserem Spaziergang abzuholen! O, Herzenstante! Das ist ein sehr vernünftiges Thier! Er verlangt nach mir und ich will mit ihm

gehen, um mich auf meiner Promenade, einsam und allein, zu besinnen, was für einen Entschluß ich fassen soll."

„O — laß doch den dummen Arrapp!" rief die Gräfin ärgerlich. „Man kann sich zum Guten nicht rasch genug entschließen! und die Herren warten auf Deinen Entschluß. — Bedenke doch, in welcher Qual der arme Herr von Ploon dasitzt und mit bang klopfendem Herzen auf die Kunde harrt, die ich ihm überbringen soll; er, der Dich so über alle Maßen liebt!"

„Und da meinst Du, ich müsse ihn durchaus wieder lieben", entgegnete Anna leicht hin und griff nach ihrem Hut: „Aber, Herzenstante, ich kann nicht anders, ich muß durchaus noch ein halbes Stündchen Bedenkzeit haben und muß mich bedenken unter Gottes freiem Himmel."

„Aber was soll ich denn den Herren sagen? Die durchaus in einer Stunde fort müssen."

„Was Du willst, liebe Tante!" rief Anna, indem sie hastig die Thür öffnete. Arrapp sprang in hohen Sätzen um sie herum und verschwand mit ihr, bevor die Gräfin, die über dies Benehmen ihrer Nichte ganz außer sich gerieth, wieder zu sich selbst gekommen war.

Als sie die Veranda betrat, waren die Herren nicht mehr dort; sie waren in den Unterhof gegangen, wo Arthur seinem Freunde, der alles mit großer Aufmerksamkeit besichtigte, die Oekonomiegebäude zeigte; denn er nahm an, daß die augenblickliche Widerspenstigkeit seiner kleinen Schwester nur eine launenhafte Marotte gewesen sei, die seine Tante schon beseitigen werde.

Diese aber saß indessen nachdenkend auf ihrem Sessel in der Veranda und erwog die Eigenthümlichkeit ihrer Handlungsweise. Sie fand es imgrunde höchst sonderbar, daß sie diesen Herrn von Ploon, der ihr wirklich durch sein stilles, bescheidenes Wesen gefallen hatte, ihrer Nichte dermaßen hatte anpreisen können, mit der Betheuerung, daß er sie liebe über alle Maßen. Sie mußte unwillkürlich lächeln über die Extravaganz ihrer Erfindung, so wie über die Ekstase, in die sie sich hinein gesprochen hatte, und kombinirte hiernach, daß eigentlich dieser Herr von Ploon, einige vierzig Jahre alt, besser zu einem Ehemann für sie selbst, als für ihre Nichte passe.

* * *

Neu belebt durch die würzige Luft, die ihr entgegenwehte, wieder in etwas befreit von dem Druck, der ihr Gemüth belastete, wanderte Anna einen Bach entlang, der sich zwischen Wiesen schlängelte; dann schlug sie, in Gedanken vertieft, ohne alle Absicht, einen ihr wohlbekannten Pfad ein und langte bald vor einer hohen Weißdornhecke an, die den Garten des abwärts gelegenen Försterhäuschens einzäunte, das dem Nachbargute gehörte. Unwillkürlich ließ sie ihren Blick über die Höhe der Hecke gleiten, wo die kleinen Bäumchen in Pyramidenform so zierlich verschnitten waren, und blieb eine kleine Weile stehen, bis ihr plötzlich der Gedanke klar wurde: „Wo sie weile." — Da, jäh erschrocken, wandte sie sich rasch ab und eilte auf dem Wege wieder zurück, den sie gekommen war.

Aber schon war ihre Gegenwart durch Arrapp, der das Gebüsch bei der Hecke durchstrichen hatte, verrathen worden; eiligst hatten zwei Hände das stachelige Gezweig dieser grünen Wand zertheilt und zwei lebhafte Augen hatten durch die erweiterte Spalte geblickt.

Noch einmal, bei einer Biegung des Weges, sah Anna von ohngefähr nach dem Försterhäuschen zurück; da gewahrte sie Reinhard Hall, der eiligst hinter ihr her kam. Und plötzlich, wie festgebannt auf der Stelle, wo sie stand, blieb sie stehen. Sie wollte wieder umwenden; sie wollte ihren Fuß heben, allein sie vermochte es nicht; es ward ihr, als könne sie kein Glied mehr rühren.

Bald stand Reinhard vor ihr. Er sah aus, wie der echte Landjunker; er hatte eine grüne Joppe an, keine Handschuhe; sein Halstuch saß schief, sein Haar war in Unordnung. Er war eben aus dem Garten gelaufen, so wie er stand und ging; aber Anna sah nichts anderes, als seine freudestrahlenden Augen, und der Blick der ihrigen senkte sich in die seinen.

Mit herzlichen Worten pries er sein Glück, sie so unverhofft wiederzusehen, und sah ihr dabei so treu und ehrlich ins Gesicht, daß sie im ersten Augenblick alles vergaß, was sie von ihm scheiden sollte; sodann aber mit einem schmerzlichen Stich, der ihr durchs Herz zuckte, erinnerte sie sich dessen und wollte ihn „Herr Graf“ anreden; aber es war ihr ganz unmöglich, diese beiden Worte über die Lippen zu bringen.

Und so mußte sie nun weiter hören, wie Reinhard schon seit drei Tagen von seiner Reise zurückgekehrt sei; aber noch nicht habe zu ihr kommen dürfen, weil er seinen alten, treuen Johann pflege, der unterwegs am Typhus erkrankt sei. Und da seine Mutter, die selbst nicht wisse, daß er schon hier sei, eine so große Angst vor Ansteckung hege, so habe er sich mit dem kranken Diener in das kleine Försterhaus einquartiert und seine Rückkehr in ein tiefes Geheimniß hüllen müssen. Jetzt aber gehe es dem Johann besser und sie brauche nicht vor ihm, dem Pfleger, zu erschrecken; denn er laufe schon seit einer halben Stunde im Freien herum, wo die frische Luft alles Böse aus seinen Kleidern verweht habe.

Und Anna stand noch immer unbeweglich da, aber tief beschämt in dem Gedanken, von demjenigen Böses gedacht zu haben, der jetzt so einfach und treuherzig gesprochen hatte, daß nichts anderes geglaubt werden konnte, als die von ihm erzählte Thatsache. Eine helle Röthe stieg ihr zu Kopf, Thränen traten ihr in die Augen; und kaum recht wissend, was sie that, reichte sie dem, den sie so innig liebte, ihre beiden Hände und flüsterte tief ergriffen: „O, Reinhard! was bist Du für ein lieber, guter Mensch.“

Er sah sie an, und überwältigt von der Innigkeit ihres Wesens, zog er sie stürmisch an sich und küßte sie leidenschaftlich. „Du bist die Meine, Anna!“ jubelte er aus übervollem Herzen.

„Ja, ich bin Dein!“ rief sie freudetrunken, „und niemand soll mich von Dir scheiden!“ Aber ihr Schuldbewußtsein ließ sie weinen.

Er beruhigte sie mit herzlichen Liebesworten und bald lächelte sie unter Thränen, saß mit ihm auf der in der Nähe sich befindenden

Moosbank, unter einer alten Linde, erzählte ihm alles, was und wie es sich zugetragen, und bat ihn um Verzeihung.

Ueber der alten Linde wölbte sich der klare, blaue Himmel, in unsichtbarer Höhe trillerte eine Lerche; schon sank die Abendsonne und lange Schatten legten sich über die friedliche Landschaft; aber das Brautpaar auf der kleinen Moosbank sah nichts von alledem. Es konnte nicht aufhören, von dem zu sprechen, was die Herzen bewegte, und der treue Arrapp lag zu den Füßen seiner Herrin und blickte hin und wieder zu ihr auf, als ob er alles wohl verstände. — Endlich aber trennten sich die Glücklichen mit der frohen Aussicht, auf Wiedersehen für den folgenden Tag.

* * *

In Talbach war große Aufregung. Die junge Herrin kam nicht wieder. Zwei Stunden waren verstrichen, seitdem sie fortging, und niemand wußte zu sagen wohin; denn zufälligerweise hatte sie niemand fortgehen sehen. Eine Beruhigung aber war es für alle, daß Arrapp sie begleitete.

Im höchsten Grade aufgebracht war ihr Bruder. Er fand keine Entschuldigung für ihr taktloses Benehmen. Ihn, der nicht gewohnt war, von den Launen anderer Leute abzuhängen, so rücksichtslos warten zu lassen, das war ihm denn doch außer allem Spaß. Noch einmal hatte er in Haus und Hof Nachfrage gehalten, natürlich vergebens, wie er es vermuthete, und jetzt trat er, höchst verdrießlich gestimmt, in die Veranda.

Aber dort schien er Tante Lotte in einem Gespräch mit Ploon zu stören; denn beide schwiegen plötzlich, als er sich ihnen nahete, und blickten ihn, wie es ihm scheinen wollte, eigenthümlich an. Er grüßte daher leichthin und ging vorüber.

Mißmuthig stampfte er mit den Füßen auf das unter ihm dröhnende Brückengewölbe; sein scharf geschnittenes Gesicht sah aus, als habe sich ein Starrkrampf übler Laune darin festgesetzt. Während er den Kiesweg verfolgte, der nach dem sogenannten Büschchen führte, sah er weder rechts noch links, nur dann und wann in kurzen Sätzen murmelte er vor sich hin: „Sich von einem so kleinen bornirten Ding an der Nase herum führen zu lassen — das ist fast lächerlich! — Sie bleibt rücksichtslos weg, so lange es ihr gefällt, und ich gebe mich zum Esel her, der warten muß. — Hätte ich nicht dem Ploon gegenüber mein Wort verpfändet, läge mir an der ganzen Geschichte nichts mehr. — bin übrigens der Sache schon herzlich satt und müde.“

Hier blieb er an einer Lichtung des Bosketts stehen und sah unwillkürlich nach dem Hause zurück; sein Blick ruhte eine kleine Weile auf der Veranda, wo er noch immer seinen Freund Ploon in eifriger Unterhaltung mit Tante Lotte gewahrte.

Was diese beiden, sonst so wortkargen Naturen, sich nur alles mögen zu erzählen haben? dachte er nachsinnend bei sich selbst — bis ihm plötzlich blitzartig der Gedanke durch den Kopf fuhr: Wie wär's, wenn die Beiden ein Paar würden?!

Hell auflachend über diese „köstliche Idee“ erheiterte sich sofort seine Gemüthsstimmung. Er drehte seinen Schnurrbart; er rieb sich die

Hände; er pfiff sich ein Liedchen und ging elastischen Schrittes zu einer weiteren Ueberlegung nach der großen Wiese, die von dieser Seite den Park begrenzte. — Als er aber da im Abendsonnenschein die friedliche Landschaft vor sich ausgebreitet sah, überkamen ihn mildere Regungen, und nicht ohne Vorwurf warf er sich die Frage auf: Wenn nun aber Ploon mit Tante Lotte zusammen paßt, so konnte er doch nicht der rechte Freier für mein kindlich Schwesterlein sein.

War ich nicht ein Barbar? — fuhr er weiter denkend fort, daß ich ein eben aufblühendes Rosenknöspchen an einen so alten knorrigen Stamm festbinden wollte, nur weil er mir paßte. — Am Ende that sie nicht unrecht, davon zu laufen.

„Gott gebe nur, daß ihr kein Leid geschah!"

Bei diesem Ausruf hob der unruhig Werdende den Blick und gewahrte eine lichte weibliche Gestalt, die aus einiger Entfernung auf ihn zukam. Sie schritt auf einer kammartigen Erhöhung des Terrains, das sich allmählich nach dem Park zu senkte. Ein letzter Strahl der untergehenden Sonne umleuchtete sie mit einem goldig schimmernden Licht.

Erstaunt blieb Arthur stehen. Es lag eine wunderbare Hoheit in der Haltung derjenigen, die ihm fremdartig erschien, wie sie jetzt auf ihn zuschritt. — Und siehe da, plötzlich, zu seiner Ueberraschung, erkannte er seine Schwester. Er traute seinen Augen kaum, — aber sie war es wirklich — und bald stand sie vor ihm.

Ein milder Ernst strahlte aus ihren blauen Augen, die sie groß zu ihm aufschlug, und ein glückseliges Lächeln umspielte den kleinen Mund.

Den Bruder durchrieselte ein eigenthümliches Gefühl und fast schüchtern begann er: „Schwester, was willst Du?"

Und sie, beseligt durch ihre Liebe, die ihr ganzes Wesen hob und heiligte, entgegnete sanft: „Dich, Bruder, wollte ich sprechen, um Dir zu sagen, daß ich den Entschluß gefaßt habe, mich zu verheiraten."

„Mit meinem Freunde Ploon?!" rief er zweifelhaft fragend.

„Nein, nicht mit dem", erwiderte sie lächelnd und ihre Augen glänzten wunderbar; aber mit Reinhard Hall, meinem Gespielen aus der Kinderzeit. Ihn, den ich kenne, ihn, den ich liebe, mehr wie mein Leben, ihm will ich angehören als seine Frau, und keinem anderen auf der ganzen Welt."

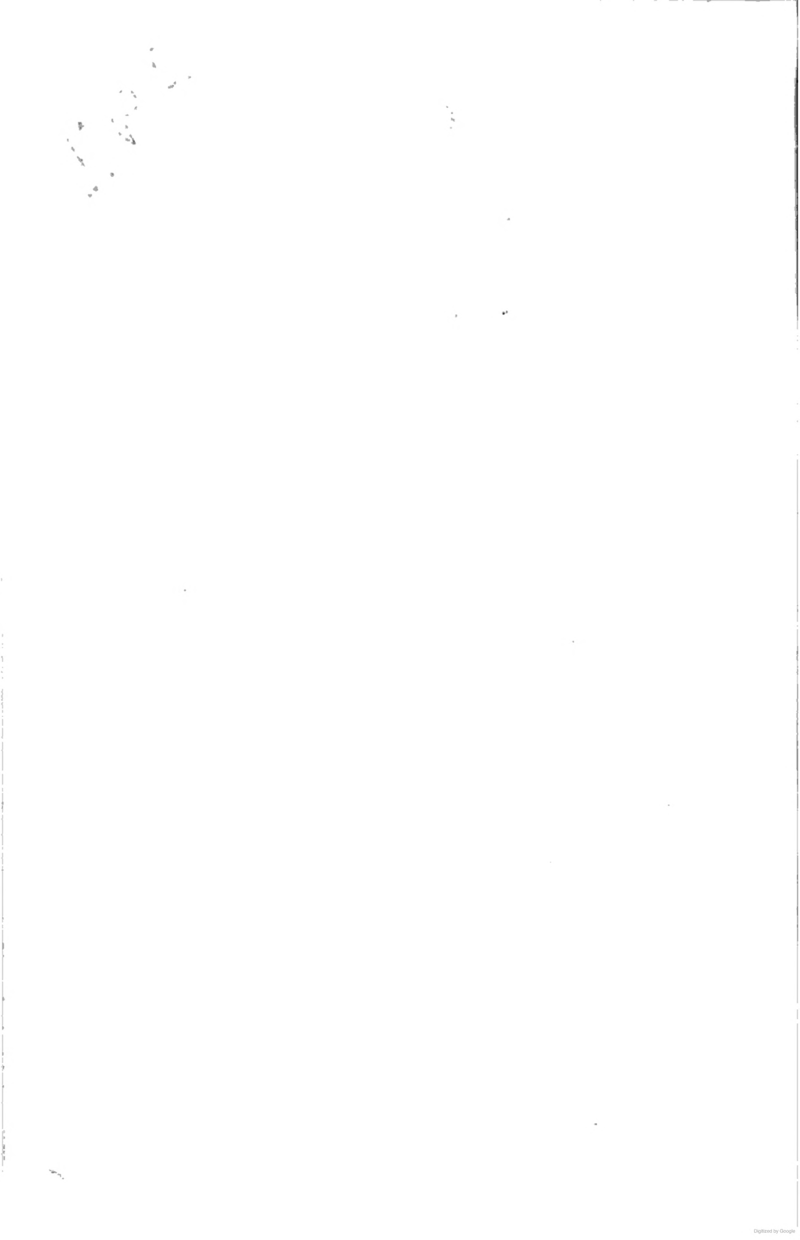
Arthur hatte jetzt nicht den Muth, gegen den Genannten, wegen einer Jagddifferenz, einen Einwand zu erheben. Schweigend wandte er sich zum weitergehen und schritt mit ihr dem Hause wieder zu.

„Nicht wahr, Arthur", begann Anna nach einigem Zögern, und jetzt klang dem Bruder die Stimme wieder vertraut; er hörte wieder sein Schwesterchen, das er bisher als ein unmündiges Kind behandelt hatte, „Dein Hauptzweck, der Dich wünschen ließ, mich bald zu verheiraten, war der, daß Du nicht gerne auf die Länge, durch die Besorgungen für mich und meine Angelegenheiten inkommodirt werden mochtest."

„Ja, Anna", entgegnete er ruhig, denn er mußte jetzt wahr sein, „die häufigen Zumuthungen, die Tante Lotte an mich stellte, bald für

Guter Rath.

Nach einem Originalgemälde von J. E. Gaißer.



jenes, meistens nur für geringfügige Dinge, die gerade so gut von einem anderen, statt meiner, hätten besorgt werden können, wurden mir lästig."

„Eine Hauptsache erfüllt sich also durch meine Heirat", fuhr sie ebenso ruhig fort, „auch will Reinhard recht gerne, die im vorigen Jahre gepachtete Jagd an Dich abtreten, wenn Du das wünschen solltest. — Fiel nun auch meine Wahl etwas anders aus, als Du es vorhattest, so denke ich, kann Dir das doch nicht sehr unlieb sein — und Dein Freund Ploon, der mich doch kaum kennen und lieben kann, wird sich wohl trösten lassen."

„Nein, wenn Du es nicht anders willst, so ließe sich für den schon ein Ausweg finden."

„O Arthur!" jubelte Anna auf, „wie glücklich machst Du mich, daß Du mir nicht entgegen sein willst! — Dank Dir, Arthur! — Jetzt erst ist mein Glück vollkommen!"

Als sie nach diesen Worten ihre Arme gegen ihn ausbreitete, strahlte eine so hohe Freude aus ihrem Antlitz, daß sie überwältigend auf den Bruder wirkte. Sanft zog er die Beglückte an sich, küßte sie mit väterlicher Milde — und Thränen traten ihm in die Augen, während er leise sprach: „Gott mache Dich glücklich, mein Schwesterchen."

* *
*

Zwei Monate später ward auf dem Gute Talbach die Hochzeit seiner jungen Herrin gefeiert. Alle begüterten Familien der Umgegend waren dazu eingeladen, und die Brillanten und Perlen der alten Adelsgeschlechter wurden einmal wieder sichtbar.

In dem festlichen Zuge, der sich zu der nahegelegenen Dorfkirche bewegte, gingen als ein Paar, das sich bald in aller Stille zu verehelichen gedachte, Tante Lotte und Herr von Ploon. — Aller Augen aber des versammelten Landvolkes ruhten mit Wohlgefallen auf der lieblichen jungen Braut und dem stattlichen, jugendlichen Bräutigam, dem Brautpaar, das heute unter allgemeinen Segenswünschen seine Hochzeit feierte.







Kaiser Wilhelm II.

Zwei Kaiser todt, die sich des Reiches Krone
Einst schwer erkämpft in heißer Völkerschlacht!
Tieftrauernd stand das treue Volk am Throne,
Als ihm das Liebste sank in Grabesnacht. —

Empor den Blick! Seht ihr den Adler kreisen?
Glück auf zum Fluge, junger Zollernaar,
Das Auge scharf, die Fänge stark wie Eisen,
Weit ausgespannt das mächt'ge Flügelpaar!

„Heil Dir im Siegerkranz", Du junger Kaiser,
Erobert hast Du schnell des Volkes Herz,
Drum windet Dir die Liebe Lorbeerreiser
Und schickt Gebete für Dich himmelwärts.

Um Deinen Thron sich Deutschlands Fürsten schaaren —
Erhab'nes Bild der Einheit, Kraft und Macht —,
Treu ihrem Schwur sie kamen, um zu wahren
Des deutschen Reiches Herrlichkeit und Pracht.

Wir wissen's wohl, Du bist ein Hort dem Frieden,
Des Volkes Wohlfahrt ist Dein einz'ges Ziel;
Ein Fürst, dem solche Väter sind beschieden,
Will ernste Arbeit, der will mehr als Spiel.

Doch naht ein Tag, da die Kanonen blitzen,
Da uns're Faust den Säbel fest umspannt —
Mit unsern Leibern schirmen wir und schützen
Den jungen Kaiser und das Vaterland!

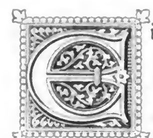
Paul Baehr.





Nur die Wahrheit.

Skizze frei nach dem Englischen von **Rudolph Mülbener.**



Eines Abends wohnten zwei Freunde, Joseph Morris und William Blewitt, in einer Londoner Kapelle einem Gottesdienste bei.

Beide junge Leute waren von Jugend auf mit einander bekannt. Morris war, um die geneigten Leser gleich mit beider Lebensstellung bekannt zu machen, Commis im Modewaarengeschäft von Black, Brown und Co., Blewitt Associé einer bekannten Makler-Firma. Beide waren in gleichem Alter, das heißt fünfundzwanzig Jahre alt; Blewitt war reicher als sein Freund und letzterem zudem an Lebenserfahrung bedeutend überlegen.

An dem betreffenden Abende predigte ein berühmter Kanzelredner über den Text: „Die Lügner sollen in den Pfuhl versenkt werden, welcher mit Feuer und Schwefel brennt ewiglich.“ Der Geistliche beschuldigte alle Stände, Reiche und Arme, jedes Alter und Geschlecht des täglich und stündlich wiederholten Lügens und beschwor schließlich seine Zuhörer, von dieser Sünde abzulassen, sich zu bessern und mit Gottes Hilfe den Versuch zu machen, nur eine Woche, nur einen Tag lang die Wahrheit zu sprechen, um zu erfahren, wie viel besser es dann mit ihnen stehen werde.

Diese Predigt bildete auf dem Nachhausewege den Gegenstand der Unterhaltung beider Freunde und führte zuletzt zu einer recht lebhaften Debatte.

„Lügen“, sagte Morris, „Lügen ist meiner Ansicht nach das Niedrigste, Entehrendste, das . . .“

„Zugegeben!“ unterbrach ihn Blewitt. „Das wissen wir alle; aber eine Frage: sprichst Du immer die Wahrheit?“

„Immer!“ versetzte Morris.

„Wahrhaftig!“ lachte Blewitt, „der gute Junge hat keine Ahnung, welchen Unsinn er in diesem Augenblicke schwatzt!“ Laut erwiderte er: „Wenn Du wirklich immer die Wahrheit sprichst, so bist Du ein menschliches Wunder.“

„Bezweifelst Du meine Wahrheitsliebe?“ entgegnete Morris. „Es liegt in Deinen Worten etwas, worüber ich mich beleidigt fühlen sollte.“

„Es ist durchaus nicht meine Absicht, Dich beleidigen zu wollen, und zum Beweise gestehe ich Dir offen, daß ich, zum Beispiel, nicht immer die Wahrheit spreche.“

„In diesem Falle“, erwiderte Morris, „hast Du doppelten Grund, Dir die Predigt zu Herzen zu nehmen.“

„Ich sage“, fuhr Blewitt fort, ohne von dieser Unterbrechung Notiz zu nehmen, „die Wahrheit dann nicht, wenn sie für mich oder andere gefährlich, oder für meine Umgebung kränkend wäre.“

„Auch dann hast Du Unrecht“, versetzte Morris. „Wir sollen und dürfen die Wahrheit nicht verleugnen, weder aus Rücksicht auf andere, noch aus Rücksicht auf uns selbst.“

„Nun“, antwortete Blewitt, „der Streit läßt sich vielleicht rascher entscheiden, als Du denkst. Ich schlage Dir zu diesem Zwecke eine Wette vor . . .“

„Ich wette nie“, unterbrach ihn Morris.

„Gut“, fuhr Blewitt fort, „wenn Du nicht wetten willst, so will ich Dich nicht dazu verleiten, mache Dir aber einen anderen Vorschlag. Wenn Du Dich verpflichtest, eine Woche lang die Wahrheit, nichts als die Wahrheit zu sprechen, so zahle ich Dir nach Ablauf dieser Zeit, obgleich ich nicht reich bin, fünfhundert Pfund.“

„Ich bin“, antwortete Morris, „zu sehr Dein Freund, um Dich auf diese Weise um Geld bringen zu wollen.“

„Nun“, erwiderte Blewitt, „da mir daran liegt, daß Du mir praktisch den Beweis lieferst, daß das Wahrheitsprechen wirklich so leicht und so ungefährlich ist, als Du behauptest, so mache ich Dir einen anderen Vorschlag und verpflichte mich, wenn Du mir anders das Versprechen giebst, eine Woche lang nur die Wahrheit, nichts als die Wahrheit zu reden, meine Augen nie wieder zu Fräulein Elise Bell zu erheben.“

Bei diesen Worten spielte ein eigenthümliches Lächeln um Blewitts Lippen, während Morris wider Willen erröthete.

„Diesen Vorschlag“, sagte er, „nehme ich an; nicht, weil ich Deine Annäherung fürchte — ich bin Elises Liebe gewiß — sondern, um Dir durch mein Beispiel zu beweisen, daß, wenn das Sprechen der Wahrheit uns zur Pflicht gemacht ist, damit zugleich auch die Möglichkeit, derselben zu genügen, gegeben ist.“

„Wir sind also einig?“ fragte Blewitt.

„Ja; aber verstehe mich recht. Wenn ich gelobe, einen Tag, oder eine Woche lang die strengste Wahrheit zu sagen — was ich übrigens immer thue — so ist es nicht meine Absicht, jedem unaufgefordert seine Fehler, Schwächen, kleinen Sünden und Unfälle vorzuhalten.“

„Natürlich nicht. Du sollst nur auf solche Fragen, die im Laufe Deiner täglichen Geschäfte oder im Verkehr mit Deiner Umgebung direkt an Dich gerichtet werden, wahrheitsgemäß antworten.“

„Das ist leicht. Aber halt! Du darfst auch nicht zu meinen Bekannten gehen und sie veranlassen, sonderbare Fragen an mich zu richten, deren Beantwortung mich in Verlegenheit setzen würde.“

„Bei meiner Ehre, nein! Alles soll ehrlich zugehen. Ich will mit keiner Seele direkt oder indirekt während der Dauer der bestimmten Woche über die Sache sprechen, und ebensowenig darfst Du, solltest Du vor dem Ablaufe derselben in eine böse Lage gerathen, dadurch alles verderben, daß Du, um Dich zu entschuldigen, gestehst, das Gelübde abgelegt zu haben, eine Woche lang nur die strengste Wahrheit zu sprechen."

„Sicherlich nicht; es wird mir nie einfallen, mich deßhalb zu entschuldigen, daß ich die Wahrheit gesprochen habe."

„Gut, dann sind wir einig."

„Vollkommen. Wann beginnt meine Probezeit?"

„Zu welcher Zeit stehst Du auf?"

„Um sieben Uhr."

„Dann mußt Du von morgen, Montag, den ersten April, früh um sieben Uhr beginnen, die Wahrheit zu sprechen, und damit bis Montag den achten April fortfahren, wo Du Dich bequem in Bedlam (einer großen Irrenanstalt bei London) wirst untergebracht sehen, und die erquickliche Anwendung der Zwangsjacke und des Sturzbades empfinden;" sagte Blewitt.

„Bedlam! Zwangsjacke! Sturzbad!" rief Morris aus, „Mensch, bist Du toll!?"

„Durchaus nicht", versetzte Blewitt mit unzerstörbarer Gelassenheit. „Ich sage es Dir voraus, daß wenn Du, Joseph Morris, Neffe und Erbe Deines Onkels John Morris, verlobter Bräutigam von Elise Bell, dem schönsten Mädchen von Little Britain*), und erster Commis von Black, Brown und Co., wenn Du Deinen Vorsatz ausführst und wirklich acht Tage lang nichts als die Wahrheit sprichst, noch vor Ablauf einer Woche nicht nur von Deinem Onkel enterbt sein, sondern auch von Deiner Braut in aller Form den Laufpaß erhalten haben und Deine Stelle verlieren, sondern auch als gemeingefährliches Individuum in Bedlam eingesperrt werden wirst. — Doch gleichviel, ich halte Dich beim Wort und rechne darauf, daß Du dasselbe erfüllen wirst."

Morris brach in ein lautes Gelächter aus.

„Gewiß, Blewitt", erwiderte er, „werde ich mein Versprechen halten, aber ich gestehe Dir offen, ich glaube, daß Du Dich mit Deinen Prophezeiungen gewaltig lächerlich machst."

„Nun, die Zukunft wird es lehren!"

„Wahrhaftig", murmelte Morris, indem er den Weg nach seiner Wohnung einschlug, „dieser Blewitt ist ein herzensguter Kerl; aber ich glaube, er hat manchmal Anfälle von Verrücktheit. Ich in das Irrenhaus und nur darum, weil ich die Wahrheit spreche! Die Idee ist wirklich zu lächerlich!"

* * *

Joseph Morris wohnte bei seinem unverheirateten Oheim John Morris und dessen gleichfalls unverheirateter Schwester, Mary Morris, in Betreff deren nur bemerkt zu werden braucht, daß beide

*) Eine Vorstadt Londons.

Leute gewöhnlichen Schlages waren, fett, wie die meisten Personen im Alter von 50—60 Jahren, gutmüthig, wenn ihnen niemand etwas in den Weg legte, freundlich gegen ihren Neffen, sofern er sich ihrem Willen fügte, und entgegengesetzt, wenn er es nicht that. An jenem Abende waren sie schon zu Bett gegangen, ehe Joseph von der Kapelle nach Hause kam, weßhalb sich letzterer nach seinem im dritten Stockwerke befindlichen Zimmer begab, zu Bett ging und einschlief, ohne in seinen Träumen eine Ahnung des Mißgeschickes und der Unfälle zu haben, welcher seiner warteten.

Am folgenden Morgen stand er auf und stieg zu dem Frühstückszimmer hinab, in welchem er seine Tante, mit der Bereitung des Thees beschäftigt, antraf, und seinen Oheim bereits bei den Morgenzeitungen fand.

„Guten Morgen, Tante! Guten Morgen, Onkel!" Wie befindest Du Dich heute?"

„Ach, guten Morgen, Joseph! ganz munter! Du auch?"

„Ganz wohl, ich danke", schwebte auf seinen Lippen; allein da er ein leichtes Kopfweh empfand und sich seines Gelübdes erinnerte, so antwortete er der Wahrheit gemäß: „Ich bin nicht ganz wohl — ich habe Kopfschmerz."

„Was, Kopfschmerz in Deinem Alter?" rief der Oheim. „Sei der Himmel mir gnädig, was das für junge Leute heutzutage sind! In Deinem Alter wußte ich kaum, daß ich einen Kopf hatte, ausgenommen, wenn ich mich kämmen mußte. Und selbst jetzt — schaue mich nur an — sehe ich nicht gesund und kräftig aus?"

„Ja, Oheim", war auf Josephs Zunge, allein wieder des Gelübdes gedenkend, antwortete er: „Es scheint mir nicht, als wenn Du wohl aussäheſt."

„Wie?"

„Ich sage, Du scheinst mir nicht ganz wohl auszusehen!"

„Was meinst Du? Weßhalb sehe ich nicht ganz wohl aus? Das möchte ich doch wissen!"

„Du bist zu beleibt, zu vollblütig — und — und —"

„Habe Neigung zum Schlagflusse — nicht wahr, das willst Du doch sagen?"

„Ja, Onkel."

„Beim heiligen Georg, das ist zu arg!" rief der entsetzte und empörte alte Mann.

„Aber Joseph, was willst Du mit solchen schrecklichen Dingen sagen?" rief die Tante in äußerster Bestürzung.

„Der Onkel hat mich gefragt und ich habe nur die Wahrheit geantwortet", versetzte der junge Mann bescheiden.

„Ja", fuhr der Onkel fort, „ich glaube, es wäre ihm am liebsten, wenn ich todt wäre!"

„Nein, Onkel, das wäre mir nicht lieb. Ich würde aufrichtig trauern, wenn Du sterben solltest."

„Aber freuen würdest Du Dich über die fette Erbschaft, welche Du erwartest — he?"

„Ich wünsche gewiß, daß Du, lieber Onkel, Dich Deines Vermögens noch so lange als möglich erfreuen mögest; aber da Du das-

selbe doch nicht mit ins Grab nehmen kannst, so würde es mich allerdings freuen, wenn Du es mir dereinst hinterlassen würdest, zumal da ich mir Verstand genug zutraue, von demselben einen angemessenen Gebrauch zu machen."

„Gerechter Himmel!" rief der alte Mann, sprang empor und lief empört im Zimmer auf und ab, „er wird mit jedem Augenblicke schlimmer und häuft unbekümmert Beleidigung auf Beleidigung. — Antworte mir, was soll ein solches Betragen bedeuten?" fragte er plötzlich, bebend vor innerer Aufregung, vor seinem Neffen stehen bleibend.

„Ich thue nichts, als daß ich die reine Wahrheit spreche, ohne mich durch Gunst oder Furcht bestimmen zu lassen", war die Antwort des letzteren.

„Du — Du unnatürlicher, undankbarer, schamloser —", sprudelte der Onkel, vor Wuth zitternd, hervor, unfähig, den Satz zu vollenden.

„O, Joseph", mahnte die Tante in vorwurfsvollem Tone, „wie kannst Du Dich so betragen? Womit haben wir das verdient?"

„Aber, liebe Tante, ich spreche ja nur die Wahrheit."

„Ach, Du meinst es nicht so, wie Du sagst?"

„Doch, Tante."

„Gewiß nicht. Du würdest untröstlich sein, wenn der Onkel und ich sterben sollten, nicht wahr?"

„Aber, Tante, da alle meine Trauer Dich, wenn Du oder der Onkel stürbe, nicht wieder in das Leben zurückrufen würde, so müßte ich mich doch über Deinen Tod endlich zu trösten suchen."

„Ach, Du Ungeheuer!" schrie die Tante, warf sich auf einen Sessel und hielt, in Thränen ausbrechend, ihr Taschentuch vor die Augen, „Du willst uns umbringen!"

„O nein, Tante, ich will Dich nicht umbringen. Ich sagte ja nur, ich würde nicht untröstlich sein, wenn Du oder der Onkel sterben solltest, und ich würde es auch nicht; kein junger Mann grämt sich darüber zu Tode, wenn sein Onkel und seine Tante sterben!"

„O, Du herzloser junger Bösewicht! Du machst mein Blut erstarren!" schluchzte die alte Dame.

„Laß ihn, Mary — sage nichts weiter!" rief der Onkel, auf einen Stuhl sinkend und sich den Schweiß vom glühend rothen Gesichte trocknend, „sage nichts mehr! Wir haben eine Natter an unserem Busen genährt, um uns endlich von ihrer giftigen Zunge stechen zu lassen. Aber er ist der einzige Sohn meines theuren verstorbenen Bruders, um dessentwillen soll ihm Verzeihung werden, wenn er seine Worte zurücknimmt und erklärt, daß es ihm leid thue, sie geäußert zu haben."

„Nimm Deine Worte zurück, Joseph, und sage, Du habest es nicht so gemeint — und gewiß, ich weiß, Du hast es auch nicht so gemeint", bat die Tante, das Tuch von den Augen nehmend und flehend ihre Augen auf den jungen Mann richtend.

„Aber, liebe Tante, ich habe es wirklich so gemeint; ich kann meine Worte nicht zurücknehmen, denn sie sind wahr."

„Dann packe Dich aus meinem Hause", rief der Onkel; „Du sollst keinen Augenblick länger darin bleiben! Und mein Testament

will ich heute noch ändern! Keinen Schilling sollst Du von mir erhalten; mein ganzes Vermögen, mit Ausnahme einer Leibrente für meine Schwester, Deine Tante, soll zur Gründung eines Hospitals verwendet werden! Und nun fort mit Dir — fort aus meinem Hause!" rief der ergrimmte alte Mann und stürzte auf seinen Neffen los, als hätte er ihn mit Fußtritten hinaustreiben wollen.

„Bitte, John, laß ihn erst sein Frühstück haben", wendete die Tante ein; „es ist nicht gut, an einem kalten Morgen, wie heute, mit leerem Magen ins Freie zu gehen."

„Frühstück? Und wenn er dem Hungertode nahe wäre, so sollte er keinen Bissen mehr in meinem Hause genießen!" schrie der wüthende Onkel.

Josephs Augen füllten sich mit Thränen. Sein Gefühl drängte ihn, sich der Tante an die Brust zu werfen und dem Onkel um den Hals zu fallen, wie er in seinem etwas wilden Knabenalter nach thörichten Streichen gethan; allein er hatte sein Wort gegeben, sich wegen alles dessen, was er der Wahrheit gemäß gesprochen, nie zu entschuldigen. Schweigend nahm er deßhalb seinen Hut und verließ mit einem kurzen „Adieu, Onkel und Tante!" das Haus.

„Ein unnatürlicher, undankbarer junger Bösewicht!" brüllte John Morris mit solcher Erbitterung, wie man in der Regel nur denen gegenüber empfindet, die man liebt.

„Ein herzloser Bube!" schluchzte die Tante.

„Uff! uff! uff! der einzige Sohn meines verstorbenen Bruders, — so auszuarten!" stöhnte der alte Mann.

„Ja, Benjamins Gebeine müssen sich noch im Grabe umwenden!" weinte Tante Mary.

„Was sollte nur sein schamloses Betragen bedeuten?" fragte ersterer.

„Ich weiß es nicht", erwiderte die Tante verzweifelnd. „Aber der arme Junge, am Ende ist es bei ihm im Kopfe nicht ganz richtig! Er sagte, er habe Kopfweh, und ich bemerkte auch in seinen Augen etwas sonderbares", fügte sie, die Phantasie mit zu Hilfe nehmend, hinzu.

„Wirklich?" rief der Bruder stutzend.

„Ja, ganz gewiß! Mich sollte es nicht wundern, wenn er wirklich übergeschnappt wäre. Das kommt von dem endlosen Abmessen der Bänder und Spitzen, und dann die langen Zahlenreihen, die ihm in den Kontobüchern abends fortwährend vor den Augen herumtanzen! Es wird schönes Aufsehen erregen, wenn es bekannt wird, daß Du Deinen armen irrsinnigen Neffen aus dem Hause gestoßen hast."

„Bah! Unsinn! Er ist ebensowenig irrsinnig, wie Du und ich. Es ist nichts als seine natürliche Schlechtigkeit und Verderbtheit, die sich endlich gezeigt hat, und ich will nichts mehr mit ihm zu thun haben!"

„Gut; Du wirst es sehen, er ist nicht richtig im Kopfe, sonst würde er uns gewiß nicht auf solche Weise gekränkt haben; er hat es ja bisher noch nie gethan."

Allein diese Vorstellungen fanden bei dem erbitterten und hals-

starrigen Manne keinen Eingang, und er schloß das Gespräch mit der Erklärung: „Ich enterbe ihn! Er soll mir nie wieder über die Schwelle kommen!“ — —

* * *

„Das wäre also die erste Lektion gewesen!“ seufzte der arme Joseph auf dem Wege nach seinem Geschäftslokale. „Kaum habe ich eine Stunde lang die Wahrheit gesprochen, so bin ich schon von meinem Onkel verstoßen und enterbt, und — o, ich bitte um Verzeihung, Fräulein Robinson!“

In Gedanken vertieft, war er gegen ein stark beleibtes Frauenzimmer gerannt, das, wie eine Fregatte unter vollen Segeln, mit ungeheurer Krinoline, welche die ganze Breite des Trottoirs erfüllte, ihm entgegen kam.

„He! he! he! woran haben Sie nur gedacht, Herr Morris?“ keiferte die starke Dame.

„An meinen Onkel und an meine Tante“, erwiderte Joseph, während seine Blicke zerstreut über die bunt geputzte Person streiften.

„An Ihren Onkel und an Ihre Tante? O, was für ein guter Neffe! Aber — he! he! he! Sie sehen ja meinen Hut so genau an?“

„Ja.“

„He! he! he! — Nun, da Sie so aufrichtig sind — wie gefällt er Ihnen denn?“

„An und für sich recht gut, — nur nicht an Ihrer Person.“

„O, weßhalb denn nicht?“

„Weil er Sie nicht gut kleidet.“

„Nun wahrhaftig, das möchte ich doch wissen, aus welchem Grunde der Hut mir nicht stände. Bitte, sagen Sie es mir offenherzig, denn ich weiß, Sie haben viel Geschmack.“

„Offenherzig gesprochen, glaube ich, daß er zu leicht für eine so schwere Person ist, wie Sie sind, zu bunt für eine so alte, und überhaupt zu kostbar für eine Kammerjungfer.“

„O, in der That? Woher wissen Sie denn, daß ich alt bin?“ rief die empörte Robinson, feuerroth werdend.

„An drei sicheren Zeichen: an Ihrer starken Figur, Ihrem dünnen Haar und Ihren schwachen Augen.“

„Herr Morris, Sie beleidigen mich!“

„Fräulein Robinson, das war nicht meine Absicht. Sie fragten mich um meine Meinung, und ich gab sie Ihnen der Wahrheit gemäß.“

„Sie haben gesagt, ich sei zu stark, zu sehr geputzt und eine alte Kammerjungfer!“

„Ja, ich muß gestehen, etwas ähnliches.“

„Sie sind ein unverschämter, unwissender Mensch!“ rief die empörte Zofe und eilte davon.

„Da!“ sagte Joseph zu sich selbst, „wieder eine Feindin! — bloß deßhalb, weil ich ihre Fragen wahrheitsgetreu beantwortet habe; und zwar Helene Lyles Kammerjungfer als Feindin, die ich um aller Welt willen nicht beleidigt haben möchte. Um aller Welt willen? — Hm! Es ist gut, daß ich dies nicht laut gesagt habe, denn es wäre eine Lüge. Um aller Welt willen würde ich mich nicht gescheut haben,

sie zu beleidigen, aber wohl um einer solchen Kleinigkeit willen, wie die jetzige Veranlassung war. O diese unselige Gewohnheit, immer eine Unwahrheit zu sagen! Wenn wir nicht andere belügen, so belügen wir uns selbst, und zwar ganz unnöthiger Weise. Aber der Henker hole auch das ewige Wahrheitsagen! Es wird mich noch so in die Klemme bringen, daß ich nicht wieder heraus kann. Wollte Gott, kein Mensch richtete die nächsten acht Tage Fragen oder Bemerkungen an mich!"

* *
*

Unterdessen lief die beleidigte Kammerjungfer zu allen ihr unter den Geschäftsleuten von Little Britain bekannten Personen, um sich wegen der erlittenen Kränkung zu beklagen.

„Ist das nicht höchst sonderbar von dem unverschämten Menschen, dem Morris in Blacks Laden?" sagte sie zu der kleinen Putzmacherin, Fräulein Elise Bell, der ersten von ihr angetroffenen Person. „Ich war heute dort im Laden, um für Fräulein Lyle eine Bestellung zu machen, und als ich heraus kam, begegnete ich auf der Straße Morris, der sich ganz abscheulich gegen mich betrug."

„Unmöglich, Fräulein Robinson! Morris ist ja immer ein so bescheidener Mann", war die Antwort.

„Bescheiden, oder nicht, er hat mich gröblich beleidigt, und überhaupt schien er mir schwer betrunken zu sein."

„O, nicht doch; er trinkt nie, und so früh am Morgen!"

„Nun, dann war er nicht bei Sinnen!" rief die Kammerzofe.

„Aber wodurch hat er Sie denn beleidigt? Was hat er denn gesagt oder gethan?"

„Das können Sie sich leicht denken, Fräulein Bell", erwiderte die Erzürnte und verließ eiligst den Laden, denn sie hatte keine Lust, die von Joseph geäußerten einfachen Wahrheiten zu ihrem eigenen Nachtheile zu wiederholen.

Erstaunt über die Andeutung, daß der junge Mann den schlechten Geschmack gehabt haben sollte, der gealterten, sehr koketten Kammerjungfer eine Liebeserklärung zu machen, blieb das junge Mädchen einige Augenblicke gedankenvoll stehen.

„Er muß in der That nicht bei Sinnen gewesen sein!" sagte sie endlich und ging wieder an ihre Arbeit.

Diese Unterhaltung wiederholte sich, mit geringeren Variationen, so daß nach kaum zwei Stunden in Little Britain das Gerücht umlief, der junge Morris sei nicht ganz richtig im Kopfe.

Inzwischen trat Joseph in den schönen Laden seiner Prinzipale.

„Herr Morris", sagte der zweite Compagnon, Herr Brown, sich ihm nähernd, „Sie kommen etwas spät; allein ich will Ihnen keinen Vorwurf machen, da Sie sonst immer so pünktlich sind. Lassen Sie diese Seidenstoffe hier sorgfältig einpacken, denn sie müssen heute noch an Fräulein Lyle geschickt werden, da die Dame verschiedene Stücke davon auswählen wird. Besonders lieb wäre es mir, wenn Sie selbst mit dem Packet zu ihr gehen wollten. Es ist zwar eigentlich nicht Ihr Geschäft, es zu thun, allein es wäre eine besondere Aufmerksamkeit gegen die Dame, welche eine unserer besten Kunden ist. Sie

würden mir deßhalb einen großen Gefallen erzeigen, wenn Sie den Auftrag ausführen wollten."

„Mit dem größten Vergnügen!" erwiderte Joseph freudestrahlend und froh, endlich eine Antwort geben zu können, die wahr und zugleich höflich war; denn er hatte zu befürchten angefangen, daß er nie mehr den Mund werde öffnen können, ohne zu beleidigen und sich Feindschaft zu bereiten.

„Das sieht Ihnen ähnlich, Sie sind immer bereitwillig und gefällig"; versetzte der Prinzipal. — „Aber wissen Sie auch, ich glaube, die Dame sieht es gern, wenn Sie nach ihrer Villa hinunter kommen, denn ich habe die Bemerkung gemacht, wenn sie in unseren Laden kommt, daß sie immer nur von Ihnen bedient sein will; und wenn sich einer von uns alten Leuten nähert, um ihr unseren Respekt zu beweisen, so macht sie ein verdrießliches Gesicht, findet an keiner Waare Gefallen und verläßt in der Regel gleich den Laden. Ja, es ist eine schöne Sache, fünfundzwanzig Jahre alt zu sein und hübsches braunes Haar zu haben!" fügte Herr Brown hinzu, während er sich mit der Hand über seinen glänzenden kahlen Schädel strich.

Mit der Bescheidenheit eines unverdorbenen jungen Mannes erröthend, erwiderte Morris der Wahrheit gemäß:

„Ja, es ist eine schöne Sache!"

Der Prinzipal blickte ihn, über diese offenherzige Antwort erstaunt an und dachte bei sich: Der eingebildete junge Narr! sollte er denn auch so eitel sein, wie alle Uebrigen? Aber nein; er wird ja roth über meine Bemerkung, daß eine „junge Erbin" ihm besondere Aufmerksamkeit schenke. Ich muß ihn mißverstanden haben!

„Ich habe Ihnen noch etwas anderes mitzutheilen, Morris", sagte er darauf laut; aber beachten Sie wohl, es ist noch ein Geheimniß. Folgen Sie mir!"

Der junge Mann trat mit dem Prinzipal in ein kleines Seitengemach, wo letzterer fortfuhr: „Ich kann mir das Vergnügen nicht versagen, der Erste zu sein, der Ihnen diese Mittheilung macht; und da ich heute Morgen noch nach Paislay gehen muß, um Einkäufe zu besorgen, so würde sich keine andere Gelegenheit bieten!

Joseph wurde gespannt und neugierig, Herr Brown blickte noch einmal um sich und zur Thür hinaus, ob kein Horcher in der Nähe sei, und sagte dann:

„Am vorigen Sonnabend waren wir, meine Compagnons und ich, zu einem recht delikaten kleinen Abendessen versammelt, und zwar im „Engel am Bratspieß" — eine sonderbare Bezeichnung eines Gasthofes — nicht wahr?"

„Ja, es ist eine wunderliche Zusammenstellung"; erwiderte der junge Mann.

„Und doch nicht ganz unpassend", bemerkte Herr Brown; „denn wenn meine Köchin mir immer so saftige, gut zubereitete Beefsteaks und Kotelettes brächte, wie wir dort bekamen, so würde ich sie einen „Engel am Bratspieß" nennen! Hahaha! Das ist ein guter Einfall — obgleich von mir selbst — nicht wahr?"

„Nicht besonders!" antwortete der Wahrheitssprecher.

Was meint er? dachte Herr Brown; ich verstehe ihn heute nicht — sein Benehmen ist seltsam.

Da ihn jedoch der Gegenstand der Mittheilung zu sehr interessirte, um auf Nebenpunkte einzugehen, so ließ er die Aeußerung unbeachtet und fuhr fort:

„Gut; wie gesagt, wir saßen behaglich in einem Privatzimmer des „Engel am Bratspieß" beim Abendessen, als unser Gespräch auf Sie fiel, — Ihre Umsicht und Treue, Ihr gefälliges Wesen, das namentlich die Damen anzieht, und — und — mit einem Worte, wir kamen überein, daß es billig sein würde, Sie als Theilhaber in unser Geschäft aufzunehmen und Ihnen einen entsprechenden Antheil am Gewinne zu gewähren."

„O, Herr Brown!" brach der junge Mann in fieberhafter Aufwallung von Dankbarkeit und Entzücken hervor. Es war von jeher das höchste Ziel seines Strebens gewesen, nach Jahren treuer Dienstleistung und mit Ersparung einer verhältnißmäßigen Summe dereinst in die Firma als Theilhaber eintreten zu dürfen; allein jetzt schon, ohne Kapital, nur seines persönlichen Werthes halber, darin aufgenommen zu werden, hatte er in seinen kühnsten Träumen nie für möglich gehalten."

„Still, still!" rief der Prinzipal, „nicht so laut! Man wird Sie hören und die Sache darf jetzt noch nicht bekannt werden, ist noch ein Geheimniß unter uns. Aber ich sehe, der Laden ist voll von Kunden und wir müssen deßhalb unser Gespräch abbrechen. Nur noch eins! Black will sich vom Geschäft zurückziehen und dann werde ich der älteste Compagnon sein."

„Ich gratulire Ihnen."

„Ja, und Sie können sich selbst gratuliren, denn ich hoffe ein freundlicherer Chef zu sein, als unser bisheriges tyrannisches Oberhaupt. Auf jeden Fall aber wird unsere Firma vom ersten Mai dieses Jahres ab Brown, Green, White und Morris lauten, wenn Sie nichts dagegen einzuwenden haben."

„O, Herr Brown, mein Herz —"

„Ja, ja, ich weiß schon. Aber vergessen Sie nicht, was ich Ihnen mitgetheilt habe, — ist ein Geheimniß; denn meine Compagnons wollen Sie überraschen, und Sie dürfen daher nichts verrathen."

„O, gewiß nicht, wenn sie mich nicht fragen."

„Das werden Sie auf keinen Fall thun, sondern über den Gegenstand ganz schweigen, bis die Zeit kommt. Allein jetzt muß ich fort. Sie thäten auch wohl, in den Laden zu gehen und die Damen zu bedienen, welche jene gedruckten Stoffe betrachten."

Herr Brown entfernte sich und der junge Mann nahm seinen gewöhnlichen Stand hinter dem Ladentische ein.

„Ich darf mich darauf verlassen, daß diese Farben nicht ausgehen?" fragte eine junge Dame, die ein Stück gedruckten Kattun besah.

„Nein, Fräulein", erwiderte der Wahrheitssprecher; „diese Farben gehen allerdings aus."

„Aber auf dem Zettel sind sie doch als „echt" bezeichnet; woher wissen Sie, daß sie ausgehen?"

„Weil in der vorigen Woche eine alte Dame, die ein Kleid davon gekauft hatte, ein Stück desselben waschen ließ, welches ganz verblich, und dann zu uns kam, um sich zu beschweren."

„Ich glaube, mit vollem Rechte. Aber Sie sollten dergleichen Stoffe nicht als „echt" bezeichnen, wenn Sie dessen nicht ganz gewiß sind."

„Freilich sollte das nicht geschehen."

„Und da Sie jetzt wissen, daß sie unecht sind, so sollten Sie die Zettel abnehmen."

„Allerdings sollten wir das thun."

„Was? Sind die Zettel noch nicht abgenommen?" rief der älteste Compagnon, Herr Black, sehr eifrig hinzukommend.

„Nehmen Sie sogleich die Zettel ab, Herr Morris. Wir verkaufen nie Farben als echt, wenn wir dessen nicht gewiß sind. Womit kann ich Ihnen sonst noch dienen, Fräulein?" fragte er die junge Dame sehr ehrerbietig.

„Für jetzt mit nichts, ich werde wiederkommen"; antwortete sie, verbeugte sich leicht und verließ den Laden.

Sobald sie fort war, erlitt des Prinzipals Wesen eine plötzliche Veränderung. Sich nach Morris umwendend, welcher beschäftigt war, die mit „echt" bezeichneten Zettel abzureißen, sagte er barsch:

„Lassen Sie die Zettel daran, Morris! Zum Henker, was fiel Ihnen ein, daß Sie der Dame sagen mußten, die Farben gingen aus?"

„Weil es die Wahrheit war. Fräulein Rupp kaufte vorige Woche ein Kleid davon, ließ ein Stück waschen und brachte es dann hierher; — es war ganz verblichen."

„Aber deßhalb hatten sie nicht nöthig, es der jungen Dame zu sagen, die eben hier war; sie mochte die Entdeckung selbst machen, nachdem das Kleid gekauft und bezahlt war."

„Dann wäre es ja zu spät gewesen."

„Das geht Sie nichts an. Wir müssen ein wenig „scheeren", um bestehen zu können; denn wollten wir den Leuten offenherzig sagen, daß die Farben dieses Stückes ausgehen und jene sich abreiben und so weiter, so thäten wir am besten, den Laden ganz zu schließen. Ich bin erstaunt, daß Sie nach so langer Dienstzeit einen solchen Verstoß begehen konnten. Hüten Sie sich in Zukunft vor ähnlichen Versehen!"

Der arme Joseph! Kaum hatte er Zeit, nach dieser Zurechtweisung Athem zu schöpfen, als sein Muth und seine Wahrheitsliebe einer neuen Probe unterworfen wurde.

„Ist dies französische Seide?" fragte eine Dame, auf ein Stück Seidenzeug deutend.

„Nein — nein!" stotterte der junge Mann, während er bis an die Augen erröthete.

„Ich dachte es mir gleich; aber auf dem daran hängenden Zettel steht doch: „Echte französische Seide!" Warum schreiben Sie das darauf, wenn es nicht so ist? Wahrscheinlich ein Irrthum?" fragte die Dame.

„Nein, Madame, kein Irrthum."

„Wie? wollen Sie sagen, daß es absichtlich geschehen sei?"

„Ja, Madame."

„Aber das heißt ja betrügen!“ rief die Dame erstaunt.

„Ich weiß es, Madame“, gestand der Wahrheitssprecher nothgedrungen ein; „allein wir nennen es nur scheeren.“

„Ist das Gebrauch in Ihrem Geschäfte?“

„Ja, Madame.“

„Entsetzlich! Und weßhalb offenbaren Sie mir diese Dinge? Haben Sie sich mit Ihren Prinzipalen entzweit?“

„Nein, Madame; ich stand nie höher in ihrer Gunst, als gerade diesen Morgen.“

„Seltsam! Aber was veranlaßt Sie denn, diese betrügerische Handlungsweise zu verrathen?“

„Sie haben mich gefragt, und ich fühle mich gedrungen, der Wahrheit gemäß zu antworten.“

„So! Sprechen Sie immer die Wahrheit?“

„Ich thue es jetzt.“

„Und wissen Ihre Prinzipale darum?“

„Ich glaube nicht.“

„Wahrscheinlich nicht! Aber was dieses fälschlich als französische Seide bezeichnete Stück betrifft — was für ein Stoff ist es eigentlich?“

„Englische Seide von geringer Qualität.“

„Und was ist der wirkliche Werth derselben?“

„Ungefähr zwei Schilling die Elle.“

„Und Sie verkaufen sie für drei Schillinge — ein Drittel über den wahren Werth? Abscheulich! Ich werde nie wieder diesen Laden betreten und alle meine Freunde warnen, es zu thun!“ rief die Dame und verließ eiligst das Lokal.

Diese Scene hatte Black, starr vor Schreck und seine beiden jüngeren Compagnons, White und Green, mit angesehen. Nachdem die Dame fort war, stürzten alle drei gleichzeitig auf Joseph los.

„Sind Sie wahnsinnig? Wollen Sie uns zugrunde richten?“ fragte Black.

„Sie treiben jeden Kunden fort und fügen uns stündlich mehr als zwanzig Pfund Schaden zu!“ rief Green.

„Was soll dieses verrückte Betragen bedeuten?“ fragte White.

„Ich bin gefragt worden und habe die Wahrheit geantwortet“; erwiderte Joseph, von diesem heftigen Angriffe zur Verzweiflung getrieben.

„Die Wahrheit! Was soll das heißen? Sie sagen unsere Zettel sind falsch?“ rief Black.

„Und wir thäten es, um die Waaren zu höheren Preisen zu verkaufen?“ fügte Green hinzu.

„Und das sei Gebrauch in unserem Geschäft?“ schloß White.

„Ja, es ist die Wahrheit — die reine Wahrheit!“ rief Joseph, „und ich muß die Wahrheit sprechen, wenn es auch mir das Leben kostet!“

„Fort aus unserem Laden, Bösewicht!“ brüllte Black.

„Hinaus! hinaus!“ donnerte Green.

„Und Sie lassen sich nie wieder hier sehen!“ schrie White.

Morris nahm seinen Hut und das ihm von Brown anvertraute Packet, sprang über den Ladentisch und verließ das Geschäft.

Warum er das Packet mitgenommen, das hätte er vielleicht selbst nicht sagen können. Geschah es nur mechanisch, oder drängte es ihn, die ihm durch dasselbe gebotene Gelegenheit zu benutzen, um der Empfängerin des Packets einen Besuch zu machen? Wir wissen es nicht, und er selbst wußte es vielleicht ebenso wenig.

„Kaum sechs Stunden sind es her", murmelte Morris, während er, das Packet unter dem Arme, über die Straße schritt, „daß ich die Wahrheit gesprochen, und schon bin ich ohne mein Verschulden von meinem Onkel enterbt und von meinen Prinzipalen davongejagt worden. Wird auch der Rest der Prophezeiung sich erfüllen? Wird auch Elise mir, wegen irgend einer ihr mißfälligen Wahrheit den Abschied geben? Oder wird man mich zuletzt wirklich als ein gefährliches Subjekt ins Irrenhaus sperren? Ins Irrenhaus! Dort fände ich wenigstens Kost, Wohnung und Pflege, und man jagte mich nicht fort, wenn ich die Wahrheit spreche, sondern man hält mich dann nur um so fester!"

Elise Bell empfing ihn in dem kleinen, neben dem Laden gelegenen Zimmer, wo sie täglich, von Spitzen, Vorhängen und Schleiern umgeben, wie eine hübsche kleine Spinne in ihrem Gewebe saß, emsig bemüht, weibliche Fliegen zu fangen. Als Joseph eintrat, befand sie sich allein im Zimmer und war beschäftigt, einen von Paris bezogenen Musterhut nachzubilden.

„So kommst Du endlich?" sagte sie, ohne aufzustehen.

„Ja"; erwiderte er müde und erschöpft auf einen Stuhl sinkend.

„Ich hoffe, Du hast Dich gestern Abend mit Deiner Freundin, Fräulein Robinson, gut amüsirt?"

„Was meinst Du damit?"

„O, ich kenne Dein Thun und Treiben, wenn Du es auch nicht ahnst. Ich habe so manches gehört! Wahrscheinlich hast Du Fräulein Robinson beleidigt — nicht wahr? Aber bei mir darfst Du keinen Trost suchen; geh' und versöhne Dich mit Deinem Kammermädchen."

„Elise, Du kränkst mich!" rief der junge Mann mit so heftigem Tone und glutrothem Gesicht, daß das Mädchen erschrak.

„Nun wohl, wenn Du dem Kammermädchen wirklich keine Aufmerksamkeit bewiesen hast, so hatte ich wenigstens guten Grund, es zu glauben, denn sie war diesen Morgen hier und beklagte sich im höchsten Zorne darüber, daß Du ihr eine Liebeserklärung gemacht habest."

„Ich ihr eine Liebeserklärung —?"

„Wenn sie es auch nicht deutlich sagte, so gab sie es wenigstens zu verstehen."

Elise erzählte ihm hierauf das Gespräch mit Jane Robinson.

„Gut, nun will ich Dir mittheilen, was sich wirklich zwischen ihr und mir zugetragen hat"; erwiderte Joseph und schilderte den Vorfall.

Elise lachte herzlich, denn sie war boshaft genug, sich über die Beschämung, welche die eitle Kammerjungfer erfahren, zu freuen. Endlich, sich die Thränen aus den Augen wischend, fragte sie:

„Aber was kam Dir denn in den Sinn, daß Du ihr solche Dinge sagtest."

„Sie fragte mich, und ich mußte ihr der Wahrheit gemäß antworten.“

„Guter Gott, die Wahrheit darf man nicht immer sagen, das ist nicht klug gehandelt. Jetzt hast Du Dir Fräulein Lyles Kammermädchen zur Feindin gemacht, und sie wird ihre Gebieterin ohne Zweifel veranlassen Euren Laden und vielleicht auch den unserigen nicht mehr zu besuchen.“

„Das ist wohl möglich, Elise, und es ist leider nicht die einzige Unannehmlichkeit, die ich diesen Morgen erfahren habe“, erwiderte der junge Mann seufzend.

„Es ist das schon genug; aber was ist denn noch mehr geschehen?“

Joseph berichtete den Vorfall, welcher sich zwischen ihm und seinen Verwandten zugetragen und mit seiner Verweisung aus dem Hause geendet hatte.

„Und so hat mich mein Onkel verstoßen und enterbt“, schloß er seine Erzählung, „bloß deßhalb, weil ich auf seine Frage zugestanden habe, daß ich nicht ganz untröstlich sein werde, wenn er, oder die Tante, sterben sollten, und daß das reiche Erbtheil mir angenehm sein würde.“

Jetzt lachte sie nicht mehr, denn sie sah ein, welcher Nachtheil für sie selbst, als Josephs künftige Frau, aus dem Verluste der reichen Erbschaft entspringen mußte. Ihr Gesicht wurde zornroth, aber sie affektirte nur den Ton gerechten Unwillens, indem sie erwiderte:

„Es geschah Dir recht, denn ich kann es nur unnatürlich nennen, daß Du Deinem Onkel, dessen einziger Erbe Du werden solltest, solche Dinge sagtest. Ich weiß nicht, was in Dich gefahren ist. Weßhalb thatest Du es?“

„Weil er mich fragte und ich die Wahrheit antworten mußte, wie ich Dir schon vorher gesagt habe.“

„Und wie ich Dir schon vorher gesagt habe, darf man die Wahrheit nicht zu allen Zeiten sprechen, und in diesem Falle — einem so reichen Onkel gegenüber — war es geradezu schlecht! — Wenn meine Tante mich fragen würde: „Meine liebe Elise, was würdest Du thun, wenn Du mich verlörest?“ so antworte ich nicht: „Ich würde mich viel besser befinden, als jetzt, weil mir dann alles allein gehört“, obgleich es die Wahrheit wäre, denn sie würde mich aus dem Hause stoßen, und mit Recht! Nein, ich antwortete: „Ach Gott, Tante, sprich doch nicht so, Du brichst mir das Herz! Wenn Du sterben solltest, so würde ich mir die Augen ausweinen und mich zu Tode grämen?“

„Und sie glaubt es?“

„Sie glaubt wenigstens, daß ich so denke und daß meine Worte aufrichtig sind, und liebt mich deßhalb umso mehr.“

„Elise, das ist empörend! Ich hätte nie für möglich gehalten, daß Du so wenig Gefühl und Aufrichtigkeit besäßest“; entgegnete Joseph mit betrübtem Tone.

„Es ist nicht Mangel an Gefühl und Aufrichtigkeit, sondern Klugheit und zugleich Gutmüthigkeit und Ehrerbietung. So schlecht ich auch sein mag, Du Tugendheld, so scheue ich mich doch, die Gefühle derjenigen zu verletzen, welche mich auferzogen und für mich gesorgt haben“; höhnte Elise.

„Ich glaube, es wird am besten sein, wenn ich Dir gleich alles

Unheil mittheile, das mich heut betroffen hat", sagte der junge Mann verzweifelnd, denn der Bruch mit meinem Onkel ist nicht das einzige Mißgeschick." Und damit erzählte er die Begebenheit des Morgens in seinem Geschäftslokale und endete mit den Worten: „So bin ich also, liebe Elise, lediglich aus dem Grunde, weil ich auf gewisse Fragen die Wahrheit erwidert habe, auch von meinen Prinzipalen entlassen worden."

„Und gleichfalls mit vollem Rechte!" rief Elise, außer sich vor Aerger. „Mensch, Du mußt den Verstand verloren haben!"

„Machst Du mir Vorwürfe, daß ich die Wahrheit gesagt habe?"

„Ach, die Wahrheit!" rief Elise verächtlich. „Freilich mache ich Dir Vorwürfe! Völliger Wahnsinn wär's, den Kunden die Wahrheit zu sagen; sie haben kein Recht, es zu erwarten! Wollte ich nur unseren Kunden die Wahrheit sagen, so könnten wir morgen den Laden schließen und uns für bankerott erklären! Wenn man Geschäfte machen und vorwärts kommen will, so darf man nicht so gewissenhaft sein. Und was Dich betrifft, Du Wahrheitssprecher, so wundere ich mich in der That, woher bei Dir mit einem Male diese große Gewissenhaftigkeit kommt. Der Himmel weiß es! Du hast mir oft genug Unwahrheiten gesagt."

„Ja, Elise, ich habe Dir öfters Unwahrheiten gesagt; aber ich will es nicht wieder thun."

„Nun, wahrhaftig!" rief das Mädchen empört, „ich bin überzeugt, es war auch eine Lüge, wenn Du sagest, Du liebtest mich!"

„Nein, Elise, das war keine Lüge; ich liebe Dich wirklich."

„O, in der That! Ich bin Dir sehr dankbar für diese Gnade! Was für Unwahrheiten meinst Du denn?"

„Ich habe Dich oft einen „Engel" genannt, was Du nicht bist, eine Schönheit, einen Seraph, mein Leben, meine Seele, was natürlich nicht der strengen Wahrheit gemäß war."

„Und Du hast mir auch gesagt, Du würdest sterben, wenn ich Dich nicht heirate. Das war muthmaßlich auch eine Lüge?"

„Ja, Elise."

„Es giebt gewiß irgend eine Person, die Du mehr bewunderst, als mich, und die Du mehr lieben würdest, als mich, wenn Du frei wärest. Ist das nicht die Wahrheit?"

Sie sprach in höchst leidenschaftlichem Tone und gleichzeitig leuchtete aus ihren Blicken und Worten eine solche Bosheit und Erbitterung hervor, daß Joseph keinen Zweifel mehr über ihre eigentlichen Empfindungen und ihren wahren Charakter hegen konnte. Mit klarerem Blicke, als bisher, ihr Inneres erkennend stand er ernst und würdevoll auf und sagte:

„Lebe wohl, Elise, Du bist nicht das, wofür ich Dich hielt! Ich habe mich in Dir getäuscht, so wie Du glaubst, Dich in mir getäuscht zu haben! Der Himmel sei gepriesen, daß der Irrthum zeitig entdeckt worden ist! Ich danke Dir für die Freiheit, welche Du mir zurück giebst. Ja, es ist eine bittere, aber heilsame Lehre."

Eine Thräne aus dem Auge drückend, nahm der junge Mann seinen Hut und verließ das Haus.

* *
*

Ueber die Selbstsucht, Härte und Falschheit seiner gewesenen Braut grübelnd, schritt Morris tiefsinnig über die Straße und rannte, nur mit sich selbst beschäftigt und darum alle Dinge um sich her unbeachtet lassend, gegen einen ihm entgegen kommenden Herrn an.

„Holla, Joseph! Bist Du wirklich wahnsinnig, wie die Leute sagen?“ rief ihn der Gestoßene an.

„Ach, Blewitt, Du bist es? Ich bitte Dich um Entschuldigung“; erwiderte Morris, seinen Freund erkennend.

„Das, dächte ich, könntest Du auch, nachdem Du mich beinahe über den Haufen gerannt hast. Aber wie geht es übrigens?“

„Wie es geht? Nun, ich glaube, es geht schnell abwärts. Ach, Blewitt, noch keine sieben Stunden habe ich die Wahrheit gesprochen, und bin schon von meinem Onkel enterbt, von meinen Prinzipalen entlassen und von meiner Braut verabschiedet worden!“

„Ich habe Dir es vorher gesagt, und wenn Du Dich nicht vorsiehst, so wirst Du, ehe die nächsten sieben Stunden vergehen, im Irrenhause sitzen. Alle hegen die Besorgniß, daß Du Dir ein Leid zufügen könntest.“

„In dieser Beziehung ist ihre Besorgniß in der That nicht unbegründet“, erwiderte Joseph; denn ich habe mir in den letzten sieben Stunden so viel Leid zugefügt, als ein Mensch dadurch, daß er die Wahrheit spricht, nur irgend kann.“

„Ich wundere mich nicht darüber, mein lieber Junge; allein das Spiel muß ausgespielt werden.“

„Mag aus mir werden, was da wolle!“ rief Joseph verzweifelnd. „Aber da ich Geschäfte in Streatham habe, so will ich diese vorher besorgen.“

„Gut; ich will Dich nicht aufhalten, — auf Wiedersehen!“

* *
*

Morris schlug den Weg nach der schönen, von der reichen Erbin Helene Lyle bewohnten Villa in Streatham, die „Rosenhütte“ genannt, ein.

Helene Lyle, die reiche Besitzerin der „Rosenhütte“, war die einzige Tochter des alten Schulmeisters, bei dem Morris seinen ersten Unterricht genossen hatte. Nachdem ihr Vater zur letzten Ruhe eingegangen war, mußte Helene ihr tägliches Brod durch Unterricht außer dem Hause erwerben. Nach mehreren Jahren erhielt sie die Nachricht, daß ein älterer Bruder ihres Vaters in New-Orleans mit Hinterlassung eines im Baumwollenhandel errungenen Vermögens von beinahe zwölf Millionen Mark, verstorben sei und sie zur alleinigen Erbin eingesetzt habe. Durch diesen Glücksumstand wurde Helene, die arme, schlecht bezahlte und mit Arbeit überladene Lehrerin, in Bezug auf Reichthum plötzlich einer Herzogin gleichgestellt, in Bezug auf inneren Werth aber blieb sie unvergleichlich.

An jenem für Joseph so unglücklichen Tage befand sich Helene allein in ihrem Wohnzimmer. Sie empfing ihn freundlich, indem sie lächelnd sagte:

„Drei Jahre wohne ich nun schon hier, und dieses ist das erste

Mal, daß ich Sie bei mir sehe. Ist das recht von einem alten Freunde?"

Unter den obwaltenden Umständen, glaube ich, konnte es nicht anders sein, Fräulein Lyle"; antwortete der Wahrheitssprecher.

„Weßhalb nennen Sie mich Fräulein Lyle?" In jenen verflossenen, glücklichen Tagen, als wir beide meines Vaters Schule besuchten, waren wir nur Helene und Joseph. Auch noch später, während der Zeit meines Mißgeschickes, blieb diese Benennung unter uns. Weßhalb soll ich jetzt Fräulein Lyle sein? Wünschen Sie, daß ich Sie Herr Morris nenne?"

„O nein, nein! Nennen Sie mich Joseph, ich bitte Sie!" rief der junge Mann, während sein Gesicht roth und wieder blaß wurde.

„Nun, dann lassen Sie mich auch Helene sein! Ich habe weder Eltern, noch Geschwister auf der Welt und — werde mich nie vermälen. Deßhalb müssen Sie, Joseph, und Ihre Frau mir die Stelle eines Bruders und einer Schwester ersetzen. Ich höre, Sie werden sich bald verheiraten, und freue mich, daß Sie heut' Abend gekommen sind, denn ich habe ein kleines Hochzeitsgeschenk für Ihre Braut —"

„Lady M— und Baronet D—!" wurden gemeldet und im nächsten Augenblicke traten die beiden Gäste ein.

Joseph nahm seinen Hut und wollte sich entfernen.

„Nein, bitte, gehen Sie nicht!" flüsterte ihm Helene hastig zu. „Seit langer Zeit habe ich Sie nicht gesehen, und heut' ist es das erste Mal, daß Sie hier sind. Ich habe Ihnen viel zu sagen. Bitte, bleiben Sie, bis der Besuch wieder fort ist."

Mit klopfendem Herzen verbeugte sich Joseph und trat an das andere Ende des Zimmers, wo er die an den Wänden hängenden Bilder betrachtete.

Die Lady kam Helene mit gewinnender Freundlichkeit entgegen, faßte ihre Hände und küßte das junge Mädchen mit der größten scheinbaren Herzlichkeit, und zu Josephs Erstaunen — denn er konnte seine Aufmerksamkeit nicht ausschließlich auf die Bilder beschränken — schien sich Helene dadurch geschmeichelt zu fühlen.

Auch der Baronet war sehr aufmerksam gegen die junge Dame des Hauses. Man sprach von den Hoffesten, Bällen, Konzerten und neuesten Opern, und die Gäste drückten ihre Verwunderung darüber aus, daß Fräulein Lyle nicht mit ihrer Freundin Cassok nach London komme, um daran Theil zu nehmen. Nach kurzer Unterhaltung nahm Lady M. mit derselben Herzlichkeit Abschied, bat um einen baldigen Gegenbesuch und ging.

„Nun", sagte Helene, sich Joseph nähernd, „was sagen Sie dazu?"

„Ich bin der Meinung", erwiderte der junge Mann, „daß Mylady einen sehr wichtigen Zweck im Auge haben muß, wenn sie sich herabläßt, hierher zu kommen und so außerordentlich gnädig gegen Sie, Helene zu sein."

„Diese Ansicht ist jedenfalls nicht sehr schmeichelhaft für mich", bemerkte die junge Dame; „aber woher wissen Sie, daß es nicht persönlicher Werth ist, was sie angezogen hat?"

„Weil Ihr persönlicher Werth, Helene, wäre er auch noch zehnmal größer, als er wirklich ist, die Lady nicht angezogen haben würde,

wenn Sie noch eine Lehrerin wären. Sie wissen das so gut, wie ich. Und selbst jetzt, nachdem Ihr Geschick eine so günstige Wendung genommen hat, muß es ein wichtiger Zweck sein, der Lady M. nach Ihrem Hause führt. Damen der Geburtsaristokratie kümmern sich gewöhnlich nicht um große Erbinnen des Handelsstandes, mögen sie noch so reich sein!"

„Sie sind — entsetzlich aufrichtig! Aber welchen Zweck kann denn Ihrer Meinung nach die Dame im Auge haben?"

„Aus Ihrem großen Vermögen Nutzen zu ziehen und mit Hilfe desselben die Schulden ihres ausschweifenden zweiten Sohnes, des Baronet Georg D., zu bezahlen, dem wegen seines schlechten Rufes selbst der Einfluß der Mutter weder in der Armee, noch der Flotte, noch der Kirche eine Stelle zu verschaffen vermocht hat. Die Dame denkt, Helene, daß Sie froh sein werden, dem zugrunde gerichteten jüngeren Sohne mit Ihrem Vermögen wieder aufzuhelfen, um Schwiegertochter der Lady M. zu werden."

„Aber ich würde dann der Grafenkrone, die mir zufallen müßte, wenn der ältere Bruder sterben sollte, bis auf einen Schritt nahe sein. Glauben Sie nicht, daß dieselbe mir gut stehen würde?"

„Nein, Helene."

„Weßhalb nicht."

„Weil Sie, wie man sagt, nicht dazu geboren sind. Es fehlt Ihnen die Miene, das Wesen, das — wie soll ich sagen? — Das unbeschreibliche Etwas, das feine Aroma der hohen Geburt!"

„In der That, Herr Morris", rief das erstaunte Mädchen, „ich weiß nicht, ob diese Aeußerung sich mehr durch Höflichkeit oder durch Scharfsinn auszeichnet!"

„Ich weiß, daß sie nicht höflich war. Ach, Helene, die Wahrheit ist es selten! Auch habe ich mich nicht klar ausgedrückt, denn ich wollte beschreiben, was sich nicht beschreiben läßt. Aber Sie verstehen mich — nicht wahr?"

„Ja, und wenn es wirklich so ist, so wundere ich mich nur, daß die Lady M. mich als Schwiegertochter wünschen könnte."

„Sie würde Sie auch nicht für ihren ältesten Sohn als solche annehmen! aber für den jüngeren, mit Schulden beladenen erachtet sie Ihr glänzendes Vermögen als eine willkommene Aushilfe."

„Allein sie müßte mich doch als Mitglied der Familie in ihrer Umgebung dulden?"

„Keineswegs. Sie wären nur die Frau des jüngeren Sohnes. Während der Saison, wenn die Familie sich in London aufhält, würde man Sie nach irgend einem entlegenen Landhause schicken, damit Baronet Georg seinen Klub frequentiren könnte, und nur wenn sie auf dem Lande ist, möchten Sie vielleicht mit dem Ortsgeistlichen und dem Arzte zugelassen werden."

„Das ist — fast beleidigend! Weßhalb sagen Sie mir diese Dinge, Morris?" rief das junge Mädchen, tief erröthend.

„Erstlich, weil ich weiß, daß sie wahr sind, und zweitens, um Sie womöglich von einem unglücklichen Schritte abzuhalten."

„Aus welchem Grunde glauben Sie denn, daß ich in Gefahr bin, einen solchen zu thun?"

„Weil Ihr Benehmen gegen die Lady und deren verrufenen Sohn nicht so war, wie ich es von Helene Lyle erwartet hätte!“

„Sie haben mir gesagt, wie es nicht war; allein ich möchte gern wissen, wie es war.“

„Kriechend!“

„Nun, wahrlich — auf mein Wort, das ist zu arg!“ rief Helene, während sie mit vor Unwillen funkelnden Augen emporsprang und im Zimmer auf und ab schritt.

Joseph folgte ihr mit den Blicken. Ihr Gesicht war glutroth, die Augen funkelten und ihr Busen flog. Das Herz war ihm schwer wie Blei, Leichenblässe überzog sein Gesicht und seine Hände wurden eiskalt. Ihm war, als müsse er auf der Stelle sterben, denn lieber hätte er die ganze Welt beleidigt, als Helene Lyle.

Plötzlich blieb sie von innerer Bewegung keuchend, vor ihm stehen und rief:

„Kriechend? sagten Sie — kriechend?“

„Ja, ich sagte — kriechend und kann das Wort nicht zurücknehmen, weil es gerade das ausdrückt, was ich meinte, und weil ich keine mildere Bezeichnung dafür finden kann. Sie haben mich aufgefordert, die Wahrheit zu sprechen, und ich habe sie gesprochen! Ich kann nicht anders — Gott helfe mir.“

Helene wandte sich um und schritt wie vorher, in heftiger Bewegung das Zimmer auf und ab.

„Ich fürchte, daß ich Sie tödtlich beleidigt habe, Fräulein Lyle, und gehen muß“, sagte der junge Mann, seinen Hut nehmend, und sich tief verbeugend, während er an ihr vorüber ging.

„Nein, bleiben Sie!“ rief Fräulein Lyle in einem so nachdrucksvollen Tone und mit einer so gebieterischen Handbewegung, daß Joseph seine Schritte augenblicklich anhielt.

Fräulein Lyle war noch sehr aufgeregt; ihr Busen hob sich und sank, die Wangen wurden roth und wieder bleich, und aus den funkelnden Augen leuchtete die heftige innere Bewegung, die sie noch nicht ganz zu unterdrücken vermocht hatte.

„Es ist bitter, aber eine bittere — Wahrheit!“ sagte sie mit einer Anstrengung, die ihr fast den Athem raubte, sank in eine Ecke des Sophas und bedeckte mehrere Augenblicke das Gesicht mit beiden Händen. Dann wieder aufblickend, gab sie Joseph, der noch immer regungslos stand, ein Zeichen, sich auf den Stuhl an ihre rechte Seite niederzulassen.

„Setzen Sie sich, Joseph“; sagte sie. Ich habe kein Recht, mich von Ihrer rückhaltslosen Offenheit beleidigt zu fühlen, und eben so wenig dürfen Sie aus einem solchen Grunde mein Haus verlassen. Von des Tadels willen, den Sie über mich ausgesprochen haben, Joseph, ehre und achte ich Sie nur um so mehr.“

„Helene, ach wenn Sie wüßten, welchen Schmerz es mir verursacht hat, Ihnen die Wahrheit zu sagen, so würden Sie mir verzeihen“; erwiderte der junge Mann mit unsicherer Stimme.

„Ich weiß es! ich weiß es! und vergebe Ihnen nicht nur, sondern danke Ihnen! Ich sah, welchen Kampf es Ihnen kostete, diese demüthigende Wahrheit auszusprechen, und erkenne darin den Edelmuth

Ihres Charakters. Aber setzen Sie sich, — setzen Sie sich, und versprechen Sie mir, in Zukunft immer die reine Wahrheit sagen zu wollen, ohne Rücksicht darauf, wie bitter, demüthigend sie auch für meine Eigenliebe sein möge."

„Ja, Helene, ich verspreche es."

„Aber jetzt lassen Sie uns zu dem Gegenstande zurückkehren, von dem wir durch den Besuch der Lady abgelenkt wurden"; sagte Fräulein Lyle, ein kleines Seitentischchen an das Sopha ziehend, auf dem ein kleines Juwelenkästchen stand. Dieses öffnend, fuhr sie fort: „Hier, Joseph, sind einige hübsche Perlen, die ich für Ihre Braut ausgesucht habe; sie werden dem kindlichen Gesichte Elisens gut stehen. Ueberbringen Sie ihr dieselben in meinem Namen, und mit ihnen die besten Wünsche von der ältesten Freundin ihres Bräutigams."

Helenens Stimme zitterte etwas bei den letzten Worten, während sie das Kästchen Joseph zuschob. Letzterer war einige Augenblicke lang stumm vor Erstaunen; endlich sagte er:

„Ich danke Ihnen, theure Helene, für Ihre edelmüthige Absicht — aber, der Himmel sei gepriesen! ich habe keine Braut mehr!"

„Keine Braut? Wie, was meinen Sie? Ich war der Meinung, oder vielmehr, man hat mir versichert, daß Sie im Begriffe ständen, sich mit Elise Bell zu verheiraten"; rief Helene mit zitternder Stimme, während ihre Farbe stieg und sank.

„Ein solches Verhältniß bestand allerdings", erwiderte der junge Mann; „aber es wurde durch gegenseitiges Uebereinkommen wieder aufgehoben."

Helene war zu tief bewegt, um sogleich antworten zu können. Erst nach Verlauf einer Minute sagte sie, sich zwingend mit leiser Stimme:

„Das wird ein gewöhnlicher, thörichter Liebeszwist gewesen sein, der wieder ausgeglichen werden muß."

„Nimmer, Helene!" rief Joseph. — „Ich will Ihnen alles erzählen, dann werden Sie urtheilen können."

Joseph berichtete hierauf jedes Wort, das zwischen ihm und Elise gewechselt worden war.

Beide schwiegen eine Minute lang, dann begegneten sich ihre Blicke unwillkürlich.

„Joseph", sagte Helene mit leiser Stimme, „Sie haben versprochen, mir stets die Wahrheit zu sagen. — Wollen Sie es auch jetzt thun?"

„Jetzt und immer, liebe Helene."

„So nennen Sie mir den Namen der Dame, die Sie in Ihrer Einbildung so hoch erhoben haben, so sehr bewundern und, ohne es zu wissen — wie es scheint — so innig lieben."

Feuer und Eis durchströmten abwechselnd Morris Blut, während er mit von innerer Bewegung fast erstickter Stimme stotternd sagte:

„Ach, Helene! eine Dame, die durch ihren persönlichen Werth sowohl, wie durch ihren Reichthum so hoch über mir steht, daß ich nie auf ihre Liebe zu hoffen und mir selbst nicht zu gestehen gewagt habe, wie sehr ich sie hätte lieben können, wenn ich gedurft hätte."

„Ihr Name — nennen Sie mir ihren Namen!" flüsterte die junge Dame.

„Helene Lyle!“ hauchte Morris, auf die Kniee sinkend, und sein Gesicht auf ihre Hand drückend, die er ergriffen hatte.

„Und kann Helenens Liebe Sie wegen alles dessen trösten, was Sie heute verloren haben?“ fragte sie, sich tief zu ihm niederbeugend.

„Helenens Liebe — Liebe?“ wiederholte Joseph so tief bewegt, daß er kaum zu athmen vermochte.

„Ja denn, wenn sie es kann, so gehört sie Ihnen“; flüsterte sie noch leiser und hob ihn sanft auf.

Im nächsten Augenblicke saß Morris an Helenens Seite. Seine Zunge war jetzt gelöst, und mit aller Beredtsamkeit der Leidenschaft schilderte er willig horchenden Ohren seine lange verfehlte Liebe und Bewunderung und erfuhr dagegen, wie unveränderlich Helene ihn von Kindheit an geliebt und beschlossen hatte, nie einen anderen zu heiraten, und wie sie, als ihr seine bevorstehende Verbindung mit Elise Bell zu Ohren gekommen, in der Absicht, ihm nützlich zu sein, im geheimen zu den Herren Black, Brown und Comp. gegangen sei und für seine Rechnung fünftausend Pfund unter der Bedingung bei ihnen deponirt hatte, daß sie ihn, sobald seine Hochzeit stattfinde, als Theilnehmer in ihre Firma aufnehmen sollten.

Alles dies kam jetzt durch das beiden zur Pflicht gewordene Sprechen der Wahrheit an das Licht, und wie ein heller Sonnenblick durchdrang den jungen Mann die Ueberzeugung, daß er sein jetziges Glück nur der Wahrheit zu verdanken habe.

„Gott segne die Wahrheit! Ewig die Wahrheit!“ jubelte er als er spät am Abend von Helenen Abschied nahm.

„Sie hat mir zwar anfangs bittere Verlegenheiten bereitet, aber mich doch zu einem glücklichen Ende geführt, und so lange ich lebe, will ich in Zukunft nichts als die reine Wahrheit sprechen!“

* * *

Morris war gerade im Begriffe, mit einem von Freude und Glück strahlenden Gesicht in einen Omnibus zu steigen, als eine ihm wohlbekannte Stimme an sein Ohr schlug.

„Ach, da ist er ja endlich, der arme Mensch!“ rief die Stimme. „Dem Himmel sei Dank, daß wir ihn gefunden haben! Aber wie wild er aussieht, — gerade als wenn er zu springen und zu rasen anfangen wollte! Wer ihn jetzt sieht, kann keinen Zweifel hegen, daß er wahnsinnig ist. Joseph, mein armer Junge, kennst Du Deine alte Tante nicht?“ fragte Fräulein Morris, ihm ängstlich in das Gesicht blickend.

„Ob ich Dich kenne, Tante? Ei, warum sollte ich Dich nicht kennen? Ach, Tante, ich bin glücklich!“ erwiderte Joseph.

„Wirklich, mein armes Kind?“ sagte sie schmeichelnd, aber, sich vorsichtig von ihm zurückziehend, setzte sie hinzu: „Er wird immer wilder. Es wäre am besten, wenn Sie ihn gleich festnähmen, ehe er sich oder andern Schaden thut. Binden Sie ihm die Hände, damit er sich nicht losreißt; aber, bitte, machen Sie es so sanft als möglich — nicht als ob er ein Verbrecher wäre, der arme Junge!“

Der Polizeidiener, von Fräulein Morris irre geleitet, und Josephs

Aeußeres unrichtig deutend, nahte sich ihm vorsichtig und warf mit geschickter Hand einen Strick um die Arme des jungen Mannes, der nunmehr, aber zu spät, sich zu sträuben begann.

„Was ist das?“ rief er. „Was soll das bedeuten? Macht mich augenblicklich los! Was habe ich gethan? Ihr sollt es bereuen! Macht mich los, sage ich!“

„O, mein Gott, seine Raserei wird immer ärger! Joseph, mein lieber, armer Junge, sei doch ruhig und folge diesem guten Herrn. Es geschieht ja nur zu Deinem besten!“ schmeichelte Tante Morris, sich dabei jedoch in angemessener Entfernung haltend.

„Ein guter Herr? — Ein unverschämter Polizeidiener, der die Grenzen seiner Befugnisse überschreitet! Er soll seinen Lohn bekommen!“ schrie der junge Mann, sich mit allen Kräften sträubend.

„O, mein armes Kind, wir meinen es ja gut — wollen Dich nur abhalten, Unheil anzurichten.“

„Unheil anrichten? Ich glaube, Ihr seid alle verrückt!“

„So machen es diese Unglücklichen immer“, klagte die alte Frau; „sie halten einen jeden für wahnsinnig, nur sich selbst nicht.“

„Gerade wie bei den Betrunkenen“, bemerkte der Polizeidiener, welcher von der Anstrengung, sein Opfer in einen Wagen zu schaffen, feuerroth im Gesicht war.

„So gewiß ich lebe, Euch, Schurke, soll es vergolten werden, und Dir auch, Tante!“ rief Joseph wüthend.

„Ach, er weiß nicht, was er spricht, der Arme! Das ist das Schlimmste bei diesen armen Wesen, daß sie immer gegen ihre besten Freunde erbittert sind“, jammerte die alte Dame. „Aber nehmen Sie doch jemand zu Hilfe, Herr Polizeidiener!“

„Ich will helfen, Madame“; sagte ein Bettler, dem Joseph am Morgen ein reiches Almosen gegeben hatte.

Mit dem Beistande des Letzteren gelang es endlich, den angeblich Wahnsinnigen in den Wagen zu heben. Der Polizeidiener und der Bettler sprangen nach ihm hinein und bald war der Unglückliche, an Händen und Füßen gebunden, in das Zimmer seines Onkels gebracht. Zahlreiche Personen hatten sich eingefunden, um der Untersuchung seines geistigen Zustandes beizuwohnen.

Zuerst erschien der Onkel, John Morris, welcher ihn reuigen Blickes betrachtete und mit Thränen in den Augen sagte:

„Armer Junge! armer Junge! Gern würde ich ihn um Verzeihung bitten, wenn er ein Wort von dem verstände, was ich sagte!“

Dann stellte sich Dr. Cotton ein, der gefällige Hausarzt der Familie; er blickte mitleidig in das erhitzte, schäumende Gesicht des Wahnsinnigen — und seufzte; er befühlte seinen heftig schlagenden Puls, zuckte die Achseln und wandte sich endlich an die versammelten Freunde mit sehr bedenklichem Kopfschütteln.

„Was ist Ihre Meinung, Doktor?“ fragte die gutmüthige, aber von großer Furcht erfüllte Mary Morris. „Wäre es nicht am besten, wenn er gleich nach einem Irrenhause gebracht würde, wo er unter geeignete Behandlung käme?“

„Ich möchte vorher einige von seinen Bekannten vernehmen, welche ihn den Tag über beobachtet haben, ehe ich eine entschiedene Mei-

nung ausspreche"; erwiderte Dr. Cotton. „Fräulein Morris, machen Sie gefälligst den Anfang und erzählen Sie uns, welche Erscheinungen sich an Ihrem Neffen zeigten, als er diesen Morgen zum Frühstück herabkam."

„Ach, Doktor, als er in das Zimmer trat, wo wir zu frühstücken pflegen und welches dicht hinter diesem gelegen ist, hatte er einen sonderbaren Zug um die Augen und klagte über Kopfschmerz. Dann brach er plötzlich, ohne alle Veranlassung, in förmliche Wuth aus, rief, er frage nichts danach, wenn wir beide in der nächsten Minute stürben, und erschreckte mich und seinen Onkel entsetzlich, und lief dann aus dem Hause", erzählte sie, ohne zu ahnen, welcher Uebertreibung sie sich schuldig machte und wie sehr die Scene, welche sie beschreiben wollte, durch ihre Schilderung verändert wurde.

„Schrecklich! Schrecklich!" bemerkte Dr. Cotton. „Und Sie haben dieses seltene Benehmen auch mit angesehen, Herr Morris?" fragte er den alten Mann.

„Ja; aber die Möglichkeit einer Geistesstörung bei dem armen Jungen lag meinen Gedanken so fern, daß ich sogar ärgerlich wurde und sagte, ich wollte ihn enterben."

„Gut. Herr Black, wollen Sie jetzt so gut sein, uns zu erzählen —?"

„Verzeihen Sie, ich würde bitten, mich vorher zu hören", unterbrach eine andere Stimme den Arzt, „da ich wahrscheinlich die nächste Person bin, welche Herrn Morris diesen Morgen begegnete, nachdem er seines Onkels Haus verlassen hatte."

„Und was wissen Sie von der Sache, Fräulein Robinson?"

„Ich begegnete ihn diesen Morgen, und sein Betragen war sehr sonderbar und äußerst abgeschmackt; zuerst rannte er gegen mich und stieß mich mit aller Gewalt gegen die Brust, dann sagte er: mein Hut passe nicht für eine so alte Person, wie ich, sei zu leicht für eine so schwere Person und zu elegant für ein Kammermädchen. Ja, er nannte mich auch eine stark beleibte, aufgeputzte alte Kammerjungfer, wodurch er gewiß, wie Sie einräumen werden, ein Sturzbad, die Zwangsjacke und Einsperrung verdient hat, damit er nicht frei umher gehe und die Leute mit seinen abgeschmackten Einfällen beleidige."

„Er wird wahrscheinlich unter Aufsicht gestellt werden, Fräulein Robinson. Setzen Sie sich jetzt"; erwiderte der Arzt.

Fräulein Robinson zog sich zurück und schnitt dem gebundenen Opfer, während sie vorüberging, eine schreckliche Grimasse, als wollte sie sagen: „Kann ich Dich dafür ins Tollhaus bringen, daß Du mich dick und schwer genannt hast, so soll es gewiß geschehen!"

Joseph lachte. Er hatte sich von seiner Ueberraschung und seinem Zorne bereits genügend erholt, um den Verhandlungen mit einem gewissen Grade von Interesse und selbst Vergnügen folgen zu können; allein sein Lachen wurde unter den obwaltenden Umständen als ein neuer Beweis von Irrsinn angesehen und als solcher vermerkt.

Jetzt trat der älteste Compagnon der Firma Black, Brown und Comp. vor und erklärte:

Ich kann nur sagen, daß das heutige Betragen des jungen Mannes in unserem Laden sich auf keine andere Weise, als durch die

Annahme erklären läßt, daß er seinen Verstand verloren habe. Es war ganz abweichend von seinem bisherigen Benehmen; nie zuvor habe ich etwas ähnliches an ihm wahrgenommen. Als wir versuchten, ihm Vorstellungen zu machen und ihn zum Verstande zu bringen, fiel er mit den größten Schmähungen gegen uns aus, nannte uns Betrüger, Schwindler, und bediente sich jedes Schimpfwortes, das seine Zunge nur finden konnte."

„Ei, ei, ei, wie entsetzlich!"

„Ist jemand hier, meine Freunde", sagte der Arzt zu den Anwesenden, „welcher den unglücklichen jungen Mann nach der Entfernung aus dem Laden gesehen hat, so wünsche ich seine Aussagen zu hören."

„Kommen Sie, mein liebes Kind, kommen Sie; es ist zwar unangenehm, aber eine Pflicht", sagte Tante Morris, während sie ein sich sträubendes junges Mädchen vorwärts drängte und endlich bis zum Arzte brachte. „Hier, Doktor, ist Fräulein Bell, das arme Kind, bei der Joseph auch heute gewesen ist. Sie sollte mit ihm binnen kurzer Zeit verheiratet werden; aber, o Herr, wer weiß, welche Veränderungen ein Tag bringen kann!"

„Wie erschien Ihnen heute Herr Morris, mein Kind, als Sie ihn sahen?" fragte der Arzt.

Elise hielt das Gesicht mit dem Taschentuche bedeckt und schluchzte, oder gab sich wenigstens den Anschein zu schluchzen, während sie antwortete:

„Er kam heute gegen Mittag zu mir und benahm sich auf höchst grausame, heftige Weise gegen mich. Er stierte mich wild und fürchterlich an, daß ich fast die Besinnung verlor, und nannte mich ein Scheusal, einen wahren Teufel. Und jetzt, hoffe ich, wird niemand mehr erwarten, daß ich mein Versprechen halten und einen Wahnsinnigen heiraten soll, denn ich kann es nicht thun!" schluchzte sie.

„Gewiß nicht, meine Liebe, wenigstens jetzt nicht"; sagte der Doktor, auf den Elisens jugendliche Schönheit einen zu tiefen Eindruck machte, um ihre Herzlosigkeit bemerken zu können, beruhigend.

„Nein, weder jetzt, noch jemals!" fuhr sie in ihrer Selbstsucht fort. „Ich will es hiermit ausdrücklich erklären, denn wenn ein solches Verhältniß einmal abgebrochen ist und zwar mit einem Wahnsinnigen, so kann es nie wieder erneuert werden."

„Nun, Doktor", sagte der alte Morris nach dem Verhöre, „was ist jetzt Ihre Meinung? Joseph scheint ruhiger zu sein, — könnten wir ihn nicht die Nacht über hier behalten? Ich möchte den armen Jungen nicht gern heute noch einmal aus dem Hause schaffen."

„Ich fürchte", erwiderte der Arzt, „daß seine Ruhe eine Folge geistiger und körperlicher Erschöpfung ist. Sobald seine Kraft wiederkehrt, könnte er von neuem in Wuth ausbrechen."

„Ja wohl, Herr Doktor, er würde es gewiß thun!" bemerkte Fräulein Robinson, welche durchaus nicht dulden wollte, daß dem Opfer die geringste Nachsicht bewiesen werde. „Ich weiß selbst etwas von Tollheit, da viele junge Leute um meinetwillen toll geworden sind. Trauen Sie ihm nicht, Herr Morris, das ist nur List von ihm, mit der er Sie täuscht." — Wahnsinnige sind unglaublich schlau.

Er könnte sich losreißen und uns allen die Köpfe zerschlagen und das Haus anzünden."

Joseph hatte sich während dieser Zeit durch gewaltsame Anstrengung auf dem Sopha erhoben und starrte die Versammelten wild an.

„O mein Gott, sein Anfall kommt wieder!" schrie Tante Morris. „Ist denn niemand da, der einen Wagen holen will, damit wir ihn fortschaffen können, ehe er Unheil anrichtet?"

Der Bettler verstand sich dazu und eilte hinaus. Als er jedoch die Thür öffnete, begegneten ihm ein Herr und eine Dame, welche unangemeldet in das Zimmer traten. Es waren Helene Lyle und Henry Blewitt.

Joseph wollte empor springen, um seiner Braut entgegen zu eilen, wurde aber vom Doktor und Herrn Morris ergriffen und zurück gehalten. Blewitt verbeugte sich tief vor der Gesellschaft und wandte sich dann an die Dame des Hauses.

„Fräulein Morris", sagte er, „ich hoffe, Sie werden mir erlauben, die Veranlassung zu erklären, welche mich zu so ungewöhnlicher Zeit hierher führt. Der Kutscher des Omnibus, mit dem mein Freund Joseph nach der City fahren wollte, kam nach Streatham zurück und erzählte dort eine fürchterliche Geschichte von einem wahnsinnigen und rasenden jungen Mann, Herrn Joseph Morris, der festgenommen worden sei. Das Gerücht verbreitete sich, und wurde auch von Fräulein Lyles Bedienten gehört. Letzterer theilte es seiner Gebieterin mit, welche, in der Befürchtung, daß hier eine große Ungerechtigkeit verübt werde, sogleich mit ihrer Equipage nach der Stadt fuhr. Sie erwies mir die Ehre, mich zu ihrer Begleitung von meiner Wohnung abzurufen, und ich leistete um so bereitwilliger Folge, als ich den Schlüssel zu Josephs angeblicher Geistesstörung besitze. Ehe ich jedoch fortfahre, erlauben Sie mir, mich meinem Freunde zu nähern."

Mit diesen Worten führte er seine Begleiterin zunächst zu einem Sessel, zog ein Federmesser hervor, ging auf Joseph zu und durchschnitt die Bande des Gefesselten, ehe die erstaunte Gesellschaft seine Absicht errieth und verhindern konnte.

„Was thun Sie?" rief der Arzt.

„Er ist verrückt!" schrie Herr John Morris.

„Rasend!" rief Fräulein Morris.

„Er wird ein Unheil anrichten!" sagte der Doktor.

„Er wird jemand beschädigen!" fügte Herr John Morris hinzu.

„Und sich ins Wasser stürzen!" weinte die Tante.

„Er wird uns allen die Köpfe zerschmettern und das Haus in Brand stecken!" kreischte Fräulein Robinson, während sich ein jeder in entfernte Winkel des Zimmers zurückzog, um dem frei gewordenen Rasenden nicht nahe zu sein.

„Er wird nichts von alledem thun"; entgegnete Blewitt. „Der einzige Nachtheil, den er Ihnen vielleicht zufügt, ist, daß er Sie sämmtlich wegen Gewaltthätigkeit und Verleumdung verklagt. Herr Morris, Ihr Neffe ist eben so wenig wahnsinnig wie Sie und ich!"

„Sie wissen nicht, was geschehen ist! Er ist so toll wie ein Märzhase!"

„Im Gegentheil, ich weiß alles, und will es Ihnen beweisen";

erwiderte Blewitt, die Uhr aus der Tasche ziehend. „Es ist jetzt gerade zehn Uhr und daher genau vierundzwanzig Stunden seit gestern Abend um diese Zeit, als Joseph Morris und ich aus Herrn Sturms Kapelle kamen, wo wir die donnernde Strafpredigt dieses Geistlichen über die Sünde des Lügens angehört hatten. Bei dieser Gelegenheit machte ich eine Art Wette mit meinem Freunde, daß er nicht einen Tag lang selbst die gewöhnlichen, im täglichen Verkehr vorkommenden Fragen der strengsten Wahrheit gemäß beantworten könne, ohne von seinem Onkel aus dem Hause gewiesen, von seinen Prinzipalen entlassen und von seiner Braut verabschiedet zu werden, und daß er nicht acht Tage lang damit fortfahren könne, ohne sich in einem Irrenhause untergebracht zu sehen. Joseph, war das nicht unser Uebereinkommen?“

„Ja“, antwortete dieser, „so war es.“

„Der Versuch hat sich über meine Erwartung bewährt, denn kaum fünfzehn Stunden hat mein Freund ganz gewöhnliche Fragen wahrheitsgemäß beantwortet, und meine schlimmsten Prophezeiungen sind bereits eingetroffen. Jetzt, Joseph, sprich für Dich selbst!“

„Es ist wahr“, begann letzterer, „auf die einfachsten und gewöhnlichsten Fragen habe ich seit sieben Uhr dieses Morgens ruhig die Wahrheit geantwortet, und habe nicht nur alles verloren, was ich besaß, sondern bin auch den ärgsten Mißhandlungen unterworfen worden. — Onkel“, fuhr er zu Herrn John Morris gewandt fort, „wenn Du Dich der Scene an diesem Morgen erinnern willst, so wirst Du finden, daß sie sehr abweichend von der Beschreibung ist, welche Du und die Tante unter dem Einflusse Eurer grundlosen Furcht davon gegeben haben. Alles, was ich sagte, war, daß mir das Herz nicht brechen würde, wenn Du oder die Tante sterben solltest.“

„Fräulein Robinson“, sagte er hierauf zu der Kammerzofe, „gegen Ihre Anklage habe ich keine andere Vertheidigung, als daß ich, da Sie mein Urtheil über Ihre Kleidung zu hören verlangten, Ihnen dasselbe meiner Ueberzeugung gemäß gegeben habe.“

Ohne zu antworten, wandte ihm die Unversöhnliche den Rücken.

„Herr Black, auf die Beschuldigung, alle Kunden aus Ihrem Laden vertrieben zu haben, kann ich nur erwidern, daß ich es that, indem ich den Leuten die Wahrheit in Betreff der werthlosen Qualität und der übertriebenen Preise Ihrer Waaren sagte.“

„Und nun, Elise Bell“, fuhr Joseph, an seine frühere Braut gewendet, fort, „da Deine Anklage gegen mich die schwerste von allen ist, so hoffe ich, daß Du sie mindestens mildern und ermäßigen wirst. Die Beleidigung, der ich mich Dir gegenüber schuldig gemacht haben soll, bestand nur darin, daß ich sagte, Du seiest weder eine vollkommene Schönheit, noch ein Engel, war es nicht so?“

„Ja; das war so gut, als wenn Du mich ein Scheusal, oder etwas schlimmeres nanntest.“

„Nein, Elise, das war es nicht; es scheint Dir nur so, weil Du selbst die Gewohnheit hast, Dich unangenehm auszudrücken. Du bist noch kein Scheusal zu nennen, wenn Du keine vollkommene Schönheit bist, und ...“

„O, ich bitte, Herr Morris“, unterbrach ihn Elise, „nur keinen Versöhnungsversuch, denn ich will nichts davon wissen!“

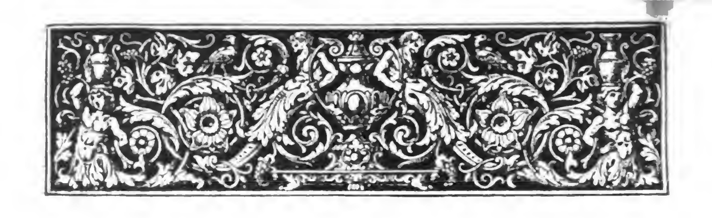
„Auch ich bin weit entfernt, ihn zu unternehmen“, erwiderte Joseph; „das Einzige, warum ich Dich bitte, ist, in Zukunft gegen denjenigen“, — und bei diesen Worten warf er einen bezeichnenden Blick auf Blewitt — „der einst bei Dir meinen bisherigen Platz einnehmen wird, aufrichtiger zu sein, als Du gegen mich gewesen bist.“

Und dann sich an seine Braut wendend, fragte er:

„Und nun, Helene, — theure Helene, — Sie, die Sie sich meiner annahmen, als ich von allen verlassen war, — was soll ich Ihnen sagen?“

„Mir?“ antwortete die junge Dame lächelnd, — „jetzt und an diesem Orte — nichts! Aber Ihren Freunden mögen Sie sagen, daß ich, da man Sie deßhalb für einen Wahnsinnigen erklärt hat, weil Sie einen Tag lang die Wahrheit gesprochen haben — in Zukunft Ihre Wärterin sein will.“





Buena Noche.

Aus meinen Reiseerlebnissen von **Waldemar Stropp.**

Buena Noche! Süßer, berauschender tropischer Sommernachtstraum! Wer einmal deinen märchenhaften Zauber gefühlt, vermag dich nimmer zu vergessen!

Weiß schimmert und leuchtet die mondbeglänzte Plaza mayor*) mit ihren Marmorfliesen, Marmorbänken, Marmorbrunnen, aus denen plätschernde Wasserstrahlen, im Licht von tausend Gasflammen wie Diamanten funkelnd, aufsteigen. Hunderte schwirren auf ihr durcheinander, in eleganter pariser oder londoner Straßentoilette, oder in bunter Nationaltracht; man sieht jede Farbennuance, vom elfenbeinmatten Teint der Creolin bis zum glänzenden Schwarz der Negresse. Schwer, fast betäubend duften in der weichen Nachtluft exotische Blumen, und die von den Damen verschwenderisch benutzten starken Parfüms, vermischt mit dem Aroma feinster Cigarillos, welche die üppig geschwungenen Lippen der Sennoritas nicht minder graziös zu halten wissen, wie die der schnurrbärtigen Dons. Durch das Rauschen und Plätschern der Springbrunnen, das Lachen, Girren und Flüstern tönen die weichen Accorde der Militärmusik und die gellenden Rufe der weißgekleideten Milch- und Eisverkäufer, die sich mit ihren Brettern durch das bunte Gewühl drängen. Im phantastischen Spiel der wechselnden Lichter funkeln die sprühenden Tropfen, die Diamanten im Haar und an den Armen der Damen, mehr als alles aber die strahlenden Blicke der glutäugigen Sennoritas. Es ist ein unaufhörliches Klingen und Rauschen, Schwirren und Girren, Glühen und Sprühen, ein Duft und Glanz! Und dieses Chaos von Tönen, Farben, Licht und Duft verschwimmt in der wollüstig weichen Nachtluft des Südens zu einem harmonischen, berauschenden Ganzen, zu einem farbenprächtigen Bilde, dessen Barockrahmen die fremdartige noch halb mittelalterliche Architektur der Municipalidad mit ihren

*) Der Hauptplatz von Lima.

alterthümlichen Holzkolonnaden, des Palazzo de Gubernio und der Kathedrale mit ihren beiden plumpen Thürmen bildete. Und über dem allen der tiefblaue Himmel Perus mit seinen leuchtenden Sternen, die hier so groß und strahlend flimmern, als könnte man sie mit Händen greifen, und der volle Mond, nicht der bleiche Geselle, wie bei uns im kalten Norden, sondern eine mächtige glutrothe Scheibe, die mit ihrem magischen Licht die Gasflammen überstrahlt, und trotz derselben scharfe Schlagschatten auf die Marmorplatten vor den alten Arkaden wirft!

Wie ein wollüstiger Rausch legt es sich über die Sinne, und die Englein im Himmel müssen an diesem „Liebet Euch unter einander“ ihre helle Freude haben, — manchmal freilich auch die Teufel in der Hölle! . . . . .

Gleich dort drüben sitzt im dunkeln Schatten hochstämmiger Myrthen und Fuchsien auf der Marmorbank ein Pärchen, bei dem das mindestens zweifelhaft ist. Dem Aeußern nach scheinen sie freilich für einander geschaffen, beide sind jung, schön, und offenbar sehr verliebt. Und doch ist Er ein Geweihter des Herrn, der junge Kaplan von San Pedro, bei dem die Damen so gern zur Beichte gehen, und doch ist Sie das Weib eines andern, ihr Gatte Don Alvar Herreira, der in ganz Lima berühmt ist wegen seines Reichthums — und seiner Eifersucht! Wenn er wüßte, daß sie auf der Buena Noche, und mit wem! Aber zum Glück weiß er es nicht, denn er ist seit gestern verreist und kehrt erst morgen zurück. Zwar hat er ihr streng verboten, während dieser Zeit überhaupt auszugehen, geschweige denn gerade hierher, an diesen Ort der Versuchung, — aber du lieber Gott, Don Alvar ist ein wunderlicher alter Mann, — alt wenigstens im Verhältniß zu ihr, in Wirklichkeit ist er ein Dreißiger, — und wofür ist man denn jung?! Und warum mußte auch just heute Seine Hochwürden Don Eusebio sie bei der Frühmesse, die man als gute Christin doch nicht versäumen darf, mit seinen schwarzen Augen so eigen ansehen und sie dann im Beichtstuhl so glühend bitten, ihn doch heute Abend auf der Buena Noche zu treffen, — natürlich nicht in Priesterhut und Soutane, sondern als eleganten Caballero? Durfte man einem hochwürdigen Herrn denn etwas abschlagen? Gewiß nicht! Und so ist sie gekommen, mit einigem Herzklopfen zwar, aber doch nur zu gern und lauscht jetzt, im Schatten halb verborgen in seinen Arm geschmiegt, mit gesenkten Augen und glühenden Wangen den heißen, süßen Worten, die er ihr in flammender Leidenschaft in das kleine Ohr raunt.

Aber noch jemand scheint mit nicht geringerem Interesse Don Eusebios Liebesbetheuerungen zu lauschen. Dicht hinter der Bank, den beiden durch die dieselbe beschattende Pflanzengruppe verborgen, lehnt unbeweglich einer der Eisverkäufer und horcht mit so gespannter Aufmerksamkeit auf jedes noch so leise geflüsterte Wort des vor ihm sitzenden Pärchens, daß er ganz vergißt, seinen durchdringenden Ruf: „quiere loche? quiere helajo?“*) erschallen zu lassen, im Gegentheil

*) „Wünschen Ew. Gnaden Milch? Eis?“ Das V. (Usbed = Ew. Gnaden) bleibt weg.

keineswegs erbaut scheint, wenn jemand eine Erfrischung von ihm begehrt und ihn dadurch auf Sekunden im Lauschen stört. Ja, als jetzt die beiden sich erheben — es ist inzwischen spät geworden — und langsam durch das hin- und herwogende Gewühl davonschreiten, hat er es so eilig, ihnen nachzukommen, daß er unter gänzlicher Nichtachtung seines eigenen Vortheils — bei einem Limener eine geradezu unerhörte Sache — einen soeben herantretenden Don, der Sehnsucht nach einer Schale Eis fühlt, ohne weiteres stehen läßt, und sich, ohne auf dessen verblüfftes Gesicht zu achten, oder auf die auf seinem Brett befindlichen Schalen und Gläser die mindeste Rücksicht zu nehmen, jenen nach, Bahn durch das Gedränge bricht. Da gehen sie vor ihm, langsam, sorglos, — richtig, jetzt biegen sie in die Calle de Correo ein, in der Don Alvars Casa*) liegt. Vorsichtig folgt er ihnen auf der anderen Seite der mondbeglänzten Straße, wo die Häuser tiefe Schatten auf den Bürgersteig werfen. Jetzt bleiben sie stehen, sie haben Don Alvars Casa erreicht — wird er mit ihr hineingehen? Der Mann drüben im Schatten hält unwillkürlich den Athem an, — seine Augen hängen wie gebannt an der Gruppe, fest drückt er sich gegen die Wand, damit ihn sein heller Anzug nicht verräth, — unnöthige Sorge! Die beiden haben nur Augen für einander, — deutlich kann er den Ausdruck ihrer Züge in dem fast tageshellen Mondlicht unterscheiden. Er spricht eifrig auf sie ein, sie scheint sich nur schwach dagegen zu sträuben, — jetzt schließt er sie fest in seine Arme und preßt heiße Küsse auf ihre verlangenden Lippen — war das ein Seufzer, ein unterdrücktes Stöhnen, was da aus dem Dunkel über die stille Straße klang? Sie fahren auseinander, Don Eusebio lauscht einen Augenblick, — pah, es ist nichts, nur der Nachtwind, der durch die Straßen zieht! Wieder will er sie an sich ziehen, aber sie entwindet sich ihm und schlüpft ins Haus, von der Schwelle wirft sie ihm noch einen Kuß zu. Er steht noch einen Moment, nachdem sie bereits verschwunden, ein triumphirendes Lächeln auf dem hübschen Gesicht, dann wandert er, sehr wenig geistlich ein lustiges Liedchen trällernd und sein elegantes Stöckchen unternehmend schwingend, augenscheinlich in behaglichster Laune die mondhelle Straße hinab. Auch der Weiße drüben löst sich nun aus dem Schatten los und eilt ihm mit langen Schritten nach. Aber er trägt jetzt keinen Kasten, scheint auch nicht mehr ängstlich darauf bedacht, sich verborgen zu halten, sondern nur, den vor ihm Gehenden so schnell als möglich einzuholen. Der dreht sich unwillkürlich um, als er die hastigen Schritte hinter sich hört, — zwei glühende Augen starren ihn an, wie die eines Tigers, der zum Sprunge ansetzt, — ein Messer blitzt in der Faust des Weißgekleideten, dessen düstere Züge jetzt vom Mond hell beleuchtet werden, — „Don Alvar!“ schreit er auf, entsetzt zurückfahrend, dann flieht er mit Windeseile seiner nicht mehr fernen Wohnung zu — der Weiße ihm nach. So geht die wilde Jagd die Straße entlang, lautlos, nur das Stampfen ihrer Fußtritte schallt durch die nächtliche Stille. Aber der Eusebio ist leichtfüßig und jung, er merkt, daß der Verfolger allmählich zurückbleibt. Wenn es ihm gelingt, sein Haus vor ihm zu

---

*) Haus.

Abend am See.

Nach einem Originalgemälde von E. Mahlknecht.

erreichen, so ist er gerettet. „Santissima madre, steh' mir bei!" betet er in seiner Todesangst. Den Heiligen sei Dank, da ist es endlich, — jetzt steht er davor, — den Schlüssel hat er unterwegs bereits hervorgezogen, — mit fliegenden Händen stößt er ins Schloß, — es geht schwer, aber die Verzweiflung giebt ihm Riesenkraft, — jetzt dreht es sich, seine Hand faßt die Klinke — zu spät! Schon steht der Bluträcher neben ihm, wieder sieht er den blanken Stahl dicht vor seinen entsetzten Augen funkeln, — „Santissima!" kreischt er, will den Stoß mit dem Arm abwehren — umsonst! — Don Alvars Hand, von glühendem Durst nach Rache geleitet, fährt unaufhaltsam nieder, — in Lima lernt man sicher stoßen — mit dem Messer im Herzen bis ans Heft bricht Don Eusebio lautlos auf der Schwelle zusammen! Ein wildes Lächeln schwebt um Don Alvars Lippen, er beugt sich über ihn, um sich zu überzeugen, ob er auch wirklich todt ist, dann springt er, ohne den blutigen Leichnam noch eines Blickes zu würdigen, mit zwei Sätzen über die Straße und verschwindet im Schatten der gegenüber liegenden Häuserreihe .....

Am nächsten Morgen fand die schwarze Zofe von Don Alvars Gemalin zu ihrem Entsetzen ihre unglückliche Herrin fast ganz entblößt und bewußtlos auf ihrem Bette liegen, an Händen und Füßen gefesselt, einen Knebel im Munde, den schönen Leib mit blutigen Striemen bedeckt, — Don Alvar aber war verschwunden und blieb es, trotzdem das beleidigte Gesetz, — dessen Arm hier allerdings nicht weit reicht, — die schwer erzürnte Kirche, — die dafür allmächtig ist, — und die racheschnaubende Verwandtschaft seiner Frau Himmel und Hölle in Bewegung setzten, um ihn auszuspüren. Ein junger Amerikaner, der ihn früher gekannt, wollte ihn zwar nach Jahren in Mexiko gesehen haben als Besitzer einer einsam gelegenen Hacienda, die er auf einem Jagdausflug zufällig berührte; hatte aber mit echt amerikanischer Nonchalance, die sich um fremde Angelegenheiten nicht kümmert, der Sache nicht weiter nachgeforscht, zumal der Mann sich anders nannte und so finster und unzugänglich war, daß auch dem Neugierigsten das Ausfragen vergangen wäre. Wenn er's wirklich war, so war er in der kurzen Zeit merkwürdig alt und grau geworden. Ob er sie je vergessen hat, jene Buena Noche? ....





Vierblätteriger Klee.

Ein Sommermärchen von A. Engel.

Ein leises Echo des Frühlings hallte noch durch die Stimmung des jungen Sommers. Es ging wie ein sanftes Träumen durch die Natur. Der Nachtigall Lied war verstummt, der Blütenschnee zerstoben, die Duftwellen des Flieders zerflossen. Aber die Stimmung von dem allen war noch da, und schmiegte sich der ahnungsvollen ernsten des Sommers zu einem wunderbaren Gemisch sinnender Schwermuth und vollen reifen Lebensbewußtseins an. Die beiden Menschen, welche den schmalen Feldweg dahinschritten, schienen als menschliche Ergänzungsstücke von der Natur selbst in dies landschaftliche Stimmungsbild hineingewoben. Die junge Frau hatte ihre Hand leicht in den Arm ihres Begleiters geschoben, in dessen vollem Haar einzelne lichte Fäden verkündeten, daß sein Alter sich nicht mehr im Maimonat des Lebens bewegte, und ebenso, bis auf die Silberfäden — den Altfrauensommer — schien es um die junge Frau zu stehen, deren Blick sinnend die blendende Luft durchdrang, um die lachende blaue Ferne zu suchen. Auch sie hatte die Ereignisse hinter sich, welche in des Lebens Frühling gerechnet werden, wie Nachtigallgesang und Fliederduft in der Natur — Brautstand und Flitterwochen, und der Wittwenschleier deckte seit Jahren alles zu, was an dergleichen erinnern konnte. Sie hatten sich vor wenig Wochen zum ersten Male gesehen, beide als Gäste auf dem Gute, dessen Felder sie jetzt durchkreuzten, und sie waren gute Freunde geworden, vielleicht gerade darum, weil ihre Lebensverhältnisse, ihre Jahre und infolge dessen auch ihre Anschauungen zu einander stimmten. Ihre Wirthe waren junge Leute und lebten in einem ungewöhnlich ausgedehnten Honigmond, und Freund und Freundin mit ihren vernünftigen Jahren und vernünftigen Ansichten fanden sich in stillschweigendem Uebereinkommen, welches mit gutmüthiger Ironie anerkannte, daß jene nicht immer um die Unterhaltung ihrer Gäste benöthigt seien.

Es war ein Sonntagmorgen. Die Kirchenglocken hatten ausgeläutet und ihren Feiertagsklang in die einsamen Felder hinausgetragen. Die frommen Landleute saßen auf den hölzernen Kirchenbänken und hörten die Ermahnungen ihres Pfarrers mit frommer Andacht an, und diese beiden hörten auch auf allerlei Sonntagsstimmen, welche die Natur ringsum ihnen zuflüsterte und deuteten selbst an der Sonntagsepistel, welche die Schöpfung ihren lauschenden Seelen predigte. Es ist etwas wunderbares um so eine Predigt ohne Laut und Schall. Die Halme rieseln an einander, ein Jauchzer einer

aufsteigenden Lerche klingt wie ein Erlösungsruf aus der übervollen Brust und aus einem verloren am Wege stehenden Busche tönt ein beglücktes, abgebrochenes Zwitschern, die stammelnde Verkündigung eines heimlichen trauten Familienglückes — das ist alles. Es ist auch etwas wunderbares um die Einsamkeit zu zweien. Während man allein oft in solchen Feierstunden der Seele und des Naturfriedens sich der Empfindung hingiebt, ganz allein in der weiten Welt zu sein, so nimmt man unwillkürlich das zweite Wesen in das Märchenreich seiner Weltabgeschiedenheitsgefühle mit auf und fühlt es sich näher stehend, als irgend etwas sonst auf dieser Erde.

Man denkt, empfindet als Doppelwesen und unterhält sich in derselben mystischen Beredtsamkeit, wie die ganze Natur ringsumher — lautlos. Die junge Frau senkte sinnend den Kopf. Er erhob den seinen und blickte umher, als sei er eben erst auf die Welt gekommen, und als habe eine Fee eben einen magischen Schleier über Wiesen, Felder und das blaue Himmelszelt gezogen. Ein leiser Ausruf seiner Gefährtin schreckte ihn auf.

„Ein vierblätteriger Klee!“ rief sie, seinen Arm freigebend und sich bückend. Mit still beglücktem Lächeln betrachtete sie ihren Fund, wie ein gläubiges Kind, das auf Feengeschenke gewartet, wie die Märchenbücher sie schildern, und nun meint, ein solches gefunden zu haben.

Er lächelte.

„Glauben Sie etwa nicht daran, daß Vier-Klee Glück bringt?“

„Glück“, sagte er nachdenklich, „das ist ein inhaltschweres Wort. Jeder glaubt es zu verstehen, niemand versteht es vielleicht recht.“

„Glauben Sie nicht, daß in dem Augenblick, indem man glücklich ist, man sich des Glückes vollständig bewußt ist?“

Er zuckte die Achsel. Ihre Blicke waren sich begegnet, verloren, wie einer im andern die Lösung eines Räthsels suchend, dann in die Ferne schweifend, als wollten sie der stummen Natur, die so voller Wunder und Schönheit wie eine Sibylle vor ihnen stand, eine Frage vorlegen.

„Glück“ — hatte er gesagt, und sie hatte dabei die Silberstreifen über seiner freien Stirn, von der er den Hut zurück geschoben hatte, betrachtet. Solche Fäden können ja unter Umständen eine Geschichte erzählen. „Glück“ — echote er noch einmal und dachte dabei, ob die glühenden Augen, die doch manchmal wie ein Paar unschuldige Kinderaugen in die Welt schauten, wohl einmal dem Glück ins Antlitz geblickt, dem Glück, wie die Natur es gerade jetzt malte, ahnungsfreudig, glühend, farbenprächtig, berauschend und doch friedvoll wie ein Weihaltar, an dem der müde Wanderer zur süßen, träumerischen Rast niedersinkt.

„Sie meinen, ich sei abergläubisch“, sagte sie, „Sie sollen sich selbst überzeugen. Ich schenke Ihnen mein Kleeblatt. Sie werden sehen, es bringt Ihnen Glück.“ Sie streckte ihm das winzige Blatt mit ihrem gläubigen Kinderblick entgegen.

Er wehrte lächelnd ab. „Wenn es wirklich so ist, dann will ich Sie Ihres Glückes nicht berauben.“

Sie zog die Hand schnell zurück und indem eine dunkle Röthe ihr Gesicht überzog, ließ sie das Kleeblatt zur Erde fallen.

Um Gottes Willen, gnädige Frau, ich wollte Sie nicht kränken", rief er hastig, „wir wollen es wieder suchen."

Sie litt es nicht, daß er sich danach bückte. „Lassen Sie doch, es hat keinen Werth mehr."

Das Herrenhaus sah aus dem Grün hervor. Die Kirchenglocken verkündeten das Ende des Gottesdienstes und die Leute mit ihren Gesangbüchern füllten plötzlich die stillen Wege. Das Paar war wieder schweigsam geworden. Der Begleiter der jungen Frau warf noch einen Blick zurück. Es war ihm, als sei dort eben eine Märchenwelt hinter ihm versunken, und er wußte, es war eine Welt, die nie wieder erstehen würde. Es gab ihm, dem vernünftigen Manne, einen Stich in die Seele, als ihre Wirthe ihnen Arm in Arm entgegenkamen und als sie unter der großen Linde um den Frühstückstisch saßen, die junge Frau mit strahlenden Augen ihres Amtes waltete und die duftenden Blüten auf das weiße Tischtuch rieselten, da kam es plötzlich über ihn, wie ein schmerzliches Erkennen dessen, was Glück ist und er dachte nur immer des kleinen am Wege verlorenen viergetheilten Kleeblattes. —

Zehn Jahre waren seit jenem Sommersonntagmorgen verstrichen — eine Zeit, welche in gewissen Jahren eine Kluft zwischen dem Menschen und seiner Vergangenheit bildet, wie sie hoffnungsloser dem reichen Manne in der Hölle nicht erschienen sein mag, als er vergeblich den armen Lazarus bat, ihm einen Trunk Wasser aus dem Himmel herüber zu reichen — als der Wechsel des Lebens dasselbe Paar auf der Kurpromenade zu Marienbad zusammenführte.

Sie hatten sich beide wenig verändert, nur der Hauch schien von ihnen genommen, den die Frühlingspoesie zurückläßt. Mit dem Sommer des Menschen ist's wie mit dem der Natur. Man läßt ausreifen, was da gewachsen ist am Lebensbaum, aber man erwartet keine Knospen mehr, aus denen sich geheime Wunderblüten entwickeln können. Die Hoffnungen sind die Kinder des Frühlings, in dem man sieht, daß „die Welt wird schöner mit jedem Tag und man weiß nicht, was da noch werden mag." Er begrüßte die alte Bekannte mit seiner ihm eigenen herzlichen Höflichkeit und blickte dabei mit unverhohlener Neugierde auf einen kleinen Haufen weißer Spitzen, der in einem eleganten Kinderwagen lag.

„Meine kleine Enkelin", sagte die Frau lächelnd, auf das rosige Etwas deutend, das aus dem blendenden Spitzenschnee auftauchte, und von dem der unkundige Beobachter nicht sich Rechenschaft zu geben vermochte, ob es ein Näschen, ein winziges Händchen, oder gar eine indiskrete Fußspitze war. Er faltete mit einem unbeschreiblichen Ausdruck aufrichtiger Ehrfurcht die Hände und sagte eine ganze Weile gar nichts. Inzwischen hatte die jugendliche Großmama der Wärterin die nöthigen Anweisungen gegeben, um dieselbe verschwinden zu machen, und nun wandte sie sich wieder dem verstummten Freunde zu und zog ihn mit sich fort zu einem höher gelegenen Spazierweg, von dem aus man zwar das karussellartige Getreibe an den Brunnen noch sehen konnte, sich selbst aber außer Hörweite befand, und dabei

statt der Parfümwolken, welche von Taschentüchern und Kleiderfalten entstiegen, den lebendigen Strom harziger Wohlgerüche der sonnenbeschienenen Fichten in sich aufnehmen durfte.

Sie erzählte ihm, daß sie mit ihrer Tochter hier sei, die damals, als sie sich kennen lernten, noch ein kleines Mädchen war. Es dauerte nicht lange, da hatte die Erinnerung den Abgrund von zehn Jahren überbrückt. Sie tauschten Nachrichten über Freundin und Freund, ihre beiderseitigen Wirthe von damals, und da es von denen nicht viel zu sagen gab, weil sie noch dieselben glücklichen, heiteren Menschen von damals waren, und das Glück ein Buch ist, dessen Inhalt eigentlich nur für den, der es besitzt, eine unerschöpfliche Lektüre erscheint, so kamen sie schnell auf sich selbst und ihr Leben. Das ihre hatte das Schicksal ihrer Tochter zum Mittelpunkt gehabt und sie war mit demselben zufrieden.

Und er? „Sehen Sie sich die Gesellschaft dort unten an und Sie kennen auch mein Leben, nur, daß ich nicht zu den Mitwirkenden, sondern zum Publikum gehöre. So eine Kurpromenade ist wie ein Börsenlokal. Man „macht“ in — o, auch in Geld, in Herzen, in Ehen, in Eitelkeit, — man trägt sein Leben nach der Mode, wie Sie Ihr Kleid und ich meinen Hut nach der Mode trage. Dort schleppen die Kranken die Stempel ihrer Lebensweise, die Last ihrer Sünden in gut gewogenen Pfunden mit sich herum und meinen, das klare Wasser der reinen Quellen sei gerade klar und rein genug, um das alles hinwegzuspülen. Sie fragen, was das mit mir zu thun habe? Fragen Sie doch den Fisch, welchen Einfluß das Element, in dem er sich bewegt, auf sein Leben übe.“

„Aber weßhalb sind Sie hier, weßhalb suchen Sie nicht zur Erholung Gegenden auf, wo Sie eine schöne stille Natur finden, ohne Menschen, bei denen Sie meinen, man könne ihre Toiletten besser im Gedächtniß behalten als sie selbst, da jene das einzig aparte an ihnen sei? Weßhalb sind Sie, z. B. nie wieder zu unseren Freunden zurückgekehrt, was dieselben so sehr wünschten und mir immer klagten, alle an Sie gerichteten Bitten und Einladungen seien erfolglos geblieben. Und doch schien es Ihnen damals gut dort zu gefallen, und Sie schienen dort Ihr Element gefunden zu haben. Ich frage Sie, warum das alles?“

„Warum das alles?“ Er blickte an den schlanken Stämmen der Fichten empor. Der blaue Sommerhimmel sah heiß und müde durch die grünen Nadeln hernieder, als wollte er sagen: von einem Modebad aus darfst du mich nicht besehen, wenn du verlangst, daß ich Erinnerungspoesie auf euch niederscheinen soll.

„Ich habe mir gewünscht, Sie noch einmal im Leben wiederzusehen, gnädige Frau“, sagte er langsam, „weil ich Ihnen ein Bekenntniß ablegen wollte, von dem ich weiß, daß es Ihnen, wenn auch nicht Freude, so doch Genugthuung bereiten wird. Ich bin abergläubisch geworden, gnädige Frau.“

„Sie?“ Sie blickte ihn erwartungsvoll an.

„Ich. — Erinnern Sie sich des vierblätterigen Kleepflänzchens, das Sie einst am Wege fanden und das mir als Pfand des Glückes anzubieten Sie die selbstlose Güte hatten?“

Sie nickte verwirrt.

„Mit jenem Blatt haben Sie damals mein Glück fortgeworfen, gnädige Frau, nachdem ich es, o, wie verblendet der schnelle Augenblick den Menschen oft findet, von mir gewiesen hatte. Wären wir, oder ich muß aufrichtig sagen, wäre ich damals zehn Jahre jünger gewesen, dann wäre mir kein Zweifel gekommen über die Absicht meines Schicksals, indem es mir jenen Augenblick schenkte. Aber so — wie jung ich in Wirklichkeit damals noch war, das haben mir diese letzten zehn Jahre bewiesen, und als ich mir selbst, der überweise Mentor meiner Entschlüsse, das „Zu spät!“ zurief, da bäumte sich in mir eine zügellose Kraft auf, welche die Jugendlichkeit meiner Empfindung weckte, wie einen schäumenden Gießbach, wild wie seine Fluten, die in taumelnder Sieges- und Machttrunkenheit alles mit sich fortreißen. Sehen Sie mich nicht so erschrocken an, gnädige Frau.“ Er nahm den Hut ab und beugte mit leisem Lächeln sein ergrautes Haupt vor ihr. „Hier die Bürgschaft, daß ich keine Thorheit mehr begehe, denn das „Zu spät“ hat mir seit zehn Jahren jeder Schlag der Stunde zugeraunt. Glauben Sie, ich sei der Mann, das in einer Minute zu vergessen? Wie es kam? eingebildete Vernunft gereifter Jahre. Ich habe sie gebüßt. Ich erkannte plötzlich in mir ein Heer von Fähigkeiten, auf die ich, wie ich meinte, in langen Jahren nicht geachtet hatte, alle gipfelten in der einen: zu lieben und geliebt zu werden, meine Seele zu einem Doppelwesen zu erweitern, wie ich es in der ländlichen Abgeschiedenheit mit Ihnen gelernt hatte. Als ich mich wieder allein fand, erschien die Welt mir plötzlich anders, und schön war sie nur, wenn sie mich an das erinnerte, was wir gemeinsam durchlebten. That sie es nicht, kam ich mir fremd in ihr vor, that sie es, machte sie mich traurig und ich wußte nicht mehr, was ich mir wünschen sollte, bis mir die süße Qual der Erinnerung ein Lebensbedürfniß wurde, wie dem Morphiumsüchtigen sein zehrendes Gift. Ich spreche für einen alten Mann zu jugendlich, finden Sie nicht? Ich kann mit Ihnen ja reden, wie ein Vater mit seiner Tochter. Also — Sie waren mir unentbehrlich geworden. Ich konnte keinen Vogel mehr singen hören und ich entbehrte sein Echo an Ihrem Herzen — das wußte ich alles schon, als Sie das Kleeblatt fortgeworfen oder ich ahnte es. Das Kleeblatt lag wie ein unheilschwerer Alp auf meinem Herzen, ich suchte es in meinen Träumen und hätte im Wachen eine Welt darum gegeben. Ein fanatischer Aberglaube war über mich gekommen und ich hatte nicht einmal mehr die Energie, meinen Fehler gut zu machen. Ich hatte zu deutlich das Gefühl: „Zu spät.“ Wie jene Zeit mir stets wie ein Märchen erschienen ist, so paßt auch das traurige Ende dazu — eine versunkene Märchenwelt. Der Märchenheld in den Büchern spielt auch oft eine so klägliche Rolle, wie ich in dem meines Lebens. Er läßt eine Perle liegen, indem er sie in seinem dummen Menschenverstand für ein Stück Glas, ein Kinderspielzeug hält. Seine irdische Plumpheit zerstört das luftige Feenreich und er findet sich wieder im öden Alltagsleben. In seinen Feierstunden träumt er wohl von dem zerstobenen Glanz, und wie ein wunderthätiger Spiegel zeigt die Erinnerung ihm die Bilder der Vergangenheit. Die Luft, welche den Wäldern entströmt, der

Duft, welcher aus den Blüten aufsteigt, sie weben ein unsichtbares Gewand um die Welt, welches, den Geist jener Tage umhüllend, aussieht, wie diese selbst, aber es ist immer nur ein Gespenst, und wenn er die Hand ausstreckt, dann zerfließt es wie einst die ganze Märchenwelt unter seiner Berührung. Man sagt von manchem Zauber, daß er alle hundert Jahre sich dem Menschen einmal enthüllt und von ihm verkannt, wieder verschwindet. Ich war so ein thörichtes Sonntagskind, gnädige Frau", schloß er, sich erhebend, „Sie haben Ihre Genugthuung und das ist mein Lebewohl, denn heute Nachmittag reise ich ab." Er reichte ihr die Hand. „Ich habe den Zauber nicht festzuhalten verstanden, er schlummert wieder in der Erde — ein welkes Vierblatt des Glücks. Meine Gedanken irren um jene Stätte und verweilen dort immer länger, je älter ich werde. Deßhalb bin ich nie wieder dort hingegangen. Man würde mich für einen Visionär halten, wollte ich persönlich so treu dieser Pietätspflichten walten, wie ich meinen Gedanken gestatte, es zu thun, ungehindert und unbelächelt von meinem vernünftigen Selbst." Er küßte ihre Hand und zog den Hut. „Wenn Sie einmal in Stimmung sind, dann lassen Sie auch Ihre Gedanken eine kurze Rast an jener stillen Wiesenstätte halten, ein rührendes Grab, wo nur ein winziges Pflänzchen ruht. Wenn aber jenes Kind, das jetzt unter Ihrer großmütterlichen Fürsorge dem Leben entgegenschlummert, einst erwachsen sein wird, dann führen Sie es dorthin. Vielleicht ist's ein Sonntagskind, dem die Zauberstunde günstig ist, und es findet es neu erblüht, das vierblätterige Kleeblatt des Glücks."

Mäuschenstill.

Wem glichen auf der Erde,
Wo so viel Schönheit lacht,
Wohl uns're jungen Damen
An Liebreiz und an Pracht?

Ist es des Lenzes Frische,
Ist es der Rose Glut?
Ist's stilles Waldesgrüßen,
Wo jeder Windhauch ruht?

Sind's liebe Zephyrdüfte,
Die schmeichelnd uns umweh'n?
Sind's Nixen und Najaden,
Die leis um Liebe fleh'n?

Sind's bunte Schmetterlinge,
Die Keiner fangen kann?
Auch nicht Dornröschens Ruhe
Im starren Zauberbann?

Ist es des Schwanes Zierde,
Der durch die Wellen streicht?
Ist es des Pfaues Prahlen,
Was unsern Damen gleicht?

Sind es der Sonne Strahlen,
Ist's stiller Mondenschein?
Nicht stilles Abendläuten,
Nicht 's Gänseblümelein?

Ist's Nachtigallenschlagen
Im süßen Monat Mai?
Auch nicht der Schwalbe Fliehen,
Wenn Spiel und Sang vorbei?

Sind's Modemagazine,
Worin sie huldvoll steh'n?
Sind's auch vielleicht Konzerte,
Wohin so gern sie geh'n?

Wohlan ich will es sagen,
So schonend, wie ich's find';
Wem uns're jungen Damen
Am meisten ähnlich sind:

„Sie gleichen feinen Weinen,
Die jeder kosten will;
Doch soll sie einer kaufen,
Ist alles — mäuschenstill."

Hans von der Vogelweide.

Ehre Deine Schwiegermutter.

Legt Dir Amor seine Binde
Um das Aug' und um das Herz,
So bedenk' in Deinem heißen
Süß empfund'nen Liebesschmerz:

Daß Du nicht allein ein Weibchen
Andachtsvoll verehren sollst,
Sondern auch den Anverwandten
Möglichst zarte Liebe zollst.

Ehre alle, die dem Herzen
Deines Weibchens nahe steh'n,
Und Du wirst voll hohen Glückes
Ihre lieben Augen seh'n.

Ein's besonders laß Dir rathen,
Sonst steht's schlimm! Das glaube mir:
„Ehre Deine Schwiegermutter,
Aber — nimm sie nicht zu Dir!"

Hans von der Vogelweide.

Nippsachen.

Am bayerischen Meer. Es ist ein herrliches Stück Deutschland, das Land der bayerischen Alpen und als eine der schönsten Stellen darin gilt mit Recht das bayerische Meer, der erhabene, großartige Chiemsee, der gerade so groß ist, wie das ganze souveräne Fürstenthum Lichtenstein. Eine höchst stimmungsvolle Anschauung von dem schönen See giebt unser Bild. Der Moment, wie die dem Priester mit dem Allerheiligsten begegnenden Bootsinsassen ihre fromme Verehrung auf dem einsamen Wasser bezeigen, wirkt ergreifend. Im bayerischen Hochland gewesen und an dem Chiemsee nur vorbeigefahren zu sein, ist ein Raub an den besten Reiseerinnerungen, meint der vielerfahrene Tourist Friedrich Lampert in seinen von seinem Gefühle für Naturschönheiten zeugenden „Bunten Fahrten" (Stuttgart, Richter und Kappler), deren anschaulicher Schilderung wir auch bei der Charakterisirung des Chiemsees folgen. Wollen wir, sagt Lampert, einen Namen für den ersten Eindruck haben, den uns die Fahrt auf dem Chiemsee macht, so müssen wir sagen, daß uns tiefe, fast traurige Einsamkeit der rechte zu sein scheint. Selbst der stillste eigentliche Bergsee kam uns so still nicht vor. Kein Kahn fast kreuzt unsern Weg, nur das kleine Dampfboot zieht seine breiten Furchen durch die ob der Störung ihres gleichmäßigen Auf- und Niederwallens erzürnt aufrauschenden Wogen. Das Deck des Chiemsee-Dampfers verhält sich zu dem des den Starnberger See durchkreuzenden, wie die Klause eines alten, mürrischen Einsiedlers zu einem übervollen Gesellschaftssalon.

Auch die Ufer scheinen einsam und menschenleer; gegen Nordosten sind sie waldig, auf der Westseite hat sich zischelndes Röhricht zwischen sie und die freien Wellen geschoben, nur wenige Ortschaften kann selbst das bewaffnete Auge erspähen.

Die Riesenhäupter der Alpen stehen da, frei von Wolken und Nebeln, sich nur eintauchend in das tiefe Blau des Himmels, das drüben, wo das Ufer flacher wird, mit dem des Sees zusammenzufließen scheint. Die schon mehr nach Westen sich neigende Sonne zieht Strahlenbänder durch die Flut, fast kein Lufthauch läßt diese stärker athmen, langsam trägt sie uns der Fraueninsel zu. Wie eine große Scheibe schwimmt diese auf den Wassern; nirgends hebt sich ihr Gestade zu einer merklichen Höhe empor. Das Boot legt an und tritt dann seine Rückfahrt für heute nach Prien an. Ich betrete den gastlichen Strand: die Linden dort an dem Wirthshaus zeigen mir den Weg. Sie führen mich zu dem alten, vom Herzog Thassilo gegründeten Kloster.

Jenseits des Friedhofs blinkt der See herein, aber das Rauschen seiner Fluten stört nicht den tiefen Schlummer derer, die so hart an ihnen gebettet, so wenig wie der Zitherklang, der jetzt vom Wirthshaus her auf den stillen Kirchhof dringt.

Junge Leute sitzen unter dem mächtigen Lindendach, das dort, das alte Künstlerwahrzeichen Frauenwörts, sich über den fröhlich Zechenden wölbt. Wir setzen uns zu ihnen; aber es sind Angehörige eines neuen Geschlechts, nicht mehr dessen, das vor Jahrzehnten Frauenchiemsee und sein Wirthshaus zu einem der gefeiertsten, von urwüchsig-genialer Laune übersprudelnden Mittelpunkt der Münchner Künstlerwelt machte.

Es wird dunkel. Es ist Zeit, daß wir noch den Rundgang um die Insel machen. Er nimmt nicht viel Zeit in Anspruch, denn Frauenwört ist viel kleiner als Herrenwört. Aber während der Wald und Hügel den Blick hemmen, geht dieser hier fast über die ganze Insel hin und überall ruht er wieder auf der blauen Seeflut. Man fühlt's so recht, daß man auf einer Insel ist, daß das Leben der stets hierwohnenden sammt ihrem Denken und Fühlen ein anderes sein muß, als derer auf dem festen Lande drüben. Es sind meist Fischerwohnungen, die den spärlichen Raum, der dem festen Boden hier gegönnt ist, besetzt halten; nur ein kleines Gärtchen ist vor jedem Hause, Feldfrüchte können sie nicht bauen; die holen sie von der „Krautinsel", die, unbewohnt, zwischen Frauen- und Herrenchiemsee, aus dem Wasser steigt. Aber in neuester Zeit haben auch die Städter Lust bekommen, sich auf Frauenwört dauernde Siedelung zu gründen.

Wie überquellendes Gold leuchtet es durch die Bäume. In unsäglicher Pracht sinkt die Sonne hinab. Ihr Sterbeglanz breitet sich wie Verklärung über die ganze Flutstrecke bis zu uns herüber. Allmählich erst wird's dunkler auf dem Wasser, dunkel auch an den Bergen drüben; nur hoch oben flammt es noch einmal auf ihnen

hell auf, dann zieht sich der Nachtschleier gleichmäßig über See, Berg und Land. Ich sitze allein noch außen — vor mir einige der köstlichen Gaben des bayerischen Meeres, nämlich vortreffliche Hechte, nicht minder preiswerthes Bier aus der Brauerei von Herrenchiemsee und dann, nachdem dem müden Leib seine Rechte geschehen, das Erinnerungsbuch der obengenannten, entschwundenen alten Zeit. Welche Fülle von Künstlerwitz und frohem Lebensmuth auf allen diesen Blättern, bald in Farbe und Zeichnung, bald in Wort und Reim! Wie viele derer, die da gemalt und gedichtet, wie sie hier gelacht und gesungen, sind nicht mehr unter den Lebenden! Als ich am andern Morgen weiterfahre, ist der Blick auf die Berge, auf die weithin gedehnten Wasserspiegel frei und klar. In einer halben Stunde legt das Boot am Strande der „Herreninsel“ an.

Der Wald ist der Herreninsel reichster Schmuck. Wie diese in ihrem ganzen Umfange unzähligen und vielartigen Gevögels Lieblingsaufenthalt ist, so hat sich jenen edles Wild erwählt. Aber all dem, den Bewohnern wie der Behausung, sowie dem, was die Menschen auf Herrenwört gebaut, drohte seit Jahren der Untergang. Die gewinnsüchtige Prosa unserer Zeit, die manchen Menschen schlimmer anfällt, als je einen Hunnen oder Vandalen sein Zerstörungstrieb, war nahe daran, der ganzen Poesie dieser Insel den Garaus zu machen. Zuerst ging's über das auch hier von Thassilo gestiftete Kloster, die Mönche waren ausgezogen und ihre Zellen und Refektorien, sammt Kirche, Bibliothek und Prälatenhaus wurden zu allem möglichen verwendet; die Kupferkuppeln des Doms, in welchem der Bischof von Chiemsee sein Hochamt gehalten, gaben vortreffliches Material für Malzdörren und Braupfannen, von den stattlichen Gebäuden verschwand eins nach dem andern, und endlich ließ man auch den Todten keine Ruhe und riß sie, ganz ohne Zweck und Nutz, nur zum Zeitvertreib des Besitzers, eines Herrn Fleckinger, aus den Gräbern, die sie in dem kleinen Kirchlein, das noch steht, gefunden hatten. In den letzten Jahren suchten sich Spekulanten den prächtigen Hochwald zum Objekt ihrer Berechnungen aus: schon war ein beträchtliches Stück der herrlichsten Stämme unter ihrer Axt gefallen, die ganze Insel drohte baumlos zu werden. Da griff auch auf diesem Gebiete der ein, der auch auf anderen, wichtigeren und bedeutenderen im rechten Moment das entscheidende Wort gesprochen, Bayerns unglücklicher König Ludwig. Sein idealer Kunstsinn sah, was aus diesem Herrenwört zu machen, was da, trotz des schon verderbten und zu Verlust gegangenen, noch zu retten und wieder herzustellen sei — und kaufte die ganze Insel. Die Waldverwüster zogen ab und die königlichen Bauleute sofort ein und bald regte sich's in den verlassenen verfallenen Hallen allenthalben in neuem geschäftigem Leben, zum Bau des Königsschlosses, das sich bald als ein wundervoller Bau, einzig in seiner Art, nach französischem Muster mit verschwenderischer Pracht ausgestattet, erhob. Man baute noch daran und arbeitete an seiner inneren, kostbarprächtigen Ausstattung und Einrichtung, da brach die bekannte Katastrophe über den König Ludwig herein, der er zum Opfer fallen sollte.

Das Wunder von Herrenchiemsee steht seitdem leer und öde in all seiner Pracht da und sein Erbauer ruht in der Münchener Königsgruft von all den schweren Irrungen und Großmannsträumen aus.

Etwas von der Familie Löwe. Die Königsfamilie ist beim Mahl. Die schlanke Antilope hat ihr Leben lassen müssen, um den Hunger der Familie Löwe zu stillen. Unser Künstler hat ein bewegtes Thierstillleben geschaffen, in welchem selbst der Gesichtsausdruck der kleinen Löwenkinder charakteristisch ist. Die kleinen Löwen sind ja auch in unseren Menagerien und Thiergärten die Lieblinge der Beschauer. Sie haben noch nicht die Wildheit des Wüstenkönigs und noch das Drollige der Katzen.

Die Lebensweise und Beschaffenheit des Löwen scheint, wie ein gründlicher Thierkundiger, der ehemalige Direktor des Wiener Thiergartens, Gustav Jäger, bemerkt, in Zusammenhang mit der Natur seiner Wohnung zu stehen. Die Beutethiere des afrikanischen Löwen (und die des persischen) sind die auf freier Steppe und in Wüstenbezirken lebenden Antilopen und Wildpferde, dem entsprechend ist der Löwe kein eigentliches Waldthier. Allerdings da, wo der Mensch ihm das Leben sauer macht, zieht er sich vielfach in den Wald zurück, allein „Wüstenkönig ist der Löwe“, d. h.

er jagt entschieden mehr im offenen Lande und seine ganze Natur ist nicht dem Waldleben, sondern dem Leben in der Steppe und Wüste angepaßt, das sagt uns schon seine Farbe. Alle Waldkatzen, vom Tiger bis zum Kater, sind gefleckt und gestreift, d. h. bunt. Der Vortheil davon ist, daß auf dem bunten und von Lichtreflexen und Sonnenringen durchzitterten Waldboden so eine Buntkatze äußerst schwer zu ersehen ist. Der Löwe trägt dagegen die Sand- und Wüstenfarbe. Ein auf einer steinigen Sandwüste liegender Löwe muß fast vollständig im Hintergrunde verschwinden, denn der dunkelmähnige gewaltige Kopf täuscht eben einen Steinblock vor.

Dem Menschen gegenüber verhält er sich erheblich anders als der Tiger. Er weicht im allgemeinen entschieden aus, und zwar im einzelnen und im ganzen.

Im ganzen insofern, als die Löwen von der Kultur sich zurückziehen; so sind sie in geschichtlicher Zeit aus einer Reihe von Ländern verschwunden, z. B. aus Europa völlig, ebenso aus Kleinasien und Palästina und vom mittleren und unteren Nillauf und bedeutend vermindert sind sie in Nordafrika und im Kapland.

Im einzelnen insofern, als stets nur einzelne, und zwar sehr alte Exemplare, denen die Fähigkeit, das flüchtige Wild zu jagen, abhanden gekommen ist, zu systematischen Menschenfressern werden, weil sie finden, daß dieser leichter zu erhaschen ist als Wild. Zuerst treibt sie der Hunger in die Dörfer, um Ziegen zu rauben, und dann geht es an den Menschen. So lange der Löwe dagegen im Vollbesitz seiner Jägerfertigkeit ist, bleibt er beim Wild als seiner natürlichen Nahrung und geht zum Angriff auf den Menschen nur dann über, wenn er von diesem angegriffen wird; dann allerdings ist er einer der furchtbarsten Gegner, die ein Mensch finden kann.

Die umgekehrte Seite, das Verhalten des Menschen zum Löwen, ist ebenfalls charakteristisch und entschieden anders als das gegen den Tiger. Aus den Berichten will mir scheinen, als ob die einheimischen Bevölkerungen dem Löwen entschieden mehr zu Leibe gehen als dem Tiger. Es ist bekannt, wie wenig Werth die Eingeborenen Asiens und Afrikas auf Menschenleben legen, während sie für die Gefährdung ihres Eigenthums, wie ja auch bei uns, entschieden empfindsamer sind. Der Löwe als Menschenfresser ist also weniger lästig als der Hausvieh würgende Löwe. Es giebt Gegenden, wo der Volksaberglauben verbietet, Tiger zu tödten; bezüglich des Löwen hat man nichts derartiges gehört, er wird überall energisch verfolgt. Allerdings werden die Eingeborenen meistens nicht mit ihm fertig, und es bedarf des Eingreifens von Europäern mit ihrem Feuergewehr, um dem Löwen die Herrschaft zu entreißen. Der Schaden, den der Löwe anrichtet, ist darum so beträchtlich, weil er stets größere Thiere mordet, von denen er nur den kleinsten Theil verzehrt, den Rest den Hyänen, Schakalen und Geiern überläßt. In der Gefangenschaft läßt sich feststellen, daß der Löwe pro Tag nicht mehr als etwa acht Pfund Fleisch braucht, und rechnen wir für den freilebenden Löwen etwas mehr, weil er mehr Arbeit hat, so ergiebt sich schon daraus eine respektable Schadensumme, da er sich fast nur von Hausthieren nährt. Diese muß aber mindestens vervierfacht werden, weil er die obengenannten Schmarotzer mit füttert. In Algier rechnet man auf den Kopf jährlich 6000 Franken Schaden, das macht z. B. auf das etwa 50 Köpfe starke Löwenkontingent der Provinz Constantine einen Jahrestribut von 300,000 Franks.

Die Gefangenschaft erträgt der Löwe im allgemeinen sehr gut und er pflanzt sich selbst unter den ärmlichen Verhältnissen, wie sie ihm die wandernden Schaubuden bieten, fort. Daß er zugleich die zähmungsfähigste Großkatze ist, das wurde schon oben berührt und das hat fast jeder Leser mit eigenen Augen gesehen. Aber ebenso gewiß ist, daß selten ein Löwenbändiger eines natürlichen Todes stirbt, es sei denn, daß er das gefährliche Handwerk noch bei Zeiten aufgiebt; denn es kommt beim Löwen wie bei allen Thieren ein Alter, in welchem sie launisch und reizbar werden. Als junge Thiere aber sind sie unbedingt sicher für ihren Herrn und folgen ihm wie nur irgend ein Hund. Früher muß es viel häufiger gewesen sein, daß man Löwen und andere große Raubthiere so zum Schutz und Vergnügen hielt wie heutzutage die Hunde, und Kaiser Karl der Große erließ eine Verordnung, welche derlei ernstlich verbietet.

Guter Rath.

Das Schachspiel ist das Leben,
Die Klugheit siegt,
Die List ob allem Streben,
Und wer nicht stetig acht giebt, der erliegt.

Ein Zug bringt Tod und Leben;
Doch einen Zug
Kann kein Verstand Dir geben,
Das ist des warmen Herzens mächt'ger Zug.

Ob auch der Freunde Rather
Im Spiel Dir nützt,
Die Götter dem nur nahten,
Deß tiefe Seele jenen Zug besitzt.

Abend am See.

Zitternd bleicht der Sonne Leuchten
Und der Wellen Glanz erblaßt.
Unter Schleiern, nebelfeuchten
Bettet sich der See zur Rast.

Träumerisch im Abendwinde
Rührt sich flüsternd das Gezweig,
Und das Blütengold der Linde
Flutet auf den Ufersteig.

Was der laute Tag zerstreute,
Eint des Abends holde Ruh.
Unter frommem Nachtgeläute
Schwebt der Weih dem Horste zu.

Schwalben ziehen ihre Kreise
Um der Giebel spitzen Bau,
Und verhallend stirbt das leise
Letzte Lerchenlied im Blau.

Frida Schanz.

Berichtigung des Autors. In dem „Berliner Brief" in Heft XI. auf Seite 581, f. sind folgende Fehler zu berichtigen: Zeile 3 von oben ist zu lesen **echtes** Kunstereigniß statt künstlerisches Ereigniß.

Zeile 7 von oben, von heutzutage statt von heute.

Zeile 8 von unten. Wie Wenige statt wie Keiner.

Zeile 7 von unten. Zählt er zu den „Auserwählten", statt Wenige sind auserwählt.

Seite 582, Zeile 8 von oben, „unser würdiger Odoardo."

Zeile 10 von oben ist hinter „nachgerade" einzuschieben: „als Hofmarschall."

Zeile 20 von oben ließ: „von welcher" und verkörpert ward, statt verkörperte.



Neueste Moden.

Nr. 1. Blouse für Mädchen.

Der Rock und die Blouse sind aus écrufarbener Spitze auf einer Unterlage



Nr. 1. Blouse für Mädchen.

von blauer Seide angefertigt. Der faltige Latztheil ist aus Seidenmousseline. Der Stehkragen, die Aermelspangen, sowie das langherabreichende Schlußtheil der Blouse sind von schwarzem Sammet. Die Strümpfe sind écrufarben.

Nr. 2. Schutzhut für Garten- und Landaufenthalt.

Das lose Kopftheil des Hutes aus beigefarbenem Mull ist mit hochstehenden



Nr. 2. Schutzhut für Garten- und Landaufenthalt.

dichten Bäuschen aus Seidengaze bedeckt, deren Enden am Hinterkopf zusammengenommen und um den Hals geschlungen sind. Der an den Seiten gerade und vorn weit vorstehende Rand des Hutes hat eine dreifache Spitzeneinfassung. Ein Strauß kleiner Blüten ist vornauf befestigt.

Nr. 3. Strohhut.

Die vorstehende Krempe des runden Hutes ist am Hinterkopf aufgebogen und innen mit braunrothem Sammet belegt. Um den Kopf schlingt sich ein schönes

breites braunrothes Band, welches hinten die Krempe emporhält und Schleifen bildet. Vornauf werden drei große Rosen mit ebensolchen Bandschleifen festgehalten. Diese Hutform ist vorzüglich bei jungen Mädchen sehr beliebt.

Nr. 4. Anzug für Mädchen von 10 Jahren.

Das Kleid aus ziegelsteinfarbenem Wollenstoff hat einen, in abwechselnd



Nr. 3. Strohhut.

schmalen und breiten Falten gelegten Rock und eine vorn schürzenartige Tunika. Die Jackentaille mit Capuchon hat eine kleine Pelerine. Ziegelsteinfarbige Schleife am Hut.

Nr. 5. Anzug für Mädchen von 10 Jahren.

Der aus weißem Wollenstoff angefertigte Anzug hat unten einen breiten Spitzenbesatz. Die lose Blouse ist zweimal zusammengenommen und vorn über ein Spitzenhemd offen. Matrosenkragen und Aermelbündchen sind von braunrothem Sammet.

48*



Nr. 4. Anzug für Mädchen von 10 Jahren.

Nr. 5. Anzug für Mädchen von 10 Jahren.

Nr. 6. Anzug für ein kleines Mädch



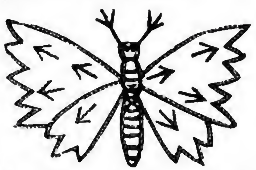
Nr. 7. Anzug für ein Mädchen von 15 Jahren

Nr. 8. Anzug für ein Mädchen von 12 Jahren.

Auch die Schleife an der Seite, sowie die Schnuren vorn herab sind braunroth. Der Strohhut ist mit braunrothem Sammet gefüttert und hat obenauf weiße Bandschleifen.

Nr. 6. Anzug für ein kleines Mädchen.

Faltenrock aus russischblauem Surah mit geklöppelter Spitze besetzt. Vorn herab ein faltiges Einsatztheil und Spitzenkragen.



Nr. 9. Schmetterling zur Verzierung von Taschentüchern 2c.

Nr. 7. Anzug für ein Mädchen von 15 Jahren.

Ueber einem beige- und mehrfarbig karrirten Faltenrock ist die Tunika an den Seiten erhoben und mit gleichfarbiger Seidenschnur befestigt. Jacke aus leichtem



Nr. 10. Unterrock aus Taffet.

Tuch mit feinen, erhabenen rothen Streifen auf Beigegrund. Die Ellbogenärmel haben eine kleine Pelerine. Rother Strohhut mit beigefarbigen Schleifen.

Nr. 8. Anzug für ein Mädchen von 12 Jahren.

Rock und Tunika aus Pompadour-Foulard mit ebensolchem Moiréband besetzt. Die Schürze und das Faltenhemd sind aus einfarbigem rosa Foulard angefertigt und vorn mit einer rosa Failleschleife zusammengefaßt. Strohhut mit dunkelrothen Schleifen. Zweifarbig rothgestreifte Strümpfe.

Nr. 9. Schmetterling zur Verzierung von Taschentüchern ꝛc.

Die äußeren Ränder der Flügel sind mit blauer Baumwolle zu sticken. Die Fühlhörner sind roth. Die Querstriche am Körper, sowie die Verzierung der Flügel sind in zwei Farben ausgeführt.

Nr. 10. Unterrock aus Taffet.

Auf einem Taffetrock sind am untern Rand desselben drei Falbeln aus zackig geschnittenem Surah aufgesetzt. Die obere derselben ist mit einem kleinen Kopf versehen. Am Rücktheile befinden sich vier solcher Falbeln bis zum Gürtel hinauf. Diese Röcke werden unmittelbar unter dem Kleiderrock getragen und ersetzen die Tournüre.



Nr. 11. Bade-Anzug.

Nr. 11. Bade-Anzug.

Dieser Anzug ist aus marineblauem und weißem Wollenstoff angefertigt und mit weißer Wollenlitze benäht. Das vorn eingesetzte Faltentheil und die Beinkleider sind weiß, die Jacke und kleinen Aermel blau.

Nr. 12. Anzug aus schwarzem Pékin und schwarzer Spitze.

Der erste Rock aus Taffet mit Spitzenschürze hat am untern Rand eine cichorienfarbige, ausgezackte Taffetrüsche. Der Ueberrock aus Pékin hat breite Falten rundum. Die anliegende Taille hat eine Spitzendraperie, welche vorn in einen Schweizergürtel, aus Sammet mit Seidenpompons verziert, befestigt ist und hinten in langen Enden herabfällt. Auch die Aermel haben unten einen ähnlichen Besatz. Hut aus grüngrauem Stroh mit schwarzen Spitzen.



Nr. 12. Anzug aus schwarzem Pekin und schwarzer Spitze.

Redaction, Verlag und Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig.

